Deutschlands Kolonien

Kurt Hassert


BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA





Steppenlandschaft bei Uromalit (Adamaua)
aus „Passarge, Adamaua". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Deutschlands Kolonien.

Erwerbungs- und Entwickelungsgeschichte,
Landes- und Volkskunde und wirtschaftliche Bedeutung
unserer Schutzgebiete

von

Dr. Kurt Hassert,
Privatdozent an der Universität Leipzig.

Mit 8 Tafeln, 31 Abbildungen im Text und 6 Karten.

1899.
Verlag von Dr. Seele & Co.
Leipzig.

Vorrede.

Als vor einigen Jahren im Colonial Institute in London die Rede auf die kolonialen Fortschritte der Deutschen kam, meinte der Marquis of Lorne, der frühere Vertreter der Königin in der Regierung der Dominion von Canada, es sei nicht so erstaunlich, dass die Deutschen sich überall in der Welt festsetzten, von der sie schon lange so gute Karten gezeichnet hätten. In diesen Worten liegt eine tiefere Wahrheit als der Redner vielleicht hineinlegen wollte. Deutschlands Besitzergreifungen in überseeischen Ländern gehören zu den politischen Aktionen, die lange geistig vorbereitet waren. Ein Volk, das seit mehr als 100 Jahren sich mit der Geographie, Ethnographie und Geschichte aller aussereuropäischen Länder so ernst und eindringend beschäftigt hat, wie das deutsche, muss einmal die praktische Anwendung seiner Kenntnisse durchsetzen. Es ist ihm nun besser auf dem wirtschaftlichen als auf dem politischen Gebiete gelungen; mit anderen Worten, seine Teilnahme am Welthandel ist rascher emporgediehen als sein überseeischer Landbesitz. Aber wenn man erwägt, dass noch ein Jahrzehnt lang nach 1870 fast alle ernsten Politiker die Kolonien als einen Luxus oder einen Schaden für Deutschland hielten, ist man erstaunt, wie bereit die Deutschen kurz darauf waren, den Weg der politischen Expansion in überseeischen Ländern zu beschreiten und wie erfolgreich es unter schwierigen Umständen geschehen ist. Das hängt eben damit zusammen, dass die politische Aktion unmittelbar an die geographische anknüpfen und die seit dem grossen Heinrich Barth herangediehene Generation von geographischen Forschungsreisenden in ihre Dienste stellen konnte. Die geschichtlichen Abschnitte des vorliegenden Buches zeigen diesen Zusammenhang auf jeder Seite. Wenn den Namen von Nachtigal und Wissmann, die schon in der vorkolonialen Periode leuchteten, die jüngeren Namen von Stuhlmann, Gruner, Zintgraff sich anreihen, sehen wir den Zusammenhang zwischen der Geographie und der Kolonialpolitik sich in die Gegenwart fortsetzen. Möge er immer eine innige Wechselwirkung zwischen Wissenschaft und Staat bedeuten!

Der berechtigte Wunsch der Nation, über ihre Kolonien gründlich belehrt zu werden, stellt nun der Geographie eine neue Aufgabe, der zuerst mancher Vortrag der Vertreter unseres Faches in den Hörsälen der Universitäten und in Versammlungen der Kolonialvereine gerecht zu werden suchte, und dem nun auch das Buch meines Schülers und Lehrgenossen Dr. Hassert, des Privatdozenten der Geographie an unserer Universität Leipzig, entgegenkommen will. Dass dieses Buch aus einem Kurse unserer „Hochschulvorträge für Jedermann" hervorgegangen ist, hat es mir leichter gemacht, dem Wunsche seines Verfassers nach einer einführenden Vorbemerkung stattzugeben; denn ich hoffe, es wird in weiten Kreisen eben soviel Beifall finden und Nutzen stiften, wie jene Vortragsreihe „Geschichte und Geographie der deutschen Schutzgebiete", die zu den erfolgreichsten unseres Unternehmens gehört hat.

Leipzig, 7. Oktober 1898.

F. Ratzel.

Diesen Worten habe ich nur wenig hinzuzufügen. Die Dreiteilung des Stoffes nach geschichtlichen, geographischen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten geht aus der Inhaltsangabe hervor, und was die benutzten Quellen betrifft, von deren Angabe wegen Raummangels im Einzelnen abgesehen werden musste, so ist die einschlägige Litteratur ausgiebig zu Rate gezogen worden. Ausserdem haben mich Herr Professor Dr. A. Kirchhoff und mehrere ausgezeichnete Kenner unserer Schutzgebiete, die Herren Marinepfarrer J. Wangemann (Deutsch-Ostafrika), Dr. H. Gruner (Togo), G. Conrau (Kamerun) und Privatdozent Dr. A. Schenck (Deutsch-Südwestafrika) in uneigennützigster Weise mit Rat und That unterstützt. Ihnen allen und meinem verehrten Lehrer Herrn Professor Dr. F. Ratzel sei für ihr bereitwilliges Entgegenkommen der herzlichste Dank dargebracht. Möge das mit warmem Interesse für die vaterländische koloniale Sache geschriebene Buch dazu beitragen, die Kenntnis Neudeutschlands fördern zu helfen und den alten Freunden der deutschen Kolonialbestrebungen neue Freunde zu gewinnen.

Leipzig, den 10. November 1898.

Kurt Hassert.

Herrn Professor Dr. Alfred Kirchhoff

zu seinem 60. Geburtstage und seinem 25-jährigen Professoren-Jubiläum

in Verehrung und Dankbarkeit

zugeeignet

vom Verfasser.

Inhalt.

Verzeichnis der Abbildungen.

Vollbilder.

Abbildungen im Text.

Karten.

Einleitung.

Seit der Begründung des neuen Deutschen Reiches hat kein politisches Ereignis innerhalb und ausserhalb der Grenzen unseres Vaterlandes solches Aufsehen erregt als die Erwerbung deutscher Kolonien. Was die einen lange wünschten und erstrebten, die andern zaudernd und vorsichtig erwogen und die dritten entschieden bekämpften, das war durch die Besitznahme Angra Pequenas endlich zur Thatsache geworden, und rasch folgten dem ersten kühnen Schritte die Flaggenhissungen in Togo und Kamerun, in Deutsch-Ostafrika und in der Südsee. Es war auch höchste Zeit, dass Deutschland zugriff. Denn allerwärts waren die Kolonialmächte thätig, die Welt unter sich zu verteilen; und es gab nicht mehr viele Gebiete, die sogenanntes No Man's Land oder herrenloses Land zur Besitzergreifung darboten.

Schon oft ist die Frage aufgeworfen worden, warum gerade die Deutschen, die seit alters als tüchtige Kolonisten bekannt sind, erst so spät dem Beispiel ihrer europäischen Nachbarn folgten und in die Reihe der Kolonialstaaten eintraten. Die Antwort auf diese Frage giebt die politische Vergangenheit unseres zersplitterten und ohnmächtigen Vaterlandes, die eine selbständige überseeische Politik unmöglich machte und uns in auswärtigen Angelegenheiten zu einem willenlosen Spielball der europäischen Seemächte herabwürdigte. Ein 1848 erschienenes Spottgedicht, das in nicht misszuverstehender Weise das Ansehen geisselt, das Deutschland damals genoss, lautet folgendermassen:

Schiffbruch hat das Schiff gelitten;
Vier entkamen nur dem Tod,
Die der mächt'ge Herr der Wüste
Vor den Herrscherthron entbot.

Als er fragte, wer sie seien,
Trat der Erste zu ihm hin:
„Kannst Du, Herr der Wüste, zweifeln,
Dass ich ein Franzose bin?"

Gnädig lächelt drauf der Herrscher,
Bot ihm freundlich seine Hand;
„Sollst erfahren, tapfrer Franke,
Meiner Anerkennung Pfand!“

„Bin ein Brite!“ sprach der Zweite,
Und der Fürst verneiget sich;
„Bin ein Russe!“ sprach der Dritte,
Und der Herr drückt ihm die Hand,
Nähert freundlich sich dem Vierten,
Der noch in der Ecke stand.

„Ich bin — ich bin —“ so stammelt dieser
Und verstummt errötend dann,
Dass der Fürst mit Zweifel schauet
Einen nach dem andern an.

Doch der Brite sprach mitleidig:
„Herr, ich weiss, wie gut Du bist,
Drum verzeih's dem armen Teufel,
Dass er nur ein Deutscher ist.“

Die ersten drei von seinen Gästen
Lud der Fürst an seinen Tisch.
„Der Vierte, sprach er, soll sich suchen
Ein Plätzchen am Bediententisch!“

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, dass der Deutsche als Kolonist im Auslande jederzeit hochwillkommen und gern gesehen war. Denn er galt als der beste Arbeiter, den man bei der Urbarmachung jungfräulichen Bodens verwenden konnte, und er gewährte zugleich die Möglichkeit, dass man mit ihm wegen der Machtlosigkeit seiner Heimat nach Belieben schalten und walten durfte. Er war, wie ein treffender amerikanischer Ausspruch besagt, der Guano oder der Kulturdünger für andere Völker, die schmunzelnd die Früchte seiner Thätigkeit einsteckten; und lange Zeit hindurch bezeichnete man es so recht unserm Wesen entsprechend, dass wir zwar keine Kolonien besässen, dass aber trotzdem ein Deutscher, Wilhelm Roscher, das beste Buch über Kolonien geschrieben habe. Wir waren eben das harmlose Volk der Dichter und Denker, das sich um die Aussenwelt nicht kümmerte. Wir waren ein Volk reich an Zierden und arm an Thaten.

Seit wenigen Jahrzehnten ist ein tiefgreifender Umschwung eingetreten, nachdem die Verbrüderung der deutschen Stämme, die durch die Kämpfe von 1866 und 1870/71 schwer errungen ward, ein kraft-

volles, auch nach aussen hin machtgebietendes Staatswesen geschaffen hatte. Im Jahre 1862 bemühte sich der berühmte Afrikareisende Gerhard Rohlfs vergebens, für einen Überfall an der algerisch-marokkanischen Grenze, bei dem er schwer verwundet und gänzlich ausgeraubt wurde, Genugthuung zu erhalten. 1880 bedurfte es nur eines Wortes des Fürsten Bismarck, um demselben Forscher, der in der Sahara ausgeplündert war, zu seinem Rechte zu verhelfen und die sonst unerreichbaren Beduinen zur Verantwortung zu ziehen.

Wie aber jedes kräftige Volk nach Ausdehnung seiner Herrschaft und seines Einflusses strebt, so führte auch die wirtschaftliche und politische Einigung des Deutschen Reiches mit einer gewissen Naturnotwendigkeit zu dem Verlangen nach eigenen überseeischen Besitzungen. Handel und Gewerbe waren nach dem letzten Kriege mächtig emporgeblüht, die Handelsmarine hatte einen ungeahnten Aufschwung genommen, und die unerlässliche Vorbedingung für jede Kolonialpolitik, eine schlagfertige Kriegsflotte, war geschaffen worden. Das deutsche Volk war im Innern so weit erstarkt, dass es die Bethätigung seiner Kraft und den Absatz seiner hochentwickelten Industrieerzeugnisse nicht mehr auf den engen Raum beschränken konnte, der ihm in Europa zugewiesen war. Die junge Grossmacht musste eine Weltmacht und damit eine Kolonialmacht werden. Somit ist die deutsche Kolonialbewegung nichts gemachtes, und sie ist weder ein Kolonialschwindel, noch ein Kolonialfieber, mit welchen Schlagworten ihre Gegner um sich zu werfen pflegen. Vielmehr ist sie im innersten Grunde wirtschaftlicher Natur und stellt sich als die Frucht und die notwendige Folge einer lange währenden Entwickelung dar. Nicht von oben herab, sondern aus dem Schosse des Volkes ist der Wunsch nach Kolonien hervorgegangen. Die Regierung hat anfangs nur zögernd diesem Drängen nachgegeben und beschränkte sich darauf, den rechtlich wohlbegründeten Erwerbungen deutscher Kaufleute ihren Schutz angedeihen zu lassen, bis sie durch den Gang der Ereignisse in selbständigere Bahnen gedrängt ward.

Seit ihrer Besitzergreifung haben sich unsere Schutzgebiete trotz mancher Misserfolge und Enttäuschungen, die keinem Kolonialvolke erspart geblieben sind und erspart bleiben werden, langsam, aber stetig entwickelt, und die Wechselbeziehungen zwischen der alten Heimat und Neu-Deutschland gestalten sich immer inniger. Aus kleinen Anfängen ist ein Besitz hervorgegangen, der heute fünfmal grösser als das Mutterland ist; und an zahlreichen, früher kaum dem Namen nach bekannten Plätzen sind deutsche Siedelungen, Handelsniederlassungen, Pflanzungen,

Missionsstationen und Militärposten als Stützpunkte zukünftiger Kulturarbeit entstanden. Die Litteratur über die Landesnatur, die Bevölkerung und die wirtschaftlichen Verhältnisse der deutschen Kolonien hat ebenfalls eine ausserordentliche Bereicherung erfahren, so dass es schon für den Fachmann, geschweige denn für den Nichtfachmann schwer ist, sich in ihr zurechtzufinden. Leider aber sind die Ansichten über unsere Besitzungen und über die Wichtigkeit der kolonialen Bestrebungen überhaupt noch sehr wenig geklärt; und gering ist die Zahl derer, die jenen keineswegs gleichgiltigen Fragen vorurteilsfrei gegenüberstehen und sich bewusst sind, dass es sich bei der Kolonialpolitik vor allem um die Sicherung der Zukunft unseres Volkes handelt. Darum ist es eine bedeutungsvolle Pflicht, das Verständnis für die koloniale Sache in immer weitere Kreise zu tragen. Denn „eine Kolonialpolitik ist überhaupt nur dann möglich, wenn sie von einer Mehrheit des nationalen Willens mit Entschlossenheit und Überzeugung getragen wird". (Fürst Bismarck im Reichstage, am 2. März 1885.)

---

1. Geschichtlicher Überblick.

Die Vorgeschichte der deutschen Kolonialbestrebungen.

Der Wandertrieb ist eine den Deutschen seit Urzeiten eigentümliche Erscheinung, wenngleich er vielfach auch durch die Übervölkerung bedingt ward, die damals wie heute einen Überschuss brachliegender Kräfte erzeugte. Der wenig entwickelte Landbau vermochte dem Boden nicht genug Erträge abzuringen, und deshalb blieb wegen der ausserordentlich raschen Bevölkerungszunahme einem grossen Teil der Bewohner nichts übrig als die heimatliche Scholle zu verlassen. Von dem Wandern deutscher Stämme erzählt uns schon unsere früheste Geschichte, indem vor 2000 Jahren die Cimbern und Teutonen nach Süden zogen und landheischend ins Römerreich einfielen. Noch viel gewaltiger waren die Wirkungen der Völkerwanderung, die seit Beginn des Mittelalters die Germanen überall in Europa verbreitete und einzelne Scharen sogar bis nach Nordafrika verschlug. Während die äussersten Vorposten aus Mangel an Zuzug wieder unter den fremden Stämmen aufgingen, blieb ein fester und unverfälschter Kern in Westdeutschland zurück. Er leitete ein unaufhaltsames Rückströmen des christlichen deutschen Elements nach Ostdeutschland und in die heutigen russischen Ostseeprovinzen ein, wo sich nach dem Abzuge der germanischen Bevölkerung heidnische Slaven festgesetzt hatten. Diese Bewegung begann unter Karl dem Grossen und hielt, von einigen späteren Zuzügen abgesehen, bis ins 14. Jahrhundert hinein an. Mit ihr ging Hand in Hand eine tiefgreifende Umgestaltung im sozialen und wirtschaftlichen Leben unseres Volkes Seit den Kreuzzügen (1095—1291) wurde Deutschland, das bis dahin mit dem Welthandel und den Hauptverkehrsstrassen in keinem unmittelbaren Zusammenhange stand, ein Durchgangsland für den mittelalterlichen Welthandel, und gleichzeitig entwickelte sich bei der rasch anwachsenden Bevölkerung ein leistungsfähiges deutsches Städtewesen.

Gegen Ende des 13. Jahrhunderts war nach ebenso langwierigen als grausamen Kämpfen, mit denen die Namen des Gründers des

älteren deutschen Reiches, des Königs Heinrich I., der Kaiser Otto I. und Friedrich Barbarossa, des Herzogs Heinrich des Löwen, des Markgrafen Albrecht des Bären, des Fürstenhauses Wettin, des deutschen Ordens und des Schwertbrüderordens eng verknüpft sind, das ganze Gebiet östlich der Elbe und Saale ein deutsches Land geworden. Aus den alten Grenzburgen gingen die Städte Berlin, Leipzig, Meissen, Magdeburg, Merseburg, Halle, Zeitz, Posen, Königsberg, Riga, Dorpat und viele andere hervor, und mit der Eroberung hielt die deutsche Einwanderung gleichen Schritt. Der Gegensatz zwischen Siegern und Besiegten ging gänzlich verloren, und auf dem fremden Boden entstanden neue deutsche Staaten. Denn teils wurden in den erbitterten Kriegen die Slaven ausgerottet, teils darnach so gründlich germanisiert, dass heute nur noch einige Sprachinseln, z. B. die Wenden des Spreewaldes und der Niederlausitz und zerstreute Ortsnamen an ihre einstige Verbreitung erinnern. Man erkennt sie meist leicht an der Endung -itz, -witz oder -plitz, aber auch Namen wie Leipzig (von lipa Linde), Bautzen oder Budissin (Ort des Gottes Budisch) u. s. w. sind slavischen Ursprungs. In den verwüsteten Gebieten siedelten sich an Stelle der früheren Bewohner deutsche Bauern, Handwerker und Kaufleute an, die weitgehende Vorrechte erhielten und den Grund zu einem kraftvollen deutschen Bürgertum legten. Die Kolonisten stammten vornehmlich aus Süddeutschland, Westfalen und den Niederlanden. Sie sind die eigentlichen Pioniere des Deutschtums und des Christentums im Norden und Osten unserer Heimat gewesen und haben in hervorragender Weise zur Stärkung jener neuen Staatengebilde beigetragen, von denen später die Neugestaltung ganz Deutschlands ausgehen sollte. Auch weit nach Süden reichen die Ausläufer des deutschen Elementes. Am bekanntesten sind die Siebenbürger Sachsen, die Sprache und Sitte bisher treu bewahrt haben und mit den übrigen deutschen Stämmen in inniger geistiger Verbindung stehen. Alles in allem bezeichnet die Ausbreitung des deutschen Volksgebietes während des Mittelalters die grossartigste und wirkungsvollste Kolonisation, die Europa seit den Tagen des Römerreiches gesehen. Soweit jetzt in Europa die deutsche Zunge klingt, soweit ist sie schon damals verbreitet worden. Später hat sie nur unerhebliche Fortschritte gemacht, und an den äussersten Grenzen, in Russland, Ungarn und Tirol, ist sogar ein entschiedener Rückgang zu verzeichnen.

Mit der deutschen Kolonisationsarbeit zu Lande berührte sich aufs fruchtbarste die Handelsthätigkeit der deutschen Hansa zur See. Zwar hat der in der Weltgeschichte einzig dastehende Kaufmannsbund

keine eigentlichen Kolonien gegründet, nachdem ein von seinem Vororte Lübeck unternommener Versuch gescheitert war. Aber dafür umsäumte er die Küsten der Nord- und Ostsee mit blühenden Handelsniederlassungen und zog durch die Anlage zahlreicher ausserdeutscher Faktoreien und Kontore in Brügge (später Antwerpen), London, Kopenhagen, Bergen, Stockholm, Moskau, Nischni Nowgorod u. s. w. den ganzen nord- und osteuropäischen Handel an sich. Am Ausgange des Mittelalters, zu Beginn des 15. Jahrhunderts, war die Hansa die erste Handelsmacht Nordeuropas geworden, um deren Gunst Könige und Fürsten warben. Ein denkwürdiges Zeugnis ihres Einflusses ist die englische Münze Pfund Sterling, die nichts anderes bedeutet als ein Pfund Osterlinge, d. h. ein Pfund Geld aus dem Osten; und noch jetzt erinnern an jene grosse Zeit der deutsche Stahlhof in London und der deutsche Kaufhof in Nischni Nowgorod. Freilich war nach heutigen Begriffen der hansische Handel in mancher Beziehung drückend und lief oft auf eine rücksichtslose Ausbeutung und Monopolisierung der wichtigsten Handelszweige hinaus, von denen namentlich der Heringsfang die Grundlage eines ungeheuren Reichtums bildete, weil die Hansa halb Europa mit dem bei den häufigen Fastenzeiten viel begehrten Fische versorgte. Aber man darf nicht vergessen, dass die Eingeborenen jener Länder damals noch nicht imstande waren, die Erzeugnisse ihres Landes selbst zu gewinnen und zu eigenem Nutzen zu verwerten. Das lernten sie erst von der Hansa.

Nachdem die Hansa mehr als zwei Jahrhunderte hindurch die Herrschaft auf den nordischen Meeren, insbesondere auf der Ostsee behauptet hatte, folgte ein unaufhaltsamer Verfall. Der schon so vielen Unternehmungen verhängnisvoll gewordene Erbfehler der Deutschen, die Uneinigkeit und die Neigung zu Sonderbestrebungen, verursachte innere Wirren und eine falsche innere Politik. Zu diesen Schwierigkeiten gesellten sich allerorts auswärtige Feinde in Gestalt der immer mehr erstarkenden nordischen Staaten, die nunmehr die ihnen lästig gewordene Bevormundung und den eine freie Entfaltung hindernden hansischen Zwischenhandel abzuschütteln suchten. Ein Stück des Bundes nach dem andern bröckelte ab, die Aussenplätze gingen verloren, der Auslandshandel wurde immer mehr beschnitten, und endlich versetzte das Zeitalter der Entdeckungen, das dem Verkehr ganz neue Bahnen anwies, der Hansa den Todesstoss. Bisher war der Handel überwiegend ein Landhandel mit Asien gewesen, der in erster Linie Italien und nicht zum wenigsten auch Deutschland zu gute kam. Nunmehr wurde sein

Schwerpunkt nach Westeuropa verlegt und der Überlandverkehr durch den billigeren, bequemeren und schneller zum Ziele führenden Seehandel mit Asien und Amerika verdrängt. Da die Hansa kaum noch die Trümmer ihres nordischen Verkehrs zusammenzuhalten vermochte, so stand sie den neuen Verhältnissen machtlos und teilnahmlos gegenüber und liess es ruhig geschehen, dass der Welthandel in holländische und englische Hände überging. Auch im übrigen Deutschland übte die Aufsehen erregende Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien keine nachhaltige Wirkung aus, weil religiöse Streitigkeiten die Aufmerksamkeit voll und ganz beanspruchten. Während daher die andern Staaten Europas die räumlich erweiterte Welt unter sich zu verteilen begannen, blieben die Deutschen dem Ringen nach überseeischem Besitz gänzlich fern.

Bloss die umsichtigen süddeutschen Kaufherren, die in demselben Masse an Bedeutung gewonnen hatten, als die Hansa sank, trugen der veränderten Lage in kühner und grossartiger Weise Rechnung. Vor allem sind zu nennen die Nürnberger und Ulmer Handelshäuser der Welser, Fugger, Vöhlin und Ehinger. Sie errichteten Niederlassungen in den Hauptstädten Südeuropas, gründeten Pflanzungen auf den Kanarischen und Westindischen Inseln und beteiligten sich durch Einzahlung von Geld oder durch Ausrüstung eigener Schiffe an Handelsfahrten nach der neuen Welt. Die Fugger suchten sogar eine deutsche Besiedelung Chiles ins Leben zu rufen; aber am bekanntesten ist das deutsche Kolonisationsunternehmen in Venezuela geworden.

1528 erhielten die Ehinger das kurz zuvor entdeckte Küstenland, das wegen der entfernten Ähnlichkeit eines indianischen Pfahlbaudorfes mit Venedig Venezuela oder Klein-Venedig genannt wurde, von der Krone Spanien als Familienlehen und begannen sofort mit seiner Ausnutzung. Zu diesem Zwecke wurde auch eine Anzahl sächsischer Bergleute aus dem Erzgebirge mitgenommen. Die hohen Kosten aber, denen nur sehr geringe Einnahmen gegenüberstanden, stürzten die Ehinger in Zahlungsschwierigkeiten und veranlassten sie, ihren Besitz an die kapitalkräftigeren Welser, damals das zweitreichste Kaufmannsgeschlecht Europas, abzutreten. Die von ihnen eingesetzten Feldhauptleute oder Statthalter führten eine Reihe von Expeditionen ins unbekannte Innere aus, die, dem Zuge der Zeit entsprechend, viel weniger auf die wirtschaftliche Erschliessung des Landes, als auf die Erbeutung von Edelmetallen gerichtet waren. Ambrosius Ehinger oder Alfinger durchstreifte die Uferlandschaften des Magdalenenstroms und das Schneegebirge der

Heiligen Martha, bis er dem Giftpfeile eines Indianers erlag. Nikolaus Federmann durchwanderte die ungeheuren Urwälder am Fusse der Cordilleren und gelangte bei einem späteren Zuge auf die Hochebene von Bogotá, wo er im Verein mit zwei anderen spanischen Abenteuerercharen den Grund zu Sta. Fé de Bogotá, der späteren Hauptstadt der Republik Columbia, legte. Sein Nachfolger Georg Hohermuth drang auf der Suche nach dem fabelhaften Goldkönig Dorado bis in die Nähe des Äquators vor, vermochte jedoch ebensowenig wie seine Vorgänger das ersehnte Goldland zu finden. Philipp von Hutten endlich zog fünf Jahre lang im Quellgebiete der nördlichen Zuflüsse des Amazonenstromes umher, bis er 1546 von einem spanischen Rebellen überfallen und samt seinem Begleiter Bartholomäus Welser, dem zukünftigen Oberhaupte der Firma, grausam hingerichtet wurde.

Dieser letzte und schwerste Schlag lähmte die Unternehmungslust der hartgeprüften Welser völlig. Nachdem sie für ihre Besitzung so viele Opfer an Geld und Menschenleben nutzlos verschwendet, sich selbst aber auch durch einen geradezu wucherischen Handelsbetrieb höchst unbeliebt gemacht hatten, verzichteten sie nach einigen Jahren müssigen Zusehens 1555 endgiltig auf die Erneuerung ihrer Lehensansprüche. So ging nach kaum 27 Jahren die erste deutsche überseeische Kolonie elend wieder zu Grunde, einerseits wegen des religiösen Hasses und der Handelseifersucht der Spanier, andererseits wegen des mangelnden Rückhaltes, den sie im eigenen Lande fand. Der günstige Augenblick, in Amerika festen Fuss zu fassen, war unwiederbringlich verloren, und der Dreissigjährige Krieg vernichtete vollends den Wohlstand und das Ansehen des Reiches, während die westeuropäischen Mächte die Seeherrschaft der Spanier brachen und im Verein mit Russland einen Teil der Welt nach dem andern an sich rissen. Dagegen machte die Zerstückelung Deutschlands in eine Unzahl schwächlicher Kleinstaaten überseeische Unternehmungen ein für allemal aussichtslos, und obendrein hatte man genug zu thun, um durch innere Kolonisation die durch den entsetzlichen Krieg verwüsteten und entvölkerten Fluren wieder zu heben.

Gleichwohl trat auch im 17. Jahrhundert an Deutschland mehrmals die Möglichkeit heran, Kolonien zu erwerben, und mit diesen Bestrebungen ist der Name des ebenso merkwürdigen als vielseitigen bayrischen Finanzmannes Johann Joachim Becher eng verbunden. Bei seinen volkswirtschaftlichen Plänen handelte es sich unter anderm um die Erwerbung einer bayrischen Kolonie in Amerika; und die deswegen mit den

Holländern geführten Unterhandlungen berechtigten schon zu der Hoffnung, dass ihre Besitzung Neu-Amsterdam, d. h. nichts geringeres als das heutige New-York, in bayrische Hände übergehen würde. Da machten die Engländer einen Strich durch die Rechnung, indem sie in ihrer bekannten Art Neu-Amsterdam ohne jeden Rechtsgrund wegnahmen. Erneute Verhandlungen wegen der Abtretung eines Stückes von Holländisch-Guyana an Bayern führten zu keinem Ergebnis, und ebensowenig gelang es Becher, den Kaiser zur Gründung einer deutschen Ost- und Westindischen Handelsgesellschaft zu bewegen. Trotz alledem hielt er beharrlich an seinem Ziele fest und fand endlich im Grafen Friedrich Kasimir von Hanau einen Fürsten, der voll und ganz auf seine Vorschläge einging. Schon war das Abkommen unterzeichnet und durch ein Festmahl gefeiert, in dem sich Holland zur Abtretung eines Küstenstreifens in Guyana bereit erklärte, als es Bechers Gegner durch ihre masslosen Angriffe durchsetzten, dass auch sein letztes, aus ehrlichster Überzeugung entsprungenes Unternehmen scheiterte. Er begab sich nach Holland und, als ihn seine Feinde dort nicht in Ruhe liessen, nach London, wo er 1682 als armer Mann gestorben ist.

Wie ein Lichtblick fällt in jene traurige Zeit die Herrschaft Friedrich Wilhelms, des Grossen Kurfürsten, der den Grund zur brandenburgisch-preussischen Macht legte und sofort erkannte, dass ein Volk nur dann in die Höhe kommen könnte, wenn es auf dem Meere eine Rolle spielte. Er selbst hat sein volkswirtschaftliches Bekenntnis in die denkwürdigen Worte gefasst: „Der gewisseste Reichthumb und das Aufnehmen eines Landes kommen aus dem Kommercium her. Seefahrt und Handel sind die fürnehmsten Säulen eines Estats, wodurch die Unterthanen beides zu Wasser als auch durch die Manufakturen zu Lande ihre Nahrung und Unterhalt erlangen." Nicht in seiner verarmten Heimat, die mit ihrem bescheidenen Binnenhandel im Weltverkehr keine Rolle spielte, sondern in Holland, das damals als die hohe Schule der Volkswirte und Staatsmänner galt und trotz seiner Kleinheit durch seine Kolonien zu Macht und Reichtum gekommen war, hatte er die hohe Bedeutung überseeischen Besitzes kennen gelernt; und es stand bei ihm fest, seinem Reiche dieselben Segnungen zu verschaffen. Wie ein roter Faden zieht sich durch seine Politik das Streben, eine Seeküste zu gewinnen, eine Flotte zu errichten, am Welthandel teilzunehmen und Kolonien zu gründen. Ein Rückblick auf dieses Streben nach Ausbreitung hat noch heute Interesse, zumal man oft die Ansicht hören kann, dass unser erstarktes Vaterland nirgends

wo anders als bei sich selbst etwas zu suchen habe, während andere Staaten sich bemühen, ihrem Handel neue Absatzgebiete zu eröffnen und uns die Thore zu sperren.

Freilich fehlte dem Grossen Kurfürsten nichts weniger als Alles, um seine Ziele zu verwirklichen. Seine über ganz Norddeutschland zusammenhangslos zerstreuten Länder hatten keinen geeigneten Zugang zum Meere, die wenigen Handelsstädte waren klein und unbedeutend, und der ein kümmerliches Dasein fristende Kaufmannsstand verhielt sich den Neuerungen gegenüber gleichgiltig oder ablehnend. Trotzdem sicherte sich Friedrich Wilhelm in dem verabschiedeten holländischen Admiral Gijsels van Lier einen sachkundigen Berater und dachte schon 1647, also noch vor Beendigung des Dreissigjährigen Krieges, daran, eine Brandenburgisch-Ostindische Handelskompagnie ins Leben zu rufen. Die Dänen versprachen ihm hierbei weitgehende Vergünstigungen bei der Durchfahrt durch den Sund und boten ihm ihre Niederlassung Tranquebar in Vorderindien zum Verkauf an. Aus Mangel an Geld kam aber das Unternehmen nicht zu stande, und die 13 Jahre später von neuem versuchte Gründung einer Ostindischen Handelsgesellschaft im Bunde mit dem Kaiser, mit Bayern und Spanien (Vergl. S. 10) fiel demselben Schicksal anheim. Nunmehr verflossen 20 Jahre, während deren wichtigere politische Ereignisse die Aufmerksamkeit des Kurfürsten in Anspruch nahmen. Kaum aber hatte er sich in dem siegreichen Feldzuge gegen die Schweden unter Beihilfe eines neuen Ratgebers, des ebenfalls aus Holland stammenden Schiffsrheders Benjamin Raule, erst aus eroberten und gemieteten und später aus eigenen gekauften Fahrzeugen eine Kriegsflotte geschaffen, als er es wagte, seine Flagge auch ausserhalb der Ostsee zu zeigen. Nicht ohne Erfolg band er mit Spanien an, das ihm eine Schuld von 2 Millionen Thalern trotz wiederholter Mahnungen nicht bezahlen wollte und sich vor dem kleinen Marquis von Brandenburg völlig sicher glaubte. Nun endlich geschahen die ersten zum Ziele führenden Schritte überseeischer Erwerbungen; und wie der in Vorschlägen unermüdliche Raule der Schöpfer der brandenburgischen Kriegsmarine war, so ist er auch der Vater dieses letzten und bedeutendsten Kolonialunternehmens Kurbrandenburgs gewesen.

1680 schloss der Kapitän Blonck mit drei Negerhäuptlingen an der westafrikanischen Goldküste einen Vertrag ab, nach dem sie ihr Gebiet am Kap der drei Spitzen unter brandenburgischen Schutz stellten, die Anlage einer Befestigung gestatteten und bloss mit brandenburgischen

Schiffen in Handelsbeziehungen zu treten versprachen. Der rege Verkehr, der sich in der Folge entwickelte, veranlasste den Kurfürsten 1682 zur Gründung der Brandenburgisch-Afrikanischen Handelsgesellschaft, die mit weitgehenden Vorrechten ausgestattet wurde. Unter anderm durfte sie Sklavenhandel treiben, der bei allen europäischen Staaten bis ins 19. Jahrhundert hinein als ein ehrenwertes und vor allem gewinnbringendes Gewerbe galt.

In demselben Jahre ging eine neue brandenburgische Expedition nach Westafrika ab, um den Eingeborenen die Bestätigung des mit ihnen vereinbarten Abkommens zu überbringen. Trotz des Widerstandes der Holländer, die in den Brandenburgern einen unliebsamen Nebenbuhler sahen, erbaute der Oberbefehlshaber Major Friedrich Otto von der Gröben das Fort Grossfriedrichsburg und schlug noch während der Arbeiten einen Angriff der von den eifersüchtigen Holländern aufgewiegelten Nachbarstämme durch einen einzigen Kanonenschuss zurück. Durch Landankauf und Schutzverträge wurde die Goldküstenkolonie nicht unerheblich erweitert und nach und nach durch drei andere Werke, die Dorotheenschanze und die Forts Sophie Louise und Taccarary, verstärkt. Ferner erwarb der Kapitän Kornelius Reers 1687 an der Küste von Arguin einen neuen ausgedehnten Landstreifen, der Brandenburg lange Zeit eine wichtige Stellung im afrikanischen Gummihandel einräumte. Um sich auch in Amerika festzusetzen, pachtete der Kurfürst einen Teil der westindischen Insel St. Thomas von den Dänen und schuf, um die überseeischen Angelegenheiten ausgiebiger zu fördern, in Berlin als oberste Marinebehörde die Admiralität. Gleichzeitig wurde der Kriegshafen und der Sitz der Brandenburgisch-Afrikanischen Kompagnie von Königsberg nach Emden verlegt, weil die offene Nordsee einen viel besseren Stützpunkt darbot als die abgesperrte Ostsee und weil die krämerhafte Kurzsichtigkeit der Königsberger Kaufleute den weit ausschauenden Plänen des Landesherrn hindernd entgegenstand. Endlich errichtete Friedrich Wilhelm in Emden eine Kompagnie Marinesoldaten, die später auf drei Kompagnien vermehrt ward und brauchbare Leute für die militärische Bemannung der Kriegsflotte und für die Kolonialtruppe liefern sollte. Sie war somit das Urbild unseres heutigen Seebataillons.

Leider hat das brandenburgische Kolonialunternehmen niemals einen rechten Aufschwung genommen, weil trotz des lebhaften Handels die Ausgaben meist grösser als die Einnahmen waren. Die unausgesetzten Feindseligkeiten der Holländer, die damals dieselbe wider-

wärtige Rolle spielten wie in unserer heutigen Kolonialpolitik die Engländer, verursachten ebenfalls Verluste über Verluste und führten schliesslich trotz des bestehenden Friedens zur Wegnahme zweier brandenburgischer Befestigungen an der Goldküste. Das treulose Benehmen Hollands, gegen das er sich stets hilfsbereit gezeigt, erbitterte Friedrich Wilhelm aufs höchste, und der Ausbruch des Krieges stand unmittelbar bevor, als der Tod den Grossen Kurfürsten 1688 aus seinem bewegten Leben abberief.

Mit seinem Hinscheiden war der Verfall seines Doppelwerkes, der Kriegsflotte und der Kolonien, besiegelt. Wohl brachte Friedrich III., der spätere König Friedrich I. von Preussen, der kolonialen Sache reges Interesse entgegen, indem er eine neue Handelsgesellschaft, die Amerikanisch-Ostindische Kompagnie, ins Leben rief. Er trug sich sogar mit dem Gedanken, der aber an dem bestimmten Einspruche Spaniens scheiterte, die Landenge von Panama in Mittelamerika zu besetzen, um sich von den Dänen auf St. Thomas unabhängig zu machen. Dafür belegten die Brandenburger das als herrenlos geltende Krabbeneiland zwischen Puertorico und St. Thomas mit Beschlag, thaten indes nichts, um den neuen Erwerb zu sichern, so dass mittlerweile die Dänen ihre Flagge auf der Insel hissten. Auch sonst besass Friedrich III. nicht den Willen, die ihm zur Verfügung stehenden Machtmittel voll und ganz gegen seine kolonialen Gegner einzusetzen, die darauf ausgingen, die Entwickelung der brandenburgischen Seemacht im Keime zu ersticken. Die Brandenburgisch-Afrikanische Kompagnie geriet infolgedessen immer tiefer in Schulden, da die zu ihrer Unterstützung getroffenen Massregeln unzulänglich waren. Der Handel lag schliesslich so darnieder, dass einer der in Arguin ansässigen Kaufleute über jene Zeit der Thatenlosigkeit und des Verfalles schreiben konnte: „Wir haben gegessen, sind spazieren gegangen, haben einer den andern angesehen, bisweilen gefischt und immer der guten Hoffnung gelebt, es würde ein Schiff mit Ladung kommen. Weil aber keines kam, sind wir zu unserm Leidwesen allzu müssig gewesen.“ Um den Zusammenbruch zu vermeiden, wurde das Recht des Handelsbetriebes mit den Kolonien an holländische Kaufleute abgetreten, doch hatte dieses Zufluchtsmittel bei den fortgesetzt kriegerischen Zeiten keinen dauernden Erfolg. Als obendrein der mit Undank belohnte und ungerechterweise der Unterschlagung angeklagte Raule unschuldig ins Gefängnis geworfen ward und später arm und verlassen in Hamburg starb, da war das Mass voll. Seine Anhänger und Widersacher verschleuderten das Eigentum der Kompagnie, unred-

liche Beamte richteten weiteren Schaden an, und die feindlichen Seemächte kaperten ein Fahrzeug nach dem andern, so dass die einst so stolze Gesellschaft nur noch ein Bild des Jammers bot. Von dem rührigen Leben, das früher in Emden herrschte, war keine Spur mehr vorhanden. Die unfertigen Schiffsrümpfe verfaulten im Hafen, die Gläubiger drängten und nicht minder die Witwen und Waisen der umgekommenen Soldaten und Beamten. Der König von Arguin sandte sogar seinen Neffen nach Europa, um die Kompagnie an ihre vertragsmässigen Verpflichtungen zu erinnern. Schliesslich blieb dem Landesherrn nichts übrig, als die Rechte der Gesellschaft für erloschen zu erklären und die Reste ihres Besitzstandes als sein Eigentum zu übernehmen.

Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. war jede Hoffnung auf ein Wiederaufblühen der Kolonien ausgeschlossen. Fortan geschah nichts mehr für sie, obwohl sie seit 10 Jahren fast vergessen waren und sich kümmerlich vom Schleichhandel erhalten mussten. Der nüchterne Soldatenkönig versprach sich vom afrikanischen Handel überhaupt nichts und wollte keinen Pfennig mehr für die verlorene Sache aufwenden, die ihn bloss deshalb interessierte, weil sie ihm Spielleute für seine Armee lieferte. Schon in der zweiten Woche nach seiner Thronbesteigung bot er die afrikanischen Besitzungen für 150—200000 Thaler zum Verkauf aus. Da indes niemand den verlangten Preis zahlen wollte, trat er sie 1718 kurzer Hand für 7200 Dukaten und 12 Mohren an die alten Widersacher der brandenburgisch-preussischen Kolonialpolitik, die Holländer, ab. Der Negerhäuptling Jan Cuny aber, der mit dem Oberbefehl über Grossfriedrichsburg betraut worden war, wollte wohl weniger aus Anhänglichkeit an Preussen als vielmehr um sich selbständig zu machen, die Festung nicht herausgeben. Er hielt sieben Jahre lang den Holländern stand, bis er nach gänzlichem Verbrauche der Munition in die Wälder seiner Heimat flüchtete, wo er verschollen ist.

Einige Jahre früher, 1721, musste sich auch Arguin den Franzosen ergeben, nachdem seine kleine Besatzung unter dem pflichtgetreuen Kapitän Jan Wynen der Übermacht der Belagerer solange Widerstand geleistet hatte, bis eine gangbare Bresche gelegt worden war. Für St. Thomas fand sich gar kein Liebhaber, und die Entscheidung über das Schicksal der dortigen Faktorei schleppte sich noch bis 1731 hin, wo die Dänen die Niederlassung samt den Warenvorräten als Ersatz für den seit Jahren schuldigen Pacht mit Beschlag belegen und öffentlich versteigern liessen.

So fiel die kühne Schöpfung des Grossen Kurfürsten nach kurzem Bestande in nichts zusammen, und seitdem war Deutschland aus der Reihe der Kolonialmächte gestrichen. Wohl gab es späterhin noch manche überseeische Handelsgesellschaften, aber keine verfolgte kolonialpolitische Ziele mehr.[1]) Die Ursachen dieses an sich traurigen, vom praktischen Gesichtspunkte aus jedoch nicht sonderlich beklagenswerten Ausgangs liegen teils in dem Widerstreit weitblickender Einsicht und unzulänglicher Kraft, teils in dem engherzigen Geiste jener Zeit, die für nationale Aufgaben kein Verständnis zeigte. Scheitern musste das Unternehmen ferner an dem Mangel einer starken Seemacht, der bei den eifersüchtigen Bemühungen der grösseren Kolonialstaaten, jeden schwächeren Nebenbuhler sofort zu unterdrücken, doppelt fühlbar war. Schuld trugen endlich die unaufhörlichen Kriegswirren, in die Preussen verwickelt war, und die Ungunst seiner geographischen Lage.

Friedrich der Grosse war ebenfalls ein grundsätzlicher Gegner kolonialer Unternehmungen. Er suchte in erster Linie die weiten unbebauten Flächen im eigenen Lande zu besiedeln und die Wunden des Siebenjährigen Krieges durch Begünstigung der Einwanderung zu heilen. Dabei leiteten ihn nicht bloss volkswirtschaftliche Erwägungen, sondern er wollte zugleich ein Bollwerk gegen das Polentum schaffen. Aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands, vor allem aber aus Österreich, Böhmen[2]) und aus Polen selbst zog er über 300000 meist um ihres Glaubens willen vertriebene Ansiedler ins Land und verteilte sie vornehmlich auf die östlichen Provinzen. Bei allen diesen Bestrebungen vernachlässigte er jedoch keineswegs den Seehandel, der nach Aufhebung der einengenden Isolier- und Monopolsysteme und durch Eröffnung des britischen Freihandels immer mehr in die Bahnen des Welthandels einlenkte. Nicht mit Unrecht schätzte ihn der grosse König

---

[1]) Erwähnung verdient die vornehmlich aus holländischen Kaufleuten bestehende, aber unter kaiserlich deutscher Flagge segelnde Ostender Handelskompagnie, deren Schiffe 1716 zum erstenmal in Vorderindien erschienen. Sie errichtete Faktoreien an der Koromandelküste, in Bengalen und Canton und trieb trotz der Gewaltthätigkeiten ihrer Konkurrenten, der Engländer, Franzosen und Holländer, einen gewinnbringenden Handel, bis sie 1731 der Politik zum Opfer fiel. Später nahm Österreich nochmals einen Anlauf zu kolonialer Entfaltung, indem es 1778 die hinterindische Inselgruppe der Nikobaren besetzte und auf einem der zahlreichen Eilande eine Niederlassung anlegte. Wegen des ungesunden Klimas gab es aber die neue Erwerbung bald wieder auf und hat sich seitdem nicht mehr an ähnlichen Unternehmungen beteiligt. Der Schwerpunkt der österreichischen Interessen liegt heute im Orient.

[2]) Böhmische Niederlassungen sind z. B. die Orte Nowawes und Rixdorf bei Berlin.

deshalb als eine reiche Einnahmequelle und förderte die preussische Seeschiffahrt in solcher Weise, dass sogar England eine Anzahl seiner Fahrzeuge auf deutschen Werften bauen liess. Friedrich II. erklärte Emden zum Freihafen, und dort entstanden nacheinander mehrere staatlich begünstigte Handelsgesellschaften, deren bekannteste die Ostasiatische und Bengalische Handlungs-Kompagnie geworden sind. Trotzdem sie mit China in regem Verkehr standen, gestaltete sich ihr Betrieb nicht sonderlich günstig, weil die Engländer die unbequemen Konkurrenten auf jede Weise zu schädigen suchten. Freilich liess der alte Fritz diese Übergriffe nicht ungeahndet, allein es fehlte ihm eine ausreichende Kriegsflotte, zu deren Bau er sich trotz aller Vorstellungen nie entschliessen konnte. Ferner gab es in Preussen noch keinen zielbewussten Kaufmannsstand, und endlich scheiterten die handelspolitischen Unternehmungen an dem harten Kampfe ums Dasein, den der Preussische Staat um die Mitte des vorigen Jahrhunderts gegen seine übermächtigen Feinde führen musste. Um so nachhaltiger war die Gründung der nach mannigfachen Anfeindungen, Wechselfällen und Umgestaltungen noch heute bestehenden Seehandlung, einer Aktiengesellschaft unter staatlicher Aufsicht, die durch Anknüpfung direkter Handelsverbindungen mit den von preussischen Schiffen nicht besuchten Häfen von Ostasien und Amerika der fortschreitenden Industrie neue Absatzgebiete eröffnen sollte.

Auch in jener Zeit mangelte es nicht an Freunden der kolonialen Sache, und zu ihnen gehörte in erster Linie der alte Nettelbeck, der berühmte Verteidiger von Kolberg. Er legte Friedrich II. und seinen Nachfolgern dreimal den Plan vor, in Guyana eine Pflanzungskolonie zu gründen und sie von einer an der Guineaküste zu errichtenden Niederlassung aus mit Sklaven zu versorgen. Die andauernd kriegerischen Zeiten vereitelten aber seine Absichten, zumal die Napoleonischen Kriege den deutschen Handel auf Jahre hinaus völlig lahm legten. Erst als 1815 der Friede gesichert war, begann die heimische Schiffahrt wieder aufzublühen, und das schwer geprüfte Land erholte sich allmählich. Hand in Hand mit dem wirtschaftlichen Aufschwung ging die ausserordentliche Zunahme der Bevölkerung, die das Bedürfnis nach einer Ableitung des Überschusses immer dringender erscheinen liess. Da nun Deutschland nicht den geringsten Kolonialbesitz sein nannte, so war es natürlich, dass der Menschenstrom das, was ihm die enge Heimat nicht bieten konnte, im Auslande suchte. So entstand die deutsche überseeische Auswanderung, die durch ihre Folgen viel bedeutender geworden ist als

die mittelalterliche deutsche Auswanderung nach Ost- und Südosteuropa. Den Mangel an eigenen Kolonien mussten vor allem die deutschen Ansiedelungen in Amerika ersetzen. Denn von jeher war Nordamerika das gelobte Land für die Auswanderer, und die praktischen Amerikaner unterstützten den Fremdenzudrang in jeder Weise, ohne Rücksicht auf Volkszugehörigkeit und Religion, um ihre ungeheuren brachliegenden Fluren nutzbar zu machen. Hieraus erklärt es sich, dass 85—95 % der deutschen Auswanderer die Vereinigten Staaten von Nordamerika aufsuchten, während der Rest sich über Mexiko, das gemässigte Südamerika, das aussertropische Südafrika und Australien verteilte. In Asien wurde Syrien 1869 ein deutsches Kolonisationsgebiet, indem dort die württembergische Sekte der Tempelgemeinde fünf blühende Niederlassungen anlegte. In den Donauländern siedelten sich ebenfalls Deutsche an, und nicht minder bekannt sind die deutschen Kolonien in Russland (bei St. Petersburg, in Bessarabien, Südrussland, im Kaukasus und an der Wolga) die zum Teil schon von Peter dem Grossen ins Leben gerufen wurden und meist von Süddeutschen und Mennoniten bewohnt werden. Neben diesen grossen Verbreitungsgebieten der Deutschen im Auslande giebt es noch eine Reihe kleiner deutscher Siedelungen, z. B. die Kolonie Pozuzu in Peru und die Kolonie Tovar in Venezuela. So sind unsere Landsleute heute über die ganze Welt zerstreut, und man schätzt die Zahl derer, die innerhalb des 19. Jahrhunderts die Heimat verliessen, auf etwa 6 Millionen Seelen. Freilich ist das Deutschtum vielerorts in Gefahr. In Russland, Böhmen und Ungarn schreitet die Russifizierung, Tschechisierung und Magyarisierung der fremden Elemente unaufhaltsam fort. Ebenso hat es sich längst herausgestellt, dass das Deutschtum in den Vereinigten Staaten nur durch beständige Einwanderung aus der alten Heimat erhalten werden kann. Da der Zuzug jedoch seit Jahren sehr erheblich nachgelassen hat und auch keine Aussicht vorhanden zu sein scheint, dass er wieder den früheren Umfang annimmt, so sind die Tage der deutschen Sprache in Amerika gezählt.

Schon die älteste deutsche Auswanderungsgesellschaft, die 1683 von Pistorius in Frankfurt a. M. gegründet wurde, hatte einige Familien nach dem Quäkerlande Pennsylvanien gebracht. Der von ihnen angelegte Ort erhielt den Namen Germantown (Deutschenstadt) und bewahrte ein ganzes Jahrhundert hindurch seinen deutschen Charakter. Aber im 18. Jahrhundert war die deutsche Auswanderung gering, weil sie fast als Staatsverbrechen angesehen und hintertrieben wurde. Durch die Kontinentalsperre und die Kriege Napoleons war sie gänzlich unter-

bunden und nahm erst seit 1815 einen ungeahnten Aufschwung an. Ausser den eben erwähnten wirtschaftlichen Gründen waren es noch politische Plackereien, unerträgliche gesellschaftliche Zustände und religiöser Druck, die namentlich in den 40er Jahren die Auswanderung gewaltig anschwellen liessen. Viele Jahre hindurch sank seitdem die jährliche Auswanderung nicht unter 50000 Köpfe hinab oder bewegte sich gar zwischen 100000 und 250000 Seelen. In der Fremde erregte der Auszug dieser Massen so sehr die Aufmerksamkeit, dass die Brüsseler Akademie eine Preisarbeit darüber ausschrieb. Die einzelnen deutschen Regierungen dagegen schenkten der Bewegung nur geringe Beachtung, obwohl schon 1839 ein Dr. Seitz für die Gründung einer deutschen Kolonie eintrat und auf die ungeheuren Geld- und Menschenverluste hinwies, die eine natürliche Folge der Auswanderung waren. Man begnügte sich, die Leute aus ihrem Unterthanenverbande zu entlassen und sie vor unbedachter Auswanderung zu warnen. So kam es, dass sie von gewissenlosen Agenten und Schiffsführern oft in empörendster Weise ausgebeutet wurden und dass man jene Vorgänge nicht mit Unrecht als Viehtransport und Sklavenhandel bezeichnete. Deshalb vereinigten sich Privatleute zu Gesellschaften, um sich ihrer Volksgenossen anzunehmen. Leider wurden sie bei ihrem menschenfreundlichen, uneigennützigen Bemühen nicht immer von ehrlichen Helfern und erfahrenen Reisenden, sondern vielfach von zweifelhaften, gewinnsüchtigen Spekulanten geleitet, und ausserdem fehlte ihnen die wohlwollende Unterstützung des Staates. So musste ihre Wirksamkeit erfolglos bleiben, ja sie stifteten wiederholt mehr Schaden als Nutzen, und die meisten dieser Vereinigungen gingen nach kurzem Bestande wieder ein.

Bereits 1821 machten mehrere Gesellschaften den stets misslungenen Versuch, deutsche Niederlassungen in Mexiko, Mittel- und Südamerika ins Leben zu rufen. Ebenso wenig Glück hatten die zahlreichen Auswanderungs- und Kolonisationsvereine, die während der 40er Jahre rasch nacheinander in den verschiedensten deutschen Staaten entstanden und von denen einige genannt sein mögen.

1842 kaufte eine Hamburger Kolonialgesellschaft, deren Seele der Syndikus Karl Sieveking war, die Chatham Islands bei Neuseeland von der Neuseeländischen Walfisch-Kompagnie. England aber, das anfänglich gar keine Hoheitsrechte geltend gemacht hatte, erhob plötzlich Besitzansprüche auf die für seine Interessen wertlose Inselgruppe, und so scheiterte ein Unterfangen, das bestimmt war, das erste Glied einer

Kette über die ganze Erde zerstreuter deutscher Ansiedelungen zu bilden.

Als zwei Jahre später die preussische Regierung dem Anerbieten Mexikos, die Auswanderung in seine nördlichen Provinzen zu leiten, keine Folge gab, schlossen sich in Mainz deutsche Fürsten und Edelleute zum Deutschen Adelsverein zusammen. Er wollte sich der deutschen Einwanderer in Texas annehmen und die damals noch zu Mexiko gehörige Provinz kolonisieren, von deren Boden, Klima und Reichtum man zu jener Zeit eine sehr günstige Meinung hegte. Thatsächlich legte der junge Prinz Karl von Solms-Braunfels, der Führer der ersten Auswandererschar, den Grund zu den Städten Neubraunfels und Friedrichsburg. Aber schon nach vier Jahren nahm der Verein ein klägliches Ende, nachdem 5000 von ihm nach Texas geschaffte Menschen zu einem grossen Teil elend umgekommen waren. Die Schuld lag nicht sowohl an den Ansiedlern, unter denen es viele Faullenzer und unbrauchbare Elemente gab, als vielmehr an der Vereinsleitung. Sie kaufte ausgedehnte Gebiete, ohne von deren Lage und Beschaffenheit die geringste Ahnung zu haben, und ging mit einer Leichtfertigkeit und Rücksichtslosigkeit sondergleichen vor, indem sie durch ihre lügenhaften Vorspiegelungen immer neue Opfer anlockte und ins Elend stürzte.

Etwa gleichzeitig mit dem Texas-Unternehmen entstand in Berlin der Preussische Kolonisationsverein für die Moskitoküste in Mittelamerika. Obwohl der Landkauf an den übertriebenen Forderungen des englischen Spekulanten scheiterte, machten sich auf Veranlassung des Justizrates Keber in Königsberg, eines vom besten Willen beseelten, aber der Dinge durchaus unkundigen Mannes, 115 Auswanderer nach dem armen und obendrein wegen seiner bösartigen Fieber verrufenen Gebiete auf. Sie landeten im kläglichsten Zustande und wären rettungslos zu Grunde gegangen, wenn sich der englische Konsul ihrer nicht angenommen hätte.

Dagegen gelang es dem 1849 gegründeten und ausnahmsweise noch heute bestehenden Hamburger Kolonisationsverein, im gemässigten Südbrasilien blühende Kolonien anzulegen und die dort schon zu Beginn der 20er Jahre gegründeten deutschen Siedelungen erheblich zu verstärken. Zu den einwandernden Bauern, meist Rheinländern, Pommern und Schwaben, gesellten sich bald Geschäftsleute und Gewerbetreibende, die sich vorwiegend in den Hafenplätzen festsetzten. Dort förderten sie einerseits den deutschen Einfluss und wurden andererseits die Abnehmer der von ihren Landsleuten im Innern gewonnenen Erzeugnisse, sodass

bald ein reger Handel entstand, der den in- und ausländischen Wettbewerb siegreich aus dem Felde schlug und rasch einen bedeutenden Umfang annahm. Obwohl die ersten Einwanderer nicht sonderlich kapitalkräftig waren und sich aus sich selbst emporarbeiten mussten, sind doch die brasilianischen Niederlassungen unter allen deutschen Kolonien im Auslande am besten gediehen. Ohne jeden Schutz seitens des Mutterlandes und trotz mannigfacher Schwierigkeiten haben sie dank dem unermüdlichen Streben eines Hermann Blumenau, Karl von Koseritz und anderer wackerer Männer ihr Deutschtum unverfälscht bewahrt im Gegensatze zu den Deutschen Nordamerikas, die schon nach wenigen Geschlechtern im englisch-amerikanischen Volkstum aufzugehen pflegen Um so traurigere Erfahrungen machten dagegen die ins tropische Brasilien eingewanderten Landsleute. Viele erlagen dem verderblichen Klima der heissen Zone, und zahlreiche andere wurden durch das bestehende Parceria- oder Halbpachtsystem in ein sklavisches Abhängigkeitsverhältnis gebracht. Die Kolonisten erhielten nämlich den ihnen angewiesenen Grund und Boden nicht als freies Eigentum, sondern übernahmen nur dessen Bewirtschaftung und empfingen dafür die Hälfte des Ertrags. Bei einem wohlwollenden, rechtlichen Herrn und bei guter Ernte hatten beide Teile grosse Vorteile. Andererseits blieb es nicht aus, dass gar manche Pächter in eine verzweifelte Lage gerieten, weil sie unter dem Druck widriger Verhältnisse den Pacht nicht bezahlen konnten, und durch die Berichte jener Unglücklichen kam ganz Brasilien in den übelsten Ruf. Deshalb erliess die preussische Regierung 1859 eine erst 1896 wieder aufgehobene Verordnung, das von der Heydt'sche Reskript, die mit ihren strengen, die Auswanderung nach Brasilien beschränkenden Bestimmungen geradezu einem Auswanderungsverbote gleichkam. War auch diese Massregel durchaus angebracht gewesen, so hätte sie lediglich für das tropische Brasilien gelten und den ganz anders gearteten Süden von vornherein ausnehmen sollen. Dann wäre das durch beständigen Zuzug verstärkte Deutschtum dort eine zusammenhängende, achtunggebietende Macht geworden, während das Heydt'sche Reskript so, wie es erlassen wurde, eine schwere Schädigung der im besten Zuge befindlichen deutschen Kolonisation bedeutete. Sie geriet nunmehr bedenklich ins Stocken, und fast schlimmer noch als die Beschränkung des Zuflusses empfanden die Kolonisten das Eindringen fremder, vor allem italienischer Elemente, durch welche die brasilianische Regierung die deutschen Ansiedler zu trennen und zu schwächen suchte. Heute schätzt man die Zahl unserer in Rio Grande do Sul, Sta. Catharina, Parana und Sao

Paulo ansässigen Landsleute auf 165000 Seelen, deren Unterstützung durch neuen Zuwachs allerdings dringend notwendig ist. Nachdem man lange Zeit vergebens alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, um eine Aufhebung oder Beschränkung des unheilvollen Erlasses zu erwirken, ist er endlich als nicht mehr zeitgemäss ausser Kraft gesetzt worden. Bei der Abfassung des neuen deutschen Auswanderungsgesetzes wurde die Wichtigkeit Südbrasiliens ausdrücklich betont, so dass man die neue Auswanderungspolitik der Regierung nur aufs wärmste begrüssen und billigen kann. Begünstigung der deutschen Einwanderung nach Südbrasilien ist für das Mutterland und für die noch dünn bevölkerten deutsch-brasilianischen Kolonien zur Wahrung der bereits errungenen Vorteile und zur Steigerung der gegenseitigen Handelsbeziehungen von gleich wohlthätigem Einfluss. Ebenso sollte das heimische Kapital, das bisher fast noch gar nichts für Südbrasilien gethan hat, aus seiner Zurückhaltung heraustreten und es nicht mehr geschehen lassen, dass sich dort lediglich englisches Geld mit reichem Gewinn breit macht. Allerdings kann von einer Landerwerbung in politischem Sinne nicht die Rede sein, selbst wenn man sich der Hoffnung auf einen dereinstigen Zusammenbruch der Brasilianischen Republik hingeben wollte. Eines solchen Schrittes bedarf es indes gar nicht, wenn nur sonst, wie es thatsächlich in den Südstaaten der Fall ist, die Vorbedingungen für die Ausbreitung der deutschen Kulturarbeit vorhanden sind.

Mit dem riesigen Anschwellen der Auswanderung und wegen der oft bitteren Klagen der Auswanderer konnten sich die deutschen Regierungen auf die Dauer der Verpflichtung nicht mehr entziehen, durch Einrichtung von Konsulaten, Konzessionierung und Überwachung der privaten Auswanderungsagenturen und Anstellung staatlicher Agenten ihre Landeskinder in der Fremde zu schützen. Die öffentliche Meinung drängte immer mehr zu einem solchen Schritte, und einige kleinere Staaten gingen 1847 mit gutem Beispiele voran. Seit jenem Jahre giebt es eine vollständige Statistik über die Zahl der aus deutschen Häfen beförderten Auswanderer.* Später folgte Preussen mit ähnlichen Verordnungen nach. Doch erlosch von Anfang der 50er Jahre an für längere Zeit in Deutschland die Bewegung nach dem Erwerb überseeischer Besitzungen und nach Leitung der Auswanderung. Erst die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes und später des Deutschen Reiches nahm sich der Angelegenheit wärmer an, wenngleich die Reichsregierung einer eigentlichen Leitung der Auswanderung immer noch nicht näher getreten ist.

Es war aber leicht erklärlich, dass sich die einzelnen Staaten wegen ihrer Machtlosigkeit zur See allen Auswanderungs- und Kolonisationsbestrebungen gegenüber ablehnend verhielten, da sie nicht einmal ihre Unterthanen im eigenen Lande vor fremden Übergriffen schützen konnten. Es gab 14 verschiedene Flaggen deutscher Staaten, aber nicht eine anerkannte deutsche Flagge. Die europäischen Seemächte schädigten ungestraft die deutsche Schiffahrt, und nicht genug damit, auch die nordafrikanischen Barbareskenstaaten Tripolis, Tunis, Algier und Marokko nahmen viele deutsche Fahrzeuge weg und dehnten ihre Raubzüge sogar bis in die deutschen Nordseehäfen aus. Während England, Frankreich und Spanien den Seeräubern wiederholt nachdrückliche Züchtigungen zu teil werden liessen, war das wehrlose Deutschland auf fremde, namentlich auf schwedische und türkische Hilfe angewiesen, und deutsche Schiffe, die nach dem Mittelmeer abgingen, wurden von den Versicherungsgesellschaften schliesslich gar nicht mehr oder nur zu den höchsten Prämiensätzen angenommen. Das waren schlagende Beweise dafür, dass eine Nation, die ihren überseeischen Handel nicht selbst zu schützen im stande ist, die grössten Demütigungen über sich ergehen lassen muss. Trotzdem hatte der Abgeordnete von der Ölsnitz mit seinem Antrage, Preussen solle eine Flotte von 130 Schiffen bauen und Afrika kolonisieren, keinen Erfolg. Da brachte mit einem Male der Krieg gegen Dänemark 1848 eine entscheidende Wendung. Dem kleinen, aber seetüchtigen Gegner war es ein leichtes, die feindlichen Häfen zu sperren, und ein paar dänische Korvetten genügten, um den Seehandel von 40 Millionen Deutschen lahm zu legen. Wohl hatte schon Preussen einige Jahre früher den Versuch gewagt, sich zur See wehrhaft zu machen, indem es eine kleine Korvette baute und die Herstellung anderer plante; aber es erntete überall in Deutschland nur Hohn und Spott. Jetzt war mit einem Male die Notwendigkeit einer Kriegsflotte erkannt, und der Darmstädter Nationalverein für deutsche Auswanderung regte nebst seinen zahlreichen Zweigvereinen den in neuester Zeit wieder aufgenommenen Gedanken an, aus freiwilligen Beiträgen eine Kriegsflotte zu schaffen. Von allen Seiten gingen Geldspenden ein, und an den Sammlungen beteiligte sich in hervorragender Weise der eben erst gegründete deutsche Frauenverein, dessen Mitglieder die Kosten zum Bau des Kriegsschooners „Frauenlob“ aufbrachten. Mehrere grosse Hamburger Rheder stellten drei Segelschiffe zur Verfügung und zeichneten über 100000 Thaler. Die Frankfurter Nationalversammlung bewilligte 6 Millionen Thaler und betraute mit der Ausarbeitung der

Flottenpläne eine technische Kommission, an deren Spitze Prinz Adalbert von Preussen stand.

Zum ersten Admiral der deutschen Bundeskriegsflotte wurde ein Leipziger, Karl Rudolf Brommy oder Bromme aus Anger-Crottendorf, ernannt, der bereits mit Auszeichnung auf der amerikanischen Handelsflotte und in der griechischen Kriegsmarine gedient hatte. Trotz der geringen Mittel, die ihm zur Verfügung standen, erhöhte er den Bestand der Bundesflotte bald auf 9 Dampfer, 2 Segelfregatten und 27 Kanonenboote und lieferte den Dänen bei Helgoland ein siegreiches Gefecht. Leider nahmen die politischen Verhältnisse Deutschlands bald eine sehr ungünstige Wendung, und es zeigte sich, dass die junge Schöpfung von Anfang an den Keim des Siechtums in sich trug. Mehrere Staaten zahlten ihre Marinebeiträge nicht ein, und obendrein gönnte die gegenseitige Eifersucht die Leitung der Marineangelegenheiten nicht Preussen, das die meisten Geldopfer gebracht hatte. Namentlich Hannover, das sich mit der Hoffnung schmeichelte, die Vormacht Deutschlands in der Nordsee zu werden, hetzte und wühlte auf jede Weise. Nüchternen Politikern drängte sich schliesslich die Überzeugung auf, dass die Auflösung des Geschwaders der einzige Ausweg sei, und schon nach wenigen Jahren (1852) konnte die Welt das den deutschen Namen tief beschämende Schauspiel erleben, dass die junge Flotte im Auftrage des Bundes meistbietend versteigert wurde. Der oldenburgische Staatsrat a. D. Hannibal Fischer musste das Verkaufsgeschäft vollziehen und ist deshalb noch heute, allerdings mit Unrecht als derjenige verrufen, der die deutsche Marine unter den Hammer brachte. Der Wettbewerb von deutscher Seite war gering, und so wurde das gesamte Schiffsmaterial zu Spottpreisen losgeschlagen. Sechs Korvetten erstand eine englische Gesellschaft für 238000 Thaler oder 40% der niedrigen Fischer'schen Taxen, die zwei grossen Dampfer erzielten 165000 Thaler, die Kanonenboote 106000 Thaler. Das war das Schicksal der ersten deutschen Flotte.

Nach diesem kläglichen Ausgange arbeitete Preussen für sich allein am Ausbau seiner eigenen Kriegsmarine weiter, deren Schöpfer und Förderer Prinz Adalbert war. Wegen des zweifelhaften Wertes einer auf die leicht absperrbare Ostsee beschränkten Flotte wurde von Oldenburg ein Küstenstrich am Jahdebusen abgekauft und dort 1859 der Kriegshafen Wilhelmshaven gegründet. In demselben Jahre ging zum ersten Male ein preussisches Kriegsgeschwader zur Abschliessung von Handels- und Schiffahrtsverträgen nach Ostasien ab. Begreiflicherweise erregte das Anwachsen der preussischen Kriegsmarine die

Schelsucht der deutschen Staaten, insbesondere Hannovers, und des Auslandes, und der damals allmächtige englische Premierminister Lord Palmerston liess durch seine amtlichen Zeitungen erklären: „Preussen sehnt sich nach dem Besitz von Kiel. Einmal im Besitz dieses prachtvollen Hafens würde eine ehrsüchtige und gewissenlose Macht Schleswig zu erwerben suchen. Darum eifern die deutschen Professoren und Propagandisten, die den Kreuzzug gegen Dänemark predigen, so sehr für die Vereinigung Schleswigs und Holsteins. Sie wissen wohl, dass Preussen oder Deutschland im Besitze der Herzogtümer nicht nur einen Hafen ersten Ranges, sondern auch ein Land besitzen würde, dessen Küsten von Fischern und Matrosen wimmeln. Wir vertrauen jedoch, dass die politische Ehre, die gemeinsame Rechtlichkeit, der gesunde Menschenverstand Europas und der Grossmächte einschreiten, bevor es zu spät ist und solch' einen verwegenen Raubversuch verhindern werden." Lord Palmerston giebt dann Preussen den guten Rat, den Unsinn einer deutschen Flotte bleiben zu lassen. „Die Deutschen mögen den Boden pflügen, mit den Wolken segeln oder Luftschlösser bauen; aber nie seit dem Anfang der Zeiten hatten sie den Genius, das Weltmeer zu durchmessen oder die hohe See oder auch nur die schmalen Gewässer zu befahren."

Alle Schmähungen und Drohungen verfehlten jedoch ihren Zweck. Vielmehr brachte der dänische Krieg von 1864 als zweite wichtige Marinestation den ausgezeichneten Ostseehafen Kiel ein; und der deutsch-französische Krieg fand die Marine soweit entwickelt, dass die vaterländischen Küsten vollständig geschützt waren und dass einzelne Schiffe rühmliche Waffenthaten ausserhalb der deutschen Gewässer bestanden. Nun endlich war der Lieblingsgedanke des Grossen Kurfürsten und so vieler deutscher Männer zur Wirklichkeit geworden. Deutschland besitzt jetzt eine Seemacht, die durch Anlegung von Schiffs- und Kohlenstationen in allen Teilen der Welt immer festeren Fuss gefasst hat und die, wie die Ereignisse unserer Kolonialpolitik und die Vorgänge in Haiti und China zeigen, die deutschen Interessen nachdrücklichst zu wahren weiss. Freilich hatte die Zunahme unserer schwimmenden Festungen mit dem Wachstum unseres überseeischen Handels nicht annähernd gleichen Schritt gehalten, und die inzwischen zur Thatsache gewordene Vermehrung der Kriegsfahrzeuge war eine dringende Notwendigkeit. Während in Frankreich, Italien und Japan auf 8, in Russland auf 17 und in Österreich auf 28 Handelsdampfer 1 Kriegsschiff entfällt, kam bisher auf 44 deutsche Handelsschiffe erst 1 Kriegsschiff. Obendrein nimmt unsere Schlachtflotte die siebente Stelle unter den

Kriegsmarinen der Weltmächte ein, und so stand sie seit Jahren in einem bedenklichen Missverhältnis zu dem schutzbedürftigen deutschen Kapital und zu der maritimen Wehrkraft der Nachbarstaaten. Nun besitzt die deutsche Handelsmarine einen Wert von 400 Millionen Mark, in Deutschland sind mindestens für 10 Milliarden Mark fremde Papiere untergebracht, und auf Milliarden beläuft sich das ins Ausland abgeführte deutsche Geld. Der Umsatzwert des deutschen Handels, der zu $^3/_5$ bis $^2/_3$ (65 %) Überseehandel ist und im Weltverkehr die zweite Stelle einnimmt, betrug in den letzten Jahren $5^1/_2$—8 Milliarden Mark, und diese gewaltigen Summen können ebenso bedroht und müssen ebenso geschützt werden wie jeder andere Besitz. Mit der Schaffung von Kolonien, der Erweiterung des Absatzmarktes und der Verschärfung des weltwirtschaftlichen Wettbewerbes ist aber zugleich die Möglichkeit eines Interessengegensatzes mit anderen Mächten gewachsen, und eine ernste Schädigung unseres Seeverkehrs würde für unser gesamtes Volk unabsehbare Folgen nach sich ziehen.

Freilich hat es lange gedauert, bis der deutsche Handel sich zu seinem jetzigen Umfange und zu einer massgebenden Stellung im Welthandel aufgeschwungen hat, nachdem er infolge der freien Thatkraft des Volkes schon früher auf der Bahn seiner grossartigen Entwickelung fortschritt. Denn wenn auch die politische Zerrissenheit die Schaffung einer für den Schutz des Handels und der Küsten gleichwichtige Kriegsflotte lange Zeit vereitelte, so konnte sie die immer mehr zunehmende Entfaltung des Seeverkehrs nicht aufhalten. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts war es allerdings traurig um die deutsche Seeschiffahrt bestellt, da sie durch die Napoleonischen Kriege und die Kontinentalsperre furchtbare Verluste erlitten hatte. 1806 zählte die preussische Handelsmarine 1102 Schiffe, 1821 — sechs Jahre nach Friedensschluss — nur noch 676, und 1840 besassen alle deutschen Häfen erst die Hälfte der Fahrzeuge wieder, die sie 1806 zählten. Durch die Kontinentalsperre wollte Napoleon das ihm hartnäckigen Widerstand leistende England zur Nachgiebigkeit zwingen, indem er dessen Handel gänzlich vom europäischen Festlande ausschloss. Obwohl aber dieses System von 1806 bis zu Napoleons Sturze dauerte, vermochte es die britische Macht nicht zu brechen, sondern schädigte nur Frankreich und den Kontinent, während es England erwünschte Gelegenheit bot, die Schiffe seiner europäischen Gegner zu kapern und den Welthandel an sich zu reissen. Auch die deutsche Rhederei und der deutsche Ausfuhrhandel waren fast vernichtet, sodass sie seit 1815 von vorn an-

fangen mussten, und erst nach dem lastenden Drucke der Napoleonischen Zeit erholte sich die heimische Industrie wieder. In den ersten Jahrzehnten nach der Wiedergeburt des Staates war an überseeische Unternehmungen noch nicht zu denken, und mehrere in den 20er Jahren gegründete Gesellschaften, die den Verkehr mit Amerika beleben wollten, die Rheinisch-Westindische Kompagnie und der Deutsch-Amerikanische Bergwerksverein, die Wupperthal-Gesellschaft in Bremen und die Elb-Amerikanische Kompagnie in Leipzig, gingen aus Mangel an Unterstützung bald wieder ein. Der steigende Wohlstand, die Auswanderung und die immer mehr anwachsende, im Innern nicht mehr rechten Absatz findende Industrie erweckten indes das Bedürfnis nach fremden Märkten, und der Aufschwung wurde noch fühlbarer, als 1834 auf Preussens Vorschlag der Deutsche Zollverein ins Leben trat. Den hauptsächlichsten Gewinn zogen die Hansestädte, die Freihafengebiete bildeten und dadurch, sowie durch ihre glückliche geographische Lage bald fast den ganzen deutschen Überseehandel in die Hand bekamen und ihn zu weltumfassender Bedeutung emporhoben. In demselben Masse blühte die Schiffsrhederei auf und wurde durch die zunehmende Auswanderung so gefördert, dass mehrere grosse Dampfergesellschaften, darunter der Norddeutsche Lloyd in Bremen und die Hamburg-Amerikanische Packetfahrt-Aktiengesellschaft, entstanden. Kühne hanseatische Kaufleute, die Wörmann, Jantzen und Thormälen, O'Swald und Hansing, Godeffroy, Hernsheim und andere, wagten sich frischen Mutes ohne den Schutz einer Kriegsflotte aufs Weltmeer und besetzten alle Küsten mit Faktoreien. Heute sind Hamburg und Bremen die Brennpunkte des deutschen Seehandels, während sie früher dem fremden, namentlich dem englischen Handel willkommene Einfallsthore darboten. Bis zu Napoleons Zeit sass in Hamburg die mächtige englische Kompagnie der Merchant Adventurers, die einen grossen Teil des dortigen Handels beherrschte, und 1878 entfielen auf die englische Flagge immer noch 52% der Ankünfte. In den letzten Jahrzehnten hat sich jedoch der deutsche Handel nicht zum wenigsten auf englische Kosten von der fremden Bevormundung befreit, so dass 1896 die englische Einfuhr in Hamburg zum ersten Male von der deutschen Flagge überholt war. Statt der 7 Dampferlinien mit 42 Schiffen besass Hamburg 1896 deren 32 mit 345 Fahrzeugen, darunter 26 deutsche Linien mit 291 Dampfern. In den letzten sieben Jahren ist unser Seehandel um das Doppelte, der englische nur um die Hälfte seines Tonnengehaltes gewachsen, und man kann deshalb den Neid verstehen, mit dem

die Briten ihren unbequemen Nebenbuhler verfolgen. Die Saturday Review vom 11. Oktober 1897 hat es auch ganz unumwunden ausgesprochen: „Wenn Deutschland morgen vernichtet würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der dann nicht reicher sein würde."

Aber es kostete ungeheuere Schwierigkeiten — und unsere hanseatischen Kaufleute wissen davon zu erzählen — den deutschen Handel in die Welt einzuführen. Anfangs war es nur unter englischer oder französischer Bezeichnung möglich, den heimischen Waren Eingang zu verschaffen. Denn niemand wollte den sogenannten deutschen Schund nehmen, und die Seemächte suchten die Fahrt nach ihren Kolonien und den Vertrieb kolonialer Erzeugnisse thunlichst ausschliesslich der eigenen Flagge zuzuwenden. Auch den Mangel einer Kriegsflotte mussten unsere Landsleute oft bitter fühlen und deshalb den Schutz fremder Kriegsschiffe und Konsulate anrufen, der ihnen gewährt wurde, solange sie mit dem Hute in der einen und einem guten Stück Geld in der anderen Hand durch die Welt zogen und solange ihr Handel unbedeutend erschien. Als er aber einen immer grösseren Umfang annahm und den Engländern in Afrika und in der Südsee empfindliche Konkurrenz bereitete, da merkten sie bald, dass sie nur geduldete Anhängsel anderer Völker waren. Hatten sie eine auswärtige Niederlassung angelegt, so waren die Engländer und Franzosen flugs mit ihrer Besitzergreifung bei der Hand, und machten die hanseatischen Kaufleute wohlbegründete Verträge und Rechtsansprüche geltend, so wurden sie verspottet und ausgelacht. Ganze Handelsgebiete mussten mit der Zeit den Fremden überlassen werden, welche die Arbeit des deutschen Handels ebenso selbstsüchtig ausnützten wie die hochbedeutsame kolonialpolitische Thätigkeit der deutschen Heidenmission. Bei dem Mangel vaterländischer Kolonien mussten ja die deutschen Missionare ebenfalls für Andere arbeiten, ihnen den Weg zur Besitzergreifung ebnen und oft für sie die Kastanien aus dem Feuer holen. Da war es an der Zeit, dass die preussisch-deutsche Kriegsflotte erstand und sich der bedrohten Interessen annahm. Erst von da ab und seit der Reichsgründung datiert die eigentliche Blüte unseres Seehandels und unserer Schiffahrt, und immer lauter wurde der Wunsch, die vom vaterländischen Handel in Anspruch genommenen und noch unabhängigen Landstrecken unter die Oberhoheit des Reiches zu stellen, um an ihnen einen Rückhalt für die Zukunft zu haben. Endlich gab es im Volke wie in Regierungskreisen Leute genug, die es schwer empfanden, dass die Kapital- und Arbeitskraft der deutschen

Auswanderer dem Mutterlande völlig verloren ging. So ist die deutsche Kolonialfrage aus wirtschaftlichen und handelspolitischen Erwägungen hervorgegangen.

Einen wesentlichen Aufschwung der kolonialen Bestrebungen bezeichnet der Krieg von 1870/71, der Deutschland nach aussen hin eine grössere Machtentfaltung einbrachte. Schon während der Friedensverhandlungen wurden verschiedentlich einige französische Kolonien als Kriegsentschädigung gefordert. In den Hansestädten sprach man von Kochinchina, und Fürst Bismarck dachte an Pondicherry in Vorderindien. Weil aber das Reich eben erst nach schweren Kriegen gegründet und im Innern noch nicht ausgebaut war, so fanden solche weitgehende Vorschläge kein Gehör. Die Regierung beschränkte sich vielmehr darauf, zum Schutze der heimischen Absatzmärkte Meistbegünstigungs-, Handels- und Konsularverträge mit den wichtigsten Staaten der Erde einzugehen und auf die Durchführung unbedingter Handels- und Verkehrsfreiheit mit gleicher Behandlung der Angehörigen aller Nationen hinzuwirken. Selbst als 1874 der Sultan von Sansibar aus freien Stücken die deutsche Schutzherrschaft nachsuchte, glaubte der Reichskanzler das noch nicht zeitgemässe Anerbieten zurückweisen zu müssen.

Da kam in demselben Jahre die Kolonialfrage plötzlich und unerwartet ins Rollen. Hanseatische Kaufleute hatten auf dem Fidschi-Archipel in der Südsee ertragreiche Pflanzungen angelegt, und als England die Inseln 1874 seinem Besitze einverleibte, erklärte es die wohlverbrieften und wohlerworbenen Rechte der Deutschen ohne weiteres für ungiltig. Ihre Klagen und Entschädigungsforderungen führten zu endlosen, nahezu ein Jahrzehnt sich hinschleppenden Verhandlungen, und erst als Deutschland eine immer schärfere Sprache zu reden begann, liess sich England zur Erledigung der Angelegenheit herbei.

Das rücksichtslose Vorgehen der Briten erregte in Deutschland allgemeine Erbitterung. Der 1868 gegründete Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande entfaltete eine rührige Thätigkeit, und der Vice-Admiral Livonius legte 1875 der Kaiserlichen Admiralität eine kleine Schrift „Kolonialfragen“ vor, in der er die Notwendigkeit deutscher überseeischer Besitzungen betonte und auf Sansibar als das geeignetste Gebiet hinwies. Zwar liess die Reichsregierung die kolonialen Bestrebungen nicht ausser acht, doch hielt sie den günstigen Augenblick noch immer nicht für gekommen und blieb ihrem alten Programm treu. Der Kanzler lehnte 1876 den Plan einer Kolonisierung der Delagoa- und Sta. Lucia-Bai in Südost-

afrika ab und liess die Gelegenheit zur Erwerbung des Sulu-Archipels und Nordost-Borneos ebenfalls unbenutzt vorübergehen. Dagegen schloss er 1876 mit dem König von Tonga und 1879 mit den Eingeborenen der Samoa-Inseln einen Freundschaftsvertrag, der ihm zugleich den Besitz des guten Hafens Saluafata als deutsche Kohlenstation sicherte. In gleicher Weise wurden im Marshall- und Neubritannia- (dem heutigen Bismarck-)Archipel die Häfen Jaluit und Mioko als deutsche Kohlenstationen erworben. Da aber die englisch-australische Bewegung für die Besitzergreifung sämtlicher noch unabhängiger Südsee-Inseln immer drohender ward, so glaubte Fürst Bismarck nunmehr die Zeit für gekommen, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten, und ein zufälliger Umstand veranlasste ihn zu dem entscheidenden Schritte. Die Firma Godeffroy musste aus Zahlungsschwierigkeiten ihre ausgedehnten Pflanzungen auf der Samoagruppe veräussern, und um sie nicht in englische Hände fallen zu lassen, brachte der Kanzler 1880 im Reichstage die sogenannte Samoavorlage ein, die das Reich zum Eingreifen und zur Übernahme gewisser Zinsgarantien veranlassen sollte. Aber obwohl die Sicherung der deutschen Interessen auf Samoa wegen der vereinten Anstrengungen Englands und Amerikas, ihre wirtschaftlich das Übergewicht besitzenden Nebenbuhler zu verdrängen, doppelt wünschenswert erschien, so wurde die Vorlage vom Reichstage mit nur 12 Stimmen Mehrheit abgelehnt. Dieser Misserfolg, an dem hauptsächlich der Widerspruch des freisinnigen Abgeordneten Ludwig Bamberger die Schuld trug, verstimmte den Reichskanzler aufs tiefste. Er sah, dass an ein kräftiges Vorgehen in überseeischen Dingen nicht zu denken war und dass der koloniale Gedanke nur in der Weise verwirklicht werden könne, wie es thatsächlich geschehen ist, dass die Regierung sich über den Reichstag hinaus selbständig mit den unternehmungslustigen Elementen ins Einvernehmen setzte. Deshalb verweigerte er die Unterstützung der Kolonisierung von Neuguinea, die ihm bald darauf der Geheime Kommerzienrat v. Hansemann vorschlug.

Allein die Meinung des Reichstages war durchaus nicht die Meinung des deutschen Volkes gewesen, und trotz der ablehnenden Haltung des ersteren hatte der koloniale Gedanke bei der grossen Mehrheit der Nation tief und dauernd Wurzel gefasst. Zahlreiche Flugschriften suchten mehr oder minder zutreffend die Notwendigkeit und den Nutzen deutscher Kolonien darzuthun, und unter ihnen erregte die 1879 erschienene Broschüre des Missionsdirektors Fabri, des geistigen Vaters und Förderers der deutschen Kolonialpolitik, „Bedarf Deutschland der

Kolonien?" besonderes Aufsehen. Einen ferneren Anstoss zu thätiger Stellungnahme des Volkes und zu immer weiterer Verbreitung der kolonialen Bestrebungen gab der Deutsche Kolonialverein, der am 6. Dezember 1882 in Frankfurt a. M. gegründet wurde und nach einjährigem Bestehen über 3000, nach zwei Jahren über 9000 und 1885 bereits 15000 Mitglieder zählte. Leider glaubte man, der deutschen Eigenart entsprechend, die Kolonialfrage durch Wort und Schrift lösen zu können und kam dabei über unfruchtbare und unerquickliche Erörterungen nicht hinaus, so dass die Kolonialbewegung wieder ins Stocken geriet. Inzwischen nutzten die Nachbarstaaten unsere Unentschlossenheit durch verdoppelte Rührigkeit aus und richteten auch auf solche Gebiete ihr Augenmerk, die sie früher als wertlos verschmäht hatten. Italien setzte sich in Abessinien fest, Frankreich brach den Krieg mit Tonkin vom Zaune, die Engländer erlitten in Südafrika empfindliche Niederlagen gegen die um ihre Selbständigkeit ringenden Buren und vergewaltigten dafür Ägypten. Kurz es schien, als ob man Deutschland die letzten guten Bissen vor der Nase wegnehmen wollte. Der Worte hatte man bei uns genug gewechselt, und es ward höchste Zeit, dass ihnen endlich auch die Thaten folgten!

Die Erwerbungs- und Entwickelungsgeschichte der deutschen Schutzgebiete.

Wir kommen nunmehr zum zweiten Abschnitt der deutschen Kolonialbestrebungen, die das Eintreten Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte zur Folge hatten und sich in zwei Hauptteile, in die Erwerbungs- und Entwickelungsgeschichte unseres überseeischen Besitzes, zerlegen lassen.

Aus unscheinbaren, wenig versprechenden Anfängen ist unser Kolonialreich hervorgegangen. Im April des Jahres 1883 kaufte der Bremer Kaufmann Adolf Lüderitz an der Südwestküste Afrikas die Bucht von Angra Pequena samt ihrer öden, unwirtlichen Umgebung und allen Hoheitsansprüchen für 200 Gewehre und 2000 Mark von dem unabhängigen Häuptlinge jenes Gebietes. Von dieser Erwerbung, die später den Namen Lüderitzland erhielt, hatte er vorher dem Kaiserlichen Auswärtigen Amte zu Berlin Mitteilung gemacht und um Reichsschutz gebeten. Der Kanzler wollte sich erst über etwaige Anrechte Englands vergewissern, erhielt jedoch aus London keine Antwort, und auf eine zweite Anfrage wurde ihm eröffnet, dass England zwar nur die Walfischbai und einige Guano-Inselchen als Eigentum besitze, dass es aber nichtsdestoweniger die ganze Küste zwischen dem Kapland und den portugiesischen Kolonien als ihm gehörig und jedes Vorgehen einer fremden Macht als einen Eingriff in seine Rechte betrachte. Mit andern Worten, kraft eines lediglich den Briten zustehenden „Besitznaturrechts“ sollte schon die Nähe englischen Gebietes die Besitzergreifung herrenlosen Nachbarlandes durch ein anderes Volk verbieten. Diese späterhin noch mehrmals wiederholte Zumutung wurde entschieden zurückgewiesen, und als das immer bestimmtere Gerücht auftauchte, dass die Kapkolonie Lüderitzland besetzen wollte, da sandte Fürst Bismarck am 24. April 1884 das denkwürdige Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Nach Mitteilung des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden (des Kaplandes), ob seine Erwerbungen nördlich vom

Oranjestrom auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, dass er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen." Diese Depesche darf als Ausgangspunkt und der Tag, an dem sie abgeschickt ward, als der Geburtstag der neuen deutschen Kolonialpolitik gelten. Damit hatte sich eine weltgeschichtliche Thatsache vollzogen. Unser Vaterland hatte die kolonialen Überlieferungen Kurbrandenburgs wieder aufgenommen und den ersten Schritt zur Weltpolitik gethan; und man erzählt sich, dass der alte Kaiser Wilhelm I. aus diesem Anlass gesagt haben soll, nun erst könne er wieder dem Standbilde des Grossen Kurfürsten offen ins Auge schauen.

Im Juli 1884 erkannte die Britische Regierung die deutsche Schutzherrschaft über Lüderitzland mit Ausnahme der Walfischbai und der Guano-Inseln wohl oder übel an. Dagegen musste Lüderitz die Sta. Lucia-Bai an der Südostküste Afrikas, die er inzwischen durch den Reisenden und Photographen August Einwald hatte erwerben lassen, wieder herausgeben, weil dort thatsächlich ältere englische Rechte vorlagen. Dafür gewannen die Deutschen die ganze Südwestküste zwischen den englischen und portugiesischen Kolonien und dehnten ihr Machtbereich immer tiefer ins Innere aus. Zwar hatten die Engländer durch die schleunige Besitznahme des Betschuanalandes der weiteren Ausdehnung unseres Einflusses in sein natürliches Hinterland einen Riegel vorgeschoben und eine Scheidewand gegen die Staaten der niederdeutschen Buren errichtet. Aber trotzdem sicherte uns 1885 ein vorläufiges Abkommen den ungeheuren Raum zwischen dem Meere und dem 20. Grad östlicher Länge. Freilich umfasste unser eigentliches Machtgebiet, in dem die erworbene Oberherrschaft thatsächlich ausgeübt werden konnte, nur einen verschwindend kleinen Bruchteil des Ganzen. Doch war mit den weiter im Innern wohnenden Häuptlingen auf Grund von Schutz- und Freundschaftsverträgen ein friedliches Verhältnis angebahnt, und die entlegensten Grenzstriche endlich bildeten die sogenannte Interessensphäre, d. h. dasjenige Gebiet, in dem keine andere Macht ausser Deutschland Hoheitsrechte ausüben durfte.

Um die einmal eingeleitete Kolonialpolitik thatkräftig weiter zu führen, forderte die Reichsregierung die Hansestädte 1883 auf, über die Lage ihres westafrikanischen Handels und die für seine Sicherung und Hebung wünschenswerten Massnahmen zu berichten. Bei diesen Verhandlungen wurde besonders die Wichtigkeit der Sklavenküste und des Busens von Guinea betont und unverzügliches Handeln beschlossen. Der Kaiserliche Generalkonsul in Tunis, Dr. Gustav Nachtigal, wurde

zum Reichskommissar für Westafrika ernannt und mit weitgehenden Vollmachten betraut. Man hätte wahrlich keinen besseren Mann finden können als den berühmten, gewandten und erfahrenen Afrikareisenden, der diese seine letzte Ruhmesthat leider mit dem Leben bezahlen sollte. Er starb als ein Opfer des heimtückischen afrikanischen Fieberklimas am 20. April 1885 auf der Rückreise in die Heimat.

An der Togoküste sah sich Nachtigal zum ersten Male zum Eingreifen veranlasst. Um den drückenden Steuern und Zollbelästigungen zu entgehen, denen Bremer Kaufleute auf britischem Kolonialgebiete ausgesetzt waren, hatten sie ihre Faktoreien in das unabhängige Togoland verlegt, wo ihre Waren steuerfrei ein- und ausgingen. Natürlich wurden die Engländer durch die Umgehung ihres Zollgebietes erheblich geschädigt und veranlassten die Häuptlinge, von den zu ihnen übergesiedelten Händlern ebenfalls hohe Abgaben zu erheben. Durch fortgesetzte Umtriebe hatten sie die Eingeborenen schliesslich so gegen die Deutschen aufgehetzt, dass schon einmal ein deutsches Kriegsschiff einschreiten musste. Kaum war es wieder weiter gefahren, als die Engländer ihr Ränkespiel von neuem begannen. Der Bezirkskommissar Firminger suchte zuerst durch Geld die Häuptlinge zur Annahme der englischen Oberhoheit zu bewegen und erklärte, als ihm das nicht gelang, dass sie binnen vier Wochen die deutschen Kaufleute zu vertreiben hätten, widrigenfalls er zu Gewaltmassregeln greifen würde. In gleissnerischer Freundlichkeit warnte er die Deutschen, vor den Eingeborenen auf der Hut zu sein und stellte ihnen für den Notfall seine schwarzen Soldaten zur Verfügung. Kurz, er suchte nach einem Vorwande, um die Wegnahme des Landes rechtfertigen zu können. Sein unredliches Gebahren wurde indes durch die Offenheit der Neger aufgedeckt, die ohne weiteres mit der Annahme der deutschen Schutzherrschaft einverstanden waren.

Gerade zur rechten Zeit erschien Dr. Nachtigal an Bord der „Möve“ und schloss am 5. Juli 1884 mit dem König von Togo ein Schutz- und Trutzbündnis ab. Zum ersten Male wurde auf afrikanischem Boden, an der Sklavenküste, die deutsche Kriegsflagge feierlich aufgezogen, und nachdem dieser Vorgang sich an mehreren andern Küstenpunkten wiederholt hatte, ward der deutsche Besitz später ins Binnenland ausgedehnt. Grenzstreitigkeiten mit England und Frankreich, die schon den wichtigsten Teil des Landes besassen oder ihn sich durch Verträge so gut wie gesichert hatten, wurden auf diplomatischem Wege ausgeglichen, und damit hatte gegen Ende des Jahres 1885 das deutsche Togo-

gebiet ebenfalls eine vorläufige Begrenzung erhalten. Frankreich gab zwei Häfen heraus, die es an der Togoküste beanspruchte, und erhielt dafür die in Französisch-Guinea gelegene Dembiahkolonie am Dubrekaflusse zurück, die auch den Namen Colinsland führte, nach ihrem Erwerber, dem Stuttgarter Kaufmann Friedrich Colin, der lange Jahre als Vertreter einer grossen französischen Firma in jenem Gebiete gelebt hatte.

Das nächste Ziel Nachtigals war Kamerun, wo Hamburger Kaufleute Niederlassungen angelegt und ihren Handel zum bedeutendsten des ganzen Gebietes gestaltet hatten. Englische Eifersucht bestimmte deshalb 1882 mehrere Häuptlinge, die britische Oberhoheit nachzusuchen. Als sie aber 1 1/2 Jahr ohne Antwort blieben, traten sie ihre Rechte an die deutschen Kaufleute ab, die sie ungesäumt auf das Reich übertrugen. Auch hier war es höchste Zeit, dass die „Möve" anlangte und dass mit den Negern bindende Verträge abgeschlossen wurden. Denn bereits hatten die Engländer durch Lügen und Drohungen die Eingeborenen wieder wankelmütig gemacht, und jeden Augenblick erwartete man die Ankunft eines britischen Beamten, der die Schutzherrschaft seines Landes verkünden sollte. Thatsächlich traf er zwei Tage später als Nachtigal ein, freilich nur um zu erfahren, dass er zu spät gekommen sei. Er musste sich mit einem Protest begnügen, der aber die Deutschen nicht hinderte, nach und nach die ganze Küste unter ihre Herrschaft zu bringen. Bloss die Missionsstation Victoria fiel den Engländern zu, und dieser Pfahl im deutschen Fleische bildete sehr bald den Ursprungsherd einer bedrohlichen Empörung.

Kaum war nämlich die „Möve" nach Angra Pequena weiter gedampft, um auch dort überall längs des Meeres die deutsche Flagge zu hissen, als die neidischen Briten sofort die augenblickliche Schutzlosigkeit ihrer Nebenbuhler benutzten und einen grossen Teil der Eingeborenen durch Vorspiegelungen von der Ohnmacht Deutschlands aufwiegelten. Sie fanden bei ihren Umtrieben einen erwünschten Bundesgenossen in dem Polen Scolz-Rogozinski, eigentlich einem polonisierten Deutschen namens Schulz, der sich durch die Erforschung des Kamerungebirges verdient gemacht hat und 1896, erst 35 Jahre alt, in Warschau gestorben ist. Der den Deutschen freundlich gesinnte King Bell wurde verjagt, sein Dorf niedergebrannt, und die Lage war so schwierig geworden, dass sich die Neger bedenkliche Ausschreitungen zu schulden kommen liessen. Da erschien, wiederum als Retter in der Not, ein vom Admiral Knorr befehligtes Geschwader, bestehend aus den Kriegsschiffen „Bismarck" und „Olga", dessen Mannschaft die Ort-



Bismarck Bell und Frau.
(Aus „Deutschland und seine Kolonien". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.)

schaften der Empörer erstürmte und einäscherte. Leider gelang es nicht, den Wörmann'schen Agenten Pantänius zu retten, den die Aufrührer als Geisel fortgeschleppt und erschossen hatten. Er fiel als erstes Opfer der kolonialen Sache. Im übrigen erfüllte die nachdrückliche Züchtigung der Unruhestifter ihren Zweck, und das deutsche Ansehen ward in der Kamerunbucht und an verschiedenen andern Punkten vollständig wieder hergestellt. 1885 wurde die Süd- und Nordgrenze des Schutzgebietes nach langen und geschickten Verhandlungen mit Frankreich und England bestimmt und gleichzeitig ein zusammenhängender Küstenstreifen für Deutschland gewonnen. Die Engländer verzichteten auf Victoria und erhielten dafür das von Nachtigal während der Rückreise an der Nigermündung erworbene Mahingebiet. Weil die in Kamerun ansässigen Kaufleute ebensowenig wie die in Togo die Ausübung der Oberhoheit und Verwaltung und die damit verbundenen Kosten übernehmen wollten, so erhielten beide Kolonien einen kaiserlichen Gouverneur und traten in das Verhältnis von Reichskolonien.

An der Ostküste Afrikas, vornehmlich im Gebiet des Sultans von Sansibar, war der deutsche Handel seit den 40er Jahren ebenfalls der herrschende geworden und übertraf 1874, als der damalige Sultan sein Land vergeblich unter deutschen Schutz zu stellen suchte, den englischen Handel um das dreifache. Um ihn noch mehr zu fördern und durch eigenen Landbesitz in Zukunft sicher zu stellen, trat Dr. Karl Peters, der Sohn eines Pfarrers aus Neuhaus in Hannover, im April 1884 mit mehreren gleichgesinnten Männern in Berlin zur Gesellschaft für deutsche Kolonisation zusammen, die sich als erste deutsche Gesellschaft entschloss, praktische Kolonialpolitik zu treiben, noch ehe die Besitznahme Angra Pequenas erfolgt war. Sie bereitete in der Stille die Erwerbung Ostafrikas vor und hat trotz aller Schwierigkeiten und Hindernisse so Hervorragendes geleistet, dass sie durch ihr thatkräftiges, zielbewusstes Vorgehen einzig in unserer Kolonialgeschichte dasteht. Die Seele des Ganzen war der damals 27jährige Peters, der durch einen mehrjährigen Aufenthalt in England dessen koloniale Riesengrösse erkannt hatte und der die Vorteile, die es aus den Kolonien zog, auch seinem Vaterlande zuwenden wollte. Mag man über ihn urteilen wie man will: das ist gewiss, dass wir ohne ihn Ostafrika überhaupt nicht besässen und dass wir ohne seine spätere Thätigkeit wohl kaum über das beschränkte Gebiet der ersten Erwerbungen hinausgekommen wären. Bedauerlicherweise fehlte es nicht an den gehässigsten Angriffen, die nicht zum wenigsten von deutscher Seite ausgingen und das Unternehmen bald

abenteuerlich, bald ungenügend vorbereitet nannten. Man warnte alle Welt vor den Schwindlern, die den Leuten nur das Geld aus der Tasche ziehen wollten, und voll bitterer Ironie rief Peters kurz vor der Abreise aus: „Man hatte uns abgeraten, man hatte vor uns gewarnt, man hatte uns bekämpft; mehr konnte man nicht thun. So schieden wir unter den Segenswünschen der Nation, wie sie sich uns in ihren berufensten Vertretern dargestellt hatte, um unsern Zug nach Usagara anzutreten.“ Kaum war das notwendigste Kapital, die sehr bescheidene Summe von 65000 Mark, aufgebracht, als Dr. Peters, Referendar Jühlke, Graf Pfeil und Kaufmann Otto unter falschem Namen nach Sansibar abreisten und unbehelligt und ohne dass man den wahren Zweck ihrer Expedition erkannte, ins Hinterland eindrangen. Dort schlossen sie in der überraschend kurzen Zeit von sechs Wochen 12 Verträge mit den Beherrschern von Usagara, Useguha, Ukami und Nguru und gewannen dadurch ein ausgedehntes Gebiet, das mit 140000 qkm Fläche etwa der doppelten Grösse des Königreichs Bayern entsprach. Das war in der That eine erstaunliche Leistung, aber sie rieb die ohnehin aufs äusserste angestrengten Kräfte der Europäer rasch auf. Alle vier erkrankten an heftigen Fieberanfällen, denen kurz darauf Otto erlag. Peters kehrte eilends nach Hause zurück und erhielt, nachdem die von ihm vorgelegten Urkunden als rechtsgiltig anerkannt worden waren, für seine Gesellschaft am 27. Februar 1885 einen Kaiserlichen Schutzbrief, den ersten, den die deutsche Geschichte kennt.

Freilich war der Wert der Peters'schen Verträge nicht über jeden Zweifel erhaben, und sie fanden deshalb eine sehr geteilte Aufnahme. Einmal war das Ansehen der Häuptlinge gering, und der Sultan von Sansibar besass wenigstens einen Schein der Oberhoheit, wenngleich seine Macht im Innern auf ziemlich schwachen Füssen stand. Dann geschah der Vertragsschluss in keineswegs einwandsfreier Weise, indem der lediglich in deutscher Sprache abgefasste und deutsch verlesene Inhalt der Schriftstücke den Negern ebenso unverständlich blieb, als die politische Tragweite der Unterzeichnung. Peters selbst macht aus dem von ihm angewendeten Verfahren kein Hehl. Kam er in ein Dorf, so knüpfte er mit dessen Herrscher sofort ein recht freundschaftliches Verhältnis an und brachte ihn durch einen Trunk guten Grogs von Anfang an in eine sehr vergnügliche Stimmung. Dann wurden die Geschenke ausgelegt, unter denen rote Husarenjacken eine wichtige Rolle spielten, und nach dem Essen begannen die diplomatischen Verhandlungen, die durch feierliche Unterschrift des Kontraktes, durch Hissen

der deutschen Flagge und durch Gewehrsalven besiegelt wurden. Bei allen Bedenken darf man indes nicht vergessen, dass andere Reisende beim Abschliessen von Verträgen in ähnlicher Weise verfuhren, und dass es vor allem darauf ankam, in den Urkunden eine Anwartschaft auf die Zukunft zu haben, indem man das in den Vereinbarungen bezeichnete Gebiet für Fremde, insbesondere für die Oberhoheitsansprüche des Sultans von Sansibar, unantastbar machte.

So hatte die Gesellschaft ungeahnte Erfolge errungen. Noch aber fehlte ihr das wichtigste, ein freier Zugang zur Küste, der geradezu eine Lebensfrage für die gedeihliche wirtschaftliche Ausnutzung und Entwickelung des jungen Besitzes bedeutete. Inzwischen hatte jedoch der britische Einfluss seine Wirkung auf den Sultan von Sansibar nicht verfehlt. Er war um so misstrauischer geworden, als kurz zuvor die Gebrüder Denhardt mit dem Sultan von Witu ein Schutz- und Handelsbündnis eingegangen waren, das durch ein deutsches Kriegsschiff bestätigt und später durch Ausdehnung des deutschen Interessenbereiches bis zum Jubaflusse im Somalilande erweitert wurde. Jetzt erkannte er auf die Einflüsterungen seiner englischen Ratgeber, die ihm von der angeblichen Schwäche Deutschlands zur See erzählten, in einem geharnischten Protesttelegramm den Kaiserlichen Schutzbrief nicht an und liess Truppen nach Witu und in die von Peters erworbenen Landschaften einrücken. Sofort legte die deutsche Regierung ebenso entschieden Verwahrung ein, die den Sultan zu schleunigster Zurückziehung seiner Streitkräfte bewog. Um ihn aber auch über die Stärke der deutschen Flotte nicht länger im unklaren zu lassen, erschien plötzlich ein aus acht Kriegsschiffen bestehendes Geschwader vor Sansibar. Der Anblick desselben übte eine solche Wirkung aus, dass die Engländer nun selbst den Sultan bestimmten, die deutschen Forderungen bedingungslos anzunehmen. Obendrein räumte er der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, die inzwischen aus der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation hervorgegangen war, den sehr brauchbaren Hafen Dar es Ssalâm ein und schloss einen für Deutschland sehr günstigen Handelsvertrag ab.

Nunmehr entfaltete die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft eine fieberhafte Thätigkeit, um ihren Besitzstand abzurunden und zu vergrössern. Zahlreiche Männer aus den besten Kreisen, Offiziere, Beamte, Techniker und Kaufleute, traten in ihre Dienste; und allein im Jahre 1885 gingen unter Führung von Jühlke, Hörnecke, Rochus Schmidt, Krenzler, Weiss, v. Zelewski, v. Bülow, v. Gravenreuth, St. Paul d'Illaire u. s. w. 11 Expeditionen ins Innere ab, die fast sämtlich von Erfolg begleitet

waren. Allerdings brachten spätere Unternehmungen manches Missgeschick und als schwersten Schlag die Ermordung des verdienstvollen Jühlke durch die räuberischen Somali. Dennoch konnte die Gesellschaft bald ein gewaltiges Landgebiet ihr eigen nennen, bis die fortschreitende Ausbreitung der deutschen Herrschaft eine Regelung der verwickelten Verhältnisse auf diplomatischem Wege unvermeidlich machte. Als übliches Nachspiel folgte die Auseinandersetzung mit England. Der Vertrag von 1886 bestimmte die Grenzen zwischen den beiderseitigen Interessengebieten in Ostafrika und erkannte die Selbständigkeit des dem Sultan von Sansibar verbliebenen Küstenstreifens nebst den vorgelagerten Inseln an.

Seinen letzten Kolonialbesitz erwarb Deutschland in den fernen Gewässern des Stillen Ozeans, und gerade in der Verteidigung des deutschen Südseehandels liegen die Wurzeln unserer spät begonnenen Kolonialpolitik, indem 1878 und 1879 auf dem Samoa-, Marshall- und Neubritannia-Archipel mehrere Kohlenstationen errichtet wurden. Seitdem drohten die englisch-australischen Kolonien, die von der Südsee schon lange als von „unserm Meere" (Our Ocean) zu sprechen gewohnt waren, sämtliche noch unabhängige Inselgruppen mit Beschlag zu belegen, alle Fremden vom Handel und Grunderwerb auszuschliessen und deren blühenden Verkehr dadurch völlig lahm zu legen. Ebenso hatte ihr verkappter Sklavenhandel die übelsten Nachwirkungen zur Folge, indem die Eingeborenen sich in unzugängliche Schlupfwinkel zurückzogen oder den Weissen, die sie leicht erklärlicherweise für Feinde hielten und an denen sie sich für die schlechte Behandlung rächen wollten, mit Waffengewalt entgegentraten. Um nämlich die notwendigen Arbeiter zur Bewirtschaftung ihrer Pflanzungen aufzubringen, scheuten sich die australischen Plantagenbesitzer nicht, die kräftigen Südseeinsulaner mit List oder Zwang wegzuführen Obendrein kürzten sie ihnen öfters den ausbedungenen Lohn, brachen den Vertrag oder hingen ihnen statt der Zahlung europäische Schundwaren auf. Die Kapitäne der Werbeschiffe (labours) wurden bei den Arbeiteranwerbungen oder Arbeiterjagden mit der Zeit so rücksichtslos, dass sie auch vor Übergriffen gegen die Pflanzungen und Arbeiter der Deutschen nicht zurückscheuten. Der Reichskanzler sandte deshalb ein Kriegsschiff in das bedrohte Gebiet und trat dem Hansemannschen Plane der Kolonisierung Neuguineas wieder näher, den er früher zurückgewiesen hatte. Die einschlägigen Erörterungen erregten aber die Aufmerksamkeit der Australier, und die Kolonie Queensland nahm, ohne erst die Genehmigung des Mutterlandes abzuwarten, den

ganzen nicht holländischen Anteil Neuguineas für England in Besitz. Gleichzeitig liess sie deutlich durchblicken, dass sie die gesamte Inselflur von Neuguinea bis zur Fidschigruppe als natürliches Anhängsel Australiens und damit kraft des „Besitznaturrechtes" als unbestreitbares Eigentum betrachte. Glücklicherweise erklärte der britische Kolonialminister den Schritt Queenslands für ungiltig, worauf Deutschland zur Sicherung seiner Interessen gegen ein ähnliches Vorgehen Verwahrung einlegte.

Inzwischen hatte die Neuguinea-Kompagnie — so hiess die von Herrn v. Hansemann und Genossen gegründete Kolonisationsgesellschaft — im Stillen ihre Vorbereitungen getroffen und eine Expedition ausgeschickt, die, um die öffentliche Meinung zu täuschen, äusserlich einen streng wissenschaftlichen Anstrich trug. Im Oktober 1884 erschien der tüchtige Reisende Otto Finsch auf dem vom Kapitän Dallmann befehligten Dampfer „Samoa" an der Nordostküste der gewaltigen Insel und zog auf fünf Fahrten hier und im Neubritannia-Archipel die schwarz-weiss-rote Flagge auf, in welcher Thätigkeit ihn sehr bald zwei deutsche Kriegsschiffe unterstützten. Gleichzeitig wurden viele der seitdem so bekannt gewordenen Hafenplätze zum ersten Male auf ihre Brauchbarkeit als Stationen geprüft und der später oft genannte Kaiserin Augustafluss entdeckt. Als die Engländer und Australier sahen, dass sie trotz ihrer verzweifelten Anstrengungen die Festsetzung ihrer Nebenbuhler nicht hatten verhindern können, verloren sie alle Fassung, und ihr lange angehäufter Vorrat von Groll und Missgunst durchbrach die Maske ihrer scheinbaren Freundlichkeit. Hatten sie erst durch endlose Verhandlungen die Deutschen hinhalten wollen, insgeheim aber die australischen Kolonien zu schnellstem Handeln angetrieben, so erklärten sie nunmehr und nicht zum wenigsten durch die hochgradige Erregung der Australier dazu gedrängt, ihre beabsichtigte Herrschaft auch auf Deutsch-Neuguinea ausdehnen zu wollen. Schon damals tauchte der Plan auf, der deutschen Eitelkeit durch die Abtretung Helgolands zu schmeicheln, natürlich bloss gegen reichliche Entschädigungen in der Südsee. Noch unverfrorener und naiver war der Vorschlag, England solle das ganze nicht holländische Neuguinea erhalten, wofür es grossmütig die deutschen Ansprüche auf den Neubritannia-Archipel anerkennen und die nach Ausbeute des Guanos so ziemlich wertlos gewordenen Küsteneilande von Angra Pequena, nicht aber die ungleich wichtigere Walfischbai abtreten wollte. Als diese Anmassung die gebührende Zurückweisung erfahren hatte, nahm die Sprache beiderseits an Schärfe zu, und englische Schiffe hissten sogar an mehreren Stellen des deutschen Gebiets ihre Flagge.

Da gelang es dem Fürsten Bismarck, durch seine berühmte Reichstagsrede vom 2. März 1885 eine fast vollständige Übereinstimmung unter den Parteien zu erzielen, und nach überraschend kurzer Zeit bequemte sich England zu einem Vergleich. Er setzte die Grenzen Deutsch-Neuguineas oder Kaiser Wilhelmslands fest und erweiterte das deutsche Interessenbereich über den Neubritannia-Archipel, der fortan den Namen Bismarck-Archipel führte, bis zu den Marshall-Inseln. Nach Beseitigung der diplomatischen Schwierigkeiten erhielt die Neuguinea-Kompagnie ebenfalls einen kaiserlichen Schutzbrief und ausgedehnte Hoheitsrechte, und schon im nächsten Jahre vergrösserte sich ihr Gebiet durch die Einverleibung der nordwestlichen Salomonen, die durch das deutsch-englische Abkommen von 1886 uns ebenfalls zugewiesen waren.

Als deutsche Kriegsschiffe 1885 die unserm Interessengebiet zugefallenen und als herrenlos geltenden Karolinen in Besitz nehmen wollten, machten die Spanier plötzlich ältere Rechte geltend und erhoben ein lautes Geschrei. Die spanische Presse begann einen hitzigen Federkrieg, in Madrid fand eine grosse deutschfeindliche Demonstration statt, an der gegen 30000 Menschen teilnahmen, und der Pöbel verursachte gröbliche Ausschreitungen gegen die deutsche Gesandtschaft. Einer der Hauptschreier, der General Salamanca, schickte das ihm verliehene Grosskreuz des Roten Adlerordens mit einem Begleitschreiben zurück, in dem er u. a. ausführte: „Die von dem deutschen Geschwader auf den Karolinen verübte That, welche die rudimentärsten Gefühle der Freundschaft und des Völkerrechts verletzt, entzieht besagter Dekoration den einzigen Grund, der mir gestattete, sie ohne Schädigung meiner Ehre anzulegen, und deshalb gebe ich sie zurück, indem ich mir vornehme, die Lücke, die dadurch auf meiner Brust entsteht, durch eine andere im Kampfe gegen Deutschland erworbene Auszeichnung auszufüllen." Als der preussische General v. Loë, an den Brief und Orden abgesandt waren, um beide dem Kronprinzen zu übermitteln, Aufklärung forderte, gab der Grosssprecher nach, wurde aber trotzdem als tapferer Patriot gefeiert und mit Albums und Ehrendegen beschenkt. Weil er trotz verschiedener Bemühungen seinen Orden noch immer nicht los werden konnte, erbarmte sich endlich die preussische Regierung des armen Salamanca und teilte ihm mit, dass er von der Liste der Träger des Roten Adlerordens gestrichen sei.

In Deutschland hatte man den Streit sehr zurückhaltend und ruhig aufgefasst, und Bismarck erklärte sich, nachdem er für die der deutschen Gesandtschaft zugefügte Beleidigung Genugthuung erhalten hatte, bereit,

den Vermittelungsvorschlag des Papstes Leo anzunehmen. Die Entscheidung fiel in der Weise aus, dass die Oberhoheit Spaniens über die Karolinen anerkannt wurde. Doch verpflichtete es sich, dort eine geordnete und zum Schutze der Europäer ausreichende Verwaltung einzuführen, Deutschland das Recht zur Anlage einer Flotten- und Kohlenstation zu gewähren und den ansässigen deutschen Kaufleuten gleiche Handelsrechte wie den Spaniern zuzusichern. So klang die leidige Angelegenheit friedlich aus, und die heissblütigen Spanier, die eben noch „Krieg mit Deutschland!" schrieen, lachten jetzt im Puppentheater über die Kinder Germania und Hispania, die sich um die Puppe Karolina zankten, bis Papa kam und den weisen Spruch fällte, die Puppe gehöre der Hispania, Germania aber dürfe mit ihr spielen.

Dieser Zwischenfall verzögerte die Besetzung der Marshall-Inseln, die aber noch in der zweiten Hälfte des Jahres 1885 erfolgte und sich in durchaus friedlicher Weise vollzog. Der Vertragsabschluss wurde dadurch wesentlich erleichtert und beschleunigt, dass ein günstiger Zufall fast sämtliche Oberhäuptlinge unseres kleinsten deutschen Schutzgebietes auf der Hauptinsel Jaluit zu einer Beratung versammelt hatte, wodurch der Besuch der verschiedenen Inselgruppen überflüssig wurde.

Die Sicherstellung der deutschen Interessen auf Samoa hatte ebenfalls schon seit Jahren zu politischen Massnahmen Veranlassung gegeben. Der Archipel war wegen seiner centralen Lage inmitten der Inselwolken des Stillen Ozeans und wegen der üppigen Fruchtbarkeit seines Bodens der Ausgangspunkt und Hauptsitz der grössten kaufmännischen Unternehmung jenes Gebietes, der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee, geworden. Der deutsche Handel war der älteste und bedeutendste und der deutsche Besitzstand an Ländereien der ausgedehnteste und bestentwickelte. Leider hatte das Reich den rechten Zeitpunkt für die Besitzergreifung versäumt, und als obendrein die beklagenswerte Ablehnung der Samoavorlage durch den Reichstag erfolgte, war dem Einflusse Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika Thür und Thor geöffnet. Beide hatten schon früher mit rührigem Eifer die Annektierung der Inselgruppe betrieben und nutzten zu diesem Zwecke die Zwistigkeiten aus, die von jeher unter den Eingeborenen herrschten. Statt eines allgemein anerkannten Oberkönigs gab es drei Parteien, deren Oberhäupter den Titel Malietoa, Tamasese und Mataafa führten und sich gegenseitig erbittert befehdeten. Als der Malietoa Laupepa infolge fremder Aufhetzung Gewaltthätigkeiten gegen die deutschen Pflanzungen begann und die geforderte Genugthuung ver-

weigerte, wurde er 1887 von den Deutschen gefangen genommen und in die Verbannung geschickt. Die Zustände wurden aber keineswegs besser, indem dem deutscherseits anerkannten Tamasese sehr bald ein Gegenkönig in dem von den beiden andern Mächten begünstigten Mataafa erwuchs, der den deutschen Plantagenbetrieb ebenfalls empfindlich schädigte. Auf einem Strafzuge gegen die von einem Amerikaner geführte Übermacht erlitten die Mannschaften der Stationsschiffe „Eber", „Adler" und „Olga" im Dezember 1888 bei Vailele eine verlustreiche Niederlage, die 2 Offizieren und 15 Mann das Leben kostete, während 1 Offizier und 38 Mann verwundet wurden. Zwar ward die Scharte nachdrücklichst wieder ausgewetzt; aber ein neues schweres Unglück brachte im nächsten März ein furchtbarer Orkan, der den „Adler" und „Eber" und zwei amerikanische Kriegsschiffe an den Korallenriffen des Hafens von Apia zerschellte. 95 deutsche und 50 amerikanische Seeleute fanden dabei ihren Tod in den Wellen.

Um den Wirren endlich Einhalt zu thun, traten die Bevollmächtigten der drei gleichberechtigten Mächte in Berlin zur Samoakonferenz zusammen. Der Malietoa Laupepa wurde wieder als Oberkönig anerkannt, die Rechtspflege einem vom König von Schweden ernannten Oberrichter übertragen und die Aufsicht über die Verwaltung der für unabhängig und neutral erklärten Inselgruppe den Vertretern der drei Vertragsmächte unterstellt. Wie vorauszusehen, war auch dieses Auskunftsmittel wegen der gegenseitigen Eifersucht Deutschlands, Englands und Amerikas wirkungslos. Der von ihnen genährte Bürgerkrieg der Samoaner dauerte fort, und erst 1893 konnte der von England unterstützte Mataafa vollständig besiegt und zeitlebens verbannt werden. Amerika hat zwar seitdem seinem Einflusse mehr und mehr entsagt, aber die Verhältnisse sind eben so unhaltbar und beschämend wie früher, und die Ordnung wird nur mühsam durch die ständige Anwesenheit der fremden Kriegsschiffe aufrecht erhalten. Leider haben die ewigen Wirren die deutsche Kulturthätigkeit auf Samoa empfindlich geschädigt. Statt der 30 deutschen Dampf- und Segelschiffe, die 1891 den Verkehr vermittelten, kamen 6 Jahre später nur noch 12 kleine Segelkutter, dafür aber 37 britische Dampfer an, weil inzwischen die Kopraausfuhr grösstenteils in englische Hände übergegangen war. Wenn trotzdem die Einfuhr aus Deutschland 1897 340000 Mark gegen 200000 Mark im Vorjahre betrug, so ist es höchste Zeit, dass ernstliche Schritte zur Erhaltung des mit unendlicher Mühe und erheblichem Kapital geschaffenen deutschen Handels geschehen. Dauernde Besserung ist freilich

bloss dann zu erhoffen, wenn eine auswärtige Macht allein die Herrschaft über Samoa ausübt. Dass Deutschland in erster Linie dazu berufen ist, liegt bei dem Überwiegen seiner Interessen und seines Plantagenbesitzes auf der Hand.

Mit den Erfolgen in Afrika und in der Südsee endet die Erwerbungsgeschichte der deutschen Kolonien, die man wohl auch die Periode des Flaggenhissens oder, wie die Gegner sagten, das Spazierenführen der deutschen Flagge genannt hat. Mit überraschender Schnelligkeit war ein weiter und noch immer ausdehnungsfähiger Besitz gewonnen und seitens der europäischen Staaten anerkannt worden. Nunmehr galt es, für die bisher ungewöhnlichen Verhältnisse neue Verordnungen aufzustellen, die rechtliche Stellung der Schutzgebiete und der mit ihrer Ausnutzung beschäftigten Gesellschaften zu regeln und mit der eigentlichen Kulturarbeit zu beginnen. Ein anderer wichtiger Schritt war die Errichtung und staatliche Unterstützung regelmässiger Dampferlinien, die Neudeutschland fest mit dem Mutterlande verbinden und uns jederzeit von fremden Schiffahrtsgesellschaften unabhängig machen sollten. Nach schweren parlamentarischen Kämpfen nahm der Reichstag die vom Kanzler eingebrachte Vorlage im März 1885 an. Kurz zuvor hatte die deutsche Diplomatie auf der Berliner Kongokonferenz einen neuen Sieg errungen. England, das sich im Kongo- und Nigergebiet durch Erwirkung von Monopolen und Vorrechten eine ganz besonders bevorzugte Stellung schaffen wollte, musste sich wegen des allseitig erhobenen Einspruchs herbeilassen, die Gleichberechtigung sämtlicher europäischen Nationen bezüglich des Handels anzuerkennen, worauf im Herzen des dunklen Erdteils ein neuer selbständiger Staat, der Kongostaat, gegründet und der König von Belgien zu seinem Herrscher gewählt wurde. Englands Unterschrift unter die Kongoakte hinderte es allerdings nicht, die bezüglich der freien Schiffahrt auf dem Niger übernommenen Verpflichtungen von 1888 ab gröblich zu verletzen, und die von Bismarck kräftig eingeleitete Abwehr fand an seinem Nachfolger Caprivi nur eine matte, wirkungslose Fortsetzung.

Aber mit der wirtschaftlichen Erschliessung und politischen Ausgestaltung der deutschen Schutzgebiete begannen auch sofort die Sorgen, weil es nach wie vor des grössten staatsmännischen Geschicks bedurfte, um den noch werdenden Besitz auswachsen zu lassen, die Küsten durch die Sicherung des Hinterlandes nutzbar zu machen und den Grund für die Entwickelung des Handels zu legen.

Die geringsten politischen, dafür indes nicht unerhebliche wirtschaftliche Schwierigkeiten haben unsere Südsee-Schutzgebiete verursacht. Hier waren von Anfang an die gegenseitigen Interessengebiete fest begrenzt, und es konnte unverzüglich mit der Erforschung des noch ganz unbekannten Landes begonnen werden, um ein Urteil über seinen wirtschaftlichen Wert und die Art seiner Ausbeutung zu gewinnen. Die mustergiltigen Küstenaufnahmen des Vizeadmirals und ersten Landeshauptmanns Freiherrn v. Schleinitz, die Vermessungsarbeiten deutscher Kriegsschiffe, die Unternehmungen der Beamten der Neuguinea-Kompagnie und die Expeditionen von Schrader, Schellong, Grabowsky, Hollrung, Zöller, Hellwig, Lauterbach, Tappenbeck, Kersting und anderer haben trotz rührigster Thätigkeit diesem Bedürfnis erst zum Teil Rechnung getragen. Auf ihnen wurden die Küsten- und Inselumrisse genauer festgelegt und im Innern Kaiser Wilhelmslands hohe Schneeberge und schiffbare Ströme entdeckt. Schrader und Hollrung befuhren 1887 den Kaiserin Augustafluss auf einer Dampfbarkasse bis 4° 13'S und gelangten dabei noch 128 km über den fernsten Punkt hinaus, den sie im Vorjahre mit Schleinitz erreicht hatten. 1888 glückte es Zöller und Hellwig, das schroffwandige Finisterre-Gebirge bis zu 2660 m Meereshöhe zu erklimmen und einen lehrreichen Einblick in die Hochgebirgswelt des Innern zu gewinnen. Auch an schweren Schlägen hat es nicht gefehlt. Das verderbliche Fieberklima des Finschhafens, dem binnen wenigen Wochen 13 Europäer zum Opfer fielen, zwang zum Aufgeben der Station, und bald darauf verloren zwei andere Beamte der Gesellschaft bei einem furchtbaren Vulkanausbruch das Leben. Zwei neue Beamte und zwei Missionare wurden von den Eingeborenen getötet, und endlich gingen zwei Schiffe verloren. Diese Häufung von Unglücksfällen lähmte den Unternehmungsgeist der Kompagnie, die ihr Kolonisationswerk mit so grossartigen Mitteln begonnen und den bedeutendsten Teil zu den Kosten der Erforschungsexpeditionen beigetragen hatte. 1895 wurde der bekannte Weltreisende Otto Ehlers von seinen eigenen Leuten ermordet, als er den Ostzipfel Neuguineas zu durchqueren suchte. Bei der Verfolgung der Verbrecher ward leider der Landeshauptmann v. Hagen erschossen. Mehr Erfolg hatte die Lauterbach'sche Expedition, die 1896 nach Besteigung des Örtzengebirges und nach Überschreitung der Wasserscheide den zweitmächtigsten Strom des Schutzgebietes, den Ramu, 250 km weit befuhr. 1898 hat Tappenbeck die vielverheissende Wasserstrasse bis zur Mündung verfolgt und damit den Nachweis erbracht, dass Ottilienfluss

und Ramu nur verschiedene Namen eines und desselben Wasserlaufes sind.

Auf dem Bismarck- und Marshall-Archipel [1]) waren einige Gewaltthaten der Eingeborenen und Übergriffe fremder Händler zu ahnden, doch hat es zur Wiederherstellung der Ordnung keiner kostspieligen Machtentfaltung bedurft. Im übrigen ist die ruhige Entwickelung nicht beeinträchtigt worden und scheint namentlich auf den Marshall-Inseln ungehindert fortzuschreiten, wo nach Durchführung der Entwaffnung und des Verbotes der Munitionseinfuhr vollständiger Friede herrscht. Obendrein hat die den Archipel bewirtschaftende Jaluitgesellschaft der Regierung alle Kosten abgenommen, indem sie die vom Staate eingesetzten Beamten bezahlt. Die geldkräftige Neuguinea-Kompagnie trägt ebenfalls die Kosten ihres Besitzes selbst, des einzigen, der noch nicht Reichsschutzgebiet ist, indem der von der Kompagnie eingesetzte Landeshauptmann gleichzeitig die wirtschaftliche Verwaltung und die Oberhoheit ausübt. Doch drängt sich immer mehr die Notwendigkeit auf, dass das Reich nicht nur die landesherrlichen Befugnisse der Privatgesellschaft übernimmt, wie es schon einmal zwei Jahre lang der Fall war, sondern dass letztere auch von ihren grossen Opfern in irgend einer Weise entlastet wird. Überdies machen sich neuerdings Anzeichen für eine feindselige Haltung der Eingeborenen bemerkbar, die von 1893/96 9 Weisse und 13 farbige Arbeiter getötet haben und seitens der Kompagnie aus Mangel an Schiffen und Mannschaften nicht gebührend gezüchtigt werden konnten. Umsomehr ist es Pflicht des Staates, seinen Angehörigen den erforderlichen Schutz angedeihen zu lassen, den nur er allein zu gewähren vermag. Es ist schon im Werke gewesen, die Sonderstellung der Gesellschaft zu beseitigen, doch haben sich die im Reichstag darüber geführten Verhandlungen zerschlagen.

Ganz andere und viel wichtigere Aufgaben waren im dunklen Erdteil zu lösen. Die Binnengrenzen zwischen den deutschen und fremden Kolonien waren noch völlig unbestimmt, und in dem Wettbewerb um die Erweiterung des Hinterlandes suchte eine Macht durch List und Schnelligkeit der andern zuvorzukommen. Hier war also dem Wagemut und dem diplomatischen Geschick noch ein weiter Spielraum geblieben, und daraus erklärt es sich, dass unser afrikanischer Besitz

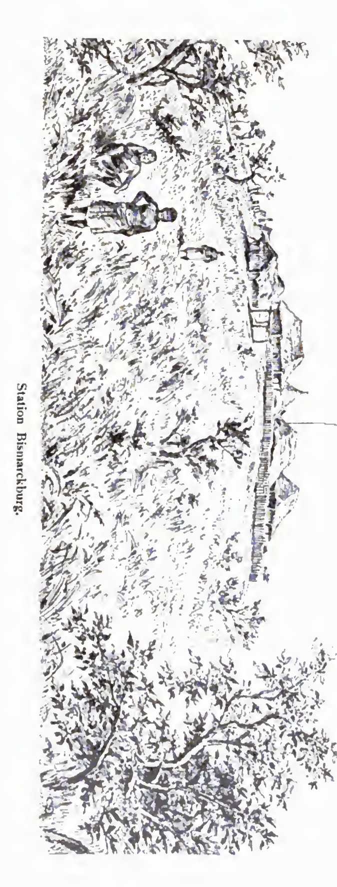
[1]) Um die Erforschung des noch sehr wenig bekannten Salomonen- und Bismarck-Archipels haben sich ausser den Offizieren unserer Kriegsschiffe und den Beamten der Neuguinea-Kompagnie besonders Penny, Parkinson, Guppy, Zöller, Graf Pfeil und Dahl verdient gemacht. Über die Marshall-Inseln liegen ausser amtlichen Berichten die Arbeiten von Hernsheim und Steinbach vor.

das allgemeine Interesse viel mehr in Anspruch genommen hat als die entlegenen Südseegebiete.

Die Togoküste war durch die Verträge von 1885 nicht gerade glücklich begrenzt worden. Der hafenlose Meeressaum hatte nur 52 km Länge, und die beiden schiffbaren Flüsse Volta und Mono, die zugleich die West- und Ostgrenze bildeten und den Löwenanteil des Binnenverkehrs aufnahmen, mündeten auf fremdem Boden. Deshalb war die Ausdehnung des deutschen Einflussbereiches dringend geboten, und teils aus politischen, teils aus wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Gründen sandte die Regierung 1888—1890 drei Expeditionen aus, die das unbekannte Innere erforschen und mit den Eingeborenen Verträge abschliessen sollten. Hauptmann Kurt v. François, der Führer der ersten Expedition, gelangte längs des Volta nach der damals noch blühenden Handelsstadt Salaga, unternahm einen Vorstoss nach Gambaga und Mossi und kehrte auf einem östlichen Wege durch das Adeliland zur Küste zurück[1]). Die zweite Expedition unter Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf sicherte und eröffnete den Osten des Togolandes durch Gründung der Station Bismarckburg. Nach einem Besuche Salagas zog Dr. Wolf durch das Tshautyoreich bis in die nördlichen Grenzländer von Dahome, wo er in Dabari (Ndali) am Fieber oder an Gift starb. Sein Nachfolger Premierlieutenant Kling, der von Bismarckburg aus den Niger erreichen wollte, wurde in Borgu von den feindlichen Binnenstämmen zur Umkehr gezwungen und erlag später den Nachwirkungen des verderblichen Klimas.

Weil Bismarckburg zu weit abseits der grossen Karawanenstrassen lag und somit seinen Hauptzweck, den Verkehr aus den Nachbargebieten anzuziehen und zur deutschen Küste abzuleiten, nicht erfüllte, so wurde es nach sechs Jahren (1894) als Hauptstation wieder aufgegeben und durch eine Militärstation in dem ungleich wichtigeren Handelsmittelpunkte Kete Kratshi ersetzt, die in Bismarckburg einen kleinen Posten unterhält. Somit verschob sich der Schwerpunkt der deutschen Interessen westwärts zum Volta, nachdem schon 1890 Lieutnant Hering die Station Misahöhe zur Deckung der von Lome nach Kete Kratshi führenden Handelsstrasse angelegt hatte. Doch hat man Bismarckburg neuerdings wieder dauernd mit einem Europäer besetzt, weil sonst die reichen Kautschukbestände des Adelilandes infolge schonungsloser Ausbeutung über kurz oder lang der völligen Vernichtung anheimgefallen wären.

[1]) Auf einer zweiten Reise war v. François bereits bis Salaga gekommen, als er abberufen wurde, um den Oberbefehl über die neugebildete südwestafrikanische Schutztruppe zu übernehmen.


Station Bismarckburg.

Inzwischen waren Ereignisse eingetreten, die ein Vorschieben der deutschen Grenze nach Norden unabweisbar machten. Die Franzosen eroberten das Negerreich Dahome, und die Engländer führten den seit langer Hand vorbereiteten Feldzug gegen die Asante durch. Nicht genug, dass Togo damit im Osten und Westen umklammert und eine Weiterausdehnung unmöglich war, so wurde es nunmehr auch im Norden ernstlich bedroht. Das französische Ausbreitungsbedürfnis drängte den Senegal aufwärts dem Sudan zu, ging bis zum Nigerbogen vor und fasste die Vereinigung der getrennten Besitzungen ins Auge. Eine Expedition folgte der andern, und es war deutscherseits dringend geboten, dieses Vorgehen zu durchkreuzen. Der Reichskanzler Caprivi sah jedoch unthätig zu, wie die Franzosen den Zugang zum grössten und für den Sudanhandel wichtigsten Strome Westafrikas, dem Niger, zu versperren begannen. Deshalb entschloss sich im letzten Augenblicke eine Privatvereinigung mit dem Konsul a. D. Ernst Vohsen an der Spitze, das

deutsche Togo-Komitee, zum Eingreifen. Da die Mittel aus privaten Kreisen sehr spärlich flossen, während die französische Opferwilligkeit zu demselben Zweck Millionen aufbrachte, so leistete die deutsche Kolonialgesellschaft einen beträchtlichen Zuschuss, und das Reich bewilligte ebenfalls eine Unterstützung. Unverweilt brach 1894 Dr. Hans Gruner, der Leiter der Station Misahöhe, mit Dr. Döring und Lieutenant v. Carnap-Quernheimb auf, um zu retten, was noch zu retten war. Raschestes Handeln war unerlässlich, denn beim Wettlaufe nach dem Niger galt es, eine englische und eine französische Expedition zu überflügeln. Thatsächlich gelang es den Reisenden, über Salaga und Yendi nach Sansanne Mangu zu gelangen, mit den Sultanen von Mangu, Gurma und Gando Schutzverträge zu vereinbaren und dadurch die Verbindung mit dem Niger herzustellen, worauf Gruner auf dem Landwege zur Küste zurückkehrte und später die Verwaltung der Station Sansanne Mangu übernahm. Die Ansprüche der beteiligten Staaten auf die Länder innerhalb des Nigerknies waren aber durch ihr gleichzeitiges Vorgehen ausserordentlich verwickelt geworden. Manche eingeborenen Herrscher hatten sowohl die Oberhoheit der einen als der andern Macht angenommen, und deutsche und französische Posten standen mehrfach in unmittelbarer Nachbarschaft bei einander. Diese Verwirrungen führten schliesslich zum deutsch-französischen Togo-Abkommen vom 10. Oktober 1897, das erst nach sieben Wochen langwieriger diplomatischer Verhandlungen zu stande kam und bekanntlich eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren hat.

Frankreichs politische Wünsche bezüglich des Nigergebietes und der unmittelbaren Verbindung seiner Besitzungen gingen in Erfüllung. Denn wir mussten u. a. Gurma wieder herausgeben, weil der Sultan, mit dem die Deutschen verhandelten, wohl selbständig, aber nicht der eigentliche Oberherrscher war und weil letzterer schon vorher mit den Franzosen einen Schutzvertrag abgeschlossen hatte. Abgesehen davon also, dass die Franzosen bessere Rechtstitel besassen, ist es fraglich, ob ein Zugang zum Niger für uns von solcher Bedeutung gewesen wäre, um es darüber zu einem Zerwürfnis mit Frankreich kommen zu lassen. Gurma ist gegen das uns zugesprochene Tshautyoreich ein dünnbevölkertes, armes Land, das, nur stellenweise gut bewässert und bewohnt, einen bedingten wirtschaftlichen Wert hat und auch als Durchgangsgebiet wenig wichtig ist. Dann schien es von vornherein fraglich, den gewaltigen Sudan durch die Verbindung mit dem Niger an den schmalen Streifen unseres Schutzgebietes zu ketten. Durch eine Eisenbahn

hätten wir allerdings den Niger mit unserer Küste verbinden können, allein unsere europäischen Nebenbuhler würden, da sie unter günstigeren Verhältnissen arbeiten, bald Mittel und Wege finden, dieses Unternehmen wirtschaftlich tot zu machen. Um den oberen Niger, der bis zur französischen Flottenstation Bammaku schiffbar ist und von Kanonenbooten und flachen Dampfern befahren wird, vom Unterlaufe des Stromes aus zollfrei zu erreichen, erstreben die Franzosen durchaus einen Umladeplatz unterhalb der Schnellen von Bussang und sind deshalb mit den Engländern in Streit geraten. Gelänge es ihnen, den blühenden Sudanhandel abzulenken, dann wäre freilich Togo als Handelskolonie kalt gestellt. Das Schicksal der Station Bismarckburg hat jedoch gezeigt, dass es ohne kostspielige Bahn- und Strassenbauten schwer hält, den althergebrachten und hartnäckig festgehaltenen Karawanenwegen der Neger ein anderes Ziel aufzuzwingen. Nun hat uns der Vertrag zwei vielbegangene Strassen aus dem Norden und Osten gesichert, die in Kete Kratshi zusammenlaufen, das am schiffbaren Volta inmitten wohlhabender, handelskräftiger Negerstaaten liegt und auch für Binnenhandelswege aus den entgegengesetzten Himmelsrichtungen einen wichtigen Mittelpunkt darstellt. Ferner erhielten wir ausser anderen Gebietserweiterungen das fruchtbare, dicht bevölkerte Mündungsland des Mono, eines ebenfalls fahrbaren Flusses, der durch die Lagune von Klein-Popo einen Zugang zum offenen Meere besitzt und uns somit von den französischen Zollschranken unabhängig macht. Welche Folgen diese Abtretung schon jetzt gehabt hat, geht daraus hervor, dass von zwölf grossen Handelshäusern des französischen Küstenplatzes Grand Popo neun nach dem deutschen Monoufer übersiedeln wollen. Denn einmal ist Grand Popo, das bisher allen Handel aus dem Monodreieck an sich zog, die ungehinderte Zufuhr aus dem Hinterlande westlich des Mono durch die Grenzverschiebung abgeschnitten, und dann müssten die Waren, die für die nunmehr auf deutschem Boden liegenden Faktoreien bestimmt sind, zwei Zollgrenzen passieren, wodurch sie natürlich eine den Handel erheblich beeinträchtigende Preissteigerung erfahren würden.

Jedenfalls bedeutet der Togovertrag unter dem Gesichtspunkte einer extensiven Kolonialpolitik eine herbe Enttäuschung, weil er uns endgiltig vom Niger abdrängte und der Ausdehnung unserer Kolonie nach Norden ein Ziel setzte. An diesem Ergebnis werden auch die noch ausstehenden Abmachungen mit England nicht viel ändern. Eine extensive Kolonialpolitik hat aber nur dann Zweck, wenn man das

erworbene Land wirtschaftlich auszunutzen vermag, wenn also die Möglichkeit intensiver Kolonialpolitik vorhanden ist. In dieser Beziehung, d. h. vom wirtschaftlichen Standpunkte aus scheinen wir kein schlechtes Geschäft gemacht zu haben, wie u. a. die eben erwähnten Aussichten im Monodreieck darthun. Unsere wirtschaftlichen Interessen liegen vor allem im Küstengebiet, und hier ist jeder Quadratmeter wertvoller als hunderte von Quadratmeilen im Innern. Die Ölpalme, deren Erzeugnisse die Hauptmasse des westafrikanischen Handels ausmachen, nimmt mit wachsender Entfernung von der Küste allmählich ab, und gleiches gilt von dem Verbreitungsgebiet des zweitwichtigsten Handelsgegenstandes, des Kautschuks. Öl und Kautschuk haben zusammen einen Handelswert von 9 Millionen Mark, während die Gesamtausfuhr jenes ganzen küstennahen Gebietes jährlich 10 Millionen Mark beträgt. Weiter im Innern werden nur noch sehr geringe Elfenbeinmengen gewonnen; sonst erzeugt das Hinterland lediglich Gegenstände für den eigenen Gebrauch der Eingeborenen, die für die Ausfuhr nach Europa ohne Belang sind.

Alles in allem haben im Sinne extensiver Kolonialpolitik die Franzosen, in wirtschaftlicher Beziehung die Deutschen den Hauptvorteil gehabt, und wir können mit dem Ausgange um so zufriedener sein, als es auf Grund der kolonialen Versäumnisse des zweiten Kanzlers unmöglich war, bessere Zugeständnisse zu erlangen. Dafür müssen wir bei der Festlegung der Westgrenze und der nicht lange mehr hinausschiebbaren Aufteilung des neutralen Gebietes von Salaga und Yendi, das sich als ein breites Viereck keilförmig in unser Schutzgebiet einschiebt, England gegenüber bestrebt sein, das Mündungsland und den unteren Thalweg des Volta einzutauschen. Als Entgelt muss das für die Briten hochwichtige, für uns nunmehr bedeutungslose Reich Gando am Niger dienen, mit dessen Sultan Gruner vollgiltige Verträge abgeschlossen hat. Besitzen wir die Wasserstrasse des untern Volta, so wird nicht bloss Kete Kratshi, sondern ganz Togo eine Zukunft haben. Denn dann können die Erzeugnisse des deutschen Hinterlandes auf dem Volta und Mono bequem und billig zur deutschen Küste gelangen und werden nicht mehr wie bisher zum Schaden unseres Handels und unserer Zollverwaltung den Engländern und Franzosen in den Schoss fallen.

So bildet das Togo-Abkommen in jeder Beziehung einen wichtigen Abschnitt in der Geschichte unseres kleinsten afrikanischen Schutzgebietes, und wir können fortan ungestört in seiner Erschliessung fortfahren. Die Entwickelung der Kolonie nimmt einen erfreulichen Fortgang, abgesehen von einigen örtlichen Unruhen und einem Angriff der

kriegerischen Dagomba auf die Expedition des Premierlieutenants v. Massow, der mit einer völligen Niederlage der Neger endete (1897). Eine Reihe von Militärstationen in Kpando, Misahöhe, Kete Kratshi, den Strassenknotenpunkten Bassari und Bafilo, Paratau, der Hauptstadt des Tshautyoreiches, Dadaura, Sansanne Mangu u. s. w. ist an den Hauptverkehrswegen tief ins Innere vorgeschoben. Sie sollen nicht nur bei kriegerischen Verwickelungen Schutz und Rückhalt bieten, sondern vor allem die Beziehungen der Deutschen zu den Eingeborenen festigen, Handel und Bodenbewirtschaftung heben und das Hinterland mit der Zeit enger an die Küste ketten. Heute ist Togo eine blühende Kolonie, die sich bereits selbst erhält und auch fernerhin zu den besten Hoffnungen berechtigt.

Ähnlich wie in Togo lagen anfänglich die Verhältnisse in Kamerun. Als wir von der Küste Besitz nahmen, war das weite Hinterland so gut wie unbekannt. Man musste es also erst erforschen und zum Schutze der Europäer zugleich ausgedehntere Verwaltungs- und Sicherheitsmassregeln treffen. Dadurch wurden wieder die Ausgaben weit über das Mass der Einkünfte gesteigert und machten eine gründliche Umgestaltung des Zollwesens erforderlich. Um die schwerere Belastung tragen zu können, brauchte der Handel neue Einfuhr- und Ausfuhrgebiete, und zur Erreichung dieses Zieles galt es, eine starre Schranke zu durchbrechen, welche die Handelseifersucht der Dualla, Bakoko, Bakwiri und anderer Küstenstämme errichtet hatte. Sie verweigerten sowohl den europäischen Kaufleuten als den Eingeborenen des Binnenlandes den freien Durchzug, so dass beide nur vermittels des Zwischenhandels ihre Erzeugnisse austauschen konnten. Natürlich kauften die schlauen Küstenneger die Waren möglichst billig ein und verkauften sie möglichst teuer, wodurch ihnen selbst ein leichter und lohnender Gewinn zufiel, andrerseits aber ein gedeihlicher Handelsaufschwung unmöglich war. Deshalb sandte die deutsche Regierung zahlreiche Expeditionen ab, um jenes mit der Zeit unerträglich gewordene Monopol zu beseitigen und gleichzeitig den Bestrebungen der Engländer und Franzosen entgegenzuarbeiten. Namentlich die letzteren drangen auf den bequemen Wasserwegen der nördlichen Kongozuflüsse und vom Sudan aus ungehindert in unser Hinterland ein und vereinigten sich in den Uferlandschaften des Tsadsees. Die Deutschen dagegen, denen kein schiffbarer Strom zur Verfügung stand, mussten sich mühsam durch die feuchten Urwälder und feindlichen Völkerstämme hindurcharbeiten und gelangten trotz aller Anstrengungen über eine verhältnismässig

bescheidene Entfernung von der Küste nicht hinaus. Daher haben wir bloss das erste Ziel, die Durchbrechung der Zwischenhandelsschranke, durch Anlage von Stationen unter vielen Schwierigkeiten und ausserordentlichen Geldopfern erreicht. Die Verwirklichung des zweiten, politischen Zieles ist uns nur teilweise gelungen.

Gleich die ersten beiden Expeditionen des Jahres 1885 schlugen fehl. Dr. Bernhard Schwarz kam den Mungo aufwärts nur bis Kebinde, wo ihn eine auf die Elefantenjagd ziehende Eingeborenenschar, der er ganz ohne Grund feindselige Absichten unterlegte, zur Umkehr veranlasste. Die andere Expedition unter Flegel, Staudinger, Hartert, Gürich und Semon, die gleichzeitig auf dem Wasserwege des Niger-Benuë nach Adamaua vordringen sollte, scheiterte an dem Tode ihres Führers Robert Eduard Flegel und an dem Widerstande der englischen Nigerkompagnie. Die erste Bresche in den Handelsring legten 1888 und 1889 die Lieutenants Kund und Tappenbeck, die nach Gründung der Yaundestation zwischen den Flüssen Sannaga und Nyong mehrere erfolgreiche Vorstösse durch den Urwaldgürtel in das Grasland Südkameruns ausführten. Den Zeitraum von 1886—92 umfassen die Reisen des verdienstvollen Forschers Dr. Eugen Zintgraff, der am Nordosthange des Kamerungebirges die Barombistation [1]) anlegte und als erster Europäer von der Kamerunküste über Jbi am Benuë und Gashaka nach Yola, der lebhaften Hauptstadt des Landes Adamaua, gelangte. Er erkannte sofort die hohe handelspolitische Bedeutung des Niger-Benuëgebietes. Leider gingen die Hoffnungen, die er auf die von ihm angelegte Station Baliburg setzte, nicht in Erfüllung, weil seine Verbündeten, die Bali, von ihren kriegerischen Nachbarn, den Bamufut und Bandö, empfindlich geschlagen wurden. Der Übermacht von 10000 Feinden konnten die 5000 Bali nicht widerstehen. Sie erlitten schwere Verluste, und auch von Zintgraffs Expedition fielen 4 Europäer und 170 Neger in dem erbitterten Kampfe, der auf Jahre hinaus kolonisatorische Schritte in jenen Gegenden unmöglich machte und die Wiederaufgabe Baliburgs zur Folge hatte. Bald darauf schied Zintgraff wegen der vielen Schwierigkeiten, die ihm der Gouverneur Zimmerer, der Nachfolger des ersten Gouverneurs von Kamerun, Freiherrn v. Soden, bereitete, aus dem Reichsdienste aus. 1896 kehrte er aber mit Dr. M. Esser und G. Conrau von neuem zu dem treu gebliebenen Balihäuptling Garega zurück, schloss mit seinen Gegnern Frieden

[1]) Späterhin wieder aufgelassen, ist sie durch die benachbarte Station Johann Albrechtshöhe ersetzt worden.

und widmete sich dann unermüdlich der Förderung des Pflanzungsbetriebes, bis er gleich so vielen Europäern im Dezember 1897 ein Opfer des verderblichen Fiebers ward. Ebenbürtig zur Seite steht dem rührigen Reisenden Hauptmann Kurt Morgen, der von 1889—91 mehrere ergebnisreiche Kreuz- und Querzüge im Gebiete des Hauptflusses unserer Kolonie, des Sannaga-Mbam, unternahm und das von Kund und Tappenbeck in Südkamerun begonnene Werk in glänzender Weise fortsetzte. Über Ngila, Tibati und Gashaka wandernd, erreichte er den Benuë bei Jbi und hatte damit die zweite Durchkreuzung der Kolonie ausgeführt.

Um Adamaua, den politischen und in vieler Beziehung auch wirtschaftlichen Schwerpunkt des Kamerungebietes, zu sichern, sollte der durch seine Thätigkeit in Ostafrika rühmlichst bekannte Hauptmann Freiherr v. Gravenreuth einen Zug zum Tsadsee ausführen. Leider fiel er, der mit der westafrikanischen Kampfesweise nicht vertraut war, bei der Erstürmung von Buëa, des Hauptdorfes der aufständischen Bakwiri, ehe er überhaupt den Marsch ins Innere angetreten hatte. Sein Nachfolger Ramsay wurde durch eine Meuterei der Negersoldaten wieder zur Umkehr gezwungen, und die von ihm 1892 am Mbam angelegte Balingastation ging noch in demselben Jahre wieder verloren. Dabei fand der Befehlshaber, Lieutenant v. Volckamer, einen martervollen Tod, weil er trotz inständigster Bitten ohne Unterstützung gelassen war. Da auch der Gouverneur die in Kamerun ansässigen Kaufleute im höchsten Masse gegen sich aufbrachte und für seine Hauptaufgabe, die wirtschaftliche Eroberung des Kamerungebirges, wenig Verständnis zu haben schien, so musste er von seinem Posten zurücktreten. Aber das unverantwortliche Benehmen des ihm im Amte folgenden Kanzlers Leist verursachte eine Empörung der aus unzuverlässigen Dahomenegern bestehenden Polizeitruppe, der leider ein Unschuldiger, der eben erst eingetroffene Assessor Riebow, zum Opfer fiel. Zwar scheint der Aufstand, bei dem wohl auch die Dualla ihre Hand mit im Spiele hatten, seit längerer Zeit geplant gewesen zu sein, und man kann zu Leists Gunsten eine Reihe von Rechtfertigungsgründen geltend machen. Immerhin hat er durch sein Benehmen, das den unruhigen Elementen einen willkommenen Anlass zum Beginn der Feindseligkeiten bot, die Würde des deutschen Beamtenstandes tief verletzt, und gleiches gilt von seinem Genossen, dem Assessor Wehlan. Glücklicherweise blieb der Aufstand ohne ernstere Folgen, worauf die Dahomeleute durch eine kaiserliche Schutztruppe aus Sudanesen ersetzt wurden.

Ein erfreulicheres Glied in dieser langen Kette von Bitternissen bedeutet das Freundschaftsbündnis, das Rittmeister v. Stetten nach

einem erfolgreichen Marsche durch das Kameruner Hinterland — über Tibati und Banyo — 1893 in Yola mit dem Beherrscher von Adamaua abschloss. So war die Verbindung zwischen Kamerun und Adamaua durch wiederholte Reisen angebahnt. Aber schon hatten die Franzosen besorgniserregende Fortschritte gemacht und waren vom Kongo aus in die Sudanländer eingedrungen. Da unsere Kolonialleitung keine Gegenmassregeln traf, so musste wiederum eine Privatgesellschaft sich der bedrohten Interessen annehmen. Es war das vom Konsul Ernst Vohsen ins Leben gerufene Kamerun-Komitee, aus dem später zu ähnlichem Zweck das deutsche Togo-Komitee hervorging (Vergl. S. 48). Mit Mühe wurden 60000 Mark aufgebracht, zu denen die Regierung 5000 Mark beisteuerte. Durch frühere Erfahrungen klug gemacht, wählte man diesmal nicht den Land-, sondern den Wasserweg, und weil sich die Hamburger Rheder, die man um Überlassung eines kleinen Dampfers angegangen hatte, sehr wenig entgegenkommend zeigten, so war es um so freudiger zu begrüssen, dass die englische Nigerkompagnie unter gewissen Bedingungen ein Fahrzeug zur Verfügung stellte. Dadurch glückte es der deutschen Expedition, die unter der Leitung des Freiherrn von Üchtritz und des Dr. Passarge stand, eine im Anmarsche befindliche französische Expedition um mehrere Monate zu überholen. Benuëaufwärts ging es bis nach Garua, und von dort aus wurden auf drei Vorstössen nach Bubandjidda, Marrua und Ngaumdere die einflussreichsten Häuptlinge des oberen Benuëgebietes gewonnen. Somit entschied die Expedition, die trotz ihrer bescheidenen Mittel in wissenschaftlicher und politischer Beziehung Hervorragendes geleistet hat, noch im letzten Augenblicke zu unsern Gunsten und bot der Regierung eine Handhabe, um die Franzosen zu Zugeständnissen zu bewegen.

Durch die Verträge mit England und Frankreich vom 15. November 1893 und 15. März 1894 hat auch Kamerun feste Grenzen erhalten, und eingekeilt zwischen das Kolonialgebiet unserer Nachbarn besitzt es eine wunderliche flaschenähnliche Gestalt. Uns gehört jetzt der grösste und beste Teil Adamauas nebst dem Oberlauf des Benuë; leider nur fehlen uns geeignete Zugänge zu unserm Hinterland. Denn den natürlichen Wasserweg des Niger und Benuë, der für ganz Nordkamerun die einzige bequeme Verkehrsstrasse darstellt und für dessen Sicherung der früh verstorbene Afrikareisende Eduard Flegel seine ganze Kraft einsetzte, besitzen die Engländer. Damit haben sie den Norden unseres Schutzgebietes in der Hand, dessen Oberflächengestaltung und Bewässerung durchaus auf den Benuë hinweist. Den Briten ist ferner

der politische Mittelpunkt Yola zugefallen, wenngleich zugegeben werden muss, dass er von dem uns zugesprochenen Garua immer mehr überflügelt wird. Die Franzosen erhielten den kupfer- und elfenbeinreichen Südosten samt den natürlichen Handelswegen vom Benuë bis zum Kongo und dadurch die Herrschaft über den regen Verkehr, der aus dem Zusammenstreben zweier gewaltiger Stromgebiete entspringt. Da uns nur ein schmaler Uferstreifen zwischen den Grenzflüssen Sanga und Ngoko geblieben ist, so haben wir die zweifelhafte Möglichkeit, das südöstliche Hinterland unserer Kolonie vom Kongo aus zu erreichen. Vom Tsadsee ist uns ebenfalls bloss ein schmaler Ufersaum überlassen, den Löwenanteil haben sich unsere beiden Nachbarn angeeignet. Freilich ist das ausgedehnte Wasserbecken wegen seiner übergrossen Seichtigkeit und der weithin versumpften Flachufer für den Handel von sehr geringer Bedeutung. Viel wichtiger aber als der sumpfige Binnensee sind seine Zuflüsse, vor allem der Logone und Schari, und von diesen Zufahrtslinien beherrschen wir keine ihrer ganzen Länge nach oder auf beiden Ufern. Wir sind eher von den bequemen Wasserstrassen abgedrängt und müssen mit den mühsamen, langwierigen Landwegen vorlieb nehmen, da die Flüsse unseres Schutzgebietes wegen ihrer Stromschnellen und Wasserfälle nicht schiffbar sind. So wenig dienen sie dem Verkehr, dass der Handel des Hinterlandes nie nach der viel näheren Küste, sondern vielmehr nach dem Tsadsee und dem Mittelmeer gerichtet war. Die Zwischenhandelsschranke der Küstenneger mag allerdings nicht unwesentlich zur Ablenkung des Verkehrs beigetragen haben. Was die Handelsfreiheit auf dem Benuë betrifft, so hat die englische Nigerkompagnie die entsprechenden Bestimmungen der Kongokonferenz gröblich verletzt (Vergl. S. 44), und sie kam der Üchtritz-Passargeschen Expedition nur deshalb so bereitwillig entgegen, weil ihre eigenen Interessen von den Franzosen bedroht waren. Wollen wir den Zugang zu unserm Hinterlande nicht verlieren, so müssen wir nachdrücklichst auf die Durchführung allgemeiner Verkehrsfreiheit auf dem Niger und Benuë dringen und die Wasserstrasse nötigenfalls durch Kanonenboote und Kohlenstationen schützen. In gleicher Weise müssen wir uns den Kongoweg offen halten, dürfen aber nie vergessen, dass wir unser Hinterland erst dann wirtschaftlich und politisch ausnützen können, wenn wir es wirklich beherrschen. Ob sich jedoch die kräftigen mohamedanischen Reiche, die bei der Aufteilung ihres Gebietes nicht um ihre Einwilligung gefragt sind, den neuen Herren ohne weiteres fügen werden, ist eine Frage, die erst die Zukunft lösen wird.

Alles in allem haben wir bei den Kamerunverträgen entschieden den kürzeren gezogen, was freilich bei den Anstrengungen und Erfolgen unserer Nebenbuhler nicht zu verwundern war. Immerhin besitzen wir ein ausgedehntes, reiches Kolonialgebiet, dessen Entwickelung sich von Jahr zu Jahr günstiger gestaltet. Eine Reihe kleiner Unruhen, die ihren Grund in der fortgesetzten Einschränkung des Zwischenhandel-Monopols hatten, waren niederzuwerfen. Die militärischen Massnahmen richteten sich vor allem gegen die Bakwiri und Bakoko, die nunmehr durch Militärstationen im Zaume gehalten werden. Mit ihrer Unterwerfung ist die Ruhe im Küstenlande gesichert und die Grundlage für die Erforschung des oberen Sannaga geschaffen. Der jüngst beendete Zug des Lieutenants v. Carnap-Quernheimb, der ohne jedes Blutvergiessen durchgeführt ward, hat diese Aufgabe zum Teil schon gelöst und zugleich den lange vernachlässigten Südostzipfel Kameruns bis zum Sanga erschlossen. Der Reisende gelangte den Sannaga aufwärts zum französischen Grenzorte Kunde, befuhr den Sanga bis zur Einmündung in den Kongo und erreichte auf letzterem wieder die Küste. Carnaps erfolgreiche Unternehmung und die gleichzeitige französische Expedition Gentil nach dem Scharibecken und dem Tsadsee haben die Aufmerksamkeit wieder auf Kamerun hingelenkt, wo sich mancherlei vorzubereiten scheint. In erster Linie soll gegen Ngila, den Oberhäuptling der Wute, eingeschritten werden, der eine Vorhut des Islam bildet, seit der Ermordung des Lieutenants v. Volckamer den Durchgangsverkehr gänzlich gesperrt hat und die Nachbarstämme durch unaufhörliche Sklavenjagden beunruhigt. Dann erscheint es dringend geboten und namentlich die Zollverhältnisse drängen darauf hin, die Ostgrenze der Kolonie genau festzulegen und am Ngoko eine Station zu errichten. Alle diese Massnahmen werden dazu dienen, unser Machtbereich nicht unerheblich zu erweitern und einen heilsamen Einfluss bis tief nach Adamaua hinein auszuüben.

Wenden wir uns nunmehr dem Schmerzenskinde unter unsern Schutzgebieten, Deutsch-Südwestafrika, zu.

Zu Beginn der deutschen Herrschaft war ein grosser Teil des Landes durch ältere Reisen und durch die jahrzehntelange Thätigkeit deutscher Missionare in grossen Zügen bekannt, während die Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse noch sehr viele Lücken aufwies. Deshalb rüstete A. Lüderitz eine bergmännische Expedition aus, die unter der Leitung des Bergwerksdirektors H. Pohle, des Geologen Dr. A. Schenck

und des Botanikers H. Schinz stand und die Kolonie auf zahlreichen Streifzügen nach allen Richtungen hin durchforschte. Ihre Arbeiten wurden durch W. Belck, C. G. Büttner, G. Gürich und andere (1888—89) nicht unwesentlich gefördert.

Leider erwies sich die Firma Lüderitz der Aufgabe, die sie durch den Erwerb Angra Pequenas übernommen hatte, nicht gewachsen, und um die erste deutsche Kolonie vor dem drohenden Zusammenbruch zu bewahren, wurde sie von der zu diesem Zwecke gegründeten deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika übernommen. Lüderitz widmete ihr auch fernerhin seine Dienste und unternahm dabei jene verhängnisvolle Küstenfahrt, die ihm das Leben kosten sollte. Das Boot schlug in der Brandung um, und er ertrank nebst seinem Begleiter. Die neue Gesellschaft musste ihre Thätigkeit ebenfalls bald für längere Zeit einstellen, da sie ihre Mittel gleich anfangs aufbrauchte. Zu allen diesen inneren Schwierigkeiten gesellten sich schon nach wenigen Jahren äussere Gefahren, die das Eingreifen des Reiches unabweisbar machten. Trotz des gegenseitigen Übereinkommens von 1885 setzte nämlich die Kapkolonie ihre Umtriebe fort, umsomehr, als auf deutschem Boden einige unerhebliche Goldfunde gemacht worden waren. Weil der Reichskommissar Dr. Göring nicht über die geringsten Machtmittel verfügte, so konnte er dem Ränkespiel keinen Einhalt thun, und es wurde einem Abenteurer namens Lewis leicht, 1888 den ihm tief verschuldeten Oberhäuptling Kamaherero zur Vertreibung aller Deutschen und zur Aufhebung der ihnen gewährten Vorrechte zu bewegen. Die Deutschen mussten sich schleunigst zur Küste zurückziehen, und Lewis, der sich auf eine augenscheinlich gefälschte Urkunde berief, ging in seiner Überhebung so weit, dass er den Vertretern der in Südwestafrika thätigen Bergwerksgesellschaften folgendes Verbot zugehen liess: „Herr! Auf Grund der mir gemachten Mitteilung, dass Minenarbeiten in diesem Lande unter Ihrer Leitung ausgeführt werden, fordere ich Sie hierdurch auf, diese Arbeiten sogleich einzustellen, da sämtliche Mineralschätze und das alleinige Recht, sie auszubeuten, kraft einer Urkunde vom 9. September 1885 mir allein zugesagt sind. Ich mache Sie ferner darauf aufmerksam, dass eine Nichtbeachtung dieser Mahnung streng und unverzüglich geahndet wird, hoffe jedoch, dass ich nicht gezwungen bin, Gewalt zu gebrauchen. Ich habe bis jetzt noch nicht die Zeit gehabt, die Verwaltung dieses Landes unter englischer Oberhoheit zu organisieren und bitte auch zu bemerken, dass alle durch Ihre Handlungen entstehenden Verluste oder Unkosten von Ihnen selbst getragen

werden sollen. Ich ersuche Sie, durch Überbringer dieses mir eine umgehende Antwort zukommen zu lassen."

Inzwischen war aber eine kleine Schutztruppe eingetroffen[1]), und wenn sie auch bloss 50 Mann zählte, so genügte ihr Erscheinen, um die Ruhe notdürftig wieder herzustellen und den prahlerischen Lewis zu eiligster Flucht zu veranlassen. — Der bald darauf unterzeichnete Sansibarvertrag von 1890 schuf England auch in Südafrika eine starke Stellung und bannte unser Schutzgebiet in erheblich beschnittene Grenzen. Statt des früher viel breiteren Hinterlandes, das einen natürlichen Zugang zu der wichtigsten Wasserstrasse Südafrikas, dem Sambesi, darstellte und nördlich von 22° S über den Ngamisee nach Osten reichte, erhielten wir einen schmalen Verbindungsstreifen zweifelhaften Wertes, jene vielverspottete Bleistiftspitze, mit der vermutlich der Sambesi deutscherseits gekitzelt werden soll. Ob er jemals seinen Zweck erfüllen wird, erscheint fraglich, da eine Flussverbindung zwischen Okavango und Sambesi nicht besteht und da der sehr ungünstig gelegene Landzipfel den Sambesi an einer nicht mehr schiffbaren Stelle erreicht. Obendrein kommt er wegen des gefährlichen Tropenklimas für Kolonisationszwecke überhaupt nicht in Frage, solange das ausgedehnte Südwestafrika günstigere Landstriche zur Verwertung darbietet. Durch den Keil, den England tief ins Herz Südafrikas vorgetrieben hat, ist der Verbindung unserer Kolonie mit den stammverwandten Buren ein Ziel gesetzt. Unsere schlauen Nachbarn fühlten sehr wohl die Gefahr, die ihnen durch die Vereinigung der Deutschen und Buren erwachsen wäre, und haben nunmehr die letzteren fast auf allen Seiten fest umklammert. Obgleich die Versuche, die Buren mit Waffengewalt zu unterwerfen, stets an ihrer Tapferkeit und Freiheitsliebe gescheitert sind, so werden ihre Staaten schliesslich doch durch das friedliche und ungleich gefährlichere Mittel einer beständig zunehmenden britischen Einwanderung eine Beute des englischen Länderhungers werden. Dass wir die Walfischbai nicht erhalten haben, ist ein Verlust, den wir heute verschmerzen können, weil jenes wichtigste Eingangsthor Südwestafrikas immer mehr versandet und überdies durch die auf deutschem Gebiet errichtete Rhede Tsoachaubmund zusehends überflügelt wird.

Auch der neue Vertrag brachte keine Ruhe. Die Kapkolonie

[1]) Ihr Befehlshaber Kurt v. François gelangte auf seinen ausgedehnten Kreuz- und Querzügen 1889—90 bis in die Kalahari und zum Ngamisee, der um dieselbe Zeit von Dr. E. Fleck genauer untersucht wurde.

wühlte nach wie vor, und ihrer offenkundigen Unterstützung ist der hartnäckige Widerstand zuzuschreiben, den uns der Hottentottenführer Hendrik Witbooi solange geleistet hat. Seit alters lagen die schwarze und gelbe Rasse, die Herero und Hottentotten, miteinander im Kampfe, und schon vor der deutschen Besitzergreifung hatte der Hottentottenstamm der Witboois aus seinem armen, wüstenhaften Berglande ununterbrochene Einfälle in die herdenreichen Weidegründe der benachbarten Herero unternommen. Wegen des englischen Waffenschmuggels und der Ohnmacht der deutschen Verwaltung wurden sie, 600 wohlbewaffnete, gut berittene und trefflich geübte Krieger, immer kühner und erlangten schliesslich eine Machtstellung, die für die politische und wirtschaftliche Entwickelung des Schutzgebietes gefährlich zu werden drohte. Die ständige Unsicherheit, die zunehmende Verödung der von den Viehräubern heimgesuchten Landschaften und die immer deutlicher hervortretende Missstimmung gegen die unthätig zuschauende Regierung wirkten auf jede Thätigkeit lähmend ein, und erst als die Lage unhaltbar geworden war, liess sich der Reichskanzler Caprivi 1893 herbei, dem unwürdigen Zustande ein Ende zu machen. Nachdem der Bestand der Schutztruppe eilends auf 340 Mann erhöht war, glaubte der neu ernannte Landeshauptmann Major Kurt von François die Zeit zum militärischen Einschreiten für gekommen. Vielleicht hätte er den Gegner ohne kriegerisches Vorgehen zur Anerkennung der deutschen Herrschaft bewegen können. Seinen Weisungen gemäss wählte er jedoch den Weg der Gewalt und brachte dem Feinde durch die Erstürmung seiner festen Stellung bei Hoornkrans eine verlustreiche Niederlage bei. Damit nahm der langwierige, verhängnisvolle Witbooikrieg seinen Anfang, der bis zu seiner Beendigung eine ganze Reihe von Zügen und Gefechten und ständigen Nachschub von Verstärkungen verlangte, weil man die Gewandtheit und Kühnheit der Hottentotten erheblich unterschätzt hatte. Ihr energischer, kluger Führer war auf der Flucht entkommen, und es sollte sich bald zeigen, dass er wohl geschlagen, keineswegs aber entmutigt und vernichtet war. Indem er einem Zusammenstoss ängstlich auswich, hielt er die Schutztruppe in dem schwierigen Gelände durch einen geschickt geführten kleinen Krieg in ununterbrochener Thätigkeit, zerstörte die landwirtschaftliche Versuchsstation Kubub und überfiel einen grossen Wagenzug, dessen eingeborene Treiber er erbarmungslos niederschiessen liess. Erst als 1894 Major Leutwein, der nächst Wissmann einer unserer populärsten „Afrikaner" geworden ist, den Oberbefehl übernahm, wurden die Feinde

nach unsäglichen Schwierigkeiten in der Naukluft südlich von Hoornkrans entscheidend geschlagen und so vollständig umzingelt, dass ein Entweichen unmöglich war. Hendrik Witbooi musste sich bedingungslos



Hendrik Witbooi mit seiner Familie.

ergeben, und teils aus Edelmut, teils aus praktischen Gründen schonte Leutwein sein Leben, da der geradezu als Prophet verehrte Gegner einen grossen Anhang besass, der möglicherweise den Kampf bis aufs Messer fortgesetzt hätte. Witbooi gelobte unverbrüchlichen Gehor-

sam und ist den Deutschen thatsächlich ein treuer Freund geblieben, die er in der Folge wiederholt mit seinen Leuten unterstützte.[1])

Die Unterwerfung der Witboois beseitigte zwar die grösste Gefahr, allein die Zeit der Unruhen war noch immer nicht vorüber. Die Khauashottentotten versuchten unter der Führung ihres Kapitäns Lambert einen Aufstand, bei dem die Kapkolonie wiederum die Hand im Spiele hatte, die Hereros im Osten des Windhoeker Gebietes empörten sich ebenfalls, und 1896 brach ein ernster Krieg gegen den Hererostamm der Ovambandyeru und gegen die trotz ihrer stark zusammengeschmolzenen Zahl noch immer verwegenen und gefährlichen Khauashottentotten aus. Der mit schweren Opfern verbundene, aber mit glänzender Tapferkeit geführte Feldzug endete mit der gänzlichen Niederlage des Feindes, und die Hinrichtung der Haupträdelsführer verfehlte ihren Eindruck nicht. Sonst würde wohl weder die Absperrung der Grenze gegen das drohende Gespenst der Rinderpest noch die Impfung im Hererolande ohne erhebliche Schwierigkeiten verlaufen sein. Sind auch noch hier und dort in den Grenzgebieten einzelne Empörungen zu dämpfen, so reicht der deutsche Einfluss heute über den ganzen mittleren und südlichen Teil des Schutzgebietes, was umsomehr sagen will, als die nur 540 Mann starke, auf zahlreiche Stationen verteilte Schutztruppe ein schwer zugängliches Land von der $1\frac{1}{2}$-fachen Grösse des deutschen Reiches zu überwachen hat.

Was zum Schlusse unsern grössten Kolonialbesitz betrifft, so hatte die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft erfreuliche Fortschritte gemacht. Die Zukunft schien um so glänzender, als der Sultan von Sansibar 1888 bewogen worden war, der Gesellschaft die ganze Küste und die Erhebung der Zölle pachtweise zu überlassen, worauf sie das Schwergewicht ihrer Thätigkeit viel weniger auf die wirtschaftliche Erschliessung als auf die Ausnutzung der Zölle legte. Aber dieser Erfolg, der den Deutschen die Herrschaft des Landes in die Hand gab, war nur ein scheinbarer und barg die Keime ernster Verwickelungen in sich, da der Sultan unter dem Drucke der Umstände und nicht ganz freiwillig so weitgehende Zugeständnisse eingeräumt hatte. Die Araber

---

[1]) Obwohl der Witbooikrieg die Erforschung der Kolonie in jeder Weise hemmte, wurde sie keineswegs unterbrochen. In jene Zeit (1891—95) fallen die vornehmlich wirtschaftlichen Interessen dienenden Reisen von F. J. v. Bülow, E. v. Üchtritz, Graf Pfeil, Dr. Karl Dove, Dr. R. Hindorf und Lieutenant Dr. Hartmann. Die Wanderungen des letzteren, die in erster Linie der Untersuchung des Kaokofeldes galten, sind von allen Expeditionen der letzten Jahre die ausgedehntesten und ergebnisreichsten gewesen.

fürchteten nicht mit Unrecht die Beeinträchtigung ihres Handels, die Unterbindung des von ihnen mit Gewinn betriebenen Schmuggels und die Unterdrückung des Sklavenhandels, der für sie geradezu eine Lebensfrage war, weil er ihnen die nötigen Arbeitskräfte zur Bewirtschaftung der Pflanzungen lieferte. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft selbst erregte durch ihre vollständige Unkenntnis der Verhältnisse, durch rücksichtslose Verletzung bestehender Bräuche, durch ein leider oft brutales Benehmen ihrer Beamten und durch unangebrachte Neuerungen und Verordnungen bei den von Haus aus friedfertigen Eingeborenen viel böses Blut. Dabei besass sie ausser den durchaus unzuverlässigen Sultanssoldaten nicht die geringste Militärmacht und wagte es trotzdem, ihre eigene Flagge, die sogenannte Usambaraflagge, neben derjenigen des altangestammten Landesherrn zu hissen. Erklärlicherweise beugten sich dessen arabische Beamte, die bisher ziemlich selbständig geschaltet hatten, nur widerwillig den ihnen aufgedrungenen europäischen Vorgesetzten, und nicht weniger unzufrieden waren die in Sansibar ansässigen indischen Kaufleute, die bisher die Zölle gepachtet hatten und den Verlust dieser lohnenden Einnahmequelle nicht verwinden konnten. Endlich liessen die Engländer keine Gelegenheit vorübergehen, das heimlich glimmende Feuer zu schüren. Alle diese Gründe, nicht, wie man fälschlich hören konnte, der religiöse Fanatismus, führten noch in demselben Jahre zu einem furchtbaren Aufstande, der die Schöpfungen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft im Nu wegfegte. Dass die Bewegung nicht religiösen Charakters war, geht daraus hervor, dass die Missionen anfangs geschont wurden, während später mehrere deutsche und englische Stationen den Empörern zum Opfer fielen. Sie versuchten einen Handstreich auf die Station der Berliner Missionsgesellschaft bei Dar es Ssalâm, aber am schwersten hatte die weiter landeinwärts gelegene katholische Mission Pugu zu leiden. Drei Mitglieder wurden getötet, vier andere gefangen genommen und erst nach einigen Wochen gegen ein hohes Lösegeld wieder freigegeben.

Die Seele des Aufstandes, der wahrscheinlich vom Sultan von Sansibar insgeheim unterstützt wurde, war der Mischlingsaraber Buschiri ben Salim. Binnen wenigen Wochen befand sich der gesamte deutsche Besitz mit Ausnahme der durch Kriegsschiffe gedeckten Häfen Bagamoyo und Dar es Ssalâm in der Hand der Rebellen, und in Kilwa fielen als erste Opfer der Empörung die beiden Beamten Krieger und Hessel. Der eine wurde beim Besteigen eines Baumes erschossen, als er der unthätig am Strande liegenden und dann wieder abfahrenden „Möve“ Notsignale

geben wollte. Hessel nahm sich durch einen Revolverschuss selbst das Leben, um nicht den grausamen Feinden in die Hände zu fallen.

Trotz des überraschend schnellen Zusammenbruchs der deutschen Herrschaft wurde der Aufstand von der Regierung anfänglich unterschätzt. Als sie sich im Verein mit England und Portugal endlich zu einer Küstenblockade entschloss, hatte Buschiri trotz mehrerer Misserfolge bereits soviele Anhänger gewonnen, dass man ihm zu Lande zu Leibe gehen und für diesen Zweck erhebliche Mittel flüssig machen musste. Der berühmte Durchwanderer des schwarzen Erdteils, Hermann v. Wissmann, wurde mit der Zurückeroberung des verlorenen Gebietes beauftragt. Nachdem er eine 1500 Mann starke Schutztruppe aus Sudanesen und Sulus angeworben, erstürmte er mit Hilfe der Besatzungen der Kriegsschiffe Buschiris stark verschanztes Lager bei Bagamoyo. Leider gelang es dem Bandenführer, zu entkommen, doch verlor er durch seine Niederlage den grössten Teil seines Anhangs im Küstenlande und wagte es nicht mehr, den Deutschen offen entgegenzutreten. Bald darauf wurde auch der zweite Rebellenführer Bana Heri empfindlich geschlagen. Darauf wandte sich Wissmann der Eroberung des Binnenlandes zu, wo Buschiri die Station Mpwapwa zerstört und eigenhändig einen deutschen Beamten umgebracht hatte. Zum Schutze des wichtigen Strassenknotenpunktes wurde ein Fort errichtet. Inzwischen schlug Wissmanns Stellvertreter Hauptmann v. Gravenreuth bei Bagamoyo die Räuberhorden der Mafiti und Wahehe bis zur Vernichtung, die, von Buschiri aufgewiegelt, mordend und sengend ins Küstenland eingefallen waren. Nun war Buschiri von allen seinen Anhängern verlassen, und nachdem er eine neue Schlappe erlitten hatte, wurde er auf der Flucht gefangen genommen und nach kriegsgerichtlicher Verurteilung gehängt. Den Ruf der Ritterlichkeit, den er sich anfangs erworben und u. a. dadurch bewiesen hatte, dass er die Forschungsreisenden Dr. Hans Meyer und Dr. Oskar Baumann gegen ein gutes Lösegeld freigab[1]), befleckte er später durch empörende Greuelthaten und durch die verwerflichen Mittel, die er zur Verbreitung der

[1]) Glücklicher als seine Vorgänger Baron Karl Klaus von der Decken, Thomson, Johnston, Otto Ehlers, Ludwig v. Höhnel und Graf Teleki, hatte Dr. Meyer 1887 den Kilimandjaro bis zur Eiswand seines Hauptgipfels erklommen. Auf der zweiten Reise kam er nebst seinem Begleiter O. Baumann überhaupt nicht ans Ziel, und beide gerieten durch den mittlerweile ausgebrochenen Aufstand in ernste Lebensgefahr, da sie von Buschiri gefangen genommen wurden. 1889 gelang ihm endlich mit dem Alpinisten Purtscheller die vollständige Bezwingung des Kilimandjaro, der seitdem wiederholt z. B. durch Lent und den Botaniker Volkens untersucht worden ist.

Empörung anwandte. Sein Tod beraubte die Araber ihres letzten Rückhaltes, und damit war jeder Widerstand gebrochen. Bana Heri musste sich nach Wegnahme seines festen Lagers bei Saadani ebenfalls ergeben, und nunmehr wurde mit aller Kraft die Wiedereroberung der südlichen Küstenplätze durchgeführt.

Kaum war der Feldzug siegreich beendet, als der deutsch-englische Vertrag vom 1. Juli 1890 das mühsame Werk Peters' und Wissmanns wieder vernichtete. Jenes Abkommen bildet für alle Zeiten einen dunklen Punkt in unserer Kolonialgeschichte, und sein Endergebnis lässt sich dahin zusammenfassen, dass wir nichts Wesentliches gewonnen, wohl aber sehr viel verloren haben.

Wir erhielten den ungeheuren Raum vom Indischen Ozean bis zu den grossen Seen und vom Ruwuma bis zum Kilimandjaro, ein gewaltiges Gebiet, das dem Unternehmungsgeiste auf Jahre hinaus ein weites Arbeitsfeld sichert. Genau derselbe Besitz war uns indes schon 1886 zugesprochen, und wir erhielten ihn wieder, beeinträchtigt durch das den Engländern zugestandene Durchzugsrecht, das nach Stanleys Ansicht fast einem wirklichen Besitze gleichkommt. Nur im Südwesten gewannen wir einigen Landzuwachs und dazu die eben erst wieder eroberte Küste, für die wir dem Sultan von Sansibar 4 Millionen Mark Entschädigung zahlen mussten. Ferner bekamen wir eine 0,5 qkm grosse Inselklippe, das uns so teuere Helgoland. Kann man auch die Abtretung des alten deutschen Eilands aus nationalen Gründen mit Freude begrüssen, so giebt es andererseits in den russischen Ostseeprovinzen deutsche Städte, deren Nichtbesitz uns wenig schmerzt. Für diese völlig minderwertige Gegenleistung, über deren militärische Bedeutung die Ansichten sehr geteilt sind und deren Erwerb die erlittenen Verluste an Landbesitz und politischem Ansehen nicht im entferntesten aufwiegt, wurden den Engländern weite Gebiete überlassen, die bis dahin unser unbestrittenes Eigentum waren und zu den uns gemachten Zugeständnissen in keinem Verhältnis stehen. Zuerst gaben wir das von Peters erworbene Königreich Uganda preis, das nicht bloss der Schlüssel zu den Ländern des westlichen Sudan ist, sondern als wasserreichstes, fruchtbarstes, best bebautes und dichtest bevölkertes Land Innerafrikas in wohlthuendem Gegensatze zu den dürren, menschenarmen Steppen des benachbarten deutschen Gebietes steht. Dann opferten wir das Sultanat Witu und mit ihm seinen uns treu ergebenen Herrscher, der im Vertrauen auf den deutschen Schutz der Todfeind der Engländer geworden war und

von ihnen schleunigst beseitigt wurde. So stiess man einen der aufrichtigsten Anhänger Deutschlands von sich und verwandelte die Freundschaft der Wituleute in glühenden Hass. Neun Deutsche wurden in einem alsbald ausbrechenden Aufstand ermordet und ihre Pflanzungen vernichtet. Den Engländern gab diese Empörung einen willkommenen Vorwand, den Sultan abzusetzen und sein Land in eine Provinz zu verwandeln, obwohl sie die Selbständigkeit Witus ausdrücklich anerkannt hatten. Dass die Entschädigungsansprüche der Gebrüder Denhardt (Vergl. S. 38) und der ehemaligen deutschen Wituland-Gesellschaft noch immer nicht erledigt sind, sei nur beiläufig erwähnt.

Drittens traten wir die Somaliküste ab, wo die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft auf Grund früherer Verträge und Flaggenhissungen ebenfalls vollwichtige Ansprüche geltend machen konnte, und endlich verzichteten wir auf die Inseln Sansibar und Pemba, von denen allein die erstere 3000mal grösser als Helgoland ist. Obendrein stellt ihre gleichnamige Hauptstadt den uralten Mittelpunkt für den ostafrikanischen Auslandshandel dar. Sie ist das Aus- und Eingangsthor fast aller Karawanenstrassen des benachbarten Festlands, und in ihr ist im Gegensatze zu Westafrika der grösste Teil des Verkehrs centralisiert, so dass die deutschen Kaufleute noch jetzt ihre wichtigsten Firmen in Sansibar unterhalten. Das, was Natur, Geschichte und wirtschaftliche Entwickelung fest aneinandergekettet, das hat der Vertrag gewaltsam zerrissen und zwar zu einer Zeit, wo sich der Handel von Sansibar zu Dreiviertel in deutschen Händen befand und uns über kurz oder lang von selbst zugefallen wäre. Durch Sansibars Verlust ist zwar Deutsch-Ostafrika nicht wertlos geworden. Aber es wird eine sehr schwierige Aufgabe sein, die wirtschaftliche Abhängigkeit zu lösen und den Festlandsverkehr in unsere Häfen abzulenken, zumal unmittelbar vor den Thoren unserer Kolonie die grösste und kapitalkräftigste Kolonialmacht der Welt sitzt, die es ebenfalls nicht an Anstrengungen zur Hebung ihres Besitzes fehlen lassen wird. England hat darin einen um so grösseren Vorsprung, als auf Sansibar Handel und Plantagenbau seit langem in grosser Blüte stehen, während in Deutsch-Ostafrika die durch den Aufstand zerstörten Pflanzungen und Handelsverbindungen erst wieder hergestellt werden mussten. Als Konkurrenzplatz gegen Sansibar ist deutscherseits der Hafen Dar es Ssalâm bestimmt worden. Obwohl er von dem britischen Festlandshafen Mombas, dem Ausgangspunkte der englisch-ostafrikanischen Bahn, noch erheblich über-

troffen wird, so ist er immerhin so vortrefflich, dass er schon einmal in den 60er Jahren an Stelle Sansibars vorübergehend zum Hauptstapelplatz erhoben wurde und eine Zeit lang den Karawanenverkehr aufnahm.

Nicht bedeutungslos ist endlich die Ausbiegung der Nordgrenze, die Taveta dem englischen Gebiete einverleibt. Denn hier treffen die den Kilimandjaro umgehenden Karawanenstrassen zusammen und machen den Ort zum Mittelpunkte eines lebhaften Elfenbeinhandels, dessen Vorteile nicht zum wenigsten unsern Nachbarn zufallen. Wie aber der Handelswert Deutsch-Ostafrikas im Norden und Osten beschnitten ist, ebenso wird er durch das Rückgrat, das die Briten in Innerafrika errichtet haben, im Süden und Osten beeinträchtigt. Wohl schiebt sich der deutsche Besitz wie ein Keil zwischen das englische Nord- und Südafrika, allein dieses Hindernis ist durch das den Engländern zugestandene Durchzugsrecht zu einem guten Teile wieder wettgemacht. Da sie ausserdem Mitbeherrscher der einzigen natürlichen Wasserstrasse des inneren Äquatorialafrika sind, die aus dem Sambesi mit geringen Landunterbrechungen durch die grossen Binnenseen in den Nil führt, so ist es ihnen leicht, den Karawanenverkehr in ihr Gebiet abzulenken.

Alles in allem haben wir, wie Stanley sehr richtig bemerkte, für einen alten Knopf eine neue Hose hingegeben und eine schwere politische, wirtschaftliche und moralische Niederlage erlitten. In Deutschland verursachte der Hosenknopfvertrag, wie er seitdem genannt wird, eine solche Verbitterung, dass das Auswärtige Amt entgegen seiner sonstigen Gepflogenheit in einer Denkschrift die Beweggründe zu dem verhängnisvollen Abkommen zu rechtfertigen suchte und dabei auf die gespannte politische Lage hinwies, die uns den Engländern in die Arme trieb und die übereilte Annahme des Vertrags veranlasste. England hatte übrigens 1890 ebensoviel Ursache, gegen Russland und Frankreich auf der Hut zu sein als Deutschland, und es musste ihm vielleicht mehr an unserer Freundschaft gelegen sein, als uns an einem guten Einvernehmen mit den Briten. Wie trügerisch ausserdem die Hoffnungen waren, die wir auf Grossbritannien setzten, das hat sich bald nach dem Aufgeben der den Engländern soviel wie möglich misstrauenden Bismarck'schen Politik gezeigt, und die britische Freundschaft, deren greifbare Beweise stets gefehlt haben, hat uns nur Nachteile, unsern Vettern jenseits des Kanals nur Vorteile gebracht. In ähnlicher Weise verstand die englische Ländergier die Italiener und das kleine Portugal übers Ohr zu hauen.

Das Witzblatt „Punch" hat dies seiner Zeit trefflich zum Ausdruck gebracht: Vor seiner Villa steht Mister Bull, ausgezeichnet genährt und trefflich gekleidet, und blickt mit wohlwollender Herablassung auf zwei fahrende Musikanten, Portugal und Italien, die ihn um eine milde Gabe, ein bischen Afrika, anflehen. Sie deuten dabei auf einen dritten armen Teufel, der eben, das verabreichte Almosen einsteckend, sich vergnügt entfernt, Deutschland.

Da der Araberaufstand gelehrt hatte, dass nur das Reich die Aufrechterhaltung der Ordnung zu gewährleisten vermochte, so wurde Deutsch-Ostafrika zur Reichskolonie erklärt. Die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft erhielt für die Abtretung ihrer Hoheitsansprüche ausser weitgehenden Vorrechten eine jährliche Entschädigung von 600000 Mark und widmete sich fortan gleich den andern im Schutzgebiet thätigen Privatgesellschaften ausschliesslich wirtschaftlichen Aufgaben. Nachdem im Küstenlande der Friede wieder eingezogen war, stellte es sich bald heraus, dass eine Besetzung gewisser Punkte des Innern notwendig sei, um die grosse Karawanenstrasse nach dem Tanganyikasee und dem Victoria Nyansa zu sichern, das Binnenseengebiet dem deutschen Einfluss unterthan zu machen und dem Treiben der Sklavenhändler Einhalt zu thun. Deshalb brach eine grosse Reichsexpedition unter Emin Pascha[1]) und Dr. Franz Stuhlmann über Tabora zum Victoria Nyansa und darüber hinaus auf (1890—1892) und gründete an seinem Westufer die vielgenannte Station Bukoba. Im Auftrage des Antisklavereikomitees wurde ebenfalls eine ganze Reihe von Expeditionen ins Seengebiet unternommen. Am erfolgreichsten war die Forschungsreise des rührigen Topographen Dr. Oskar Baumann durch das Massailand zum Victoria Nyansa und zur Nilquelle, während Graf Schweinitz, Kapitän Spring und Lieutenant Meyer drei Segelboote auf den See brachten.[2]) Auf ihrem Wege hatten sie heftige Kämpfe mit den Eingeborenen zu bestehen und kamen gerade rechtzeitig, um das bedrohte Tabora vor dem mächtigen deutschfeindlichen Sultan Sike von Unyamwesi zu retten. Wissmann endlich unterwarf die Stämme um den Kilimandjaro, brachte einen Dampfer auf den Nyassasee und säuberte die zwischen ihm und dem Tanganyika

---

1) Emin Pascha war nach seiner „Befreiung" eben erst mit Stanley und Casati zur Küste zurückgekehrt. Drei Jahre früher hatte Dr. Wilhelm Junker Deutsch-Ostafrika durchzogen, während die zu seiner Unterstützung ausgesandte Dr. G. A. Fischer'sche Expedition (1886) nicht über den Victoriasee vordringen konnte.

2) Das Seengebiet ist seitdem wiederholt aufgesucht worden, z. B. durch Lieutenant Werther, den Zoologen Oskar Neumann, Graf Götzen und Oberstlieutenant v. Trotha.

gelegenen Landstriche von der Plage der arabischen Menschenjäger und ihrer eingeborenen Helfershelfer, der Wawemba. Ein rücksichtsloses Vorgehen war hier dringend geboten, wenn nicht das ganze Gebiet veröden sollte, das wegen seiner dichten, kulturell nicht unentwickelten Bevölkerung politisch und wirtschaftlich zu den wertvollsten Teilen der Kolonie gehörte.

Leider waren diese Unternehmungen die letzten greifbaren Erfolge in der Zeit des Rückgangs, die auch für Deutsch-Ostafrika angebrochen war. An ihr trug vielmehr die Kolonialleitung in Berlin als der neue Civilgouverneur Freiherr v. Soden die Schuld, der sich um die Erschliessung von Kamerun hochverdient gemacht und in Ostafrika ebenfalls wirtschaftlich Anerkennenswertes geleistet hat. Die Kolonie war für eine Civilverwaltung mit ihrem Heere von Rechnungs- und Gerichtsbeamten noch nicht reif, und um die nötigen Mittel für den kostspieligen Apparat aus dem Lande zu gewinnen, wurden die bedenklichsten Bahnen eingeschlagen. Als überdies die beträchtlich verminderte Militärmacht in eine Schutz- und Polizeitruppe geteilt und in eine Anzahl kleiner Besatzungen zersplittert ward, da war sie den überall erfolgenden Angriffen und Übergriffen nicht mehr gewachsen. In den August des Jahres 1892 fällt die furchtbare Niederlage der Expedition Zelewski gegen die Wahehe. Obwohl deren stürmische Angriffsweise und plötzliches Erscheinen bekannt war und einen streng gehandhabten Sicherheitsdienst erforderte, liess man es auf dem Marsche an der nötigen Vorsicht fehlen. Die Folge war ein vollständig überraschender Überfall der Wahehe, die 10 Europäer, darunter den Führer Hauptmann v. Zelewski, und 350 Farbige niedermetzelten und den Kern der Schutztruppe vernichteten. Bald darauf fielen die Lieutenants v. Bülow und Wolfrum gegen die aufständischen Eingeborenen des Kilimandjaro, die vom englischen Nachbargebiete aus mit Waffen unterstützt wurden. Wohl wurde nun der Civilgouverneur nach zweijähriger Thätigkeit wieder durch einen Militärgouverneur, Oberst v. Schele, ersetzt. War jedoch ersterer zu bureaukratisch, so war letzterer zu militärisch und begann zur Sicherung oder Errichtung der deutschen Macht zahlreiche Strafexpeditionen, die ebenso nutzlos als kostspielig waren, weil sie alle keinen dauernden Erfolg hatten und die Lage verschlimmerten, statt sie zu bessern. Jeder unbekannte Stamm im Innern, zu dem nicht die geringsten Beziehungen bestanden, sollte zur Anerkennung der deutschen Herrschaft gezwungen werden. Natürlich vermehrte er infolge der Gewaltmassregeln, die man gegen ihn anwandte, die Zahl der Unzufriedenen, und so wurde die



Wahehetypus.

Schutztruppe durch das System der Militärpolitik in eine endlose Kette von Streitigkeiten verwickelt, während die ungleich wichtigere Friedens- und Wirtschaftspolitik gänzlich in den Hintergrund trat. Wohl wurden die Wahehe bei der Erstürmung ihres Hauptplatzes empfindlich gezüchtigt, aber sie waren keineswegs beruhigt und griffen, wenn auch erfolglos, die abziehende Schele'sche Kolonne von neuem an.[1]) Kaum hatte der Gouverneur durch die entscheidende Niederlage, die er den Empörern bei Moschi beibrachte, in einem Teile des Kilimandjaro-Gebietes Ruhe gestiftet, als an einer anderen Stelle des Gebirges die jungen Gelehrten Lent und Kretschmer ermordet wurden. Den ganzen Süden endlich machte der Sultan Machemba und noch mehr der Sklavenhändler Hassan bin Omari unsicher, der auf einem Streifzug zur Küste sogar den Hafenplatz Kilwa einäscherte.

Da wurde in dem allgemeinen Wirrwarr Wissmann wieder auf seinen alten Posten berufen

[1]) Die grosse Schele'sche Fxpedition war reich an wissenschaftlichen Ergebnissen, da sie den wenig bekannten Süden der Kolonie zweimal durchquerte und namentlich das Quellgebiet des Rufiyi nebst dem Anlande des Nyassasees erforschte.

(Mai 1895), den er wie so viele tüchtige „Afrikaner" unter den veränderten Zeitläuften hatte verlassen müssen. Durch schneidiges Vorgehen gegen Hassan bin Omari, Machemba und andere Aufrührer, die entscheidend geschlagen und teils gefangen gesetzt, teils hingerichtet wurden, stellte er im Süden die Ruhe wieder her. Ebenso setzte er sich mit den Wahehe friedlich auseinander und liess ihr Land durch Militärstationen überwachen. Endlich leitete er durch zweckmässige Massnahmen, vor allem durch die Neuordnung der Landeigentumsfrage, die den überhandnehmenden unsoliden Scheinkäufen einen Riegel vorschieben sollte, die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonie in gedeihliche Bahnen. So hat sich Wissmann als tapferer Soldat ebenso bewährt wie als tüchtiger Kolonisator und Verwaltungschef. Wenn er auch 1896 nach kaum dreivierteljähriger Wirksamkeit sein Amt aus Gesundheitsrücksichten niederlegte, so hat er seinem Nachfolger Oberst Liebert das Schutzgebiet in bester Ordnung übergeben. Allerdings waren noch immer Strafexpeditionen notwendig, z. B. gegen die räuberischen Meruleute, welche die beiden Missionare Seegebrock und Ovir getötet hatten, gegen die den Süden beunruhigenden Wangoni oder Magwangwara und vor allem gegen die Wahehe. Ihre Macht wurde durch den Kompagnieführer Prince, einen unserer ältesten „Afrikaner" in einer Reihe von Gefechten und durch Anlage einer festen Station im Herzen ihres Landes endgiltig gebrochen. Da aber der alte Oberhäuptling trotz unausgesetzter Verfolgung in seiner schwer zugänglichen Heimat zahlreiche Schlupfwinkel findet und sein Volk zu einem hartnäckigen Verzweiflungskampfe aufhetzt, so dauert der kleine Krieg fort, und es wird wohl nicht eher Ruhe eintreten, als bis der Sultan mit seinen Anhängern unschädlich gemacht worden ist. Im übrigen waren für die neue Verwaltung wirtschaftliche Interessen, die Hebung der kulturellen Thätigkeit, des Pflanzungsbetriebes und des Handelsverkehrs, massgebend, und das Gouvernement bietet alle Gewähr, dass auf der einmal betretenen Bahn unentwegt fortgeschritten wird. Vielleicht ist die Zeit nicht fern, wo alle unsere Schutzgebiete ihre kolonialen Kinderkrankheiten überstanden haben und wo durch friedliche Arbeit das erhalten und gefördert werden kann, was der Wagemut deutscher Männer so mühsam erwarb.

Blicken wir nochmals auf die Geschichte unserer Kolonialpolitik zurück, so haben wir als gefährlichsten Gegner in dem Widerstreite überseeischer Interessen die Engländer kennen gelernt. Sie gingen von der richtigen Erkenntnis aus, dass der im Vergleich zu den übrigen

Tropenländern arme Riesenkörper Afrikas nur dann einen lohnenden Gewinn abwerfen könnte, wenn man möglichst viel von ihm und seinen Haupthandelsstrassen besässe. Daher haben sie mit aller Kraft und durch eine grossartige, mit klaren Zielen angelegte Kolonialpolitik die Gründung eines vom Kap bis nach Ägypten sich erstreckenden Reiches angestrebt und sich sowohl der Quantität als der Qualität nach den Löwenanteil Afrikas gesichert. Sie beherrschen die an Afrika vorüberführenden Weltverkehrslinien nach Asien und Australien und ebenso mit Ausnahme des Kongo die ins Herz des dunklen Erdteils führenden Wasserstrassen. Der Niger-Benuë eröffnet ihnen weite Handelsgebiete, der Sambesi die fruchtbaren, goldreichen Hochebenen des Südens, und der Nil giebt ihnen den Schlüssel zum östlichen Sudan. Die Nilländer decken den Seeweg nach Ostindien, und das Hinterland der Kapkolonie gewährleistet den Briten das politische und wirtschaftliche Übergewicht in Südafrika.

Wie wir England hätten entgegenarbeiten sollen, das haben uns die Franzosen gelehrt, deren Besitz unmittelbar hinter dem englischen folgt. Vom Senegal, Niger und von Algerien ausgehend, haben sie im westlichen Sudan ein gewaltiges Kolonialreich geschaffen, vom Kongo aus sind sie ins obere Nilgebiet eingedrungen und haben auch am Roten Meere Fuss gefasst. So steht dem nord-süd verlaufenden Britisch-Afrika ein west-ost verlaufendes Französisch-Afrika gegenüber. Eine Macht sucht die Pläne der andern zu hintertreiben, und das Nil- und Nigergebiet sind diejenigen Stellen, wo ihre Interessen sich kreuzen. Beiden Staaten ist noch ausgiebig Gelegenheit zur Erweiterung ihres Besitzes gegeben. Unsere Kolonien dagegen sind an der Grenze ihrer Ausdehnungsfähigkeit angelangt und werden politisch und handelspolitisch umklammert. Der Traum eines zusammenhängenden deutschen Afrikareiches, der zu seiner Verwirklichung allerdings englischer oder französischer Mittel bedurft hätte, ist vorüber,[1]) und wir müssen uns im dunklen Erdteil bescheiden mit der zweiten Stelle begnügen, an die wir durch die bekannten Nachgiebigkeitsverträge gerückt sind.

Immerhin hat uns die Entwickelungsgeschichte unserer Kolonien gar manche heilsame Lehre gegeben, und drei Abschnitte lassen sich in ihrem Gange unterscheiden. Der erste, vielversprechende Zeitraum

---

[1]) Auf seinem Zuge über den Victoria Nyansa westwärts, der ihm in den Urwäldern des Kongo den Tod brachte, leitete Emin Pascha vielleicht der Plan, eine Verbindung zwischen Deutsch-Ostafrika und Kamerun herzustellen.

umfasst die Schaffung eigenen Überseebesitzes durch das diplomatische Geschick des Fürsten Bismarck, das uns in wenigen Jahren zur viertgrössten Kolonialmacht erhob zu einer Zeit, wo die Welt schon vergeben war und wir uns mit den Resten begnügen mussten. Bedächtig erwog der eiserne Kanzler die deutschen Interessen und die Klippen der auswärtigen Politik, prüfte genau etwaige Ansprüche anderer Nationen und gab in zweifelhaften Fällen lieber nach, als dass er eine dauernde Verstimmung erregte. Andererseits hielt er aber mit Entschiedenheit an dem einmal Gewonnenen fest und hätte den Sansibarvertrag nie unterzeichnet. Er war seiner eigenen Versicherung gemäss kein Kolonialschwärmer und erklärte ausdrücklich, dass er mit Geheimräten und Generälen keine Kolonialpolitik treiben könne. Vielmehr sollte die Flagge dem Handel folgen, indem der Kaufmann beim Landerwerb vorangehen und das Reich seine Interessen, wenn sie begründet seien, schützen müsste. Deshalb lautet auch die amtliche Bezeichnung unserer Besitzungen nicht deutsche Kolonien, sondern deutsche Schutzgebiete. Wirklich haben Kaufleute und Privatunternehmer den Grund zu unserm Kolonialreich gelegt, doch zwangen die Ereignisse den Kanzler sehr bald, aus dem engen Rahmen seiner Kolonialpolitik herauszutreten und seine Anschauungen, die wohl in der Südsee, nicht aber in Afrika durchführbar waren, erheblich zu ändern. Die „friedliche Eroberung" des schwarzen Erdteils erwies sich als eine schwer lösbare Aufgabe, und die „thatsächliche Eroberung", die occupation effective der Franzosen, ist die Eigentümlichkeit der heutigen Kolonialpolitik geworden. Trotz aller Wechselfälle hat Fürst Bismarck die deutschen Kolonialbestrebungen in hohem Masse gefördert, aber ebensowenig vergass er die innere Kolonisation, die in erster Linie der Förderung des Deutschtums in unsern Ostmarken dienen sollte. Er begann eine erfolgreiche Ansiedelungspolitk in den östlichen Provinzen, und nach fachmännischem Urteil giebt es wenige Gebiete, wo das Gedeihen der Ansiedler so sorgsam und verständnisvoll vorbereitet wurde, wie in Posen und Westpreussen.

Dann kam die Zeit des zweiten Kanzlers, unter dem unsere auswärtige Politik eine Politik der Entsagung wurde und zwischen den verschiedensten Verwaltungsgegensätzen des Bureaukratismus, Assessorismus und Militarismus planlos hin- und herschwankte. Caprivi war der kolonialen Bewegung und ihren Vorkämpfern von Haus aus abgeneigt und betrachtete den überseeischen Besitz als ein lästiges Erbe, das man wohl oder übel behalten musste, das aber auf keinen Fall vergrössert werden durfte. Getreu seinem Grundsatz, so wenig von Afrika als nur

möglich, liess er die günstigen Gelegenheiten unbenutzt vorübergehen, die uns im dunklen Erdteil und auch sonst im Auslande festen Fuss zu fassen gestattet hätten. Vielmehr liess er sich ruhig die Verkümmerung unseres Besitzes gefallen, gab der englischen South-West-African Company das Damaraland durch einen unerhört günstigen Vertrag preis und leitete mit Grossbritannien wegen der Abtretung Südwestafrikas Verhandlungen ein, die allerdings nicht zum Ziele führten.

Die Notwendigkeit wirtschaftlicher Förderung der Kolonien war in jener Zeit so wenig klar, dass man die Schutzgebiete vielmehr als einen grossen Kasernenhof für abenteuerlustige Offiziere und als eine Versorgungsanstalt für Beamte betrachtete. Statt nach englischem Muster die Erschliessung unseres Überseebesitzes dem freien Wettbewerb privater Unternehmer und Gesellschaften zu überlassen und die Selbstverwaltung der Kolonien so wenig als möglich zu beschränken, wurde eine kostspielige, verwickelte und trotzdem nur unvollkommen arbeitende Verwaltungsmaschine geschaffen, lange bevor sie die wirtschaftlichen Interessen notwendig gemacht hatten. Wenn man wenigstens die Oberleitung erfahrenen Praktikern übertragen hätte! So aber hielt man sie ängstlich fern und betraute mit ihr Juristen, denen bei aller sonstiger Tüchtigkeit jede Kenntnis kolonialer Angelegenheiten abging. Ein Erlass jagte den andern oder musste häufig wieder zurückgenommen werden, weil er verfehlt war, und die Registraturen füllten sich mit Journalnummern und Aktenbündeln. Es wird erzählt, dass ein neuer Beamter bloss deshalb nach Pangani geschickt wurde, weil dort niemand das Heften von Akten gründlich genug verstand, und ein anderer, weil keiner mit den Geheimnissen der Registraturarbeiten in wünschenswerter Weise vertraut war. So wurden die bestehenden Verhältnisse umgeworfen, trotzdem sie sich gut bewährt hatten, und die Neuerungen brachten es mit sich, dass nach und nach die tüchtigsten „Afrikaner“ vom Schauplatze ihres Wirkens abtraten. Der Wiedereroberer Deutsch-Ostafrikas, Hermann v. Wissmann, musste sein Amt niederlegen, weil er während des Araberaufstandes die Rechnungen nicht so peinlich genau geführt hatte, wie es für gut befunden war. Der verständige, freilich gern in Sensation arbeitende Berichterstatter des Berliner Tageblattes, Eugen Wolf, wurde ausgewiesen, als er scharf und freimütig die in Ostafrika herrschenden Zustände aufdeckte. Der um die wirtschaftliche Entfaltung Kameruns hochverdiente Zintgraff zog sich grollend zurück, weil ihm beständige Zerwürfnisse mit den leitenden Behörden ein gedeihliches Arbeiten unmöglich machten. Dass die wirtschaftliche Seite der Kolonialpolitik gänzlich

vernachlässigt ward, dass viele Unternehmungen fehl schlugen, die Ausgaben immer grösser und die Einnahmen immer kleiner wurden, war Nebensache. Karl Kärger hat nachgewiesen, dass der ostafrikanische Handel 1892 nicht, wie verkehrte Änderungen in den zollstatistischen Aufnahmen glauben machen wollten, um 600000 Mark zugenommen, sondern vielmehr um 1 1/2 Millionen Mark abgenommen hat. Nicht genug, dass sich die Beamten mit lächerlichen Rangstreitigkeiten gegenseitig verfeindeten, sahen sie in den eigentlich produktiven Bevölkerungsklassen, den Händlern, Kaufleuten und Pflanzern, häufig ein recht lästiges oder überflüssiges Element, statt ihren Wünschen und Bedürfnissen in entgegenkommender Weise Rechnung zu tragen. So verschärfte sich die Spannung zwischen Offizieren, Beamten und Privatleuten immer mehr, und die unerquicklichen Verhältnisse waren nicht dazu angethan, verlockend und einladend auf neuen Zuzug einzuwirken. Kurz, wirtschaftlicher Stillstand und Rückgang und ungeheuere Etatsüberschreitungen waren die Ergebnisse einer solchen Kolonialpolitik. Nur das kleine Togo und die fernen Südseegebiete zeigten eine, wenn auch bescheidene, so doch stetig anhaltende Entwickelung. Ebenso muss es als ein Fortschritt bezeichnet werden, dass auf Veranlassung Dr. Kaysers nach dem Sansibarvertrag der aus sachkundigen Mitgliedern bestehende Kolonialrat errichtet wurde, der das Vertrauen zur kolonialen Sache wieder heben sollte. Er hatte den Zweck, der kurz vorher gegründeten Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes beratend zur Seite zu stehen, und wurde, weil er sich gut bewährte, zu einer wertvollen dauernden Einrichtung. Der Leiter der Kolonialabteilung, der seit 1894 die gesamte Verwaltung der Schutzgebiete einschliesslich der Behörden und Beamten untersteht, der viel und vielfach mit Unrecht angegriffene Geheimrat Dr. Paul Kayser (gestorben 1898), widmete sich seiner keineswegs leichten Aufgabe mit voller Hingebung und hat sich unbestrittene Verdienste um die Hebung des deutschen Kolonialbesitzes erworben, den er in einer schweren Zeit übernahm. Der Vertrag vom 1. Juli 1890, an dem er nicht beteiligt war, hatte eine tiefe Verstimmung hervorgerufen, die Mittel der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft waren infolge des Araberaufstandes erschöpft, in Deutsch-Südwestafrika begann der langwierige Witbooi-Aufstand, und Kamerun fristete ein kümmerliches Dasein. Unter Kaysers sechsjähriger Amtsthätigkeit mehrten sich die Stationen, die weisse Bevölkerung wuchs, die Zahl der kaufmännischen Geschäfte vergrösserte sich nicht unerheblich, und es entstanden Plantagenunternehmungen, von denen 1890 kaum die Rede war. Die Gesundheitsverhältnisse in den Kolonien besserten

sich auffällig, und das Missionswesen nahm einen ungeahnten Aufschwung, mit einem Worte, Kayser verstand es, neues Leben in das deutsche Kolonialwesen zu bringen. Aber auf die Dauer vermochte er nicht gegen die vielfachen Schwierigkeiten und Anfeindungen anzukämpfen, die den letzten Funken kolonialer Begeisterung zu vernichten drohten. Kein Wunder, dass die Mehrheit des Reichstages der Kolonialpolitik völlig abgeneigt war und dass kein Mensch mehr Geld für koloniale Zwecke hergab. Allgemein griff das Gefühl der Unsicherheit und Verbitterung Platz, und schliesslich schien die deutsche Kolonialpolitik thatsächlich auf einen toten Strang gelaufen zu sein.

Da erfolgte 1894 der Umschlag, und die Februarsitzungen des Reichstags bedeuteten eine schonungslose Verurteilung der Caprivi'schen Politik. Von 397 Reichstagsmitgliedern versuchte auch nicht ein einziges den aufs schärfste angegriffenen Kanzler in Schutz zu nehmen, und dieser einmütige Widerspruch war wohl die beste Kritik des von ihm so warm verteidigten Systems, das seinen Sturz mit herbeiführte. Nun war die Bahn wieder frei, und der kräftige Schwung des alten Kurses, der dem neuen Kurs gänzlich fehlte, begann unter dem neuesten Kurs wieder aufzuleben. Noch zu Caprivis Zeit, aber auf Veranlassung des Kaisers erfolgte der wirksame Einspruch Deutschlands gegen den Pachtvertrag, den England mit dem Kongostaat wegen eines Grenzstreifens am Tanganyikasee getroffen hatte, um seinen nord- und südafrikanischen Besitz zu verbinden und Deutsch-Ostafrika allseitig abzusperren. Die Absendung zweier Kriegsschiffe nach der Delagoabai zur Wahrung der durch England bedrohten deutschen und portugiesischen Interessen und zum Schutze der rings von britischem Kolonialgebiet umgebenen Burenstaaten, denen jene Bucht die einzige freie Verbindung mit dem Meere darbietet, leitete die Zeit des Kanzlers Hohenlohe ein. Lebhafteste Zustimmung fand im ganzen Reiche das Telegramm, in dem der Kaiser die Buren zu ihrem Siege über den englischen Friedensstörer Jameson beglückwünschte, und infolge des entschiedenen deutschen Protestes mussten die Briten ihre Truppen zurückziehen, die sie widerrechtlich ins neutrale Salagagebiet (vgl. S. 51) hatten einmarschieren lassen. Die jüngste und folgenreichste Bethätigung des Reiches in seinen überseeischen Aufgaben und ein weiterer Schritt auf dem Wege zur Weltpolitik war aber unsere Festsetzung in dem chinesischen Hafen Kiautschou. Dass wir auf dieser Bahn unentwegt fortschreiten möchten, ist der Wunsch eines jeden Vaterlandsfreundes. Denn die Kolonialpolitik ist ja nur ein Zweig der

Weltpolitik, auf die Deutschland zur Sicherung seiner europäischen Stellung und zur Förderung seiner Zukunft im Wettbewerb auf dem Weltmarkt nimmermehr verzichten darf. Freilich muss an die Stelle jugendfrischer, aber mehr oder minder kritikloser Schwärmerei und unstät hin- und hertastender Versuche die ernste, angestrengte Arbeit treten, damit unser Besitz zu wirtschaftlicher Selbständigkeit gelangt und für das Mutterland zu einer Quelle lohnenden Gewinnes werde. Und wahrlich, viel bleibt zu diesem Zwecke noch zu thun übrig und nicht genug können wir hierbei von den Erfahrungen des grössten Kolonialvolks, unserer kolonialen Gegner und Lehrmeister, der Engländer, lernen. Nur an wenigen Punkten der Küste, der Grenzen und der Haupthandelswege haben wir bisher unsere Macht befestigt und friedliche Verhältnisse geschaffen, und bis zur vollen Gewöhnung der Völker an Ruhe, Ordnung und Achtung vor dem Gesetz wird es noch grosser Anstrengungen bedürfen. Zur Verwirklichung dieses Zieles ist vor allem ein militärischer Rückhalt nötig, und die Geschichte lehrt, dass die kolonialen Ausbreitungen der Portugiesen, Spanier, Russen, Franzosen und Engländer stets von Soldaten eingeleitet wurden. Neben dem Soldaten dürfen jedoch auch die eigentlichen Pioniere in der Erschliessung eines Landes, die Kaufleute, Pflanzer, Gewerbetreibenden und Missionare, nicht fehlen, denn nur sie können die Kolonien ihrer wahren Bestimmung dienstbar machen. Die Geschichte unserer Kolonialpolitik ist noch zu jung, um schon jetzt ein entscheidendes Urteil über sie fällen zu können. Aber für unsere neuen Erwerbungen, deren Wert erst die Zukunft richtig zu ermessen vermag, gilt voll und ganz das Dichterwort:

„Hier hilft nun weiter kein Bemühn,
Sind's Rosen — nun, sie werden blühn.“

---

2. Landes- und Volkskunde der deutschen Schutzgebiete.

Deutsch-Ostafrika.

Deutsch-Ostafrika ist unsere grösste Kolonie und $1^3/_4$ mal so gross als das Deutsche Reich, indem es ein gewaltiges unregelmässiges Viereck von 995000 qkm Flächeninhalt darstellt. Politisch umgrenzt durch englischen und portugiesischen Kolonialbesitz und durch den Kongostaat, wird es im Osten vom Indischen Ozean bespült, während im Westen die grossen afrikanischen Binnenseen die zweite oder innere Küste des Schutzgebietes bilden. Im Süden verläuft die Flussgrenze des Ruwuma, und im Norden erhebt sich als charakteristischer Grenzpfeiler der Kilimandjaro.

Trotz der dürftigen Gliederung des dunklen Erdteils beschreibt die deutsch-ostafrikanische Küste, die Mrima, einen immerhin buchtenreichen Bogen, der mit 750 km Länge etwa unserer deutschen Westgrenze entspricht. Zahlreiche kleinere und drei grössere Inseln, Pemba (964 qkm), Sansibar (1591 qkm) und Mafia (523 qkm), von denen nur die südlichste deutsch ist, begleiten die vielfach versumpfte, wenig über den Meeresspiegel emporragende Festlandsküste. Sie besteht nebst den vorgelagerten Inseln aus Korallenkalk, der durch die Brandung oberflächlich zu einer mächtigen Sandschicht zerrieben worden ist. Dürftiges Gras überzieht die blendendweissen Sanddünen. Den schlammigen Ufersaum aber bedeckt in unentwirrbarem Dickicht die fast allen tropischen Flachküsten eigentümliche Mangrove (Rhizophora Mangle und Rhizophora mucronata), eine sonderbar gestaltete baumartige Wasserpflanze mit einem hohen Gestell vielverzweigter Stelzwurzeln und einem Gewirr von Luftwurzeln, die sich sämtlich tief in den Schlamm einbohren, um den Stamm gegen die Gewalt der Flut zu schützen. Die spindelförmigen, einer langen Cigarre gleichenden Samen lösen sich durch ihre Schwere aus der an den Ästen zurückbleibenden Fruchthülle los, bohren sich tief in den weichen Morast ein und wachsen dann zu einem neuen Gebüsch heran. Wo das Brackwasser aufhört und die höheren Uferböschungen

einsetzen, tritt an die Stelle der Sumpfpflanzen dichter Busch, untermischt mit hohen Bäumen. Neben dem plumpen Affenbrotbaum oder Baobab (Adansonia digitata) gedeiht die ebenso majestätische als genügsame und nützliche Kokospalme (Cocos nucifera), die ein charakteristischer Küstenbaum ist, bei guter Bewässerung jedoch auch tief im Binnenlande, z. B. bei Tabora und Udjidji[1]) gedeiht, wo sie die Araber



Mangrovelandschaft.
(Aus „Deutschland und seine Kolonien". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.)

angepflanzt haben. Man zählt ihrer längs der Mrima rund 1 Million Stück, doch sind sie noch bedeutender Ausdehnung fähig, indem Ceylon etwa 60 Millionen und Java gegen 70 Millionen Kokospalmen besitzt. Einer der schönsten, schattigsten und nützlichsten Küstenbäume, den die Araber ebenfalls bis zum Tanganyikasee verbreitet haben, ist ferner der aus

[1]) In Udjidji giebt es auch ausgedehnte, künstlich angelegte Ölpalmenbestände als östlichste Vorposten jener für Westafrika durchaus charakteristischen, in Ostafrika dagegen gänzlich fehlenden Palmenart.

Ostasien stammende Mangobaum (Mangifera indica), und die Uferwälder sind durch das häufige Vorkommen des Kopalbaums (Trachylobium verrucosum) und der am Indischen Ozean weit verbreiteten Barringtonia racemosa, eines stattlichen Baumes mit handtellergrossen Blüten, ausgezeichnet. Inmitten dieses üppigen tropischen Pflanzenkleides liegen die Reis- und Zuckerrohrfelder und die Durra- (Hirse-), Mais- und Maniokäcker der Eingeborenen.

Da zahllose Korallenriffe die seichten Küstengewässer erfüllen und nur gegenüber den Flussmündungen schmale Einfahrten frei lassen, so ist die Schiffahrt schwierig. Doch giebt es zahlreiche, jederzeit Schutz gewährende Naturhäfen, die sogenannten Scherms, die durch einen schmalen, gewundenen Kanal mit dem offenen Meere in Verbindung stehen. Ihre Herausarbeitung ist auf die Thatsache zurückzuführen, dass im Süsswasser und in den Sinkstoffen der ausmündenden Flüsse die Korallen absterben, während sie beiderseits und in einiger Entfernung vom Lande weiterwachsen und nur einen engen Kanal freilassen. Derartige Küstenplätze, die auch bereits dem Weltverkehr dienen, sind Tanga, Dar es Ssalâm, Kilwa, Lindi und Mikindani. Der Hafen von Tanga (4000 Einwohner) im Norden des Schutzgebietes ist so tief, dass selbst Kriegsschiffe unmittelbar bei der rasch aufblühenden Stadt ankern können, die wiederum den Ausgangspunkt der Usambara-Eisenbahn und einer vielbenutzten Karawanenstrasse zum Kilimandjaro und Victoriasee bildet. Sie endet bei der Militärstation Muansa, die als Ausgangspunkt der Überfahrt nach Uganda und als Endziel eines von Tabora abzweigenden Karawanenweges von Bedeutung ist. Viel weniger brauchbar ist die sonst breite und tiefe Bucht von Pangani (4500 Einwohner), deren vorgelagerte Korallenriffe und Sandbänke nur bei Hochwasser grösseren Schiffen Zutritt gewähren. Noch schlechter ist die Reede von Saadani (4000 Einwohner), weil sich der ungeschützte Strand so unmerklich unter den Meeresspiegel senkt, dass die Dampfer 5 km vom Ufer entfernt halten müssen und dass man auch die letzten $1\frac{1}{2}$ km zu durchwaten gezwungen ist. Trotzdem spielt Pangani wegen der Nachbarschaft Sansibars eine bemerkenswerte Rolle, und noch mehr gilt dies von dem hafenlosen Bagamoyo (13000 Einwohner), das seinen unverdienten Ruf lediglich dem Umstande verdankt, dass es dem ostafrikanischen Handelscentrum gegenüberliegt und mehrere viel begangene Karawanenwege aufnimmt. Der bedeutendste von ihnen wird durch die Knotenpunkte Mpwapwa (986 m) und Tabora (1280 m) und den Endpunkt Udjidji bezeichnet. Der beste und zukunftsreichste Küstenplatz



Der Kilimandjaro von Moschi aus.

ist Dar es Ssalâm, der Friedenshafen (10000 Einwohner), dessen geräumiger, sicherer Ankergrund ganze Flotten aufzunehmen vermag und schon früher einmal an Stelle Sansibars vorübergehend zum Hauptstapelplatz bestimmt war. Zwar wird die schmale, gewundene Durchfahrt, die zu dem mächtigen Wasserbecken führt, durch Riffe und Brandungswellen bedroht, aber bei Anwendung einiger Vorsicht und besserer Ausstattung mit Schiffszeichen ist sie nicht schwer zu passieren. Während der Hafen von Kilwa wieder schlechter ist, bieten die drei wohlgeschützten Zweigbuchten von Mikindani einen leidlichen Ankerplatz dar. Der Hauptlandungsplatz des Südens ist Lindi (1400 Einwohner), dessen geräumiger Doppelhafen mit dem Vorteil eines guten Ankergrundes den Vorzug der Einmündung eines schiffbaren Flusses, des Lukuledi, verknüpft. Doch beginnt sich in den letztgenannten drei Häfen der Verkehr nur langsam wieder zu heben, da sie für den früher blühenden Sklavenhandel noch keinen rechten Ersatz erhalten haben und da obendrein räuberische Stämme bis vor kurzem das Hinterland unsicher machten. Die wichtigste Karawanenstrasse im südlichen Teile unserer Kolonie ist nach dem Nyassasee gerichtet und hatte als Anfangspunkt den alten Küstenort Kilwa Kisiwani, der vor dem Jahre 1000 gegründet und somit die älteste Siedelung an der ostafrikanischen Küste ist. Die umfangreichen Ruinen der jetzt bedeutungslosen Niederlassung sind ein beredtes Zeugnis ihrer einstigen Grösse, der in neuerer Zeit ein zunehmender Verfall folgte, weil die Engländer die Sklavenausfuhr streng überwachten. In demselben Masse aber als Kilwa Kisiwani verlor, blühte das benachbarte Kilwa Kiwindje auf, weil es für die britischen Kriegsschiffe viel schwerer zugänglich war und somit den Sklavenhändlern geeigneten Unterschlupf gewährte.

Auf die ziemlich eintönige Korallenkalkküste, deren etwa 10 m hoher Steilrand wohl als Kennzeichen einer jungen Hebung gelten darf, folgt eine aus verschiedenalterigen Gesteinen zusammengesetzte Vorlandszone, die sich bis zu 125 m Meereshöhe erhebt. Sie besteht aus jurassischen Thonschiefern und höhlenreichen Kalken derselben Formation, und an sie schliesst sich in breiter Ausdehnung Sandstein der Steinkohlenformation, der im nördlichen Teile des Schutzgebietes wenig oder gar nicht entwickelt ist. Der Vorlandstreifen wird von Nord nach Süd allmählich breiter und dringt in weitem Bogen bis gegen den Nyassasee hin vor. Unmittelbar hinter dem grünen Küstensaum aber setzt, vom Meere aus unsichtbar, die echte afrikanische Steppe ein und herrscht

landeinwärts in der ganzen Küstenebene vor, die plötzlich an einem bald steil und unvermittelt, bald langsamer und stufenförmig ansteigenden und von einem aufgewulsteten Rande, dem ostafrikanischen Schiefergebirge, gekrönten Hochland endet. Diese ungeheuer ausgedehnte Tafel, die selten unter 1000 m Meereshöhe hinabgeht, nimmt das gesamte Deutsch-Ostafrika mit Ausnahme des schmalen Saumes der Mrima ein und setzt sich über ganz Innerafrika fort. Sie besteht aus den Bruchstücken uralter Gesteine, vornehmlich aus Gneis, Granit, Glimmerschiefer und Quarzit und wird oft von Basaltergüssen oder einem roten Sandstein überlagert, der einst viel weiter verbreitet war, aber durch die Verwitterung zerstört und abgetragen wurde. Auch an den Urgesteinen konnten Luft und Wasser schon seit unendlich langer Zeit ihre zerstörende Wirkung ausüben, und dies erklärt die Einförmigkeit der weiten Hochebene. Die Gebirge sind bis auf flache Hügel und Kuppen verschwunden, und überall sieht man Haufen rundlicher Felsblöcke, deren Oberfläche häufig zwiebelschalenartig abgesprungen ist, indem die tagsüber stark erwärmte und nachts stark abgekühlte Luft eine abwechselnde Ausdehnung und Zusammenziehung verursacht, die selbst das härteste Gestein zersprengt. Die Hitze und die ausgiebigen Regengüsse befördern die Bildung der Zersetzungsrückstände, die wegen der eigenartigen Bodengestaltung nicht fortgeschafft werden können, sondern sich an Ort und Stelle zu mächtigen Lagern anhäufen. Sie entsprechen dem Lehm unserer Breiten und haben wegen der ziegelroten Farbe, die ihr Eisengehalt bedingt, den Namen Laterit (von dem lateinischen Worte later der Ziegelstein) erhalten. Die Niederschläge sickern schnell in dieser zelligen Bodenart ein und fliessen unterirdisch ab, so dass der Laterit unter dem glühenden Sonnenbrande rasch austrocknet und zu steinharten, von Sprüngen zerrissenen Klumpen zusammenbackt, die der Pflanzenwelt nicht günstig und nur dort mässig fruchtbar sind, wo starke Erwärmung mit ausreichender Befeuchtung Hand in Hand geht. Der Laterit ist in Deutsch-Ostafrika ausserordentlich weit verbreitet, so dass die Kolonie geradezu ein grosses Lateritmeer genannt werden kann. Doch sind umfangreiche Flächen z. B. das Massaihochland auch mit einer dunkelgraubraunen Thonerde bedeckt, und in den Steppen um den Eiassisee, bei Mpapwa und anderwärts setzt sich Löss ab, der den vom Winde mitgeführten feinen Staubmassen seine Entstehung verdankt. Die Niederungen und Thalsohlen endlich sind mit Schwemmland und graublauem oder gelbem fetten Thon erfüllt.

In den Grundzügen seines geologischen Aufbaues stellt also unser

Schutzgebiet eine uralte Festlandsmasse dar, in der Sedimentgesteine nur eine untergeordnete Rolle spielen. Die gebirgsbildenden Kräfte, die



Nguru-Gebirge.

durch Faltung das Antlitz Europas und Asiens in tiefgreifender Weise veränderten und umgestalteten, übten hier keine wahrnehmbare Wirkung aus, und die völlig horizontal über dem Grundgebirge lagernden Sandsteine zeigen an, dass nach ihrem Absatze keine Bodenfaltung mehr stattfand. Dafür durchzieht und gliedert die Hochebene ein grossartig entwickeltes Netzwerk meist Nord-Süd verlaufender Brüche, die wiederum kürzere Querspalten aussenden. An diesen in geologisch junger Zeit

entstandenen Brüchen sind breite, langgestreckte Schollen abgesunken und bilden die sogenannten Gräben, die bald mehr oder minder schroff 400—1000 m tief abfallen, bald durch vulkanische Ergüsse abgeflacht oder völlig ausgefüllt sind. Heisse Quellen treten an den Bruchspalten häufig hervor. Die aufgewulsteten Ränder der gewaltigen Tafel, das ost- und centralafrikanische Schiefergebirge, sind durch die Erosion stark zerschnitten und enden meist in abgerundeten Kämmen und Gipfeln. Besonders scharf ausgeprägt ist das inselartig und mauergleich aus der Küstensteppe aufsteigende ostafrikanische Schiefergebirge, das wilde, malerische und liebliche Landschaften umschliesst und viele der Vorzüge und Vorteile darbietet, die jene Gegenden für kulturelle Zwecke besonders brauchbar machen. Zu diesem vom Meere allmählich bis in die Nähe des Nyassasees zurücktretenden Randgebirge gehören die Bergländer von Pare und Usambara (2000 m), die man wegen ihrer wechselvollen und überraschenden Scenerien die ostafrikanische Schweiz genannt hat, Nguru, das Ulugurugebirge (2400 m), Usagara, das Rubehogebirge, Uhehe und endlich das anmutige Kondeland, der vielgepriesene und zukunftsreiche Garten Ostafrikas. Viel weniger freundlich ist das unmittelbar benachbarte Uhehe, ein schwer zugängliches Hochland, das durch die tief durchschluchteten und zerklüfteten Ketten des düstern Rubehogebirges abgesperrt wird. Hier wie in den andern Grenzlandschaften folgt aber hinter dem Gebirge eine ungeheure Hochebene mit niedrigen Kuppen und sanft gewellten Hügelreihen, die im Gegensatze zu den dem Meere zugewendeten Berghängen von der Natur ziemlich stiefmütterlich bedacht ist. Denn da jenes Dach Deutsch-Ostafrikas die Hauptmasse der vom Indischen Ozean herüberkommenden Feuchtigkeit empfängt, so stellt es mit seinem fruchtbaren, gut bewässerten Boden den wertvollsten küstennahen Teil unseres Schutzgebietes dar und ist zugleich das Ursprungsland sämtlicher Küstenflüsse. Die grösseren Zuflüsse des Indischen Ozeans, der Pangani oder Ruvu, der Wami, Kingani, Rufiyi und Ruwuma, durchbrechen das Randgebirge in vielgewundenen, landschaftlich schönen Schluchten. Ihre Thäler verleihen dem Steilabfall des Plateaurandes Gliederung und Ausdruck und zeichnen den Karawanen den Weg vor. Aus diesem Grunde gewinnen Orte, die wie Mpapwa in der Nachbarschaft bequemer Zugänge liegen und mehrere Strassen aufnehmen, eine gewisse Bedeutung. Nicht minder wichtig sind bei dem Wassermangel solche Siedelungen, die in einer verhältnismässig wohl bewässerten und fruchtbaren Umgebung liegen und daher von vornherein für grössere, volkreiche Mittelpunkte geschaffen

sind. Hierher gehört vor allem Tabora, das in vielen Einzelgehöften 15000 Einwohner birgt, und auch Mpapwa ist wieder zu nennen, indem es den letzten Rastplatz vor dem Eintritt in die Wüste von Ugogo darstellt.

So reich aber das küstennahe Gebiet an Flüssen ist, so liegt deren Wichtigkeit viel weniger in der Verkehrsvermittelung als in der Wasserversorgung. Zur Regenzeit reissende, hoch angeschwollene Wildbäche, sind sie in den trockenen Monaten wasserarm oder wasserlos. Auch die Schnellen und Wasserfälle, die beim Durchbruch durch das Randgebirge entstehen, beeinträchtigen die Schiffbarkeit in hohem Grade, so dass sie bei den wenigen Wasserläufen, die überhaupt für kleine Fahrzeuge zugänglich sind, auf den Unterlauf beschränkt ist. 40 km stromaufwärts fahrbar ist der Pangani, der nur einseitig gespeist wird, weil er von Süden her aus der unmittelbar an ihn herantretenden Steppe keine Zuflüsse erhält. Seine vom Schnee und den Niederschlägen des Kilimandjaro genährten Quellbäche rinnen aus zahllosen Wasseräderchen zusammen, die von den Bergbewohnern ausgiebig zu künstlicher Bewässerung benutzt werden. Zur Regenzeit vermag ihr Bett die Wassermengen nicht zu fassen, und aus ihnen, sowie aus dem durch die durchlässigen Aufschüttungsmassen des vulkanischen Kilimandjaro hindurchsickernden Wasser entstehen am Bergfusse zahlreiche Sümpfe, die wohl hauptsächlich das ungesunde Fieberklima der Ebenen um den Kilimandjaro verursachen. Trotz seiner mangelhaften Schiffbarkeit, die indes durch Regulierungsarbeiten nicht unerheblich verbessert werden könnte, ist der Pangani ein wichtiger Fluss, zumal er ein Gebiet durchströmt, das heute der Hauptsitz der Plantagenwirtschaft ist. Noch vielmehr gilt das dank der immer mehr wachsenden Entfernung zwischen Küste und Randgebirge vom Rufiyi und seinen Nebenflüssen Ulanga und Ruaha, die zusammen das grösste Stromsystem Deutsch-Ostafrikas darstellen. Der stattliche Strom, der den Rhein an Länge übertrifft, kann bis in die Nachbarschaft des fruchtbaren, gesunden Kondelandes und der am Nordufer des Nyassa entdeckten Kohlenlager befahren werden und wird dermaleinst eine nutzbringende Verkehrsstrasse darbieten. Jetzt spielt er noch keine Rolle, weil er zu weit vom Weltverkehr abliegt und den Einfällen kriegerischer Völker ausgesetzt ist. Obendrein ist seine in breitem Delta vorgeschobene Mündung voller Untiefen. Sandbarren haben auch die Mündung und den Unterlauf des südlichen Grenzflusses Ruwuma so verstopft, dass bloss ganz flach gebaute Boote die Einfahrt erzwingen können und dass der wasserreiche Strom in Zukunft kaum irgend welche Bedeutung haben wird.

Im äussersten Norden unseres Schutzgebietes und teilweise schon auf englischem Boden erhebt sich über der hier 800 m hohen Ebene ein ungefüger Bergstock, dessen nahezu kreisförmige Basis mit 3800 qkm Fläche anderthalbmal so gross als der Harz (2468 qkm) ist und zu ihrer Umgehung 18 Tage erfordert. Der gebirgshafte Riesenberg, der Kilimandjaro, ist nicht bloss die höchste Erhebung ganz Afrikas, sondern eine der höchsten Aufschüttungsmassen überhaupt, die jungvulkanische Gesteine, in diesem Falle verschiedene Arten von Basalten, Basaltlaven, Tuffe und Aschenmassen, über einer Bruchspalte aufgebaut haben. Seit uralter Zeit ist er allerdings erloschen, und ein gleiches Schicksal hat den Meru (4460 m) betroffen, der auf derselben, ostwärts vom Pangani durchflossenen Bruchlinie emporgequollen ist. Dagegen hat ein dritter Vulkan, der Dönjo Ngai (2150 m), in den letzten Jahrzehnten Ausbrüche gehabt und zeigt noch heute Spuren schwacher Thätigkeit. Erdbeben sind im ganzen Gebiete ebenfalls häufig, zum Beweis, dass das Erdinnere noch immer nicht zur Ruhe gekommen ist. Nach dem Erlahmen der vulkanischen Kraft begann die von aussen wirkende Verwitterung ihr Zerstörungswerk. Die Gehänge wurden zerfurcht und zerrissen, und das zersetzte vulkanische Gestein verwandelte sich in fruchtbares Erdreich. Sanft kegelförmig und einem gefältelten Lampenschirm vergleichbar steigt jetzt der Kilimandjaro zu zwei ausdrucksvollen Gipfeln an, die auf einer breiten Unterlage ruhen. Der östliche stürzt schroff in ungeheuren, wild zersägten Mauern ab, die in einem gewaltigen Kessel, wohl dem ursprünglichen Krater, enden und wegen ihrer übergrossen Steilheit den Schnee nur unvollkommen halten. Deshalb nennen die Umwohner die nach Hans Meyer 5300 m, nach v. Höhnel 5545 m hohe Spitze Mawensi d. i. den Dunklen. Die westliche, 6010 m bezw. 6130 m hohe Zinne, die 1889 von Dr. Hans Meyer und dem bekannten Alpinisten Purtscheller zum ersten Male bestiegen wurde, ist verhältnismässig gut erhalten und hat die eigentümliche Domgestalt der echten Vulkane. Mächtige Schnee- und Gletschereismassen erfüllen den 200 m tiefen Krater und umkleiden seine Aussenwände mit einem weissen Panzer, der dem Berge den Namen Kibo d. i. der Helle einbrachte. Der Mawensi ist der ältere und darum viel stärker zerstörte der beiden Gipfel. Er häufte sich durch Lavaergüsse und Aschenauswürfe immer höher an, bis die unterirdischen Kräfte nicht mehr imstande waren, die Lava über den Kraterrand zu heben. Sie erstarrte im Auswurfskanale und verstopfte ihn, worauf sich die nachdrängenden Massen im Kibo einen neuen Weg bahnten. Einen dritten grossen Kraterkessel,

der vermutlich ein Einsturzkrater und der jüngste der drei Hauptkrater des Kilimandjaro ist, scheint G. Volkens bei 3400 m Meereshöhe an der bisher noch unbekannten Nordwestseite des Gebirges am Fusse des Kibo entdeckt zu haben.

Während die Nordwand des Kilimandjaro in einem Zuge 5000 m tief zur unabsehbaren Hochebene abstürzt und fast nackt und wasserlos ist, gliedert sich der entgegengesetzte Hang in die drei langsamer abfallenden breiten Stufen des Djaggalandes, die von den zahllosen Quellbächen des Pangani in ein Netz schmaler Rippen und Schluchten zerschnitten werden. Dichter Urwald überkleidet das Gestein, und der nie versiegenden Wasserzufuhr verdankt der verwitterte Vulkanboden seine vielgerühmte Fruchtbarkeit.

Der vollkommen allein stehende Kilimandjaro gehört nebst seinen Nachbargipfeln bereits der steppenhaften Hochebene an, die unmittelbar westlich des ostafrikanischen Schiefergebirges einsetzt und ein ausgedehntes abflussloses Gebiet umschliesst. Sie schmachtet in auffallendem Gegensatze zur Küste unter drückendem Wassermangel und besitzt keinen einzigen Fluss von Bedeutung, weil nur der kleinste Teil der vom Randgebirge aufgefangenen Feuchtigkeit ins Innere gelangt und sich bloss dort wieder zu Regen zu verdichten vermag, wo inselartig aufragende Berge z. B. Kilimandjaro, Meru und Gurui sich den vom Meere kommenden Luftströmungen entgegenstellen. Diese engbegrenzten Gebiete bilden inmitten der dürren Steppe freundliche, klimatisch anders geartete Oasen mit grünem Wald und das ganze Jahr hindurch rinnenden Bächen. Sonst ist man im Sommer tagelang auf den zweifelhaften Inhalt der Wasserlöcher und Zisternen angewiesen, die von den Eingeborenen scharf bewacht und ängstlich gehütet werden und für deren Instandhaltung die Bewohner von Ugogo früher von den durchziehenden Karawanen einen Tribut, den Hongo, erpressten. Unter den Flüssen giebt es nur wenige, die ständig Wasser führen. Weitaus die meisten sind Regenflüsse, d. h. sie trocknen während der niederschlagslosen Zeit gänzlich aus oder lösen sich in eine Reihe zusammenhangsloser Tümpel auf, um in den regenreichen Monaten zu verheerenden Wildbächen anzuschwellen. Die Mehrzahl fliesst zur Küste oder zu den grossen Binnenseen ab, ein Teil verläuft aber auch in der Sackgasse eines abflusslosen Salzsees, deren ausgedehnteste der Rikwasee[1]) (780 m) und

[1]) 1897 fand Kompagnieführer Langheld den Rikwasee bis auf einige umfangreiche, seichte Tümpel ausgetrocknet. An seine Stelle war eine sehr wildreiche Grassteppe getreten.

der das Wasser des Wemberegrabens aufnehmende Eiassisee (1050 m) sind. In früherer geologischer Vergangenheit war die Zahl der ostafrikanischen Binnenseen viel ansehnlicher, denn an den verschiedensten Stellen des Hochlandes lagert in Mulden versteinerungsloser Süsswasserkalk unbestimmten Alters. Vermutlich enthielten jene Becken Wasser, als die durch alte Gletscherspuren am Kenia und Ruwenzori auch für Ostafrika nachgewiesene Eiszeit ausgiebigere Feuchtigkeitsmengen zu liefern



Der Manyarasee vom Mutyekplateau aus. Im Vordergrunde Schirmakazien.
Aus „Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

vermochte. Heute ist das Hochland arm an fliessendem und stehendem Wasser, und dieser Mangel ist durch die Oberflächengestaltung begründet.

Bis zum ostafrikanischen Graben, der sich durch 40 Breitengrade hindurch bis ins Rote Meer und zum Jordanthale fortsetzt, reicht die öde Massaisteppe und das nicht minder abstossende Ugogo. Die grosse Grabensenkung birgt einige fruchtbare Mulden und eine Reihe abflussloser, im Sommer teilweise austrocknender Salzseen, z. B. den Balangda-, Manyara- und Natronsee. Nur zwei innerhalb der Verwerfung liegende Becken, der Ufiomisee und der bereits dem englischen Gebiet angehörende Naiwaschasee (1860 m), führen Süsswasser, weil sie vermutlich Kraterseen und deshalb mit unterirdischem Abfluss versehen sind. Im

übrigen darf man sämtliche Seen des ostafrikanischen Grabens wohl als Überreste eines einst zusammenhängenden Flusssystems betrachten. Darauf deutet die niedere Tierwelt des Manyara (1000 m), die trotz seines Salzgehaltes reine Süsswasserformen aufweist und vielleicht Beziehungen zur Nilfauna erkennen lässt. Aus ähnlichen Vorkommnissen im Rudolfsee folgerte der berühmte Geologe Eduard Suess, dass die Entstehung des ostafrikanischen Grabens in eine Zeit fiel, in der die gegenwärtige Nilfauna bereits vorhanden war oder einen der jetzigen sehr ähnlichen Charakter hatte.

Zum Unterschiede von dem scharf ausgeprägten centralafrikanischen Graben sind die Ränder des ostafrikanischen Grabens nicht immer deutlich erkennbar, weil die weitverbreiteten jungvulkanischen Gesteine durch ihre massenhaften Ergüsse, die in den Basaltkuppen des nördlichen Nyassa-Anlandes gegen 3000 m und im steilen Basaltkegel des Gurui 3200 m Meereshöhe erreichen, die Senke stellenweise ausfüllten und u. a. den Nyassasee abtrennten. Einer seitlichen Bruchspalte gehört der Kilimandjaro samt seinen Nachbarvulkanen an, und ebenso sind Wembere- und Rikwagraben wohl unterscheidbare Seitenbrüche. An den Bruchrändern der Gräben und an kleineren Verwerfungsspalten treten sehr oft heisse Mineralquellen auf, deren es in unserm Schutzgebiet eine ganze Anzahl giebt und von denen einige durch eine heilkräftige Wirkung ausgezeichnet sind. Einen wertvollen arzeneilichen Schatz stellen beispielsweise die leicht zugänglichen Schwefelquellen von Amboni am Sigi dar, deren Wasser mit dem der berühmten Schwefelquellen von Aachen auffallend übereinstimmt.

Nach Westen zu gewinnt der Granit immer mehr die Oberhand und baut in mächtiger Ausdehnung den ganzen mittleren Teil Deutsch-Ostafrikas, vor allem die wellige Tafel von Unyamwesi auf. Unyamwesi, das Mondland, ist ebenfalls ein wasserarmes Steppengebiet von ausserordentlicher Eintönigkeit. Höhere Bergzüge fehlen gänzlich, und nur zusammenhangslos zerstreute Hügel, abgestumpfte oder sonderbar gestaltete Felsgebilde und massenhafte Steinblöcke bringen einige Abwechselung. Nordwärts wird die Landschaft wieder freundlicher, fruchtbarer und volkreicher, namentlich in der Glimmerschiefer-, Quarzit- und Thonschieferplatte von Karagwe und Ruanda, dem sogenannten Zwischenseenplateau. Schmale Schluchten und Bruchspalten oder flachgründige Thäler gliedern die Hochebene und enthalten teils Seen oder Sümpfe, teils entsenden sie vielgewundene Wasserläufe, darunter den Kagera, den eigentlichen Quellfluss des aus dem Victoria Nyansa austretenden

Nil.[1]) Die Fluren sind im allgemeinen baumlos und bergen nur in den Einsenkungen Wald. Doch hat der reiche Graswuchs eine blühende Viehzucht entstehen lassen, und tropische Kulturpflanzen gedeihen ebenfalls, vor allem die Banane. Sonst ist der deutsche Uferanteil des Victoriasees wasserarme Steppe, und nachdem wir durch Gründung der Stationen Muansa und Bukoba an seinem Gestade festen Fuss gefasst haben, müssen wir versuchen, das möglichste aus dem Lande zu machen. Die gesegneten Gefilde von Uganda mit ihren üppigen Wäldern, Wiesen und Fruchtgärten und ihrer dichten begabten Bevölkerung beginnen erst am Nordufer des Nyansa. Sie verdanken die nimmer rastende Fruchtbarkeit ihres Bodens, der jährlich zwei Ernten liefert, der annähernd gleichmässigen Regenverteilung und der Feuchtigkeitszufuhr, die der über das gewaltige Wasserbecken streichende Südostwind mitnimmt und in den am Westufer gelegenen Hochländern wieder abgiebt. Dieses Zukunftsland Innerafrikas, das nach aller Kenner Urteil der beste Fleck Erde im Herzen des dunklen Erdteils ist, haben natürlich die Engländer erhalten.

Das Hochland von Unyamwesi und das Zwischenseenplateau dachen sich sanft zu einem wasserscheidenden Randgebirge ab, das als Gegenstück zum ostafrikanischen das centralafrikanische Schiefergebirge heisst (Vergl. S. 84) und in steilen Wänden zu dem ungeheuren Spalte des centralafrikanischen Grabens abstürzt. Er reicht vom Oberlauf des Schire bis zum Oberlauf des Weissen Nils und wird ebenfalls von vier grossen Seen mit leicht brackigem Wasser ausgefüllt. Auch vulkanische Aufschüttungsmassen fehlen nicht, die in dem umfangreichen Ausbruchsherde der Mfumbiro- oder Virungaberge noch zwei thätige Vulkane besitzen.[2]) Die Seen sind zum Unterschiede von dem breiten, insel-

[1]) Mit der Entdeckung der Kageraquellen durch Dr. Oskar Baumann ist das Jahrhunderte alte Rätsel des Nilursprungs (caput Nili quaerere) endlich gelöst, nachdem Speke 1858 als erster Europäer den Victoria Nyansa und den in ihn einmündenden Kagera aufgefunden und das berühmte Telegramm abgesandt hatte: „The Nile is settled (Der Nil ist bestimmt)!“ Merkwürdigerweise nennen die Umwohner das Quellgebiet des Kagera die Mondberge, von denen schon die Schriftsteller des Altertums berichten. Neuerdings hat Kompagnieführer Ramsay behauptet, dass Baumann die eigentliche Nilquelle, wenn man die Quelle des Kagera dafür hält, nicht entdeckt habe, indem der Akenyaru, einer der Quellflüsse des Kagera, viel bedeutender sei als der von Baumann verfolgte Quellfluss Ruvuvu.

[2]) Eine dritte grosse Bruchspalte, die den dunklen Erdteil durchsetzt, ist der westafrikanische Graben. Er läuft über die Vulkaninseln Annobon, St. Thomé, Principe und Fernando Poo zum erloschenen Kamerunpik und setzt sich tief ins Benuëgebiet fort.

reichen Flachbecken des von niedrigen, stark gegliederten Ufern umsäumten Victoria Nyansa schmale, langgestreckte Schlauchseen von beträchtlicher Tiefe. Sie werden von hohen Felsmauern umrahmt und verdanken ihre Entstehung denselben geologischen Kräften wie die grossen Gräben selbst. Die scharf ausgeprägte Senke bildet zugleich die politische Grenze unseres Schutzgebietes und nimmt den längsten Strom von Unyamwesi, den fast kreisförmig verlaufenden Mlagarassi nebst seinen Zuflüssen, auf.

Schon dieser kurze Überblick verrät die ausserordentliche Einfachheit und Einförmigkeit des Oberflächenbaues und der geologischen Zusammensetzung Deutsch-Ostafrikas. Er lässt aber auch die geringen Schwierigkeiten erkennen, die — abgesehen vom Wasser- und Nahrungsmangel — der Anlage künstlicher Verkehrsmittel entgegenstehen. Zwar nimmt das Flachland bloss einen schmalen Küstenstreifen ein, doch sind hindernde Gebirge ebenfalls selten und werden vorzugsweise durch die leicht zu umgehenden Aufschüttungs- und Ergussmassen der vulkanischen Einzelberge vertreten. Wellige oder auf weite Strecken hin gänzlich ebene Hochflächen walten entschieden vor, und nur die Bruchlinien der mehr oder minder breiten Gräben verleihen der eintönigen Oberfläche ihre stärksten landschaftlichen Züge. Immerhin stehen den Vorteilen, welche die einheitliche Bodengestaltung für den modernen Verkehr darbietet, auch Nachteile gegenüber, weil sie wohl die Seenbildung, nicht aber die Entwickelung grosser, schiffbarer Ströme begünstigt. Als Wasserstrassen spielen sie so gut wie gar keine Rolle, und auf den einzigen von der Natur selbst vorgezeichneten Weg, der trotz seiner erheblicheren Ausdehnung viel schneller ins Innere führt als die Landwege durch Deutsch-Ostafrika, haben die Engländer mit festem Griff die Hand gelegt. Er beginnt am Sambesi, setzt sich durch den Schire in den Nyassasee fort, steigt über ein gesundes Hochland zum Tanganyika hinab und folgt den Seen und Flüssen des centralafrikanischen Grabens bis zur Einmündung in den Nil. Die erste, 1000 km lange Strecke, die vom Indischen Ozean bis zum Nyassa reicht, wird nur einmal durch Wasserfälle und Stromschnellen unterbrochen, und die Landschranken, die sonst die einzelnen Seen voneinander trennen, sind mittelst Strassen- und Bahnbauten leicht zu überwinden.

Aus der Anordnung der Hauptentwässerungsrichtungen geht hervor, dass unsere Kolonie Anteil an den drei Hauptstromgebieten Afrikas hat. Der stürmische Nyassa (480 m), 1859 von dem englischen Missionar David Livingstone entdeckt, und die Küstenflüsse werden zum Indischen

Ozean entwässert. Der 1858 von Burton und Speke entdeckte Tanganyika (800 m) bahnt sich bei hohem Wasserstande im Lukuga einen zeitweiligen Ausweg zum Kongo und damit zum Atlantischen Ozean. Der Victoria Nyansa (1190 m) endlich, der 1858 von Speke zum ersten Male gesehen wurde, giebt sein Wasser durch den Nil ans Mittelmeer ab. Die drei gewaltigen Seebecken, die zusammen 130000 qkm Fläche einnehmen,[1]) üben einen unverkennbaren Einfluss auf das Klima und damit auf die Fruchtbarkeit ihrer Umgebung aus. Hier wohnt eine dichte Bevölkerung sesshafter Ackerbauer, die dem Handel ein gutes Absatzgebiet sichert, und deshalb sind die innerafrikanischen Seen, von denen einige schon mit Dampfern befahren werden,[2]) der Ziel- und Ausgangspunkt der wichtigsten Karawanenstrassen. Zwischen das Zuflussgebiet des Nil und Kongo einerseits und des Indischen Ozeans andrerseits schiebt sich in breiter Ausdehnung der von Oskar Baumann genauer untersuchte abflusslose Gürtel ein, so dass nicht ein Gebirge, wie man erwartet hatte, sondern eine ausgedehnte Grabensenke die Hauptwasserscheide Deutsch-Ostafrikas darstellt.

Die Einförmigkeit der Oberflächengestaltung spiegelt sich in der Eintönigkeit der Pflanzenbedeckung wider. Unmittelbar hinter der Meeresküste mit ihrer üppigen Tropenvegetation des Indischen Monsungebietes stellt sich die wasserarme Steppe ein (vergl. S. 81), die mit Ausnahme der Bergwälder unser ganzes Schutzgebiet einnimmt und sein vorherrschendstes Landschaftsbild ausmacht. Das sechs Monate lang regenlose Hochland vermag nur einen dürftigen Pflanzenwuchs hervorzubringen, und das tropische Afrika ist vor allem durch das Überwiegen des Grases ausgezeichnet. Stellenweise trägt die Landschaft einen besonders öden Charakter. Ausgedehnte Steinfelder und die mit Salzausblühungen überdeckten Uferstrecken der abflusslosen Binnenseen sind so trocken, dass selbst die genügsamen Steppenpflanzen nicht mehr fortkommen. Dann ist der von der Sonne steinhart gebrannte und zersprengte Boden mit Felssplittern und grellfarbigem Sande übersäet und gleicht einer völlig toten Wüste. Das gilt nicht zum wenigsten

---

[1]) Der Nyassa (26450 qkm) entspricht an Grösse der Rheinprovinz, der Tanganyika (35130 qkm) der Provinz Ostpreussen, der Victoria Nyansa, auch Nyansa schlechthin oder früher nach Spekes Vorgange Ukerewe genannt (68480 qkm), dem Königreich Bayern ohne die Pfalz. Dem centralafrikanischen Graben gehören ferner an der von Graf Götzen entdeckte, noch nicht genau umgrenzte Kivusee, der Albert Edward Nyansa (4480 qkm) und der Albertsee oder Mwutan Nsige (3910 qkm).

[2]) Auf dem Nyassasee verkehren zur Zeit 10 Dampfer.

von Ugogo, dem Lande der Steine, wenn man es zur Trockenzeit durchwandert. Auf felsigem Untergrunde ruht brennendroter Laterit oder roter und weisser, das Auge blendender Sand, der eine kräftige Pflanzenhülle von vornherein ausschliesst und dafür mit Millionen von Steinblöcken bedeckt ist. Bald geht es über staubige Flächen, auf denen Windhosen ihr Spiel treiben, bald durch die breiten versandeten Trockenbetten der Flüsse oder durch Hunderte vom Regen tief eingefurchter Rinnen. Dünnes Gras und spärliches Gestrüpp überzieht den kahlen Boden, meist aber hat man mit engverschlungenem Dornbusch zu kämpfen, und nur selten erfreut ein Hain von Delebpalmen (Borassus flabelliformis) das Auge. Zwar haben hier und dort fleissige Ackerbauer das Land seit einigen Jahrzehnten nicht ohne Erfolg in Arbeit genommen, im allgemeinen ist es aber von geringem Werte, und die Behauptung Stanleys, aus Ugogo in einem halben Jahre einen Garten zu machen, ist ebenso haltlos wie viele seiner andern Übertreibungen.

Die allbeherrschende Steppe ist ein blumenloses Grasmeer. Die harten, kantigen, schilfartigen Halme werden bis 4 m hoch und stehen nicht wie auf unsern Wiesen dichtgedrängt nebeneinander, sondern in getrennten Büscheln, die sich hinter dem Wanderer sofort wieder schliessen und ihn schon nach wenigen Schritten dem Blick seines Hintermannes entziehen. Von einem Hügel aus erkennt man eine durchmarschierende Karawane nur an den wellenförmigen Windungen des bewegten Grases, die Träger selbst und ihre Lasten sind meist unsichtbar. Das übermannshohe Gras macht das Wandern nicht bloss ermüdend, sondern auch gefährlich. Denn es begünstigt die Annäherung wilder Tiere und den heranschleichenden Feind, wie der verhängnisvolle Ausgang der Expedition Zelewski dargethan hat. Oft verwandelt struppiges Dorngesträuch die offene Grasflur in eine Buschgrassteppe, die beim Überhandnehmen des Strauchwerks in eine dichte Dornbuschsteppe übergeht. Fettpflanzen, die durch Aufspeichern grösserer Feuchtigkeitsmengen die Dürre überdauern, geben der Steppe ein eigenartiges Gepräge. Neben Aloës sind es vor allem riesig entwickelte Euphorbien oder Wolfmilchsgewächse von kaktusähnlicher Gestalt und 12 bis 15 m Höhe, die sogenannten Kandelaberbäume, die eine besondere Pflanzenformation, den Euphorbiendornbusch, darstellen. Geradezu undurchdringlich ist der vornehmlich aus Akazienarten zusammengesetzte Dornbusch, indem die Äste vom Boden aus schräg auseinandergehen und dicht ineinander übergreifen oder indem die herabhängenden Zweige der höheren Sträucher von oben her in das niedrigere

Gebüsch eingreifen. Ein Heer kletternder und windender Gewächse vermehrt die Unzugänglichkeit der gewöhnlich staubiggrau aussehenden Buschsteppe, die überall in Ostafrika, besonders in Ugogo und im Massailande, verbreitet ist.

Eine andere Abart der Steppe ist die Baumgras- oder Obstgartensteppe. Sie entsteht dadurch, dass knorrige, krüppelige, oben schirmartig abgeplattete Bäume, die mit 5—10 m Höhe kaum einen Vergleich mit unsern europäischen Waldbäumen aushalten, in weiten Abständen über das Grasland zerstreut sind. Die niedrigen, hellgrauen Stämme haben mit ihren kurz über dem Boden beginnenden Verzweigungen, ihrer starren Astbildung und der starken Dornenentwickelung auffallende Ähnlichkeit mit winterkahlen Holzbirnbäumen. Rücken die Stämme näher zusammen, so zaubern sie eine freundliche Parklandschaft hervor und vereinigen sich schliesslich zu förmlichen Steppenwäldern (Pori), die ihrer Zusammensetzung nach lichte, unterholzfreie und dem Verkehr wenig hinderliche Waldungen sind. Dichter Hochwald kann nicht heranwachsen, da die Zeit der Niederschläge über ein gewisses Mindestmass verkürzt ist und da das dem durchlässigen Boden fehlende Grundwasser die Feuchtigkeit nicht ersetzt. Am häufigsten sind unter den Bäumen des Steppenwaldes vertreten die Akazien (Gummi-, Flöten-, Schirmakazien u. s. w.) und Mimosen, die im Kampfe ums Dasein allen anderen Holzgewächsen überlegen sind und in ihrer Beschaffenheit viele Anpassungen an die Steppennatur zeigen. Die schattenlosen, schwach belaubten Bäume tragen fingerlange Stacheln, und die Blätter sind steil gestellt, dicht behaart und klein, um der Sonne keine grosse Verdunstungs- und Belichtungsfläche darzubieten. Bei langanhaltender Trockenheit reichen die den Steppengewächsen zu teil gewordenen Schutzmittel nicht mehr aus, so dass die Blätter verdorren und abfallen, um nach der Regenzeit neu gebildet zu werden. Der treue Begleiter der Akazien ist der unförmliche Affenbrotbaum, der nur die dürrsten Teile der Steppe, ebenso aber auch den geschlossenen Urwald meidet. Zu ihm gesellen sich Myombobäume (Berlinia Emini) mit eschenartigem Laub und Kigelien (Kigelia aethiopica) mit grossen weissroten, tulpenähnlichen Blüten und graugrünen wurstartigen Früchten.

Nur dort, wo das Sickerwasser eines nie versiegenden Flusses die Ufer durchtränkt, stellen sich üppige, feuchte Wiesen oder ausgedehnte Schilfrohr- und Papyrussümpfe ein. Am bekanntesten sind jedoch die Galeriewälder, d. h. schmale Urwaldstreifen, deren durch zahllose Kletterpflanzen und undurchdringliches Unterholz fest verflochtene Mauern auch

in der trockenen Zeit ihr Grün nicht verlieren und sich beiderseits des Flussbettes wie dunkle Schlangen durch die fahlgelbe Steppe ziehen. Oft freilich schrumpft der Galeriewald zu einem baumreichen Ufersaum zusammen, den ein guter Springer mit wenigen Sätzen durchmessen kann.

Ganz anders erscheint die Grasflur zur Regenzeit. Der eben noch steinharte Untergrund ist zu unergründlichem Schlamm aufgeweicht, und die Kiesbetten füllen sich mit reissenden Bächen. Die Steppe und selbst die Wüste überzieht ein sattgrüner, blumendurchwirkter Teppich, und



Ufiomi.
Aus „Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

überall treibt und drängt sprossendes Leben. Leider hält es nur kurze Zeit an. Die Wolken verschwinden, das Wasser läuft ab und verdunstet, das Gras wird trotz des starken Nachttaues rasch gelb und trocken und bietet den überall aufflammenden Steppenbränden reichliche Nahrung. So umschliesst Deutsch-Ostafrika neben viel versprechenden Gegenden weite zukunftslose Gebiete, deren wenig entwickelungsfähiger Boden nur in einigen fruchtbaren Mulden und Thälern die Möglichkeit der Bewirtschaftung zulässt. Der Wassermangel erschwert die Förderung des Ackerbaues durch künstliche Bewässerungsanlagen, zumal der Steppe das zu ihrer Nutzbarmachung unerlässlich notwendige Element, die menschliche Arbeitskraft, fehlt. Die Zahl der festen Wohnsitze ist be-

schränkt, und ein grosser Teil des Hochlandes dient unstät umherschweifenden Wanderhirten zum Aufenthalt.

Aber trotz aller Pflanzenarmut entbehrt Deutsch-Ostafrika des Hochwaldes keineswegs, wenn er sich auch an Reichhaltigkeit und Üppigkeit niemals mit den tropischen Urwäldern Asiens und Südamerikas messen kann. In früheren Zeiten war er vielleicht viel ausgedehnter als heute — der obere Kilimandjaro-Wald ist der altersschwache Rest eines einst viel weiter bergabwärts reichenden Gürtelwaldes —; allein durch die Ausrodung der Eingeborenen hat er beträchtlich an Umfang verloren, und das Klima bringt es mit sich, dass an Stelle der gefällten Urwaldriesen bloss Krüppelstämme und Dornbüsche wieder erscheinen. Der Hochwald ist, abgesehen von den eben erwähnten Galeriewäldern, namentlich auf den wohlbewässerten Gehängen des ostafrikanischen Schiefergebirges, des Kilimandjaro und der Uferlandschaften des Nyassasees heimisch, und es kann geschehen, dass man binnen wenigen Stunden aus der öden Steppe in die anmutigen, wasserreichen Landschaften des tropischen Gebirgswaldes gelangt. In den unteren Regionen, besonders in den tiefen Schluchten, sind infolge der höheren Wärme die besten Bedingungen für ein strotzendes Pflanzenkleid mit gewaltigen Bäumen, reichem Unterholz und zahllosen Schmarotzergewächsen gegeben. Bis 60 m hoch ragen die Stämme empor, und ihre Kronen greifen so eng ineinander, dass selbst beim hellsten Sonnenschein nur düsteres Dämmerlicht bis zum Grunde dringt. Vor allem sind es 40—50 m hohe Wollbäume (Bombax Ceiba) mit immergrünem Laub, Sykomoren, Tamarinden, Myombobäume, wertvolle Kopalbäume, 15—20 m hohe Albizzien, Butterbäume (Stearodendron Stuhlmannii) und Bananen (Ficus indica) mit ihren schlauchartig herabhängenden Luftwurzeln. Deleb-, Dum- und Weinpalmen fehlen ebenfalls nicht, und um die Stämme ranken sich Schlinggewächse, unter denen die Kautschuk- oder Gummiliane (Landolphia Kirkii, Landolphia florida und Landolphia Comorensis) am meisten geschätzt ist. Überall liegen umgestürzte Baumstümpfe herum, deren vermodernde Reste die Luft mit schwülem Fäulnisgeruch erfüllen. Baumartige Farne, Bambusgewächse und Kriechpflanzen bilden das Unterholz, und der feuchte Boden erzeugt eine so dichte Busch- und Grashülle, dass es schier unmöglich ist, sich durch das Dickicht hindurchzuarbeiten.[1])

[1]) Auch in den Gebieten, wo der tropische Wald auftritt, ist seine Verbreitung beschränkt. In dem vielgerühmten Usambara z. B. umfasst er schätzungsweise etwa 170 qkm, das übrige ist mit Busch- und Grasland bedeckt.

Mit der Höhe, etwa von 1400 m ab, wird der tropische Gebirgswald trockener und ärmer an geschlossenen Beständen und macht schliesslich buschbewachsenen baumarmen oder baumlosen Wiesen Platz. Erst von 1800 m an setzt wieder lichter, trockener Hochwald ein, der aber, wie der von Volkens genau untersuchte Gürtelwald des Kilimandjaro lehrt, in seiner Baumentwickelung schon erheblich hinter dem tropischen Bergwalde zurückbleibt und keineswegs mehr als Urwald zu bezeichnen ist. Vielmehr macht er den Eindruck des Altersschwachen und Gedrückten. Unter die Laubhölzer, Ilex mitis, Agauria salicifolia, Schefflera Volkensii u. a., mischen sich bereits Nadelbäume, z. B. Wachholder und Podocarpus-Arten, die sämtlich mit grauen Moosen und Flechten behangen und durch sie in ihrem Wachstum geschädigt sind. Jenseits der Baumgrenze, von 2500 oder 3000 m an, beginnt der Bereich der Bergwiesen und Baumhaiden, die mit zerstreuten Stauden und Sträuchern und vereinzelt noch mit niedrigen, verwetterten Bäumen, namentlich mit flechtenbehangenen Agaurien, besetzt sind und ganz allmählich in die Flechtenregion übergehen. Nunmehr ist jede Vegetation von Blütenpflanzen erstorben, und das nackte Gestein nimmt immer mehr überhand, bis endlich auf den höchsten Spitzen Schnee und Eis die letzten Spuren des Lebens ersticken.[1])

Entsprechend der vorherrschenden Steppennatur des Landes ist die Tierwelt überwiegend eine Steppenfauna, und die weiten Grasfluren des Innern sind noch heute die Heimat einer Fülle jagdbarer Tiere, wohl der grossartigste Jagdgrund des ganzen Erdteils. Zahlreiche Rudel der verschiedensten Antilopenarten, Giraffen, Zebras, Büffel und Strausse durcheilen die Hochebene, und Nashorn, Hyäne und Leopard finden sich überall, während der Löwe seltener geworden ist und vornehmlich in der Massaisteppe heimisch zu sein scheint. Auch der Elefant hat sich wegen der unausgesetzten Verfolgungen zusehends vermindert, und die Herden, die nicht den Schutz des grossen innerafrikanischen Waldes aufgesucht haben, durchstreifen mit Vorliebe die Bergwälder bis zu ihrer oberen Grenze. Sonst ist das Dickicht arm an Vögeln, während die Flüsse und Seen ein beliebter Sammelplatz zahlloser Wasservögel sind. Tausende und Abertausende von Pelikanen, Flamingos, Regen-

[1]) Auf den Gehängen des Kilimandjaro finden sich alle Vegetationsgürtel des äquatorialen Ostafrikas auf verhältnismässig engem Raume zusammengedrängt und haben namentlich durch die Botaniker Volkens und Engler eine lichtvolle Schilderung erfahren. Nur der Gebirgstropenwald fehlt, war aber ursprünglich wohl auch hier vorhanden. An seiner Stelle liegt in den entsprechenden Höhen das Kulturgebiet und der Buschwald.

pfeifern und Strandläufern beleben die Ufer, Scharen von Wildenten und Wildgänsen fallen auf die Wasserfläche ein, Reiher, Ibisse, Marabus, Störche und Kormorane spähen nach Beute, und zwischen ihnen tummelt sich in ungezählter Menge eine Seeschwalbenart. Ferner ist das Wasser reich an Fischen, und ebenso birgt es Flusspferde und beutegierige Krokodile. Die Geissel Südafrikas, die Tsetsefliege, deren Stich grössere Haustiere meist unfehlbar tötet, macht glücklicherweise nur in einigen eng begrenzten Bezirken des Schutzgebietes die Viehzucht unmöglich. Um so unangenehmer sind die allgemein verbreiteten Ameisen und Termiten, die sich oft zu Millionen auf die Wanderschaft begeben und alles auffressen, was sie auf ihrem Zuge berühren. Eine noch gefährlichere Plage, ja geradezu ein Landesunglück sind die Wanderheuschrecken, die zeitweilig in ungeheuren Schwärmen erscheinen und im Verein mit häufig wiederkehrenden Dürren drückende Hungersnöte zur Folge haben. Die letzte Heimsuchung dieser Art fand erst im Jahre 1894 statt.

Trotz seiner Lage unter den Tropen ($1—11^0$ S) besitzt Deutsch-Ostafrika wegen seiner ungeheuren Ausdehnung und der Verschiedenheiten in der Oberflächengestaltung und den Höhenverhältnissen klimatisch mancherlei Abweichungen.

Das Klima unseres Schutzgebietes steht vorwaltend unter dem Einfluss zweier sehr beständig wehender Luftströmungen, zwischen deren Herrschaftszeit sich Übergangsmonate mit wechselnden Winden einschalten. Von Ende April bis Anfang Oktober, d. h. während der Trockenzeit, hält der Südostpassat an, der längs der Meeresküste nach und nach in einen Südwestwind übergeht. Von Mitte November bis Mitte März weht der Nordostmonsun. Diese günstige Windverteilung hat schon früh einen lebhaften Seeverkehr zwischen Indien, Arabien und Ostafrika hervorgerufen und die arabische Herrschaft über die Mrima gesichert. Noch heute füllen sich während des Nordostmonsuns die Häfen mit Schiffen, die wieder absegeln, wenn der entgegengesetzte Wind anhebt, während die örtlichen Land- und Seewinde und die wechselnden Luftströmungen der Übergangszeiten den Nahverkehr von einem Küstenplatz zum andern bestimmen. Demgemäss wird unsere Kolonie überwiegend von östlichen Winden bestrichen, die das verdunstende Oberflächenwasser des Indischen Ozeans aufnehmen und sich ausgiebig mit Feuchtigkeit beladen. Die Gehänge des Kilimandjaro und des Randgebirges zwingen sie zu schnellem Ansteigen, zur Abkühlung und damit zur Wiederabgabe ihres Wassergehaltes. Dadurch entstehen

die sogenannten Steigungsregen, die in erster Linie dem küstennahen Gebiet zu gute kommen, es mit Ausnahme der weiten Steppen zwischen Rufidji und Ruwuma ziemlich gleichmässig mit Niederschlägen versorgen und zur regenreichsten Landschaft Deutsch-Ostafrikas stempeln. Die Regenhöhe selbst wechselt mit den einzelnen Monaten nicht unbeträchtlich. Denn je nach dem Sonnenstande setzt eine Trockenzeit und eine gewitterreiche Regenzeit ein, die naturgemäss die Gesamtmenge der Niederschläge und die Wirkung der Steigungsregen stark beeinflussen. Im allgemeinen hat das Vorland innerhalb des Jahres je zweimal Regen- und Trockenzeit, wobei die erste oder kleine Trockenzeit zuweilen ganz verschwinden oder nur wenige Tage dauern kann. Umgekehrt stürzt bei der zweiten oder Hauptregenzeit der Regen wolkenbruchartig hernieder, und da mehr Wasser fällt als ablaufen kann, so treten ausgedehnte Überschwemmungen ein, weshalb die Eingeborenen die nasse Zeit mit Recht Masika, d. i. Überschwemmung, nennen. Trotzdem darf man nicht etwa glauben, dass zur Regenzeit das Wasser nach Art unserer bekannten Landregen unablässig einige Monate hindurch vom Himmel niederströmt, sondern fast täglich bricht die Sonne durch das Gewölk und trocknet schnell Baum und Strauch. In jener Zeit ist das Reisen nicht ungefährlich, denn Weg und Steg versumpfen, der Boden wird aufgeweicht und schlüpfrig, und die hoch angeschwollenen Bäche sind unpassierbar. Das Unbehagen des Europäers wird noch dadurch besonders gefördert, dass die unangenehm gleichmässig feuchtschwüle Treibhausluft die Hautthätigkeit hindert. Wenn dann die Regenzeit zu Ende geht, so nimmt der stark geschwächte Körper leicht das Fiebergift auf, das vom Wasser in der Erde festgehalten wurde und mit den aufsteigenden Dünsten des allmählich austrocknenden Bodens die Luft erfüllt. Andrerseits begünstigt die feuchte Wärme die Vegetation, so dass die Regenzeit, die unserm Winter entsprechen würde, für Ostafrika die Zeit des Waschtums und der Reife ist. Im allgemeinen hält es freilich schwer, die bei uns für die Jahreszeiten gebräuchlichen Begriffe auf Ostafrika anzuwenden. Denn dort ist ihr unterscheidendes Merkmal nur die Wassersnot und zwar in doppeltem Sinne, indem Wasserüberfluss — Regenzeit — und Wassermangel — Trockenzeit — sich in den Lauf des Jahres teilen.

Im Binnenlande ist der Gegensatz zwischen Regen- und Trockenzeit viel schwächer ausgeprägt als im Vorlande, und die Ergiebigkeit der Niederschläge wechselt in den einzelnen Jahren ausserordentlich. Dadurch ist die Steppen- und Wüstennatur des Innern begründet, und

ebenso sind Dürren und Notstände keine unbekannten Erscheinungen. Namentlich das abflusslose Gebiet des ostafrikanischen Grabens, wo die Regenzeit nur 3—4 Monate dauert und die Regenhöhe nicht mehr als 30—40 cm erreicht, ist auf weite Strecken hin geradezu wüstenhaft zu nennen. Von den Steigungsregen, die das Randgebirge benetzen und befruchten, gelangt nur der kleinste Teil auf die gegen die feuchten Winde abgesperrte Hochebene (vergl. S. 87). Sie liegt vielmehr im Wind- und Regenschatten des ostafrikanischen Schiefergebirges und ist mit ihrer Wasserversorgung ausschliesslich auf die vom November bis zum April anhaltende Regenzeit angewiesen. Die übrigen sechs Monate des Jahres gehören der Trockenzeit an, die bloss zuweilen von Regengüssen unterbrochen wird und das landschaftliche Bild vollständig verändert.

In der Wärmeverteilung zeigen Küste und Binnenland ebenfalls merkliche Verschiedenheiten. Erstere hat ein feuchttropisches Seeklima und eine sehr gleichmässige Temperatur, die im Jahresmittel + 26° C. beträgt und geringe Schwankungen aufweist, indem der kälteste Monat, der Juli, + 23° C., der wärmste, der Februar, + 28° C. besitzt. Dass in Deutsch-Ostafrika der wärmste Monat mit unserm kältesten zusammenfällt und umgekehrt, kann nicht befremden, da es die Wanderung der Erde um die Sonne mit sich bringt, dass die Bewohner der Nordhalbkugel Sommer (Winter) haben, während gleichzeitig auf der Südhalbkugel Winter (Sommer) herrscht. Nach dem Innern zu werden die Tage allmählich heisser und die Nächte kühler, weil die trockene Luft der grösseren Höhenlage sowohl die Zustrahlung als die Ausstrahlung der Wärme fördert und dadurch ein gegensatzreiches Landklima bedingt. Es kann geschehen, dass auf einen glühendheissen Tag, an dem das Thermometer bis auf + 45° C. stieg, eine bitterkalte Nacht von kaum + 4° C. folgt, so dass man morgens vor Frost zittert und dass schon mancher der dürftig bekleideten Eingeborenen erfroren ist. Der gewaltige Unterschied zwischen Tages- und Nachttemperatur verursacht einen reichlichen Taufall, eine Eigentümlichkeit Afrikas, von der wir in unsern Breiten gar keine Vorstellung haben. Wandert man inmitten eines dichten Pflanzenkleides vormittags auf schmalem Negerpfade, so ist man schon nach halbstündigem Marsche bis auf die Haut durchnässt. Sowie aber die Sonne mehr Kraft gewinnt, wird man in überraschend kurzer Zeit wieder trocken, und auch vom Boden und von den Pflanzen ist der Tau wie weggeleckt.

Die Verteilung der Bevölkerung, deren Zahl schätzungsweise zu

3 Millionen angegeben wird, ist je nach der Landesbeschaffenheit sehr verschieden. Die durch Natur und Klima besonders begünstigten Gebiete, die Küste, das Randgebirge, das Kulturland des Kilimandjaro und das



Dorf der Wasinja.
Aus „Baumann, Durch Massailand zur Nilquelle". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Anland des Nyassa, sind verhältnismässig dicht bewohnt. Auch Unyamwesi, Ussukuma und das Zwischenseenplateau sind noch ziemlich stark besiedelt. Der übrige grosse Rest Deutsch-Ostafrikas dagegen ist dünn

bevölkert, und in den weiten Steppen des abflusslosen Gebietes finden nur ruhelos umherziehende Hirtenstämme einen kümmerlichen Unterhalt.

In geradem Gegensatze zur einförmigen, wenig gegliederten Oberflächengestaltung des Landes und trotz ihrer geringen Zahl gewährt die Bevölkerung ein ausserordentlich bunt zusammengewürfeltes Bild, weil die offene Flur der Hochebenen den unaufhörlichen Stammeswanderungen und Stammesverschiebungen kein Hindernis bereitete und eine Menge fremder Elemente unter die ursprünglichen Bewohner mischte. Noch in den letzten Jahrhunderten fanden tiefgreifende Veränderungen statt, die auch jetzt nicht ganz aufgehört haben. So kômmt es, dass auf engem Raume oft die verschiedenartigsten Völkerschaften mehr oder minder rein nebeneinander sitzen. Sieht man von den ausserafrikanischen Eindringlingen, den Arabern, Indern und Europäern, ab, so wird weitaus der grösste Teil unserer Kolonie von Bantuvölkern bewohnt, die aber vermutlich erst eine früher ansässige und nur noch in spärlichen Resten erhaltene Urbevölkerung verdrängt haben. Unter den Bantu versteht man einen gemeinsamen Sprachstamm, der über die ganze Südhälfte des dunklen Erdteils mit Ausnahme des von Hottentotten und Buschmännern eingenommenen Südwestafrika verbreitet ist und sich in eine Unzahl kleinerer Gruppen scheidet, z. B. die Wadjagga, Wasagara, Wagogo, Wahehe, Wanyamwesi u. s. w. Bei aller Verschiedenheit der Mundarten ist der Bantusprache die Wortbildung durch Vorsatzsilben eigentümlich, und sie bezeichnet mit U das Land, mit Wa das Volk, mit M die Einzahl und mit Ki die Sprache. Demnach bedeutet Ugogo das Land Ugogo, Wagogo die Bewohner, Mgogo einen Bewohner und Kigogo die Sprache des Landes Ugogo.

Bloss ein kleiner Teil der ostafrikanischen Bantu lebt ausschliesslich von der Viehzucht, die Mehrzahl huldigt zugleich dem Ackerbau, der in der Form des Hackbaues oder unter Zuhilfenahme künstlicher Bewässerung als Gartenbau betrieben wird. Dagegen hat sich noch kein Neger zum Pflug und zu rationeller Düngung aufgeschwungen. Die hauptsächlichsten Kulturpflanzen sind verschiedene Bohnen- und Hirsearten (Durra oder Sorghum, Eleusine und Kolbenhirse), Mais, Reis, Maniok, Bataten, ölhaltige Erdnüsse (Arachis hypogaea), die mehlreiche Banane [1])

[1]) Die Banane (Musa paradisiaca) stellt am Kilimandjaro und im Zwischenseengebiet die Hauptnahrungspflanze dar. Sie gedeiht bis zu 1500 m Meereshöhe und ist eine baumartige Staude mit mächtigen, bis 2 m langen Blättern und einer bis 75 kg schweren Fruchttraube, in der 20—120 gurkenförmige Früchte sitzen. Jede Staude trägt nur einmal eine

und zum Zwecke des Rauchens Tabak und Hanf. Von Haustieren sind Hühner und Ziegen überall verbreitet. Am wichtigsten ist indes das Rind, das in zwei abweichenden Formen vorkommt. Am häufigsten trifft man das kurzhörnige Buckelrind mit ziemlich starkem Fetthöcker, während das kleinere Watussi- oder Wahumarind riesige Hörner und am Halse eine grosse Hautwamme trägt. Das Watussirind ist dem südafrikanischen und Gallarinde verwandt und in seiner Verbreitung auf das Zwischenseengebiet beschränkt, wohin es wohl mit dem hamitischen Hirtenstamme der Wahuma gelangte.

Tüchtige Ackerbauer sind die Eingeborenen von Usambara, die Waschamba, die zwar nur Hacke, Messer und Stock als Ackergeräte benutzen, die aber ein sorgfältiges Bewässerungssystem eingeführt haben und auch den sonst kaum verwendeten Dünger zu schätzen wissen. Nicht minder zeigen sie Verständnis für Schonung des Bodens, sachgemässe Wechselwirtschaft und richtig angebrachte Beschattung. Noch bekannter sind die Bewohner des Mondlandes, die Wanyamwesi, die man mit gutem Grunde die Zukunftsbauern Deutsch-Ostafrikas genannt hat. Sie liegen nicht bloss eifrig der Landwirtschaft ob, sondern stellen auch die meisten und besten Träger für die Karawanen und geniessen als gewandte, unternehmungslustige Händler einen guten Ruf. Wo sie sich in der Fremde niederliessen, haben sie überall auf die Umwohner eine wohlthätige Wirkung ausgeübt, und ihr Beispiel hat neuerdings die benachbarten Wassukuma veranlasst, mit ihnen als Träger und Handelsleute in Wettbewerb zu treten. Ferner bieten die Eingeborenen des Zwischenseengebietes durch die Vereinigung des sesshaft machenden Ackerbaues mit der wohlhabend machenden Viehzucht die beste Grundlage für ein Aufkeimen der Kultur. Es ist dank den günstigen Naturbedingungen gewiss kein Zufall, dass gerade hier und in Unyamwesi die geordnetsten, kräftigsten Staaten liegen, die sich durch Behäbigkeit und eigene Industrie vorteilhaft auszeichnen (vergl. S. 90).

Im allgemeinen sind aber nur wenige der ackerbautreibenden Bantustämme zu einigem Wohlstande gelangt, weil sie meist in eine Unzahl kleiner und kleinster politischer Gemeinschaften zerfallen, die gegen überall drohende äussere Feinde zu schwach waren. Aus diesem Grunde wählten die arabischen Sklavenhändler und die

---

Fruchttraube und stirbt dann ab. Aber aus demselben Knollen wächst im Jahre noch eine zweite oder dritte Staude empor, und der Mehlgehalt der Früchte ist so gross, dass die Banane trotz der geringen Pflege, die sie beansprucht, auf der gleichen Grundfläche 40mal mehr Nährstoff als die Kartoffel und 130mal mehr als der Weizen erzeugt.

tapferen Grenzvölker, die ein unstätes Hirten- und Kriegerleben führen, Deutsch-Ostafrika mit Vorliebe als Zielpunkt ihrer Raub- und Eroberungszüge. Manche Stämme sind dabei ganz, andere z. B. die Wakuafi und Wataturu grösstenteils ausgerottet worden. Die Wadjagga und Wapare haben sich in schwer zugängliche Gebirge, andere in Pfahlbaudörfer zurückgezogen, und das verachtete, schmutzige Jägervolk der Wandorobbo hielt es für geraten, im Lande zu bleiben und zu dem Sieger in ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis zu treten. Die erobernden Völker sind von Norden und Süden her so tief eingedrungen, dass sie sich stellenweise bereits berühren; und der furchtbare Ruf, der insbesondere den Massai- und Sulustämmen vorausging, veranlasste viele Völkerschaften, es ihnen gleich zu thun. Sie passten sich den Gewohnheiten der Eroberer so vollständig an, dass sie von ihnen fast gar nicht mehr zu unterscheiden sind und gänzlich in deren unstätes Freibeuterleben hineingezogen wurden. Thatsächlich gelang es ihnen durch diese Nachäffung, die ihnen den Namen Massai- und Suluaffen eingebracht hat, dass sie ebenfalls Furcht und Schrecken unter den Nachbarn verbreiteten und dadurch schon von vornherein den Erfolg auf ihrer Seite hatten.

Die ältesten Einwanderer hamitischen Ursprungs sind die wahrscheinlich den Galla verwandten Wafiomi. Zu ihnen gesellen sich die ebenfalls hamitischen, aber teilweise stark mit Elementen der Nilvölker durchsetzten Massai. Sie haben keine festen Wohnsitze und leben vornehmlich von ihren Rinderherden. Durch ihre stramme, militärische Organisation, die den Kriegerstand scharf von den Nichtkriegern trennt, und durch ihre ungestüme Tapferkeit waren sie von jeher der Schrecken der Eingeborenen und der Karawanen. Wohl erlagen viele den Feuerwaffen der Europäer, allein den schwersten Schlag versetzte ihnen die verheerende Rinderpest, die 1891 ganz Ostafrika heimsuchte und mit der Vernichtung ihres einzigen Reichtums, der Herden, auch die Kraft der Massai völlig gebrochen hat. Zwei Drittel des gesamten Stammes gingen zu Grunde, und da dem Rest jedes Anpassungsvermögen an einen andern Erwerb fehlt, so befinden sich die stolzen Krieger, die einst die Geissel des nördlichen Deutsch-Ostafrika waren, in einer tieftraurigen Lage. Sie verlassen scharenweise die weiten Grasfluren und siedeln sich am Rande der Steppe an, um dort von den Almosen der Ackerbauer und Karawanen zu leben oder gemeinsam mit flüchtigen Jägern dem Wild nachzustellen. Sie sind dem Untergange geweiht, indem sie langsam verhungern oder nach und nach unter den umwohnenden Bantu verschwinden.

Waren die Massai bis in die neueste Zeit rein und unvermischt geblieben, so haben ihre wichtigsten Verwandten, die Wahuma, ihre ethnographische Selbständigkeit aufgegeben und Sprache, Tracht und Lebensweise der von ihnen unterworfenen Bantu des Zwischenseen-



Massaikrieger.

gebietes angenommen. Doch bilden sie noch immer den Hirtenadel und herrschen als Häuptlinge über die Ackerbauer.

Die südlichen Gaue unseres Schutzgebietes überfluteten Angehörige der kriegerischen Suluvölker, die bekanntlich ebenfalls einen Zweig der Bantu darstellen. Vor allem waren es die Wayao, die Wangoni oder

Magwangwara, die Masitu oder Mafiti und die Watuta, die ins Gebiet von Unyamwesi eindrangen und dort ein Reich gründeten. Wegen der Schnelligkeit, mit der sie plötzlich und unerwartet an weit entlegenen Punkten auftauchten, wegen der Geschicklichkeit, mit der sie das übermannshohe Steppengras als Deckung benutzten, und wegen der Gewandtheit und Kraft, mit der sie den kurzen dünnen Wurfspeer, den Assagai, zu schleudern und im Nahkampfe die Stosslanze zu gebrauchen verstanden, waren sie schwer überwindliche Gegner, die seit alters einen Krebsschaden des Ruwuma- und Rufidjigebietes bildeten. Durch ununterbrochene Einfälle, die keineswegs der Not, sondern lediglich dem Begehr entsprangen, Sklaven zur Bestellung ihrer Felder zu gewinnen, haben sie jenes einst wohlbevölkerte Land in eine menschenleere Einöde verwandelt und den Karawanenhandel fast gänzlich ins Stocken gebracht. Unsere Schutztruppe hat ebenfalls viel mit ihnen zu thun gehabt. Von Gravenreuth entscheidend geschlagen, metzelten sie die Expedition Zelewski bis auf die Nachhut nieder, und ihre Züchtigung durch Oberst v. Schele war trotz der schweren Verluste, die er ihnen zufügte, ebenfalls nicht nachhaltig genug, bis es endlich dem Kompagnieführer Prince gelang, dieser Landplage Herr zu werden. In erster Linie waren alle jene Unternehmungen gegen die Wahehe gerichtet, die mit den Mahenge zu den bekanntesten Suluaffen gehören. Heute werden die lästigen Störenfriede durch Militärstationen streng überwacht. Sind sie auch noch nicht ganz unschädlich gemacht, so scheint wenigstens ihre Ausdehnungskraft wesentlich eingeschränkt und ihre Macht gebrochen zu sein.

Die Küstenbevölkerung, die ursprünglich aus Negern und zwar aus Negern der verschiedensten Länder Afrikas, vornehmlich aus Bantu bestand, hat schon seit alter Zeit eine starke Durchmischung mit fremdem Blut erfahren. Namentlich die Araber übten einen massgebenden Einfluss aus und trugen zur Entstehung einer neuen Mischrasse bei, die den Namen Suaheli, d. i. Küstenbewohner, führt und ihre afrikanischen Lebensgewohnheiten vollständig mit Sitte, Brauch und mohamedanischer Religion der Araber vertauscht hat. Leider nahmen die Suaheli, denen der während des Aufstandes vielgenannte Bana Heri angehörte, meist nur deren Fehler, weniger deren gute Eigenschaften an und sondern sich in selbstbewusster Weise von den Eingeborenen des Binnenlandes ab, die sie verächtlich Waschensi oder Wilde nennen. Doch sind sie ein eifriges Handels- und Trägervolk und haben ihre vielfach mit arabischen und anderen Worten durchsetzte Sprache,

das Kisuaheli, dem halben Äquatorialafrika als Verkehrssprache aufgedrängt.

Nicht bloss durch die Blutmischung, sondern auch als Träger höherer Gesittung haben die Araber in Ostafrika eine bedeutsame Rolle gespielt. Schon früh, im 8. und 9. Jahrhundert, kamen sie aus Maskat an die Ostküste des dunklen Erdteils, die seitdem die Basis ihres politischen Einflusses und ihrer Handelsthätigkeit wurde. Lange Zeit hindurch dehnten sie indes ihre Handelszüge nicht weit über die von ihnen gegründeten Küstenplätze aus, weil ihnen die Eingeborenen die wichtigsten Waren, Elfenbein und Sklaven, dorthin brachten. Mit dem Anwachsen der arabischen Plantagenwirtschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts nahm jedoch das Bedürfnis nach Arbeitskräften ungeheuer zu, und die Araber sahen sich genötigt, von ihrem Hauptbollwerk Sansibar aus immer tiefer ins Innere einzudringen. Sie liessen sich in allen grösseren Knotenpunkten der Karawanenstrassen nieder, erschienen 1840 in Udjidji, 1868 in dem vielbesuchten Markte Nyangwe am Kongo, und einzelne von ihnen gelangten zu solcher Macht, dass sie wie selbständige Könige schalteten. Der bekannte Tippu Tip besass über 10000 bewaffnete Sklaven, und der berüchtigte Rumaliza gab ihm nicht viel nach. So übten die Araber, indem sie Elfenbein- und Sklavenhandel miteinander verbanden, bald einen grossen Einfluss auf die einheimische Bevölkerung aus, wurden aber leider zugleich deren Fluch durch die Greuel, mit denen der Menschenraub verbunden war. Trotzdem lässt es sich nicht leugnen, dass sie die Träger eines auch für die Eingeborenen gewinnbringenden Handels geworden sind und ihnen eine nicht unbedeutende Halbkultur gebracht haben. Der Neger lernte Bedürfnisse kennen, verlangte nach fremden Waren und erzeugte aus freien Stücken mehr als er für sich bedurfte, um mit dem Überschuss Handel zu treiben. Überall wo die Araber ihre Siedelungen anlegten, entstanden ausgedehnte Pflanzungen, die mit ihren Dattelpalmen, Mangos, Citronen, Granatäpfeln und andern Fruchtbäumen freundliche Kulturoasen inmitten der ertraglosen Steppe darstellen.

Durch die Unterdrückung des Sklavenhandels, die allmähliche Aufhebung der Sklaverei und den Rückgang des Elefanten haben die Araber eine schwere wirtschaftliche Schädigung erlitten und durch die deutsche Besitzergreifung ihr politisches Ansehen eingebüsst. Dennoch wäre es verfehlt, die ehemaligen Herren des Landes, die heute als Grossgrundbesitzer, Karawanenführer, Kleinhändler und Schiffer thätig sind, zu bedrücken und ihnen die deutsche Herrschaft unerträglich

zu machen. Denn sie sind noch immer der einflussreichste Teil unserer afrikanischen Unterthanen, die wir deshalb für unsere Zwecke gewinnen sollten. Freilich ist die Zahl der reinen Araber gering, die meisten sind mit der Zeit durch Vermischung mit der einheimischen Bevölkerung vernegert, und einer dieser Mischlingsaraber war der Rebellenführer Buschiri ben Salim.

Waren die Araber die politischen Machthaber, so sind die Inder die wirtschaftlichen Beherrscher Ostafrikas, an dessen Gestade sie ebenfalls seit alter Zeit ansässig sind. Etwa 8—10000 Seelen stark, sind sie grösstenteils englische Unterthanen und wohnen ausschliesslich in den Hafenstädten. In Kilwa z. B. giebt es 280 indische Firmen und in Bagamoyo, wo sich die Hauptfilialen befinden, nicht viel weniger. Die Inder sind samt und sonders Kaufleute und Bankiers und haben den Löwenanteil des Gross- und Kleinhandels an sich gerissen. Sewa Hadji, Taria Topan und andere Grosskaufleute, deren in Bombay befindliche Hauptgeschäfte zum Teil als Welthäuser gelten, sind die in der Kolonialgeschichte Deutsch-Ostafrikas meistgenannten Inder. Nicht immer geht ihnen ein guter Ruf voraus. Denn vielfach betreiben sie das wenig ehrenwerte Gewerbe des Wucherers und Halsabschneiders und haben namentlich die Araber, die nach dem Rückgange des Sklaven- und Elfenbeinhandels in steigende Geldverlegenheit gerieten, in ein schwer zu beseitigendes Schuld- und Abhängigkeitsverhältnis gestürzt. Der schlaue Inder leiht seinem Schuldner bereitwilligst Geld zur Ausrüstung einer Karawane, freilich unter solchen Bedingungen, dass der voraussichtliche Gewinn gewöhnlich schon von den Zinsen des Anlagekapitals verschlungen wird. Verlangt der Araber nach Paul Reichard 4000 Dollars, so erhält er höchstens 2—300 Dollars baar und das Übrige in den landesüblichen Tauschwaren, die ihm um 100% höher angerechnet werden als ihr eigentlicher Verkaufswert beträgt. Umgekehrt nimmt der Inder die eingehandelten Gegenstände nur zu einem weit unter dem wirklichen Werte stehenden Preise an und fordert für die der Karawane gestellten Träger 10—15 Dollars mehr als sie ihm selbst kosten. Ihre Bezahlung nimmt er sofort von den Stoffen zurück, die er eben statt des Geldes gegeben hatte, bloss mit dem kleinen Unterschied, dass er dafür höchstens den halben Wert des dem Araber angesetzten Preises zurückerstattet. Bei diesem ungleichen Geschäft ist das mohamedanische Gewissen des Gläubigers und des Schuldners vollständig rein. Denn der eine hat weder Zinsen zu zahlen, noch nimmt sie der andere, und die Koranvorschrift, die das Zinsennehmen und -Geben verbietet, ist auf solche

Weise umgangen. Jedenfalls ist der Araber trotz aller seiner Fehler und Schwächen ein Ehrenmann gegenüber dem Inder und muss gegen dessen Ausbeutungssucht entschieden in Schutz genommen werden. Die deutschen Interessen werden durch die Inder ebenfalls empfindlich geschädigt, die durch ihre Anspruchslosigkeit und Verschlagenheit die Niederlassung deutscher Kleinhändler sehr schwierig machen und obendrein den Zwischenhandel vorwiegend in ihrer Hand haben. Demgemäss erfolgt die Ein- und Ausfuhr nicht unmittelbar zwischen Deutschland und seiner Kolonie, sondern meist auf dem Umwege über England oder Bombay. Zwar ist es wiederholt gelungen, Karawanen mit Umgehung der Inder auszurüsten und sich auch anderweitig von ihnen unabhängig zu machen. Zur Zeit kann man ihre Dienste aber noch nicht entbehren und muss wohl oder übel mit ihnen als einem Faktor von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit rechnen. Denn die Inder, die Juden Ostafrikas, sind der wohlhabendste und rührigste Teil der Bevölkerung, sie kennen die Handelsverhältnisse genau und sind als Kapitalisten allen andern Volksklassen überlegen. Eine gründliche Besteuerung dieser findigen, rücksichtslosen Blutsauger würde aber sehr am Platze sein, um einer Überschwemmung mit indischen Kaufleuten vorzubeugen. Vergessen darf man allerdings nie, dass der gesamte ostafrikanische Handel erst durch die Araber und Inder entstanden ist.

Über die in Deutsch-Ostafrika zerstreuten Europäer ist nicht viel zu sagen. Sie zählen 750 Köpfe und bestehen zu $^4/_5$ aus deutschen Staats- und Gesellschaftsbeamten, aus Offizieren und Unteroffizieren der Schutz- und Polizeitruppe. Alles in allem ist den Eingeborenen gegenüber das ausserafrikanische Bevölkerungselement der Seelenzahl nach sehr gering, aber es ist um so bedeutsamer als Träger des politischen, religiösen und wirtschaftlichen Lebens.

Togo.

An der vor Zeiten übel berüchtigten Sklavenküste, begrenzt von den Flüssen Volta und Mono und eingeschlossen von französischem und englischem Kolonialbesitz und dem neutralen Gebiete von Salaga, liegt zwischen 5 und 11° N unser kleinstes afrikanisches Schutzgebiet Togo. Nur als ein schmaler, 52 km langer Streifen berührt seine Küste den Atlantischen Ozean. Aber fächerförmig schiebt sich das Hinterland bis zu vierfacher Längenausdehnung ins Innere vor, und der Gesamtflächeninhalt der Kolonie innerhalb der neuen Grenzen, die das deutsch-französische Abkommen von 1897 bestimmt hat, ist zu 82330 qkm berechnet worden, so dass Togo an Grösse das Königreich Bayern übertreffen würde.

Innerhalb des so umschriebenen Raumes lassen sich vom Meere aus fortschreitend vier Landschaftsgürtel, der Küstensaum, die Küstenebene, das Gebirge und das Binnenplateau, unterscheiden, deren Pflanzenkleid, Bevölkerung und wirtschaftliche Bedeutung wesentliche Abweichungen zeigt.

Der durchweg flache und völlig hafenlose Strand senkt sich langsam unter den Meeresspiegel und wird von einer wilden Brandung umtost, die unter dem portugiesischen Namen Calema bekannt und berüchtigt ist. Zwar gewähren die schwer rollenden und sich brechenden Wogenzüge einen prächtigen Anblick, wenn nachts beim Meerleuchten Millionen glänzender Funken aus ihnen aufsprühen, aber andererseits verbieten sie grossen Schiffen die Landung und zwingen sie, auf offener See vor Anker zu gehen. Bloss die von Jugend an mit den Schwierigkeiten und Gefahren der Brandung vertrauten Eingeborenen dürfen es wagen, Reisende und Waren aus- und einzuschiffen. Freilich kommen diese oft in sehr durchnässtem Zustande am Ziele an, und nicht selten schlagen schwerbeladene Boote um, was dann, wenn die Küstengewässer von Haifischen wimmeln, nichts weniger als angenehm ist. Zu gewissen Zeiten macht die übermächtige Gewalt der Brandung das Anlegen überhaupt unmöglich. Da diese ungünstigen Verhältnisse, die den Verkehr im höchsten Grade erschweren, auf die Dauer nicht bestehen bleiben können, so hat man daran gedacht, von Lome aus eine Landungsbrücke weit ins Meer bis ausserhalb der hindernden Calema

zu bauen, wie es in dem französischen Hafen Kotonu bereits mit grossem Erfolge geschehen ist. Zwar besitzt Lome ebensowenig wie die andern Küstenplätze einen Hafen, sondern nur eine offene, ungeschützte Reede. Allein es ist für die gesamte Westhälfte Togos von nicht zu unterschätzender Bedeutung, weil es sich einer jederzeit trockenen Verbindung mit dem Innern erfreut und dadurch zum Ein- und Ausgangsthor für den vielbesuchten Binnenhandelsmittelpunkt Kete Kratshi wird. Wegen der schlechten, unsicheren Landwege schafften früher die meisten eingeborenen Händler ihre Waren auf dem Volta ins englische Gebiet, und unsere Nachbarn sorgten dafür, dass z. B. der durch einen britischen Agenten beratene Häuptling von Kpandu die von Norden kommenden Karawanen zwang, über den Volta zur englischen, statt zur deutschen Küste zu gehen. Natürlich erwuchs und erwächst unsern Handelsinteressen dadurch noch immer erheblicher Schaden. Aber durch Anlage eines bequemen, gut erhaltenen und grösstenteils fertig gestellten Weges von 4—8 m Breite ist es gelungen, mit den Engländern nachdrücklich in Wettbewerb zu treten, so dass heute viele Händler in Lome ihre Einkäufe und Verkäufe besorgen. Die Lokalverwaltung hat auch eine regelmässige Postverbindung zwischen allen Küsten- und Binnenstationen, Lome, Klein-Popo, Misahöhe, Kpandu, Kete Kratshi, Paratau und Sansanne Mangu, eingerichtet. Vor der deutschen Besitzergreifung war Lome ein unansehnliches Negerdorf. Durch die seitdem getroffenen Massnahmen und Verkehrserleichterungen hat es jedoch so gewonnen, dass es jetzt ein von 4000 Einwohnern bevölkerter Ort mit sauberen regelmässigen Strassen und seit 1897 der Sitz des Kaiserlichen Landeshauptmanns ist.

Nicht minder wichtig für den Osten der Kolonie ist der gegen 6600 Einwohner zählende Stapelplatz Aneho (Eidechsenzunge) oder Klein-Popo, der Vorhafen des früheren Regierungssitzes Sebbe. Sein den Eingeborenen unbekannter Name Klein-Popo, der auf das Wort pueblo d. h. Volk zurückgeht, stammt von den Portugiesen, die einst an der ganzen Guineaküste einen ausgedehnten Handel trieben und auf deren Thätigkeit noch mancherlei Spuren hinweisen. Die Lage auf einem schmalen Landstreifen zwischen dem offenen Ozean und der gleich zu erwähnenden Lagune beschränkt die natürliche Entwickelung der Stadt. Es wird deshalb beabsichtigt, durch teilweise Zuschüttung eines toten Armes Raum zu gewinnen, der eine Ausbreitung des Ortes landeinwärts ermöglichen soll.

Lome und Aneho, die bereits merklich miteinander wetteifern, haben nach und nach den Löwenanteil des Handels an sich gerissen,

so dass Bagida (300 Einwohner) und der alte, schmutzige Sklavenhändlerplatz Porto Seguro (1200 Einwohner) immer mehr zurückgehen und schon längst von den beiden anderen Küstenstädten überflügelt sind.

Der Küstensaum besteht zunächst aus einem hellfarbigen Sandstreifen, den das von den Brandungswellen zusammengeschwemmte und allmählich über die Meeresoberfläche gehobene Trümmermaterial aufgebaut hat und auf dem das hin- und herwogende Meer nicht den geringsten Pflanzenwuchs aufkommen lässt. Unmittelbar an ihn schliesst sich ein etwas höherer Damm aus salzdurchtränktem Sandboden an, der nicht mehr überflutet wird und ein $1^1/_2$ bis 3 m hohes Dornbuschdickicht trägt. So fest greifen die stacheligen Zweige ineinander, dass sie zu einer undurchdringlichen Mauer werden, die nur auf wenigen vielgewundenen Negerpfaden durchwandert werden kann und wirtschaftlich wertlos war, bis die Portugiesen zu Anfang des 19. Jahrhunderts die genügsame Kokospalme einführten. Jetzt giebt es längs der Togoküste gegen 200000 Kokospalmen, die in dem kümmerlichen Sande vortrefflich gedeihen und sich mit ihren dunkelgrünen Kronen schon aus der Ferne von dem niedrigen gelbgrauen Strande abheben. Mit wachsender Entfernung vom Meere vermindert sich ihre Zahl merklich. Doch treten sie vereinzelt noch 160 km landeinwärts auf, und Kling fand sogar eine einsame Kokospalme 320 km im Innern unter 9° N. (Vergl. S. 113 Anmerkung).

Die schmale Landzunge, deren Breite zwischen einigen hundert Metern und mehreren Kilometern schwankt, endet an einem langgestreckten Lagunensystem, an einem Haff, dessen Nehrung sie bildet. Diese Strandseen, die sich die ganze Sklavenküste entlangziehen, entstanden, indem die gewaltige Dünung des Ozeans mächtige Sandbarren aufwarf und dadurch ein Hindernis schuf, hinter dem sich die Flüsse aufstauten. Die Lagune wird hauptsächlich durch das vom Meere hochgespannte Grundwasser gespeist, da die einmündenden Flüsse Monate lang trocken liegen oder zu spärlichen Rinnsalen zusammenschrumpfen. Doch füllen sie mit ihren Sinkstoffen das Haff allmählich aus und haben den Zusammenhang des Binnenseensystems stellenweise z. B. bei Lome bereits unterbrochen. Andererseits steht es durch natürliche Kanäle (Gross-Popo auf französischem Gebiet) oder zeitweilige Durchstiche (Klein-Popo) mit dem offenen Meere im Zusammenhang.[1])

[1]) Aller 4—5 Jahre, wenn der Wasserstand der Lagune durch die gewaltigen Zuflüsse der Regenzeit zu hoch angewachsen ist, wird bei Klein-Popo ein Durchstich gemacht, durch den der Überschuss abfliesst.



Togoneger

aus „Deutschland und seine Kolonien“. Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Die Lagune läuft der Küste im allgemeinen parallel und ist mit Ausnahme der etwa 10 km ins Land eingreifenden Ausweitung des Togo- und Wosees selten breiter als 1 km. Das fischreiche Brackwasser stellt im Gegensatze zum brandenden Meere eine ruhige, vielbenutzte Verkehrsstrasse dar, deren Tiefe allerdings meist nicht über 3 m beträgt Leider verpestet das stehende Wasser, das mit verfaulenden Bestandteilen erfüllt ist und durch die massenhafte Zufuhr von feinem Erdreich eine gelbgraue Farbe erhält, die Luft in hohem Grade. Die schilfumkränzten Sumpf- und Sandufer, die ein Lieblingsaufenthalt für zahllose Wasservögel sind und zur Regenzeit weithin überschwemmt werden, verursachen ebenfalls schädliche Fieberdünste, die das Küstengebiet für dauernden europäischen Aufenthalt ungeeignet machen, während das Klima des Innern gesünder ist.

Das Nordufer der Strandseen setzt mit einem scharf ausgeprägten Steilrande von 5—15 m Höhe gegen die langsam und stufenweise in langen flachen Wellen ansteigende Ebene ab, die mit ihrem endlosen Auf und Nieder ein eintöniges Landschaftsbild darbietet und nur durch die tiefgefurchten Flussbetten gegliedert wird. Auch hier werden die Ufer von üppigen, aber meist schmalen Galeriewaldstreifen umsäumt, und kleine Waldinseln sind über die Niederung zerstreut. Im übrigen herrscht die Savanne weitaus vor und ist wiederum als offene Grasflur mit bis 3 m hohem Gras, als Buschsteppe, Baumsteppe oder Parklandschaft entwickelt. Sie gleicht vielfach der schon bekannten Obstgartensteppe Ostafrikas, und ihre Charakterbäume sind Ölpalme und Fächerpalme, zu denen sich Wollbäume und die nie fehlenden Kolosse des Affenbrotbaums hinzugesellen.[1]) Das Gegenstück zu den plumpen, graurindigen Stämmen mit ihren langgestielten, wurstartigen Früchten bildet die schlanke Weinpalme (Raphia vinifera), deren weinähnlicher Saft neben dem Branntwein das Lieblingsgetränk der Eingeborenen ausmacht.

Aber das natürliche Pflanzenkleid der Steppe ist durch die Kulturvegetation vielfach verwischt und verändert worden. Alle die ausgedehnten Flächen, deren roter Laterit- oder grauer Thongrund von einer mächtigen Schicht schwarzer Humuserde überlagert wird, sind so stark in Anbau genommen, dass stellenweise jedes irgendwie verfügbare Bodenstückchen mit Feldern bedeckt ist. Erscheint auch der Ackerbau noch ziemlich urwüchsig, indem die Düngung unbekannt und das Ackergerät

---

[1]) In den Dörfern, aber auch nur dort, findet man ferner die Kokospalme, die im Binnenlande überhaupt bloss in den Siedelungen, nie im Walde oder in der Steppe auftritt.

sehr einfach ist, so wird er trotzdem mit einer dem Neger sonst nicht eigenen Sorgfalt und insofern sachgemäss betrieben, als man den durch längere Bewirtschaftung erschöpften Boden mehrere Jahre hindurch brach liegen und verwildern lässt und inzwischen ein neues Stück Wald oder Steppe bearbeitet. Angepflanzt werden vor allem Yams, ferner Colocasia, Cassada, Erdnuss, Mais, Hibiscus, Pfeffer, viele Bohnenarten und vom Agomegebirge an auch Reis und Sorghum. Die Felder und Bananenhaine sind von Ananasstauden eingefasst, und zwischen ihnen ziehen sich die gut gehaltenen Wege hin. Der Baumwolle widmen die Eingeborenen ebenfalls ihre Pflege, und sie verstehen die versponnenen Fäden so kunstvoll zu verarbeiten, dass die gewonnenen Gewebe haltbarer als gutes europäisches Segeltuch sind. Die wertvollste Pflanze, die wildwachsend oder angebaut vorkommt, ist indes die in Westafrika weitverbreitete, in Ostafrika dagegen fast unbekannte Ölpalme (Elaeis guineensis). Sie bildet in Togo bis zum Gebirgsfusse förmliche Dickichte und dringt, an Zahl rasch abnehmend, tief nordwärts in die Hochebene vor. Nicht mit Unrecht hat man die Ölpalme den Freund des Negers genannt, denn sie ist dem Westafrikaner ebenso unentbehrlich wie dem Südseebewohner die Kokospalme und bedeutet seit dem Erlöschen des Sklavenhandels seinen wichtigsten Ausfuhrgegenstand, der den Wasserwegen, auf denen er zur Küste gebracht wird, geradezu den Namen Oil Rivers oder Ölflüsse gegeben hat. Während das Öl im Lande selbst auf mühelose, einfache Weise gewonnen wird, werden die Palmkerne in Europa ausgepresst und liefern einen als Kraftfutter für das Vieh geschätzten Rückstand, den Palmkuchen. Leider bleiben von dem Palmöl im Innern alljährlich Werte von Millionen unbehoben oder gehen der Ausfuhr verloren, solange die Verkehrsmittel fehlen, um die im Binnenlande lagernden Vorräte billig zur Küste zu schaffen. Bereits fünf Tagereisen von ihr entfernt hört die Ölbereitung für den Versand auf, da sich auf weitere Strecken hin der Trägertransport nicht mehr lohnt. Nur auf dem bis Kete Kratshi schiffbaren Volta kann das im ferneren Hinterlande erzeugte Öl billig und mit Gewinn ins englische Küstengebiet gebracht werden. Die Früchte, die oft zu 600—800 in den viermal jährlich reifenden Fruchttrauben sitzen, bieten indes den Eingeborenen nicht bloss das lohnendste Tauschmittel für den Erwerb fremder Erzeugnisse dar, sondern sind auch als Würze jeder Speise ein vielfache Verwendung findender Beitrag zur Nahrung. Der dem 5—9 m hohen Stamm durch Einschnitte abgewonnene Saft verwandelt sich in Palmwein, Stamm und Blattstiele dienen als Baumaterial.

Inmitten der Felder und Ölpalmenhaine liegen die Ortschaften, deren Verteilung sehr verschieden ist. Gewöhnlich scharen sie sich besonders zahlreich um die Hauptorte der einzelnen Stämme, und ebenso ist der Rand der Lagune von unzähligen Siedelungen und Gehöften umgeben. Einige von ihnen bergen eine so dichte Bevölkerung, dass man sie füglich als kleine Städte bezeichnen kann. Kum Kovhe, Gridji, Kpue und Togo, welch' letzteres dem Schutzgebiet den Namen gegeben hat und nichts anderes heisst als „Hinter dem See", zählen je 8000 Einwohner, die heilige Fetischstadt Be mit ihren den Europäern schwer zugänglichen Tempeln deren 3000, und das Dorf Wo ist ein vielbesuchter Marktplatz, in dem jeden fünften Tag gegen 10000 Menschen zusammenströmen. So stark ist die Ebene bewohnt, dass man ihre Volksdichte trotz der 20—40 km breiten menschenleeren Ödräume zwischen den einzelnen Siedelungsgebieten zu 40 Seelen auf 1 qkm veranschlagen darf.[1]) Diese für Afrika ungewöhnlich hohe Zahl würde auf eine Bewohnerzahl von zwei Millionen hinweisen. Landeinwärts ist die Bevölkerung dünner gesäet, und in demselben Masse geht das Kulturland in die Steppe über, während längs des Gebirgsfusses Volksdichte und Bodenbewirtschaftung wieder zunehmen.

Die hügelige Tiefebene wird von mehreren Reihen steiler Berge durchzogen und endet plötzlich an einem ziemlich schroff emporragenden Gebirge. Anscheinend lassen sich zwei Hauptketten unterscheiden, die eine teils zum Volta, teils unmittelbar zur Küste abwässernde bergige Hochfläche umgeben und der Küste nicht parallel laufen, sondern zunächst von Nordost nach Südwest streichen, bis sie auf englischem Boden, in der Nachbarschaft von Accra, hart ans Meer herantreten. Das beiderseits steil abfallende Gebirge streicht von Misahöhe bis zum Ende der Landschaft Aposso rein nördlich und entsendet Ausläufer bis in die Nähe von Bassari. Dort beginnt wieder das breite geschlossene Kapovhegebirge, das sich nordwärts bis zur Grenze von Gurma fortsetzt. Das Gebirge wird meist nach den Landschaften Agome, Aposso, Kebu, Adeli u. s. w. benannt, die es in 90—110 km Breite durchschneidet; doch trägt es auch die Gesamtbezeichnung Obossum-, Obooso- (d. h. auf dem Gebirge) oder Fetischgebirge. Mit Ausnahme einiger Gipfel, die rund 1000 m hoch sind, erhebt es sich nicht über 700—800 m mittlere Höhe und ist aus Urgesteinen, vornehmlich aus Quarzit und steil aufgerichteten krystallinischen

[1]) Vergleichsweise sei erwähnt, dass in Deutschland 97, in Frankreich 72, in Belgien 220, in Holland 149 und im Europäischen Russland 20 Bewohner auf 1 qkm kommen.

Schiefern (im Osten vorwiegend Quarzitschiefer, im Westen Glimmer- und Quarzglimmerschiefer, hier und da Thonschiefer) zusammengesetzt, die oft von rotem Sandstein[1]) und noch häufiger von einer ergiebigen, an Raseneisenstein reichen Verwitterungsdecke überlagert und verhüllt werden. Jungvulkanische Gesteine scheinen wenig oder gar nicht entwickelt zu sein. Im allgemeinen dürften auf deutschem Boden ähnliche geologische Verhältnisse herrschen wie an der benachbarten Goldküste, wo am Meere ebenfalls Sandstein auftritt, während sonst lediglich krystallinische Gesteine anstehen. Deshalb ist es nicht unwahrscheinlich, dass das Gold, das jenem Küstenstreifen den Namen gab und in der englischen Kolonie, wennschon nicht in reicher Menge gewonnen wird, auch bei uns vorkommt. Der von Lome über Kpandu nach Kete Kratshi führende Weg bezeichnet die Grenze des höheren Randgebirges gegen seine südwestliche niedrigste und schmale Stufe. Darum liegt hier als Stützpunkt die zugleich wissenschaftlichen Zwecken dienende Station Misahöhe (460 m). Im Osten führt der bequemste Übergang an der volkreichen, aber schmutzigen Stadt Atakpame (320 m) vorüber.

Erst im Gebirge beginnt der üppige Pflanzenwuchs des afrikanischen Tropenklimas, und der grössere Regenreichtum spricht sich sofort in dem frischeren Grün des Pflanzenkleides aus. Die steilen Hänge und die breiteren Scheitelflächen sind grösstenteils mit Savannen kurzen, saftigen Grases überzogen, das zahlreichen Büffelherden Nahrung gewährt und auch den europäischen Haustieren zusagen würde. In den Thalmulden zwischen den einzelnen Ketten hat sich dank der Wasserfülle ein dichter Urwald angesiedelt, der an den nach Süden gekehrten Gehängen höher hinaufgeht als am entgegengesetzten Abfall und bloss auf den tiefsten Pässen den Kamm überschreitet. Eigentümlich sind dem Walde viele Palmenarten, darunter die Ölpalme in stattlichen Beständen, und Ficusarten. Als Nutzpflanzen sind vor allem prächtiges Ebenholz (Odumholz) und wildwachsende Kaffeebäume zu nennen, und von Stamm zu Stamm rankt sich die Gummiliane (Landolphia), die den zweitwertvollsten Ausfuhrgegenstand des Schutzgebietes und Westafrikas überhaupt, das Kautschuk, liefert. Die aus dem weissen Milchsaft der finger- bis armdicken Lianen gewonnene Masse ist für viele Zweige und Bedürfnisse unserer Industrie und des Alltagslebens unentbehrlich, und so kam es, dass die 1889 noch unbe-

[1]) Nach H. Gruner ist der vermeintliche rote Sandstein weiter nichts als roter, durch die Verwitterung bröckelig gewordener Quarzit.

achteten Landolphien seitdem der Gegenstand einer überaus hastigen Ausbeute wurden. Schwarze Händler aus der englischen Goldküstenkolonie wagten sich unter dem Schutze der deutschen Flagge in das früher unzugängliche Fetischgebirge. Da sie ungeheure Preise zahlten, so blieben die Eingeborenen jeder andern Arbeit fern und begannen einen so sinnlosen Raubbau, dass in den häufiger besuchten Gebieten die ursprünglich reichen Kautschukvorräte bald erschöpft waren. Obwohl es in den von kriegerischen Stämmen bewohnten Landschaften noch genug Gummilianen giebt, hat man schon damit begonnen, sie als sorgsam gepflegtes Kulturgewächs in den Plantagen anzupflanzen. Daneben benutzt man als Ersatz eine neue, Kautschuk enthaltende Pflanze, die Kicksia africana, deren Saft schon seit mehreren Jahren an der Goldküste in grossen Mengen ausgeführt wird. Mit dem brasilianischen Ceará-Gummibaum (Manihot Glaziovii) hat man ebenfalls erfolgreiche Anbauversuche angestellt.

Wie die Zahl der Ortschaften erkennen lässt, ist das Gebirge ebenso dicht als die Küstenebene bewohnt.[1]) Es entfallen etwa 25 Menschen auf 1 qkm, sodass die Gesamtbevölkerung 250000 Seelen betragen dürfte. Dementsprechend tritt das Kulturland entschieden gegen die wildwachsende Vegetation zurück, und in den bald freundlichen, bald malerischen und wildromantischen Landschaften sprudeln überall klare Bäche und muntere Quellen. Die das ganze Jahr hindurch Wasser führenden, tief in den Fels eingeschnittenen Quelladern geben durch ihre Vereinigung allen grösseren Lagunenzuflüssen, z. B. dem Todjie, Sio, Haho und Mono den Ursprung, so dass die Wasserscheide längs des Gebirges verläuft und nur vom Volta durchbrochen wird. Freilich sind die wenigsten Wasseradern mit Ausnahme des Volta und des 100 km fahrbaren Mono für Boote ein Stück stromaufwärts schiffbar. Die meisten schrumpfen zur Trockenzeit erheblich zusammen oder verschwinden ganz und gar.

Der längste und wichtigste Wasserlauf ist der aus der Vereinigung des Schwarzen und Weissen Volta entstehende Grenzstrom Volta, der eine ganze Reihe nicht minder ausgedehnter Zuflüsse aufnimmt. Unter ihnen ist am erwähnenswertesten der ruhige und vielleicht für Kähne schiffbare Oti, während die andern reissende Bergwässer sind oder in den trockenen Monaten versiegen. Der Volta entspringt

[1]) Die Landschaften Aposso, Buēm und Agome geben an Volksdichte der Küste nicht viel nach, während in dem dünner bevölkerten Adeli und Kebu die Ortschaften weiter auseinanderliegen.

im Herzen der Hochebene und muss im Oberlaufe mehrere Landstufen in kleinen Schnellen überwinden, während ein unbedeutender Wasserfall gleich oberhalb der Stadt Kete Kratshi der Schiffbarkeit ein Hindernis bereitet. Der Fall wird zu Lande umgangen, worauf der Strom weiterhin, bis über Yeggi hinaus, schiffbar ist. Da er oberhalb Kpandu das Fetischgebirge ruhigen Laufs und in breitem Bett durchbricht, so ist er trotz seiner ausserordentlich wechselnden Wasserführung zur Regenzeit bis Kete Kratshi für kleine Dampfer zugänglich, und diese Thatsache begründet nicht zum wenigsten die hervorragend günstige Lage des Platzes, der für afrikanische Verhältnisse ein Handelsmittelpunkt ersten Ranges ist. Aus allen Richtungen laufen hier die Karawanenstrassen zusammen, um den Landweg mit dem Wasserwege zu vertauschen. Deshalb ist unweit der Stadt eine deutsche Militärstation angelegt worden, einmal um dem lebhaften Schmuggel zu steuern, den englische Schleichhändler mit dem jenseitigen Ufer unterhalten, und dann, um den Binnenhandel zur deutschen Küste abzulenken, da ja der Volta auf englischem Gebiet mündet. Ungeachtet aller Wegverbesserungen und -Neuanlagen sind aber immer noch 12 Tagereisen nötig, um von Kete Kratshi nach Lome zu gelangen. Obendrein führt die Wasserstrasse viel schneller, bequemer und billiger zum Ziel als der zeitraubende Marsch über das Gebirge, der wegen der hohen Trägerlöhne die Frachtkosten nicht unerheblich verteuert. Jedenfalls ist und bleibt der Volta die eigentliche Zugangsstrasse für das fernere Binnenland, und die Menge des auf ihm aus unserm Hinterland zur englischen Küste verschifften Kautschuks ist zehnmal grösser als die gesamte Gummiausfuhr Deutsch-Togos. Umgekehrt nehmen die englischen Händler, wenn sie wieder stromaufwärts fahren, aus den Magazinen von Adda das im salzarmen Innern viel begehrte Salz mit, wodurch Kete Kratshi ein Hauptstapelplatz für das kostbare Mineral wird. Hier kaufen die betriebsamen Haussakaufleute das Salz auf und schlagen es im Kleinhandel zu hohen Preisen wieder los, da es eine ebenso teuere als beliebte Würze ist und im Hinterlande der Guineaküste als Leckerbissen gilt. Nur Wohlhabendere können sich den Luxus gestatten, ihre Speisen zu salzen, weshalb man von einem Mann, der reich ist, zu sagen pflegt: „Er isst Salz zur Mahlzeit.“

Neben dem Salz spielen im Haussahandel europäische Zeuge eine bemerkenswerte Rolle, die vornehmlich aus England und Frankreich stammen und deren Vertrieb grösstenteils den westafrikanischen Kolonien jener Staaten wieder zu gute kommt. Noch wichtiger ist indes

die Kolanuss (Sterculia acuminata), die schon seit langer Zeit den Handelsverkehr jenes Gebietes beherrscht, während sie für die Ausfuhr nach Europa gegenwärtig noch ziemlich belanglos ist. Sie dient zur Würze faden Trinkwassers und wird als wirksames, angenehmes Anregungsmittel von den Eingeborenen leidenschaftlich gekaut und gern gekauft.

Kete Kratshi ist als Handelsplatz jungen Datums und erst dann den Bedürfnissen des Binnenverkehrs entsprungen, als das nördlicher gelegene Salaga (170 m) verfallen war. 1889 besass der neu aufblühende Ort erst 6000 Einwohner. Heute zählt er deren bereits 25—30000 und zur Karawanenzeit das Doppelte. Sie sind fast ausnahmslos Kaufleute, und unter ihnen befinden sich ganze Kolonien eingewanderter Haussahändler und anderer Fremder. Der Aufschwung von Kete Kratshi und der Rückgang von Salaga ist ein sprechender Beweis für die Unbeständigkeit afrikanischer Verhältnisse. Noch 1889 zählte Salaga, dem das mit Unrecht gepriesene Timbuktu am Niger kaum den Rang streitig machte, 6000 Hütten mit einer ständigen Bevölkerung von 10000 Einwohnern. Sie waren ebenfalls sämtlich Händler, und zur Hauptverkehrszeit trafen täglich 1—3 Haussakarawanen ein, von denen manche 2000 Köpfe stark waren. Alle Erzeugnisse des Nigerbeckens und der Küste konnte man hier eintauschen, darunter als wertvollsten Handelsgegenstand die schwarze Menschenware, die Sklaven, von denen jährlich 15000 verkauft wurden. Ebenso waren sämtliche Bewohner des Nigerbeckens hier vertreten, denn obwohl die Stadt unter empfindlichstem Trinkwassermangel und unbeschreiblichem Schmutze litt, war sie von Natur zu einem Verkehrsmittelpunkte wie geschaffen. Auf halbem Wege zwischen dem Meere und dem Niger gelegen, stellte sie gleichsam den Schlüssel des Voltagebietes dar, indem der von Westen kommende Schwarze Volta in der Nachbarschaft mit dem von Norden kommenden Weissen Volta zusammenfliesst, worauf der vereinigte Strom seinen Weg südwärts fortsetzt. Aber nicht bloss auf diesen von vornherein vorgezeichneten Linien, sondern aus allen Himmelsrichtungen strebte der Verkehr nach Salaga, um sich von diesem Kreuzungspunkte aus wieder nach den verschiedensten Gegenden hin zu entfernen. Während der Sultan des Nachbarreiches Dagomba von den Karawanen drückende Abgaben erpresste, liess der dem Handel freundlich gesinnte Herrscher von Salaga die Kaufleute unbelästigt. Infolge dieser weisen Massregel blühte seine Hauptstadt immer mehr auf und hatte den volkreicheren Hauptort von Dagomba, Yendi, bald

überflügelt. Da brach 1894 der Krieg zwischen beiden Staaten aus, in dem Salaga so vollständig zerstört wurde, dass nur noch spärliche



Dumpalmen in der Savanne.

Trümmer und Bruchteile der Bevölkerung an seinen einstigen Glanz erinnern. Die Einwohner wanderten teils in die englische Goldküsten-

kolonie, teils nach Kete Kratshi aus, das dadurch zu immer höherer Blüte gelangte, zum grossen Vorteil des deutschen Handels, der in Salaga gar nicht vertreten gewesen war.

Die Hänge des Fetischgebirges fallen beiderseits in steiler Böschung zum eintönigen Binnenplateau des Westsudan ab, das noch nicht 400 m über dem Meeresspiegel liegt und sich landeinwärts ganz allmählich senkt. [1]) Die flachwellige, anscheinend aus Urgesteinen aufgebaute Oberfläche wird nicht allzuoft von mässigen Höhenzügen und vereinzelten Granithügeln unterbrochen und trägt ebenfalls eine Busch- oder Baumsteppe mit niedrigem, meist starrem Grase und krüppeligen Holzgewächsen. Der Wald tritt zurück und bildet kleine Inseln oder den Ufersaum der wasserarmen Flüsse. Der einen trockenen Standpunkt liebende Affenbrotbaum zeigt gewöhnlich die Nachbarschaft eines Dorfes an, und zu den Akazien, Tamarinden, Wollbäumen und Ölpalmen gesellt sich der merkwürdige Schibutterbaum (Butyrospermum Parkii), der ein als Nahrungsmittel beliebtes grünlichweisses Fett liefert. Der Hauptverbreitungsbereich der Ölpalme endet am Nordwestrande des Gebirges, dann nimmt ihre Zahl rasch ab, und nördlich von Salaga trifft man in jedem Dorfe durchschnittlich bloss noch e i n e Ölpalme an, während sie in Dagomba und Mangu gänzlich verschwindet. In den Landschaften Tshautyo, Sugu und Borgu ist sie wieder in grösseren Beständen heimisch, und noch unter 9° 40 N' wurde in dem französischen Orte Wangara ein einsames Exemplar beobachtet. Um so häufiger tritt die Delebpalme auf, leicht kenntlich an dem nahe der Spitze angeschwollenen Stamm, die noch zwischen Mangu und Pamma und im Nigerthale ausgedehnte Bestände bildet. Im allgemeinen macht sich nach Norden hin mit der Abnahme der Niederschläge eine zunehmende Dürftigkeit in der Pflanzenbedeckung bemerkbar, und in den ausserhalb der deutschen Grenzen gelegenen Gebieten von Gurunsi, Mossi und Gurma ist es schwer, dem Boden einen guten Ertrag abzuringen, während die Viehzucht in erfreulicher Blüte steht. Da aber die Eingeborenen verhältnismässig dicht gedrängt s i t z e n, so zwingt sie die Armut des Landes zu Raub und zu Gewaltthaten, weshalb sie von den Karawanen als Wegelagerer sehr gefürchtet sind. Anderer-

---

[1]) Infolge der geringen Meereshöhe hat man keinen Grund, das weite Binnenplateau eine Hochebene zu nennen, und ebensowenig ist das von Ho bis Bassari rein nördlich verlaufende, nach Ost und West steil abfallende Fetischgebirge (vergl. S. 115) als ein Randgebirge zu bezeichnen. Der Anschein wird erweckt durch seitliche Höhenzüge, die vom Hauptkamm ost- und westwärts abzweigen. Mitten im Gebirge liegt die 300 km von der Küste entfernte Handelsstation Bismarckburg in 710 m Meereshöhe (H. Gruner).

seits werden die Gurunsi oft von Sklavenjägern heimgesucht, weil sie nicht wie die Eingeborenen von Gurma und Mossi in grossen geschlossenen Siedelungen, sondern meist in wenig widerstandsfähigen Einzelgehöften wohnen.

Um so fruchtbarer ist die den Deutschen zugesprochene volkreiche Landschaft Tshautyo und das in der neutralen Zone gelegene Dagomba. Ihre als Handelscentren und Hochschulen gleich bedeutenden Hauptstädte bergen eine so grosse Volksmenge, wie man sie in der afrikanischen Steppe kaum zu finden gewohnt ist. Die Nachbarorte Paratau (370 m), Katambara und Dadaura zählen je 4000 Einwohner, Sansanne Mangu (200 m) 9000, die Strassenknotenpunkte Tshamba, Bassari und Bafilo deren gar je 40—50000; und diese unerwartet hohe Volksdichte weist darauf hin, dass in jenen Staaten der Ackerbau weit verbreitet ist. Thatsächlich giebt es wohlbestellte Flächen von beträchtlicher Ausdehnung, deren Erträge nicht zum wenigsten für den Handel bestimmt sind. Nordwärts gewinnt die dem Ackerbau erst gleichberechtigte Viehzucht immer mehr die Oberhand, die auf der Hochebene überhaupt viel eifriger als im Küstenlande betrieben wird. Schafe, Ziegen, Hühner und Perlhühner werden allerorts gehalten, und da die gefährliche Tsetsefliege unbekannt ist, so gedeihen Rinder und die an der Küste vor wenigen Jahren noch ganz fehlenden Pferde ausgezeichnet. Die letzteren spielen bei den Tshautyo eine so wichtige Rolle, dass sie geradezu als Hausgenossen gelten. Das Eingangsgebäude eines jeden Gehöfts bildet der Pferdestall, er dient wegen seiner Geräumigkeit und angenehmen Kühle als Empfangsraum, und alle Besprechungen und Begrüssungen finden in ihm statt. In ähnlicher Weise hat sich bei den Mossi eine grossartig entwickelte Eselzucht eingebürgert. Dagegen vermisst man auf der Hochebene ein Haustier, das in keinem Negerdorfe des Küstenlandes fehlt, nämlich das schwarze Schwein, das in den bereits unter mohamedanischem Einflusse stehenden Sultanaten sehr selten gepflegt wird, weil dem Bekenner des Islam das Schwein bekanntlich als ein unreines, verabscheuenswertes Tier gilt.[1]) Jedenfalls lässt es sich aber nicht leugnen, dass alle diese Länder mit ihren regsamen Bewohnern eine gewisse Kaufkraft besitzen, die befruchtend auf den Küstenhandel einwirken kann. Nur muss die friedliche Arbeit weit mehr noch, als es bis jetzt geschehen ist, durch europäische Macht geschützt werden.

Die Tierwelt zeigt manche Übereinstimmung mit derjenigen Kameruns, und die Fauna beider Kolonien, die im allgemeinen der Fauna von Guinea angehört, aber zugleich die Einwirkung des Sudan

[1]) Doch ist Bassari reich an Schweinen.

erkennen lässt, unterscheidet sich vielfach von der Tierwelt Ost- und Südwestafrikas. In der dicht bevölkerten Ebene ist sie nicht sonderlich reich und erlangt erst im Gebirge und im Hochlande eine gewisse Mannigfaltigkeit. Die Wälder wimmeln von Affen und Schlangen, die Wasserläufe von Flusspferden, Krokodilen und Fischen. Die Steppe beleben Büffel und Antilopen, denen Löwen, Leoparden, Hyänen, Schakale und Wildkatzen nachstellen, und auf den weiten Grasfluren wandert der Elefant in stattlichen Herden. Im Schilfrohr der fischreichen Lagune tummeln sich Wasservögel in ungezählten Scharen, und ausser ihnen giebt es Tauben und Raubvögel, Raben und Nashornvögel. Ferner sind einzelne Vertreter der nordostafrikanischen Vogelwelt bis hierher vorgedrungen, haben indes das Fetischgebirge südwärts nicht überschritten. Endlich halten sich manche unserer einheimischen Wandervögel, z. B. Wiedehopf, Bachstelze, Braunkehlchen als Wintergäste an der Guineaküste auf, so dass in Togo bisher 279 Vogelarten bekannt sind. Ungemein zahlreich sind die niederen Tiere vertreten, unter denen Moskitos, Wanderameisen, Guineawürmer und die erst vor wenigen Jahrzehnten aus Brasilien eingeschleppten Sandflöhe oft zur Plage werden.

Das Klima des Togolandes ist tropisch und wird durch den je zweimaligen Wechsel zwischen Trocken- und Regenzeit bestimmt. Der letzteren geht eine an heftigen Orkanen und gewaltigen Regengüssen reiche Tornadozeit voraus. Die erste Regenzeit dauert vom März bis zum Juni und pflegt so nasskühl zu sein, dass Briefumschläge zukleben, Eisenteile rasch rosten und Kleider und Schuhe sich mit Schimmelpilzen überziehen. Die zweite, im September einsetzende Niederschlagsperiode dagegen wird oft bloss durch ein paar Dutzend Regenschauer bezeichnet, die sich über mehrere Wochen verteilen. Mitunter bleibt sie ganz aus, so dass, z. B. 1896/97, die Dürre an der regenarmen Küste 7—8 Monate anhält, was erklärlicherweise ungünstig auf das Wachstum und die wesentlich von den Erzeugnissen des Pflanzenreichs abhängende Ausfuhr einwirkt. Die Ebene ist trotz der Nachbarschaft des Ozeans regenarm, denn sie teilt das Schicksal aller Kaltwasserküsten, an denen die vom Meere kommenden Winde einen hart am Strande emporquellenden Gürtel stark abgekühlten Tiefseewassers überwehen und dabei einen grossen Teil ihrer Feuchtigkeit verlieren. Aus diesem Grunde entspricht die jährliche Regenhöhe des Küstenlandes mit 600—700 mm durchaus nicht den ungeheuren Niederschlagsmengen, die man bei seiner tropischen Lage erwarten sollte, sondern erinnert eher an mitteleuropäische Verhältnisse und ist vielfachem Wechsel unterworfen.

Das Gebirge fängt die vorwiegend aus Südsüdwest wehenden Seewinde auf und hat deshalb zu allen Monaten Niederschläge, deren Höhe im Jahresmittel 1506 (Bismarckburg) bis 1568 mm (Misahöhe) beträgt. Die Zahl der Gewitter nimmt hier ebenfalls in bemerkenswerter Weise zu, indem im Tiefland jährlich höchstens 65, im Fetischgebirge 150—200 Gewittertage verzeichnet sind. Auch der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist hier nicht so beträchtlich wie dort, so dass die eben erwähnten Unzuträglichkeiten wegfallen.

Auf dem Binnenplateau werden Luftfeuchtigkeit und Regenmenge immer geringer, und da der reichliche Nachttau, der im Küstengebiet wenigstens teilweise den Regen ersetzt und eine immerhin kräftige Vegetation entstehen lässt, der Steppe fehlt, so sind Regen- und Trockenzeit scharf voneinander geschieden. Hauptmann v. François berichtet, dass sein Gewehr und seine Spieluhr den Dienst versagten, weil das Öl durch die trockene Luft aufgesogen war, und eine Tafel Chokolade hatte ihre Feuchtigkeit so vollkommen verloren, dass sie beim Anfassen zu Mehl zerfiel. Der von der Hitze ausgedörrte Boden durchzieht sich mit Rissen, die unregelmässig gestaltete Erdwürfel umgrenzen, und die Flüsse der Hoch- und Tiefebene trocknen mit wenigen Ausnahmen schon so früh aus, dass sich die Wasserarmut unangenehm fühlbar macht und dass die Trinkwasserverhältnisse sehr ungünstig sind. Die Expeditionen und Karawanen müssen das nötige Trinkwasser mitnehmen. Sonst sind sie auf zweifelhafte Zisternen und Lachen angewiesen, deren in höchstem Grade verunreinigter Inhalt viel zur Verbreitung eines im menschlichen Körper schmarotzenden Parasiten, des Guinea- oder Medinawurmes (Filaria medinensis) beigetragen hat.

Obwohl die beiden Regenzeiten ziemlich regelmässig mit dem höchsten Sonnenstande eintreten und Togo auf der nördlichen Halbkugel liegt, so bringt es die Luftdruck- und die durch sie hervorgerufene Windverteilung mit sich, dass die wärmste Jahreszeit mit unserm Winter, die kälteste mit unserm Sommer zusammenfällt. Im Sommer wird nämlich die Luft über dem ausserordentlich stark erhitzten Wüstenboden der Sahara erwärmt und aufgelockert, so dass dort der Luftdruck sinkt und zum Ausgleich der Gleichgewichtsstörung vom Meere her aus Süd und Südwest ein lebhaftes Einströmen der kälteren, schwereren Luft stattfindet. Im Winter, wo sich das Land viel beträchtlicher abkühlt als das Meer, tritt der entgegengesetzte Vorgang ein, und es wehen trockene Nord- und Nordostwinde dem Ozean zu. Im Winter erscheint auch der Harmattan, ein mit gewaltigen, die Luft trübenden und die

Fernsicht hindernden Staubmassen beladener Nordostwind, der möglicherweise seinen Ursprung in der Sahara hat. Wegen der raschen Verdunstung, die der ausserordentlich trockene Wind auf der Haut erzeugt, erscheint er dem Gefühl als ein kühler oder gar kalter Wind, während er in Wirklichkeit die Luftwärme um 4—6° C. erhöht.

In Übereinstimmung mit den allgemeinen Gesetzen der Luftdruckverteilung sind die Winde für die Temperatur viel entscheidender als der Sonnenstand und verleihen der Küste eine ziemlich gleichmässige, im Jahresmittel + 26° C. betragende Wärme. Die Hitze wird aber durch die frische Seebrise gemildert, die, mit dem Landwind abwechselnd und die Ebene bis zum Gebirgsfuss überwehend, regelmässig morgens sich erhebt und gegen Abend wieder abflaut. Im Binnenlande erniedrigt sich die Temperatur und die Gegensätze werden etwas grösser, wie die Beobachtungen in Bismarckburg, Jahr + 23,7° C., Februar + 26,1° C., Juli + 21,0° C., ergeben.

Im grossen Ganzen ist das Klima von Togo dem Europäer ungünstig, wenn auch der Mangel der fieberbrütenden Mangrovedickichte und der regelmässig einsetzende Seewind sich vorteilhaft geltend machen. Um so nachteiliger ist die schlechte Trinkwasserversorgung, zu der sich nach dem Aufhören der Regenzeit als gefürchteter Gast die Malaria hinzugesellt. Im allgemeinen gilt das Innere für gesünder, Fieber kommen dort selten vor und sind dann durch örtliche Verhältnisse bedingt. Immerhin gehören aber Kete Kratshi, Sansanne Mangu und Bassari während der Regenzeit zu den ungesündesten Plätzen.

Die Eingeborenen Togos, die nächst Boden und Klima für die Zukunftsaussichten unseres Schutzgebietes am wichtigsten sind, gehören zu den Sudannegern. Die Küstenstämme bilden im Verein mit den Bewohnern des benachbarten Dahome den Evhesprachstamm. Im Gebirge haust eine Reihe kleiner Völkerschaften, die wohl untereinander verwandt sein mögen, aber dennoch nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit haben und sprachlich unter sich und von den Küstenanwohnern abweichen. Auf dem Binnenplateau macht sich bereits der Einfluss des Islam und der aus Fulbe und Negern bestehenden Bevölkerung der Fulbestaaten, namentlich der Haussaneger, bemerkbar. Der rege Binnenverkehr, den sie seit langem unterhalten, hat ihrer Sprache auf der Hochebene Eingang verschafft, so dass sie dort überall neben der Landessprache verstanden wird.

Dank der Friedfertigkeit der Küstenneger ist Togo von jeher unsere ruhigste afrikanische Kolonie gewesen. Die Evhe sind wohl-

gestaltete, schlanke Leute von kaffee- bis schwarzbrauner Hautfarbe und weniger ausgeprägtem Negertypus, weil sie vielfach mit portugiesischem Blut durchsetzt sind. Nicht wenige führen noch heute portugiesische Namen und behaupten mit Stolz, portugiesischer Abstammung zu sein. Obwohl gleich allen ihren Landsleuten unverbesserliche Lügner, sind sie sonst gutmütige, arbeitsame Menschen mit ausgesprochenem Reinlichkeitssinn, und die Volksdichte, die den Raum des verfügbaren Kulturlandes beschränkt, hat sie zu erhöhter Thätigkeit gezwungen, so dass die Evhe mit körperlicher Leistungsfähigkeit eine für den Neger nicht gewöhnliche Rührigkeit verbinden. Als brauchbare Plantagenarbeiter und fleissige Ackerbauer geniessen sie einen guten Ruf, und ebenso hat die Verdichtung der Bevölkerung eine rege gewerbliche Thätigkeit entstehen lassen, die namentlich in Eisen- und Lederbereitung, in Weberei, Flechterei und Töpferei Anerkennenswertes leistet. Daneben besitzen die Evhe viel Handelssinn und vermitteln auf den breiten, wohlgepflegten Wegen, die von Dorf zu Dorf führen, den Verkehr zwischen den Faktoreien an der Küste und den Binnenstämmen, ohne dabei dem unmittelbaren Durchgangsverkehr Schwierigkeiten zu bereiten. Die Berührung mit den Europäern hat mancherlei Absonderlichkeiten zur Folge gehabt, die u. a. in der bunt durcheinander gemischten Tracht zum Ausdruck kommen und eine ebenso befremdliche als ergötzliche Zusammenstellung einheimischer und eingeführter Kleider zeigen.

Die gedrungener und kräftiger gebauten Bergbewohner, die Kebu, Adeli, Aposso u. s. w., sind in Haltung und Auftreten selbstbewusster, aber auch weniger friedfertig als die Küstenneger. Sie mussten nach Gründung der Station Bismarckburg wiederholt gezüchtigt werden, weil sie die ins Innere führenden Karawanenwege sperrten oder bedrohten. Die vielen kleinen Gemeinwesen, in welche die einzelnen Landschaften zersplittert sind, liegen oft Jahre lang in Fehde, so dass Ackerbau und Viehzucht zurücktreten. Doch hat sich stellenweise eine nicht unbedeutende Schmiedekunst entwickelt, die den im Laterit enthaltenen Brauneisenstein verarbeitet. Im Gebirge findet man gewiss ein Dutzend verschiedener Sprachen, ganz abgesehen von zahlreichen kleineren Sprachinseln, die ausserdem noch vorhanden sind.

Bei den mageren und sehnigen Bewohnern des Binnenlandes kommen, wie das Beispiel der pferdezüchtenden Tshautyo, der eselzüchtenden Mossi, der Salagaleute und der Haussahändler darthut, Ackerbau und Viehzucht, Gewerbethätigkeit [1]) und Handel wieder in hohem Masse zur Geltung. Der

[1]) Besonders entwickelt ist die Weberei z. B. in Mossi.

Islam hat alle jene Stämme im Gegensatze zu den in zahllose Gruppen zersplitterten Tieflands- und Gebirgsnegern zu grossen Sultanaten geeint, die insofern die Anfänge kräftiger Staatenbildungen darstellen, als ihre Herrscher ein gewisses Ansehen geniessen und eine wohlbegründete militärische Macht besitzen. Vor allem stützen sie sich auf Scharen gut berittener Krieger, die sie, wie die Häuptlinge von Dagomba und Tshautyo, oft zu Sklavenjagden und Raubzügen ins Nachbargebiet verwenden. Bei ihnen herrscht noch ausgebreitete, aber mild gehandhabte Sklaverei, und die Sklaven sind ein vielbegehrter Handelsgegenstand, weil man sie zu den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft dringend braucht. Der rege Marktverkehr hat nicht nur eine lebhafte Industrie und volkreiche Handelscentren geschaffen, sondern er hat auch den Gesichtskreis der Eingeborenen erweitert. Während die Bergbewohner selten oder nie aus den engen Grenzen ihrer Landschaft hinauskommen, hat gar mancher Sultan oder Kaufmann des Binnenplateaus durch die Sudanstaaten eine Wallfahrt nach Mekka angetreten und ist — gewiss eine bedeutsame Leistung — auf dem Landwege in seine Heimat zurückgekehrt.

Sämtliche Eingeborene des Schutzgebietes sind von Haus aus heidnische Fetischanbeter, und die Gebirgsbewohner huldigen dem Götzendienst so eifrig, dass in der Umgebung von Bismarckburg die grössten Fetischplätze, Dipongo und Perëu, liegen. Im Innern dagegen hat sich der mohamedanische Einfluss sichtlich Bahn gebrochen und beginnt auch an der Küste Fuss zu fassen, wo christliche Missionare seit Jahren thätig sind. Träger und Förderer des Islam sind die mohamedanischen Haussa. In allen Siedelungen giebt es Limame oder islamitische Gemeindevorsteher, die mit den durchreisenden Karawanen ankommen, bei ihren unter den Heiden sich niederlassenden Landsleuten bleiben und bald auf die eingeborene Bevölkerung einzuwirken beginnen. In vielen Orten sind mohamedanische Schulen, in einigen sogar mohamedanische Hochschulen errichtet. Wennschon die neue Lehre meist bloss äusserlich in gewissen Religionsübungen, in Speiseverboten (vergl. S. 122) und der Gleichmässigkeit der Tracht — weites Hemd, weite Beinkleider, Burnus und Fez — zum Ausdruck kommt, während im übrigen noch immer ein mehr oder minder versteckter Fetischdienst getrieben wird, so hat sie doch zahlreiche Anhänger gewonnen, und die Häuptlinge und Vornehmen bekennen sich fast ausnahmslos zum Islam.

Die wenigen Europäer des Schutzgebietes, etwa 100 an der Zahl, sind Beamte, Kaufleute und Missionare und stammen zum grössten Teil aus Deutschland.

Kamerun.

Kamerun, unsere wertvollste Handels- und Plantagenkolonie, liegt im innersten Winkel des Busens von Guinea und berührt den Atlantischen Ozean mit einem 320 km langen Küstenstreifen, der ungefähr der Entfernung zwischen Berlin und Breslau entspricht. Umgeben von englischem und französischem Kolonialbesitz, verbreitert es sich fächerförmig ins Innere und dringt mit einer keilartigen Spitze bis zu dem ausgedehnten Binnenmeere des Sudan, dem Tsadsee (250 m), vor. Mit 495 000 qkm Flächeninhalt steht Kamerun nur wenig hinter dem Deutschen Reiche zurück und stellt unser drittgrösstes Schutzgebiet dar.

Der Name Kamerun ist dem portugiesischen Worte camarão (Seekrebs) entlehnt und kam ursprünglich bloss einem beschränkten Küstenstriche zu. Die ersten Entdecker, die Portugiesen, fanden nämlich in einer Bucht Millionen kleiner Krabben, die auch heute zeitweilig in ungeheuren Mengen auftreten und ein beliebtes Nahrungsmittel bilden. Diese merkwürdige Erscheinung gab Veranlassung zu dem Namen Kamerun- oder Krabbenbucht, der jetzt auf das ganze Schutzgebiet angewendet wird.

Die einen sanften Bogen beschreibende Küste ist mit Ausnahme der steil ins Meer stürzenden Felswände des Kamerungebirges durchweg flach und wird durch zahlreiche Flussmündungen und die beiden Ästuarien des Rio del Rey (Mashantu) und Kamerun im Norden und Süden des Kamerungebirges mannigfach gegliedert. Ästuarien sind schlauch- oder trichterförmige Buchten, die von den einmündenden Flüssen mit Süsswasser erfüllt werden, in die jedoch zur Flutzeit das Meer eindringt. Fände dieser Vorgang nicht statt, so hätte das von den Wasserläufen mitgebrachte Erdreich die Buchten schon längst ausgefüllt. So fegt der Ozean alltäglich den Grund wieder aus und stört den ruhigen Absatz der Sinkstoffe. Das Ästuar des Rio del Rey öffnet sich seewärts mit vier grösseren langgestreckten Armen, die durch zahlreiche Nebenarme miteinander in Verbindung stehen, aber bloss kleinere Flussläufe aufnehmen. Das vielzackige Kamerunästuar dagegen, das öfters auch als Haff bezeichnet wird, ist ein seeartiges Wasserbecken,

das die Umrisse eines Ahornblattes nachahmt und in dessen fünf Spitzen fünf Flüsse enden. Eine 8 km breite Einfahrt vermittelt den Zugang zum offenen Ozean und gewährt Kriegsschiffen jederzeit Einlass, da die Tiefe bis zur Einmündung der 1200—1500 m breiten Wasseradern 6—17 m beträgt und sich bei Hochwasser um 3 m erhöht. Hier liegen an der einzigen Stelle, um die sich kein schlammiges Schwemmland angesetzt hat und die als eine 10 m hohe Lateritplatte den Wasserspiegel überragt, die wichtigsten Siedelungen des ganzen Küstengebietes, die volkreichen Dörfer Didotown, Belltown und Acquatown, die unter der Gesamtbezeichnung Kamerun der Sitz der Regierung und der Mittelpunkt des Handels sind. Ihre Bedeutung ist um so grösser, als die weiter südwärts liegende Küstenstrecke hafenarm und wegen der heftigen, hier ebenfalls Calema genannten Brandung schwer zugänglich ist. Ein unentwirrbares Netz vielgewundener Kanäle oder Krieks bringt die einzelnen Flüsse des Kamerunbeckens, z. B. den Mungo, Lungasi und Wuri oder eigentlichen Kamerunfluss miteinander in Zusammenhang, und ebenso wird durch den 1300 m breiten Quaquaarm eine Vereinigung mit dem längsten Strome des Schutzgebietes, dem Sannaga, bewirkt.

In weiter Erstreckung nimmt sumpfiges Schwemmland den Uferrand ein, und überall grünt in dichten Beständen die schlammliebende Mangrove. Flussaufwärts dringt sie tief ins Innere ein und stellt zur Flutzeit einen überschwemmten Wald dar, in dem beständig ein heisser, fieberbrütender Dunst herrscht. Erst mit dem Aufhören des Brackwassers verschwindet die Mangrove landeinwärts, weil ihr der trockene, salzarme Untergrund nicht zusagt. Die Küste Südkameruns, deren flacher Sandstrand sich um einige Meter über den Meeresspiegel erhebt, ist aus demselben Grunde von ihr frei. Statt der Mangrove nistet sich dort ein Grasgürtel mit vereinzelten Strauchgruppen und Baumriesen ein. Die in westsüdwestlicher Richtung sich heranwälzenden Dünungswellen schütten die von den Flüssen mitgeführten Erd- und Trümmermassen zu langgestreckten Uferwällen auf, die sich zum Teil untermeerisch zu gefährlichen Barren anhäufen und die Küste versperren oder die, den Meeresspiegel überragend, die Flussmündungen nordwärts abgelenkt haben. Hand in Hand mit der Aufhäufung von Strandwällen geht die Bildung von Strandseen, die jedoch in Kamerun viel seltener als in Togo sind. Nur das Gebiet zwischen Kamerun und Klein-Batanga stellt einen typischen Lagunenstreifen dar.

Das Küstenland ist im Süden kaum 20 km breit, dehnt sich aber

nach Norden hin bis auf 75 km aus und erscheint als eine ganz unmerklich ansteigende Tiefebene, die nicht von zusammenhängenden Bergketten durchzogen, sondern bloss von niedrigen Einzelkuppen unterbrochen wird. Die bemerkenswerteste Erhebung, schon lange als gute Schiffahrtsmarke bekannt, ist der Elefantenberg (520 m) in Südkamerun. Die Niederung besteht, mit Ausnahme eines schmalen Thonschiefer- und Sandsteinstreifens der Kreideformation am Fusse des Kamerungebirges, aus Graniten und Gneisen, die von einer tiefgründigen Lateritdecke überlagert werden. Sie entstand teils an Ort und Stelle, teils aus fortgeführten und wiederabgesetzten Verwitterungsmassen krystallinischer Gesteine und hat unter dem Einflusse der tropischen Hitze und ausgiebigen Bewässserung eine hohe Fruchtbarkeit erlangt. Unmittelbar hinter dem Mangrovestreifen der Küste beginnt ein finsterer Urwald, der in einer Breitenerstreckung von 150—300 km bis auf das Randgebirge der innerafrikanischen Hochebene hinaufreicht und ausserordentlich dünn bevölkert, ja stellenweise ganz und gar menschenleer ist. Hier und da birgt er ein Stück Kulturland der Eingeborenen oder üppigen Buschwald, untermischt mit Gras- und Krautwuchs, der den urbar gemachten, aber infolge des landesüblichen Raubbaues erschöpften und verlassenen Boden rasch wieder überwuchert. Doch vermag in diesen Rodungen, die einem verwilderten Parke ähneln, eigentlicher Urwald nicht mehr heranzuwachsen.

Der Urwald ist so gleichförmig und ermüdend wie der Ozean, und was der Wanderer gestern sah, wird er heute und morgen wieder zu Gesicht bekommen. Unendlich mannigfaltig bleibt bloss die Fülle der das Dickicht zusammensetzenden Pflanzen, von denen man hunderte verschiedener Arten aufzählen könnte, und dieser strotzende Reichtum allein ist es, durch den der Urwald überwältigend wirkt. Zwischen immergrünen Palmen gedeihen riesige Wollbäume, Brotfruchtbäume und Pandanus, und durch das dunkle Blattgrün schimmern die goldgelben Früchte der Mangos und Apfelsinen und die prachtvollen roten Blüten der Tulpenbäume. Mancherorten, freilich nicht so häufig wie in Togo, bildet die Ölpalme ganze Waldungen, die grösstenteils wild wachsen, aber auch angebaut werden und noch in den Uferlandschaften des Mbam auftreten. Wein- und Fächerpalmen vereinigen sich ebenfalls zu geschlossenen Beständen, und zu ihnen gesellt sich im Küstengebiet die Kokospalme. Der Wald birgt ferner stattliche Stämme von Rot- und Ebenholz, der Kaffeebaum wächst wild und wird von den Eingeborenen wenig beachtet, während die im Binnenhandel sehr begehrten Früchte

des Kolanussbaums eifrigst gesammelt werden. Das undurchdringliche Gewirr der Stämme erstickt im Kampfe ums Dasein das Unterholz, und die Bäume werden ihrerseits wieder von fadendünnen oder armdicken Gummilianen und anderen Schlingpflanzen umklammert und getötet. Orchideen und andere Gewächse überwuchern die modernden Reste umgestürzter Waldriesen, auf den Ästen der lebenden machen sich Schmarotzerpflanzen breit, und so fest sind Zweige, Blätter, Kronen und Ranken verschlungen, dass man sich nur mit Axt und Messer einen Weg durch die lebende Mauer bahnen kann. Alles strebt nach oben, nach Luft, Licht und Himmelsblau, am Boden dagegen herrscht eine feuchte moderige Luft mit Tag und Nacht fast gleichmässiger Temperatur, und kaum erhellt ein Sonnenstrahl das Halbdunkel, an das sich das Auge erst gewöhnen muss. Bei bedecktem Himmel erreicht die Dämmerung oft einen solchen Grad, dass man kaum noch die Ziffern der Uhr oder der Instrumente abzulesen vermag. Strahlt hoch oben die Sonne durch das dichte Blätterdach, so ergreift den Menschen, der tagelang da unten auf schlüpfrigen Pfaden, durch Wasserlöcher, Sümpfe und Bäche wandern muss, Sehnsucht, hinaufzugelangen, um wieder einmal die Sonne und den Himmel zu schauen.

Allmählich wird das Dickicht lichter und geht im Gebiet der Yaunde, Wute, Bali u. s. w. in eine hellere Parklandschaft über. Nicht gleich gewöhnt sich das Auge an die hereinflutenden Lichtwellen, und erleichtert atmet der Wanderer auf, wenn er den blauen Himmel über seinem Haupte immer grösser und grösser werden sieht und wenn er endlich aus dem dumpfen, bedrückenden Urwald mit seinem Modergeruch in ein unabsehbares freies Grasland eintritt. Es macht neben dem Tropenwald die verbreitetste Pflanzenformation Kameruns aus und ist durch dichtere Bevölkerung, regeren Verkehr und ansehnliche Anfänge kräftiger Staatenbildungen ausgezeichnet, deren Bewohner dort, wo der Sklavenraub nicht wütet, Wohlstand, Zufriedenheit und Arbeitslust zur Schau tragen. Reine Grasfluren mit übermannshohem, schilfartig hartem Grase herrschen vor, zum Teil untermischt mit verkrüppelten Bäumen, z. B. der Anona Senegalensis, und erst in Adamaua treten wieder vereinzelte Waldinseln, Dornbusch- und Laubbuschwälder, auf, die aus den bekannten Steppenbäumen, Akazien, Mimosen, Dornsträuchern, Tamarinden, Affenbrotbäumen, Butterbäumen (Bassia Parkii), Combretaceen mit hellgrünen, wie lackiert glänzenden Blättern und zerstreuten Dum- und Delebpalmen, bestehen. Die Palme gehört in Afrika überhaupt unbedingt zum Landschaftsbilde, und wo sie fehlt,

erscheint es öde und fremd. Auch in Adamaua überwiegt der an die Obstgartensteppe erinnernde, lichte, mittelhohe Baum- und Buschwald, und nur die Flussläufe sind von mehr oder minder dichten Galeriewäldern (Wasserwäldern) umsäumt.

Die Tierwelt ändert sich ebenfalls zusehends und wird, wenngleich sie sich dem Auge nicht sonderlich aufdrängt, immer reicher und mannigfaltiger. Das Sumpfdickicht der Mangroven und der luft- und lichtlose Urwald sind arm an grösseren Lebewesen; denn das Tierleben tritt überall zurück, wo die Pflanzenwelt sich ungezügelt entfaltet. Bloss die Vögel, von denen man in Kamerun bisher 316 Arten kennt, sind durch zahllose Wat- und Schwimmvögel vertreten, die im unergründlichen Schlamm reichliche Nahrung finden. Ferner beleben Krabben, Fische, Flusspferde und die nie fehlenden Krokodile die Wasserläufe. Im Urwalde hausen Elefanten und Schlangen, darunter 4—5 m lange Riesenschlangen, Fledermäuse, Affen und endlich die nur auf Westafrika beschränkten menschenähnlichen Affen Gorilla und Schimpanse, die von den Eingeborenen nicht ohne Grund gefürchtet werden. Unter den Vögeln des Waldes sind am erwähnenswertesten die Nashornvögel (Bucerus atratus) mit gewaltigem Auswuchs auf dem Oberschnabel, und Millionen von Cikaden verursachen ein auf die Dauer unerträgliches Gezirp. Auf der Savanne tummeln sich starke Rudel von Antilopen und Büffeln und ungeheuere Elefantenherden. Alle in Afrika vorkommenden Raubtierarten werden hier beobachtet, und unter den Insekten fallen besonders Moskitos, Wanderameisen, Heuschrecken und Sandfliegen lästig. Letztere, die kleinen Sandkörnchen gleich in der Luft herumschweben, bemerkt man gewöhnlich nicht eher, als bis man über und über von ihnen bedeckt ist und ihre sehr schmerzhaften Stiche fühlt. Eine Landplage sind ferner die Heuschrecken, die binnen wenigen Stunden ungeheuren Schaden anrichten können. Premierlieutenant v. Stetten begegnete zeitweilig fast täglich ihren Zügen, die oft 4—6 km lang waren und wie grosse gelbe Wolken die Sonne verhüllten. Im allgemeinen gehört die Tierwelt Kameruns zur Fauna von Niederguinea und zeigt viele Übereinstimmung mit Togo. Eine Sonderstellung nimmt vielleicht Adamaua ein, weil hier die Wasserscheide gegen den Ozean überschritten wird und weil Wasserscheiden in der Tierverbreitung erfahrungsgemäss eine wichtige Rolle spielen.

So sind wir allmählich durch den Urwald des Tieflands zum Gebirge gekommen, das vorwiegend aus Gneisen und granitischen Gesteinen besteht und den aufgewulsteten Westrand des innerafrikanischen

Hochlandes darstellt. Er wurde durch die zerstörenden Naturkräfte erst gebirgig gestaltet und fällt in zwei breiten Stufen zur Niederung ab. Der untere, weniger schroffe Absatz wird durch die unteren Wasserfälle der Flüsse genau bestimmt und endet in einer verhältnismässig sanft geböschten Abdachung, die zahlreichen Bächen und Flüssen den Ursprung giebt. Dahinter folgt die zweite, viel steilere Erhebung, die von den Wasserläufen in jähem Absturz überwunden wird. Sie geht in den 800 m hohen Kamm des westafrikanischen Schiefergebirges über, der bis 1400 m aufragende Gipfel trägt und einen ernsten Gebirgscharakter annimmt. Seine abgerundeten Kuppen erinnern an die Gipfel des Harzes, und die Gehänge sind mit wahren Felsmeeren besäet. Teils liegt das Blockwerk in seinem eigenen Zersetzungsschutt halb begraben, teils haben die Regengüsse das lockere Erdreich fortgeschwemmt, so dass das anstehende Gestein unverhüllt zu Tage tritt. Nicht minder scharf ausgeprägt und ungefähr gleich hoch wie die atlantische Abdachung ist der Plateauabfall zum Benuë, der selbst samt allen seinen linksseitigen Zuflüssen am Nordrande des innerafrikanischen Hochlandes entspringt.

Naturgemäss bedeutet der rasche Geländeabsturz hier wie in Ostafrika einen schwerwiegenden Nachteil, weil sämtliche Wasseradern beim Eintritt in die Tiefebene einen Gefällbruch erleiden und den Höhenunterschied durch Wasserstürze von oft beträchtlicher Höhe und durch eine lange Reihe von Stromschnellen ausgleichen müssen. Da sie der Schiffahrt ein unerwünschtes Hindernis bereiten, so ist der Verkehrswert des Wassernetzes leider sehr beschränkt, während sonst der durch die dichte Waldbedeckung und die reichlichen Niederschläge geförderte Wasserüberschuss das Kamerungebiet vorteilhaft vor unsern andern afrikanischen Besitzungen auszeichnet. Entsprechend dem Verlaufe der Gebirgsabdachung nähert sich die Grenze der Schiffbarkeit der Küste immer mehr, je weiter man nach Süden kommt. Am Mungo macht sie 75 km stromaufwärts Halt, am Sannaga endet sie schon bei 46 km und am südlichen Grenzflusse Campo bereits bei 20 km. Kein Wunder, dass der deutsche Einfluss im Hinterlande sehr gering geblieben ist und sich nur an den Hauptflüssen, dem Mungo, Sannaga und Nyong, tiefer ins Innere Bahn gebrochen hat. Ja der längste Strom, der unserer Oder vergleichbare Sannaga oder Lom, nimmt trotz seines Wasserreichtums und seiner zahlreichen Nebenflüsse, unter denen der Mbam der bedeutendste ist, als Wasserstrasse eine ganz untergeordnete Stelle ein. Zwar ist er bei der ehemaligen Station Kaiser Wilhelmsburg 400 m, bei Edia 1200 m und unweit der Mündung 2000 m breit und besitzt

bei gewöhnlichem Wasserstande 6—16 m, zur Regenzeit 10—20 m Tiefe. Aber beim Durchbruch durch das Gebirge wird der Fluss zweimal, an den 3—14 m hohen Herbertfällen und in den inmitten zahlloser Schnellen gelegenen Ediafällen, in seinem Gefäll gestört, während die Nachtigalfälle oberhalb Kaiser Wilhelmsburgs bloss Stromschnellen sind und bereits der Hochebene angehören, auf der sie sich mit Unterbrechungen mehrere Tagereisen weit fortsetzen. Ausserdem haben die vom Sannaga ins Meer geschleppten Schuttmassen die Mündung durch eine schwer passierbare Barre abgesperrt. Durch einen Nebenarm, den schon genannten Quaqua (vergl. S. 129), steht der Sannaga nordwärts mit dem Kamerunästuar in Verbindung. In früheren Zeiten gab es noch einen zweiten Kanal zwischen Fluss und Becken, der aber, seitdem der Sannaga den Durchbruch durch die vorgelagerten Höhen erzwungen hat, bis auf einen Rest, den fischreichen Ossa- oder Lungasisee an einem rechten Nebenarm des unteren Sannaga, verschwunden ist. In ähnlicher Weise sendet der Strom mehrere Abzweigungen zu einem zweiten stattlichen Flusse, dem Nyong, dessen von tiefschwarzem Wasser erfülltes Bett ebenfalls zweimal von Fällen und Schnellen unterbrochen wird. Günstigere Verhältnisse herrschen in dieser Beziehung bei den östlichen Grenzflüssen, dem zum Kongo eilenden Sanga und Ngoko und dem zum Tsad abfliessenden Schari und Logone. Die umgebenden Niederungen sind weithin mit Sand, Lehm und Moorboden bedeckt, und es liegt die Annahme nahe, dass sie die Ablagerungen zweier riesiger Seebecken sind, von denen das eine am mittleren Kongo bis zur jüngsten Tertiärzeit bestand, während sich von dem andern noch ein dürftiger Rest, der Tsadsee, erhalten hat. Im übrigen ist der Osten unseres Schutzgebietes noch sehr wenig bekannt, und man weiss bloss, dass der Oberlauf des Sannaga und Nyong eine wichtige Völkerscheide zwischen den Bantu- und Sudannegern bildet. So gross ist der Unterschied, dass sich der von Westen kommende Europäer plötzlich in eine fremde Welt versetzt sieht, da er nunmehr Leuten begegnet, deren Gestalt, Tracht, Waffen, Lebensweise und Wohnungen in allen Stücken von denen der Küsten- und Waldbewohner abweichen.

Kamerun umschliesst innerhalb seiner politischen Grenzen drei Hauptstromgebiete, deren dreifach abgedachte Wasserscheide auf dem innerafrikanischen Hochlande liegt. Aber bloss die zum Atlantischen Ozean abrinnenden, im Unterlaufe meist nicht schiffbaren und deshalb für den Verkehr wenig brauchbaren Wasseradern gehören ihm allein an. Die wertvollsten Wasserstrassen dagegen, das für den Sudanhandel

so bedeutsame Bett des 2—3 km breiten Benuë im Norden, der Schari und Logone im Osten und die rechtsseitigen Zuflüsse des untern Kongo im Südosten, sind ganz oder grösstenteils den Engländern und Franzosen zugefallen. Demnach sind wir nicht nur in Ostafrika, sondern auch in Westafrika von den natürlichen Verkehrsstrassen abgedrängt, die in einem gewissen Zusammenhange stehen und das Eindringen ins Herz des dunklen Erdteils leicht und bequem vermitteln. Unthätig müssen wir zusehen, wie englische Händler, den Benuë mit Dampfern aufwärts fahrend, Deutsch-Adamaua mit Waren versorgen und wie die reichen Elfenbeinvorräte unseres Hinterlandes entweder dem Kongo zugeführt oder durch Haussahändler in den Sudan gebracht werden. Auf einem andern Wege, von dem mächtigen Kongonebenflusse Ubangi aus, ist die französische Expedition Gentil mit zerlegbaren Dampfern zum Schari und den gewaltigen Strom abwärts bis zum Tsadsee gelangt. Dann dürfte die Zeit nicht mehr fern sein, dass der Tsad von Dampfschiffen befahren wird, zumal nach Vollendung der Kongoeisenbahn das erforderliche Material ohne jede Schwierigkeit zum Ubangi geschafft werden und die Wasserscheide zwischen ihm und dem Isadsee unschwer mit einer 150 km langen Eisenbahn überschritten werden kann. Dass die Franzosen nach Erschliessung dieses Weges einen beträchtlichen Vorsprung in Innerafrika gewinnen werden, ist zweifellos, und da unsere Interessen ebenfalls ganz wesentlich in Betracht kommen, so hat man den südöstlichen Grenzgebieten unserer Kolonie neuerdings besondere Beachtung geschenkt.

Nach Osten ebnet sich das Randgebirge allmählich zu einer flachwelligen Hochfläche aus, die, 700—800 m über dem Meeresspiegel gelegen, in breitester Ausdehnung den ganzen übrigen Teil des Schutzgebietes einnimmt und sich binnenwärts zum südafrikanischen Hochlande fortsetzt. Gleich dem Gebirge besteht es aus uralten Gesteinen, aus Gneisen, Lagergraniten und krystallinischen Schiefern, die von zahlreichen Ganggraniten, Porphyren und Diabasen durchsetzt werden. Nur im mauerartig steil eingesenkten Benuëthale lagern horizontal auf dem krystallinischen Untergrunde in weiter Ausdehnung versteinerungsleere Sandsteine unbestimmten Alters, die mehrfach durch die Erosion in Tafelberge aufgelöst sind und stellenweise von vereinzelten Basaltkuppen durchbrochen werden. Als Verwitterungsschicht waltet die rote Erde Afrikas, der Laterit, entschieden vor und giebt lohnende Erträge an Reis und Negerhirse, die von den Sudannegern mitgebracht wurden, während das Hauptnahrungsmittel der Bantu, die Banane, mehr und

mehr verschwindet. Der reiche Gehalt des Laterits an Brauneisenstein hat bei den Yaunde und bei andern heidnischen Bantustämmen eine rege Eisenindustrie ins Leben gerufen. Durch einen einfachen Schmelzprozess gewinnen sie das Eisen aus dem Gestein und haben als Waffenverfertiger einen weit verbreiteten Ruf. Die Eintönigkeit und Einförmigkeit der von den Flussbetten tief durchschluchteten und von einzelnen Hügeln überragten Savanne vermindert sich erst in Adamaua, wo beiderseits des Benuë, dessen breiter Grabenbruch das Land in zwei Teile zerlegt und die eine, West-Ost verlaufende Hauptstreichungsrichtung (Benuëlinie) darstellt, kühne, alpenähnliche Gebirge auftreten. Diese durch ausgedehnte Thalebenen getrennten Gebirge, das Tschebtschi-, Atlantika-, Mandara-, Genderogebirge und andere, sind 2000—3000 m hoch und werden vornehmlich aus Ganggranit und aus alt- und jungvulkanischen Gesteinen, darunter ausgedehnten Basaltdecken, aufgebaut. Ausserdem bezeichnen sie die zweite tektonische Linie (Kamerunlinie), die Adamaua beherrscht und einen südwest-nordöstlichen Verlauf zeigt. Sie liegt in der verlängerten Streichrichtung einer deutlich ausgeprägten Vulkanreihe, die sich über das Kamerungebirge bis zu den vier vulkanischen Guineainseln Fernando Poo, Principé, St. Thomé und Annobon fortsetzt. Wir haben es demnach auch in Westafrika mit einer gewaltigen Bruchlinie zu thun, die vielleicht schon mit der einsamen Insel St. Helena im Atlantischen Ozean beginnt und sich über den anscheinend basaltischen Kupeberg [1]) zwischen Mungo und Wuri und die isolierten Basaltkegel des oberen Benuëthales möglicherweise bis tief hinein in den Sudan verfolgen lässt. Sie bildet somit das geminderte Gegenstück zum central- und ostafrikanischen Graben.

Der mächtige Kamerun-Pik ist der höchste Gebirgsstock längs der westafrikanischen Küste und nimmt einen Flächenraum von 2000 qkm ein. Steil türmt er sich zu einem 3960 m (nach Preuss 4200 m) hohen Gipfel auf, der von seinem ersten Ersteiger, dem berühmten englischen Afrikareisenden Burton, Victoria- und Albertberg genannt wurde, während er bei den abergläubischen Eingeborenen Mongo ma Loba oder Götterberg heisst. Er ist das Wahrzeichen der Kolonie und stellt im Verein mit dem 2580 m hohen Clarence Pik auf dem benachbarten Fernando Poo die weithin sichtbaren Strebepfeiler eines gewaltigen Thores dar. Ganz aus Basalt aufgebaut, verrät er seinen vulkanischen

---

[1]) Der Kupeberg, dessen Meereshöhe bis zu 3000 m betragen soll, ist die höchste Erhebung der vulkanischen Nkossi- oder Bakossiberge.

Ursprung vor allem durch die charakteristischen Umrisse des Hauptgipfels, dessen Kraterwand im Nordwesten in sich zusammengebrochen ist, so dass nur noch eine kammähnliche, zackige Ruine stehen blieb. Nicht weniger ausdrucksvoll ist der kleine Kamerunberg oder Mongo ma Etinde (1774 m), ein steiler, schroff am Meere endender Zacken. An ihn grenzen im Süden zwei Buchten, die Ambasbai und der Kriegsschiffshafen mit dem botanischen Versuchsgarten Victoria, die einst geschlossene Kraterbecken waren, bis sie durch die Brandung des Ozeans geöffnet wurden. Im Gegensatze zu ihnen stellt der am Nordostfusse des Gebirges gelegene Barombi- oder Elefantensee ein tiefes, fischreiches



Lamgebirge.
Aus „Passarge, Adamaua". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Wasserbecken von 7 km Länge, 3 km Breite und rundlicher Gestalt dar, das seine Entstehung ebenso wie der Cotta- und Sodensee augenscheinlich vulkanischen Kräften verdankt.

Aus dem Hauptkrater des Mongo ma Loba und aus zahlreichen seitlichen Ausbruchsherden oder Nebenkratern, deren man jetzt über 28 kennt, sind zu den verschiedensten Zeiten wohl unterscheidbare Lavaströme ausgeflossen, und gleich endlosen Eisenbahndämmen laufen die gelben und roten, bald frischen, bald verwitterten Lavamassen zur Tiefe. Da in den am Westfusse anstehenden Tuffen zahlreiche, noch heute dort wachsende Landpflanzen vorkommen, so hat der Vulkan offenbar bis in die Neuzeit hinein Ausbrüche gehabt und ist vielleicht in geschichtlicher Zeit noch thätig gewesen. Dagegen haben sich die

Angaben englischer Kapitäne, die noch in den 60er Jahren glühende Lavaströme bemerkt haben wollen, nicht bestätigt, und Kohlensäure-, Schwefel- und Naphthaquellen sind die letzten Zeugen der allmählich erlöschenden vulkanischen Kraft und inneren Glut.

Wegen der ausserordentlichen Durchlässigkeit der Lavaschichten und lockeren Auswürflinge versickern die Niederschläge sehr schnell, und selbst die überreichen Regengüsse jenes Gebietes sind nicht im stande, ausdauernde Bäche zu erzeugen. So kommt es, dass die Gehänge oberhalb des Waldgürtels unter drückendem Wassermangel leiden und dass man von 2400 m Meereshöhe an aufwärts erst zwei Quellen entdeckt hat. Die untere Hälfte des Gebirges dagegen ist sehr ausgiebig bewässert und bietet wegen der gleichmässigen Niederschlagsverteilung und des zu einer tiefen Schicht überaus fruchtbarer Gartenerde zersetzten Bodens die günstigsten Bedingungen für den Plantagenbau, der thatsächlich in Kamerun zu den vielversprechendsten Hoffnungen berechtigt. Bis 2200 m und in geschützten Schluchten bis 2700 m dringt üppiger Urwald vor, der allmählich lichter wird und plötzlich scharf gegen die mit vereinzelten Sträuchern bedeckten Bergwiesen abschneidet. Ihre alpine Flora zeigt nach A. Englers vergleichenden Untersuchungen viel Ähnlichkeit mit derjenigen der übrigen afrikanischen Hochgebirge. Auf den Lavamauern und den vulkanischen Aschen der höchsten Zinne fristen bloss noch Flechten und kurze Gräser ein kümmerliches Dasein, und zur Regenzeit überzieht sich der Götterberg vorübergehend, aber stets nur für wenige Stunden, mit einer leichten Schneehaube.

Wegen der wechselnden Höhenlage vom Meeresspiegel, an dessen Ufern die zartesten Kinder der tropischen Pflanzenwelt gedeihen, bis zur nackten Spitze des Mongo ma Loba, wegen des Gegensatzes zwischen Urwald und Savanne und wegen der Thatsache, dass der meteorologische Äquator mitten durch das Schutzgebiet geht, zeigt das Klima die mannigfachsten Abstufungen zwischen drückender Hitze und empfindlicher Kälte und bemerkenswerte Unterschiede in der Regenverteilung. Im allgemeinen besitzt aber Kamerun infolge seiner äquatornahen Lage ein ausgesprochenes Tropenklima, das sich durch eine beständig hohe Wärme und eine ausserordentliche Regenfülle auszeichnet.

Längs der Küste herrscht das ganze Jahr hindurch eine feuchtheisse Treibhausluft, die erschlaffend wirkt und nur geringen Schwankungen unterworfen ist. Bei einer mittleren Jahreswärme von + 25,5° C. weist der Februar als wärmster Monat + 27,3° C. und der Juli als kältester Monat + 24,4° C. auf, so dass der Gesamtunterschied bloss

3° C., der Unterschied zwischen dem heissesten (+ 32° C.) und kältesten Tage (+ 20° C.) meist nicht mehr als 12° C. beträgt. Leider



Der grosse und der kleine Kamerunberg.

ist das Klima unserer Kolonie für Europäer nicht günstig, ja sie gilt als das ungesundeste Gebiet der ohnehin ungesunden Westküste Afrikas,

und von den bösartigen Fiebern bleiben auch fremd herkommende Eingeborene nicht verschont. Besonders die Mangrovesümpfe sind die Brutstätten zahlloser mikroskopisch kleiner Fieberkeime, die unter der gleichmässig feuchten Wärme die günstigsten Entwickelungsbedingungen finden. Zwar mildern die kühlen Seewinde die Hitze und reinigen die fieberbrütende Luft, weshalb man ihnen bezeichnenderweise den Namen „der Doktor“ gegeben hat. Doch hält es der Europäer selbst bei vorsichtigster Lebensweise selten länger als drei Jahre in Kamerun aus. Die auf den Hängen des Kamerungebirges in dem wolken- und nebelreichen, aber luftigen und gesunden Buëa (900 m Meereshöhe, Jahresmittel + 19° C.) angelegte Erholungsstation schafft nur vorübergehend Besserung, und es bleibt abzuwarten, ob die in vielen Sumpf- und Fiebergegenden mit Erfolg angepflanzten Eukalyptenbäume auch hier von segensreicher Wirkung sein werden.

Nach dem Innern zu und mit wachsender Meereshöhe nimmt die Temperatur langsam ab und beträgt in Lolodorf (500 m) + 23,2° C., in der Yaundestation (775 m) + 22,5° C. und in dem wieder aufgelassenen Baliburg (1340 m) + 18° C. im Jahresmittel. Statt des unerträglich schwülen Küstenklimas und der dumpfigen Waldluft weht ein frischer, kräftigender Hauch; und wenn auch die jährlichen Temperaturschwankungen nicht übermässig gross sind, so kann doch der Unterschied zwischen Tages- und Nachtwärme bis auf 26° C. steigen, indem das Thermometer von 32,7° C. am Tage auf + 7° C. während der Nacht fällt. Die Morgenstunden sind kühl und werden häufig von dichten Frühnebeln mit feinem, durchkältendem Sprühregen begleitet. Beim Überschreiten eines wegen seiner kalten Regen verrufenen Gebirgszuges (1600 m) bei Baliburg verzeichnete Zintgraff gar nur + 6° C. Wärme, so dass ein Teil seiner fast unbekleideten Leute erstarrt liegen blieb und — ein in den afrikanischen Tropen wiederholt beobachtetes Ereignis — 16 Mann vor Kälte den Tod fanden.

Bezüglich der Niederschlagsverhältnisse ist der Gegensatz zwischen Regen- und Trockenzeit in Adamaua scharf ausgeprägt. Ebenso gliedert sich in Nordkamerun das Jahr in eine regenreiche, kühle und eine regenärmere, warme Zeit, die aber immer noch nässer als die nässesten Monate in Deutschland ist. In Südkamerun giebt es je zwei Regen- und Trockenzeiten; doch bleibt hier wie dort ein Monat selten ganz ohne Niederschläge, was zur Erhöhung der Fruchtbarkeit wesentlich beiträgt. Heftige Gewitter, die oft als Gewitterböen oder Tornados auftreten, leiten die Regenperiode ein und schliessen sie wieder ab. Zu gewissen Monaten

bleibt kein Tag von ihnen verschont, und ihre Zahl nimmt nach dem Innern rasch zu, indem an der Küste durchschnittlich 120—150, auf der Yaundestation 173 und in Baliburg 218 Gewittertage im Jahre verzeichnet wurden.

Die Jahressumme der Niederschläge zeigt von Jahr zu Jahr erhebliche Schwankungen, ist jedoch sehr beträchtlich und wird von Süd nach Nord und vom Binnenlande nach der Küste schnell grösser. In Yaunde fallen jährlich 1531 mm Regen, in Baliburg schon 2750 mm, im Kamerunbecken stets über 4000 mm (nach 8—9jährigen Mittelwerten im Jahresdurchschnitt 4195 mm), und wandert man um den Westfluss des Kamerungebirges, so betritt man zwischen dem Kap Debundja und der oft genannten Tabakspflanzung Bibundi das regenreichste Gebiet Afrikas und das zweitregenreichste Gebiet der ganzen Welt. Hier giebt es überhaupt keinen Gegensatz zwischen Regen- und Trockenzeit mehr, und die jährliche Regenhöhe steht mit 9000 mm bloss hinter der 12000 mm betragenden Niederschlagshöhe der vorderindischen Station Tscherapundji am Südhange des Himalaya zurück. 1895 berechnete man die Regenhöhe zu Debundja auf 8968 mm, 1896 sogar auf 9789 mm. Sie ist aber entschieden noch höher, weil nur für wenige Monate lückenlose Aufzeichnungen vorliegen. [1])

Ist schon Kameruns Lage und Naturbeschaffenheit eigenartig, so sind es in noch höherem Grade seine Bewohner, die man insgesamt zu $2^1/_2$—$3^1/_2$ Millionen veranschlagt. Am dichtesten ist die Küste, am dünnsten der Urwald bevölkert, worauf sich mit der Annäherung an das Grasland die Siedelungen wieder mehren und vergrössern. Von den Eingeborenen stehen aber heute höchstens $^1/_2$ Million unter deutscher Herrschaft, nämlich nur die küstennahen Stämme. Die über den oberen Sannaga führende Völkerscheide (vergl. S. 134) trennt die beiden Hauptgruppen der Bantu- und Sudanneger voneinander. Erstere zeigen den reinen Negertypus und wohnen im waldigen Tieflande, bei letzteren, die auf der offenen Savanne der Hochebene sesshaft sind, macht sich bereits die Beimischung arabischen und berberischen Blutes und der Einfluss des Islam bemerkbar. Zu diesen zwei Hauptvölkergruppen gesellen sich die Reste einer kleinen, ja zwerghaften Urbevölkerung von gelber Hautfarbe, die im Urwalde haust und auf einer sehr niedrigen Kulturstufe stehen geblieben ist. Ihre Angehörigen, die Bojaeli, haben

---

[1]) Im Gegensatze zu Debundja besitzt die im Regenschatten des Kamerungebirges liegende Barombistation nur 2000 mm Regenhöhe.

keine festen Wohnsitze, sie benutzen lediglich Schutzdächer gegen die Unbill des Wetters und besuchen selten ein Dorf, um die Erträgnisse der Jagd gegen andere Lebensmittel einzutauschen. Der Begegnung mit Fremden gehen die Bojaeli sorgfältig aus dem Wege, so dass man ihr Gebiet durchstreifen kann, ohne je einen Vertreter jener merkwürdigen Rasse zu Gesicht zu bekommen.

Die Europäer zählen 253 Seelen und sind grösstenteils Deutsche, dann in gleichem Verhältnis Engländer, Amerikaner und Schweden.

Unter den Küstennegern, die weniger in Sitte und Brauch als vielmehr in der Mundart von einander abweichen, stehen die 20—26000 Köpfe starken Dualla obenan. Erst vor etwa 200 Jahren in die Umgebung des Kamerunhaffs eingewandert, sind sie heute der herrschende Stamm und nehmen körperlich und geistig gegenüber den andern Küstenbewohnern, z. B. den Viehzucht treibenden Bakwiri oder Buëa (25000 Seelen), den Bomboko (20000 Seelen), Batanga, Malimba, Edia, Bakoko oder Mwelle, eine hervorragende Sonderstellung ein. An der Kamerunküste bestand seit geraumer Zeit ein lebhafter Verkehr, wobei der Ölhandel die wichtigste Rolle spielte. Sehr bald erkannten aber die schlauen Eingeborenen, wie gewinnbringend und wenig anstrengend die Ausübung des Zwischenhandels sei, und so bildete sich allmählich ein Sperrsystem heraus, das grössere kaufmännische Unternehmungen lahm legte und der Erforschung des Innern unglaubliche Schwierigkeiten bereitete. Durch hohe Eingangs- und Durchgangszölle suchten die Küstenbewohner auf Kosten der europäischen Kaufleute und der schwarzen Binnenhändler den grössten Vorteil für sich zu ziehen. Da die weiter im Innern wohnenden Nachbarstämme, die Buschleute, ihrerseits ebenfalls Zollschranken errichteten und mit rücksichtsloser Eifersucht den Durchzug fremder Karawanen durch ihr Gebiet verhinderten, so mussten die Waren oft drei, vier und mehr solcher Zwischenhandelsgürtel passieren. Natürlich stieg ihr Preis dadurch auf das Fünffache des ursprünglichen Wertes, so dass die einheimischen Erzeugnisse übermässig verteuert, die europäischen fast wertlos gemacht wurden. Dieser Zustand war schliesslich so unerträglich geworden, dass er unmöglich mehr fortdauern konnte; und als die Bemühungen der deutschen Regierung, auf friedlichem Wege Wandel zu schaffen, erfolglos geblieben waren, wurde die chinesische Mauer seit 1890 mit Waffengewalt durchbrochen. Heute ist an verschiedenen Stellen Bresche in sie gelegt, und die Firma Wörmann hat in Edia bereits eine Faktorei errichtet. Die Eingeborenen müssen es dulden, dass zum Schutze des unmittel-

baren Verkehrs zwischen Küste und Binnenland in ihrem Gebiete Militärstationen angelegt werden. In ihren Interessen schwer geschädigt, fügen sie sich nach Aufhebung der Handelssperre aber nur langsam den neuen Verhältnissen, und die Schutztruppe hat noch immer kleine Aufstände der unzufriedenen Küstenbewohner niederzuwerfen.

Der reiche Gewinn, den der Zwischenhandel mühelos einbrachte, hat die Küstenstämme jeder ernsten Arbeit entfremdet. Sie sind faul und unverschämt, lügnerisch und unzuverlässig, und ihr moralischer Wert ist gering, zumal sie von den Europäern wenig Gutes, statt dessen aber viel Schlechtes angenommen haben. Doch sind die Dualla geistig geweckt und haben eine sehr sinnreiche und schwierige Trommelsprache erfunden, mittelst deren sie sich binnen kürzester Zeit und auf weite Entfernungen hin verständigen können.[1] Ferner besuchen sie fleissig die neu errichteten Regierungsschulen, freilich meist nur, um auf Grund der erworbenen Kenntnisse andere um so besser betrügen zu können. Ackerbau und Viehzucht sind an der Küste wenig entwickelt und werden durch die Frauen und Sklaven bloss soweit betrieben, als es zur Bestreitung des Haushaltes unerlässlich ist. Daher sind die Lebensmittel übermässig teuer, und frisches Fleisch ist so selten, dass grosse Mengen von Fleischkonserven für die Europäer eingeführt werden müssen. Mit Ausnahme der Schnitzerei und Töpferei, des Bootbaues und der Ölgewinnung liegen die Gewerbe ebenfalls darnieder, und die im Binnenlande blühende Eisenindustrie ist gänzlich unbekannt. Zur Plantagenarbeit sind die Dualla nicht zu gebrauchen. Dagegen kommen die Bewohner des Innern, namentlich die Yaunde und Bali, in immer grösseren Scharen als Arbeiter zur Küste und werden vielleicht einmal die fremden, teuren Hilfskräfte, in erster Linie die viel verwendeten Kruneger, ersetzen.

Die Frauen nehmen eine untergeordnete Stellung ein und werden gekauft, zuweilen auch erst auf Probe genommen, wobei der Kaufpreis zwischen 800 und 1600 Mark schwankt. Sie sind nichts anderes als Arbeitsmaschinen und gelten als beste Kapitalanlage. Je reicher ein Mann ist, um so mehr Frauen erwirbt er, weil er dadurch seine Arbeitskräfte und damit seine Einnahmen vermehrt. Besitzt ein Dualla z. B. 60 Frauen, so entspricht das einem zinstragenden Vermögen von 60000 Mark, und wer seine Schulden nicht bezahlen kann, verpfändet

[1]) Die Trommelsprache ist in Afrika noch mehrfach verbreitet. Fest ausgebildet ist sie z. B. bei den Mangu- und Gonjaleuten im Hinterlande von Togo.

je nach Umständen eine oder mehrere Frauen, wobei freilich alte oder arbeitsunfähige nicht in Zahlung genommen werden. Aus diesem Brauche ist die Einrichtung der Pfandweiber hervorgegangen, die bekanntlich im Prozesse gegen den Kanzler Leist eine gewisse Rolle spielte und mit der man wegen der vielen Unzuträglichkeiten, die sie im Gefolge hatte, neuerdings gebrochen hat. Leider ist es noch nicht gelungen, eine andere Unsitte zu beseitigen, nämlich das sogenannte Trustsystem, das sich mit der Zeit im Verkehr zwischen den Europäern und den Dualla eingebürgert hat. Es besteht in einem ganz ungeordneten und unvernünftigen Kreditgeben an die eingeborenen Zwischenhändler und bildet, obwohl es die letzteren zum Lügen und Betrügen verführt, noch immer die wesentlichste Grundlage des Handels.

Bei den Küstenstämmen besteht die Sklaverei, allerdings in sehr milder Form, weil die Sklaven als Arbeitsmaschinen ihren Geldwert haben. Sie bewohnen besondere, oft dicht bevölkerte Ortschaften, die sogenannten Ningadörfer, erhalten mehrere Wochentage für ihre eigene Arbeit frei und haben wegen ihrer grossen Zahl nicht selten eine solche Macht, dass ihre Herren geradezu auf ihren guten Willen angewiesen sind. Tritt daher die in Westafrika nicht allzuseltene Notwendigkeit eines Menschenopfers ein, so muss man sich oft mit List eines Sklaven versichern, der dann heimlich abgeschlachtet wird. Innerhalb des deutschen Machtbereiches sind natürlich derartige Greuel verboten, und den Herren ist das Recht über Leben und Tod ihrer Sklaven genommen.

Die den Bantu eigentümliche politische Zersplitterung bringt es mit sich, dass jeder Stamm in eine Unmenge kleiner Gemeinden zerfällt und dass die Häuptlinge kaum das Ansehen unserer Dorfschulzen geniessen. Ihre Macht liegt lediglich in ihrem Reichtum an Sklaven und Weibern, die ihnen als Arbeitskräfte Nutzen bringen, während letztere mit der Erweiterung der verwandtschaftlichen Beziehungen die Handelsverbindungen auf möglichst viele Ortschaften, die Heimatsdörfer der Frauen, ausdehnen. Demgemäss sind die Häuptlinge gewöhnlich die Haupthändler, was aber ihre getreuen Unterthanen nicht hindert, sie fortzujagen, wenn sie ihnen nicht mehr passen. Herrscht ein Häuptling über mehrere Dorfschaften, so legt er sich den stolzen Namen King (König) bei und trägt, um seine Würde äusserlich zu kennzeichnen, am Hut oder auf der Brust einen seinen Namen und Stand anzeigenden Zettel. Diese Kings sind beileibe nicht mit europäischen Fürsten zu vergleichen, und ebensowenig sollte man sie mit Majestät anreden



Batangaleute mit Booten

aus „Deutschland und seine Kolonien". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

oder durch Salutschüsse ehren, wie es mehrmals geschehen ist. Denn solche unangebrachte Ehrenbezeugungen tragen höchstens dazu bei, die den Negern innewohnende Überhebung gegen die Europäer noch mehr zu steigern.

Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, dass die Dualla der europäischen Civilisation gegenüber nicht unzugänglich geblieben sind und es lieben, ihre Hütten behaglich einzurichten. Die Kleidung lehnt sich ebenfalls immer mehr an europäische Vorbilder an, wobei freilich dem Negergeschmack bunte, goldbetresste Röcke und reicher Schmuck am meisten zusagen. Je mehr man sich jedoch aus dem Bereiche des europäischen Einflusses entfernt, um so unverdorbener werden die Eingeborenen und um so urwüchsiger Wohnung und Kleidung. Bei den kriegerischen Ackerbauern und Viehzüchtern des Binnenlandes, den Yaunde, Bati, Bali und Bamufut, die sich nie am Zwischenhandel beteiligten und in keine Beziehungen zu den Weissen traten, nehmen die Männer mit einem togaähnlichen Gewand oder einem Lendentuch vorlieb, während bei den Frauen die Einreibung mit Rotholz, ein Grasschurz, eine Perlenschnur um die Hüften oder ein rotgefärbter Grasbusch am Kreuz die einzige Bekleidung darstellt.

Die Wute, Bali und Bamufut sind bereits Mischvölker aus Bantu- und Sudannegern und sprechen die Sudansprachen. Ursprünglich waren aber die heidnischen Bantu viel weiter ostwärts verbreitet, und die Sudanneger sind erst in verhältnismässig junger Zeit ins Kameruner Hinterland eingedrungen. Mit Sicherheit lässt sich behaupten, dass die meisten der im Randgebirge liegenden Siedelungen nicht älter als einige Jahrzehnte sind. Mit ihren Reiterscharen trieben die Sudanneger, die durch den Islam fest organisiert sind und Verständnis für Kultur und Fortschritt zeigen, die politisch zersplitterten, an Geist, Geschicklichkeit und Mut minderwertigen Gegner Schritt für Schritt zurück; und wenn keine überlegene europäische Macht eingreift, so wird der Ausgang des gewaltigen Völker- und Religionskampfes zu Ungunsten der Bantu nicht zweifelhaft sein. Heute bezeichnet im allgemeinen der Verlauf der Urwaldgrenze die Scheidelinie zwischen beiden Völkern. Die Bantu behaupten im grossen Ganzen das Waldland, da den Sudannegern als Kindern der offenen Steppe das Leben im dunklen Dickicht fremd ist, und nur in den schwer zugänglichen Gebirgen Adamauas haben sich noch einige unabhängige Heidenstaaten gegen die mohamedanischen Reiterheere behauptet. Sonst haben sich auf der Hochebene überall die Sudanneger eingenistet und als Haustiere das den Bantu unbekannte Pferd und Buckelrind mitgebracht. Sie bauen als Feldfrüchte vornehm-

lich Negerhirse, Knollengewächse, Erdnüsse, Baumwolle und Indigo, und der Ackerbau, der im Stile des Hackbaues von den zahlreichen Sklaven betrieben wird, ist bei ihnen verhältnismässig hoch entwickelt.

Was den Sudannegern in Tracht, Anschauung, Lebensweise und in politischen Dingen eine gewisse Einheitlichkeit verleiht, ist der Islam, der ostwärts von Ngila, der Hauptstadt des Wutereiches, zusehends überhand nimmt. Er wurde den Heiden gebracht durch zwei fremde, berberähnliche, hamitische Völker, die vom Rande der Wüste her eindrangen und im Laufe der Zeit mehr oder minder stark vernegert sind, die Fulbe und die Haussa [1]). Letztere, die schon früh als friedliche Händler nach Adamaua kamen, dort durch Gründung von Kolonien heimisch wurden und sich mit den Eingeborenen vermischten, traten um 1540 zum Islam über und fanden an den später einwandernden Fulbe einen starken Schutz und Rückhalt. Die Fulbe nahmen ebenfalls begeistert die mohamedanische Religion an und gaben den Haussastaaten einen ganz neuen Aufschwung, indem sie die Herrschaft an sich rissen und dadurch das eigentliche Bindemittel der politischen Gebilde des westlichen Sudan wurden. Erst als im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die auf politischer und religiöser Grundlage ruhende Fulbebewegung begann, fielen sie erobernd in Adamaua ein, das schon seit 4 Jahrhunderten mit zahlreichen Kolonien eines viehzuchttreibenden, ziemlich rein gebliebenen Fulbestammes, der Borroro, durchsetzt war. So entstanden zahlreiche Fulbestaaten, z. B. Ngaumdere, Tibati, Tikar, Banyo und Bubandjidda, die insgesamt unter dem rein politischen, nicht rein geographischen Begriff Adamaua zusammengefasst werden. Sie haben sich die benachbarten Negerreiche unterthan gemacht, stehen ihrerseits aber wieder, wenn auch nur in lockerem Gefüge und nahezu unabhängig, unter der Lehensherrschaft des Oberherrn von Adamaua, des Emirs von Yola, der seinerseits dem Fulbekaiser von Sokoto tributär ist.

Den umfangreichen Staatsverbänden entsprechen die ausgedehnten Siedelungen, die man schon bei den unter mohamedanischem Einflusse stehenden Mischvölkern an der Grenze des Waldlandes findet. Das Hauptdorf der Bamufut und Ngila (830 m), der Hauptort der Wute, zählen je 10—12000 Einwohner. Tibati, die Hauptstadt des gleichnamigen Sultanats, ist nicht weniger dicht bewohnt, und Yola, die englische Hauptstadt Deutsch-Adamauas, mag eine Bevölkerung von 15—20000 Seelen besitzen. Die volkreichste Stadt Süd-Adamauas ist aber

[1]) Ausser den Fulbe, den politischen Herren, und den Haussa, den handelspolitischen Herrschern, sind auch Araber und Kanuri in Adamaua eingewandert.

Ngaumdere (1150 m) mit 30000 Einwohnern, und so liesse sich noch eine ganze Reihe anderer Beispiele anführen. Alle diese Städte sind meist mit Wall und Graben umgeben und haben eine beträchtliche Ausdehnung, weil innerhalb der Befestigungen viel Ackerland liegt, das im Falle einer längeren Belagerung die Eingeschlossenen vor Mangel schützen soll.

Die grossen Bevölkerungscentren sind zugleich die Mittelpunkte eines äusserst lebhaften Verkehrs, wie er im Waldlande Kameruns gänzlich unbekannt ist. Alle Lebensbedürfnisse kann man auf den Märkten Adamauas befriedigen. Doch ist unser Hinterland leider noch immer das Hauptausfuhrgebiet für Sklaven, die entweder an die Haussahändler verkauft oder an den Sultan von Sokoto als Tribut gezahlt werden. Banyo (1020 m), Kontsha (420 m) und Gashaka (360 m) sind wichtige Kreuzungspunkte vielbegangener Karawanenwege. Yola (200 m) steht hinter ihnen zwar als Marktplatz zurück, hat sich aber durch eine rege Baumwollen- und Lederindustrie, durch schwunghaft betriebene Gerberei, Töpferei und Indigofärberei vom Haussahandel unabhängiger gemacht als die Nachbarstädte. Ferner ist jene Stadt — und das sichert ihre Überlegenheit — die Hauptniederlage für europäische Waren, die den Benuë heraufkommen, und hat dadurch das weiter stromaufwärts gelegene Garua überflügelt. Dieser bereits dem deutschen Interessengebiete angehörige Elfenbeinplatz ist das eigentliche Handelscentrum Adamauas, da hier die vom Tsadsee zum Kongo führende Karawanenstrasse den Benuë schneidet. In Garua war deshalb ursprünglich der Hulk d. h. das abgetakelte Handelsschiff der englischen Nigerkompagnie verankert, bis der Emir den Handel nach Yola verlegte, den Hulk dorthin zurückziehen liess und Garua durch alle diese Massregeln künstlich unterdrückte. Jedenfalls sind beide Orte dazu bestimmt, in absehbarer Zeit eine bedeutsame Rolle zu spielen, zumal der Sudanhandel durch das Eindringen der Europäer eine tiefgreifende Umgestaltung und einschneidende Veränderungen erfahren hat. Während der Sudan noch vor wenigen Jahren nur durch die Wüste mit Europa in Verbindung stand, wird er seit der Festsetzung der Nigerkompagnie vom Benuë aus so massenhaft mit billigen europäischen Waren überschwemmt, dass der Wüstenverkehr fast vollständig zu Grunde gegangen ist und dass die Karawanenstrassen durch die Sahara zusehends veröden. Um unser Hinterland in handelspolitischer Beziehung nicht ganz von England und Frankreich abhängig werden zu lassen und es vielmehr mit der deutschen Kamerunküste zu verbinden, gilt es vor allem, Verkehrserleichterungen zu schaffen und die Haussahändler zu

gewinnen, da gerade sie fleissig und kaufmännisch begabt wie kein anderes Volk sind. Die Fulbefürsten Adamauas, denen sie reichliche Vorschüsse gewährt, sind ihnen tief verschuldet, und wie in Togo, so ist auch hier der Handel fast ausschliesslich in der Hand der Haussa. Dass die letzteren jede günstige Gelegenheit zur Erweiterung ihrer Beziehungen benutzen, geht daraus hervor, dass unmittelbar nach Beseitigung der Handelssperre eine über Yaunde ziehende Haussakarawane an der Küste erschien (1897), was mehrere der dort ansässigen Firmen bewog, Zweigniederlassungen in Yaunde einzurichten. Allerdings sind die Haussa Mohamedaner, aber keineswegs fanatische Anhänger des Propheten, und mit dem Islam haben wir umsomehr zu rechnen, als er die Eingeborenen des ganzen Binnenlandes als religiöse, politische und kulturelle Macht beeinflusst. Von ihrer richtigen Behandlung hängt dermaleinst die Zukunft Kameruns ab, denn Adamaua ist eins der gesegnetsten, wasser-, acker- und weidereichsten Länder Innerafrikas, und seine dichte, kaufkräftige Bevölkerung gewinnt als Abnehmer unserer Gewerbeerzeugnisse eine ganz besondere Bedeutung.

Deutsch-Südwestafrika.

Deutsch-Südwestafrika nimmt unser Interesse besonders dadurch in Anspruch, dass es die erste deutsche Kolonie war und für absehbare Zeit unsere einzige Besitzung ist, die eine Besiedelung mit Nordeuropäern möglich macht. Als ein nach Norden breiter werdendes, längliches Viereck erstreckt sich das Schutzgebiet durch $11\frac{1}{2}$ Breitengrade zwischen dem Oranjestrom im Süden und dem Kunene im Norden, vom Atlantischen Ozean bis an und über 20° O. und steht längs des Tschobeflusses durch einen schmalen Streifen zweifelhaften Wertes mit Südafrikas wichtigster Handelsstrasse, dem Sambesi, in Verbindung. Mit 835100 qkm Flächeninhalt stellt es unsere zweitgrösste Kolonie dar, die das Mutterland noch um Zweidrittel seines Umfangs übertrifft. Freilich bezeichnet dieser ungeheuere Raum wie bei den andern Schutzgebieten nur unser Interessenbereich, mit dem sich unser eigentliches Machtbereich noch lange nicht deckt. Im Norden sind die Portugiesen, im Osten und Süden die Engländer unsere Grenznachbarn, und letzteren gehört auch die Walfischbai nebst einigen unbedeutenden Guanoinselchen.

Die öde, unwirtliche Küste liegt unter demselben Längengrade wie Berlin und entspricht mit rund 1500 km Länge etwa der Entfernung zwischen Berlin und Moskau. Wegen ihrer einförmigen Umrisse, die nur längs der Südhälfte eine etwas reichere Gliederung zeigen, ist sie arm an wohl erkennbaren Landmarken und schützenden Häfen, ein Nachteil, der um so schwerer wiegt, als in jenen Gewässern sturmartige Winde sehr häufig eintreten. Ferner flutet hier eine wilde Brandung, und obendrein erschwert eine nach Norden ziehende Meeresströmung, der Benguelastrom, das Landen. Dünung und Strömung sind eifrig bemüht, die ohnehin geringe Zahl der Buchten zu versanden und ausser Gebrauch zu setzen; und um die Unzugänglichkeit und Ungastlichkeit des Gestades zu erhöhen, erhebt sich fast unmittelbar am Strande ein 15—30 km breiter Dünengürtel, der 30—150 m hoch und aus rötlichen Quarzkörnern zusammengesetzt ist. Er entstand vornehmlich aus der Zerstörung der Gneise und Granite und ist keineswegs,

wie es Stapff annimmt, auf Sandbänke zurückzuführen, die sich ursprünglich am Meeresgrunde ablagerten und aus der Zertrümmerung untermeerischer Sandsteinschichten hervorgingen. Die Dünenkämme, die unter dem Einfluss des Windes beständig hin- und herwandern und ihre Gestalt verändern, umschliessen langgestreckte, flache Mulden, und der natürliche Wall ist dem Zugang zum Innern im höchsten Grade hinderlich oder hebt ihn ganz auf, so dass das Binnenland bis in die neueste Zeit fast hermetisch von der Küste abgesperrt war. Die gesamte Südhälfte der Küste ist vom Wandersande verschüttet, der erst an der Tsoachaubmündung allmählich verschwindet, da er das mehr als 400 m breite, zeitweilig vom abströmenden Wasser rein gefegte Flussbett nicht zu überschreiten vermag. Wenn er auch stellenweise wieder in ungeheuren Massen auftritt und die Flussmündungen abdämmt, so ist doch in den nördlichen Gebieten der Kolonie sein Zusammenhang unterbrochen, und ausgedehnte Uferstrecken sind vollkommen dünenfrei und stehen mit dem Hinterlande in ungestörter Verbindung. Zwischen dem Meere und den höheren Landesteilen dehnt sich eine 2—5 km breite Ebene aus, die teils unter, teils wenig über dem Meeresspiegel liegt. Sie wird durch einen 1—2 m hohen Strandwall vom offenen Ozean abgeschnitten und scheint auf eine noch in jüngerer Zeit stattgefundene negative Strandverschiebung hinzuweisen. Leider ist es ein geographisches Verhängnis für unsere Kolonie, dass die wenigen leidlichen Ankerplätze des grösstenteils wasserlosen Küstengebietes durch die haus- und turmhoch abgelagerten Sandmassen in ihrem Werte erheblich beeinträchtigt werden, während andererseits einige sonst gute Verkehrswege an einer zwar dünenfreien, aber hafenlosen und wegen der Brandung und Versandung unbenutzbaren Küste enden. Alle diese unerwünschten Eigenschaften stehen der Besiedelung hemmend entgegen. Die eigentlich guten Häfen befinden sich auf portugiesischem (Tigerbai) und englischem Gebiet, und innerhalb der deutschen Grenzen sind bloss an der Lüderitzbucht, der Walfisch- und Crossbai einige Niederlassungen entstanden, um den Verkehr mit dem Innern zu vermitteln und für den Fischfang eine Stütze zu bieten. Der Schwerpunkt der deutschen Interessen liegt daher nicht, wie in unsern andern Schutzgebieten, an der Küste, sondern im Binnenland.

Das Haupteingangsthor für den Süden des Schutzgebietes, das Namaland, bildet der vielgenannte Ankerplatz Angra Pequena, der seinen Namen „Kleine Bucht“ von dem berühmten portugiesischen Seefahrer und Entdeckungsreisenden Bartholomäus Diaz erhalten hat. Jetzt trägt der Hafen zum Andenken an den Gründer der südwestafrikanischen Kolonie,

der bei diesem Unternehmen sein Vermögen verlor und später den Tod in der Brandung fand, die amtliche Bezeichnung Lüderitzbucht. Während die übrigen Häfen einfach gestaltete Baien sind, die durch niedrige Sandzungen vom offenen Ozean getrennt werden, ist das windgeschützte Angra Pequena eine vielverzweigte Felsbucht, die durch Felsvorsprünge gegen die Versandung und die Dünungswellen gesichert ist und leicht verbessert werden kann. Andererseits muss aber wegen der Klippen und Untiefen die Einfahrt mit Vorsicht geschehen. Obendrein herrscht ein so empfindlicher Trinkwassermangel, dass man früher gezwungen war, das kostbare Nass von der 900 km entfernten Kapstadt zu beziehen oder es von den anlegenden Schiffen zu kaufen. Seitdem mehrere Kondensierungsapparate aufgestellt sind, kann man das erforderliche Wasser aus dem Meere selbst gewinnen. Unglücklicherweise wird der Verkehr durch die unabsehbaren Dünenreihen so beeinträchtigt, dass trotz der günstigen Lage Angra Pequenas an eine lohnende Entwickelung des Binnenhandels vorläufig nicht zu denken ist.

Noch schlechter ist es um den nördlicher gelegenen Sandwichhafen (Porto d'Ilheo) bestellt. Die nur nach Norden offene Bucht ist gegen die vorherrschende südwestliche Dünung ausreichend geschützt und war ursprünglich ein guter, ja der beste Ankergrund der ganzen Küste. Schiffen mittleren Tiefgangs bietet er noch immer ausreichendes Fahrwasser und besitzt auch eine ergiebige Quelle. Seine Versandung schreitet jedoch in bedenklicher Weise fort, so dass die 1880 noch 1400 m breite Einfahrt 10 Jahre später nur noch 120 m breit war und durch beständige Baggerarbeiten offen erhalten werden müsste. Überdies hat sich am Eingange eine Barre aufgehäuft und die Bucht völlig unbrauchbar gemacht. Doch scheint in unmittelbarer Nähe ein neuer Hafen in der Bildung begriffen zu sein. Die hinter der Bai aufgehäuften Dünen sind so hoch und breit, dass sie von den schweren Ochsenwagen kaum passiert werden können. Immer näher ins Meer vordringend, beginnt der Wandersand bereits die Häuser und Maschinenanlagen zu verschütten, die nach dem missglückten Versuch, hier eine Exportschlächterei anzulegen, verlassen wurden.

Die verhältnismässig beste Bucht und der einzige bedeutendere Naturhafen ganz Südwestafrikas, der bis vor kurzem auch den einzigen Zugang zum deutschen Gebiete darstellte, ist die Walfischbai. Allerdings hat sie ebenfalls ihre Nachteile. Einmal ist die Umgebung so flach, dass die Häuser zur Springflutzeit unter Wasser stehen und durch eine künstliche Unterlage von Sandsäcken gegen die Überschwemmungen geschützt werden müssen. Ferner giebt es im Umkreise von 5 km

kein Trinkwasser, und noch weiter ist der nächste Weideplatz für das Zug- und Schlachtvieh entfernt. Endlich ist der Hafen so versandet, dass grössere Fahrzeuge 3—4 km vom Ufer entfernt ankern müssen. Die unangenehmen, meilenbreiten Dünen fehlen ebenfalls nicht, sind aber leichter überschreitbar, und die Flussbetten des Kuiseb und Tsoachaub gestatten eine verhältnismässig bequeme Verbindung mit dem Hinterlande. Auf diese Art besassen die Engländer den Schlüssel zum fremden Hause, und da sie die Walfischbai zum Freihafen erklärten, ging der gesamte Überseehandel durch ihre Hand. Dadurch wurde nicht bloss die Entwickelung des Schutzgebietes gehemmt, sondern es geriet noch dazu in eine gewisse Abhängigkeit von den Briten, die dem Aufschwunge des Nachbarlandes nichts weniger als wohlwollend gegenüberstanden. Da sie wiederholt unliebsame Weiterungen verursachten und während des Witbooikrieges einige deutsche Geschütze, deren man damals dringend bedurfte, monatelang nicht herausgaben, so war es begreiflich, dass sich die Deutschen nach einer anderen Landungsstelle umsahen. Ihre Wahl fiel auf die Mündung des Swakob oder richtiger des Tsoachaub [1]) an der Nordgrenze des Walfischbaigebietes. Zwar ist sie bloss eine offene Reede, die von einer starken Brandung umtost wird und die geräumige, gegen den heftigen Südwestwind geschützte Walfischbai nie vollständig zu ersetzen vermag. Aber wie in Togo, so kann auch hier eine Landungsbrücke über die Dünung hinaus ins Meer angelegt werden, um den Schiffen bei jedem Wetter den Verkehr mit dem Lande zu ermöglichen. Schon jetzt können sich grosse Fahrzeuge dem Strande 1000—400 m nähern. Ferner birgt die Umgebung treffliches Weideland für die Zugtiere, während 1 km landeinwärts das ganze Jahr hindurch reichliches und ausgezeichnetes Trinkwasser gefunden wird. Diese beiden Vorteile, die der Walfischbai fehlen, sind von nicht zu unterschätzender wirtschaftlicher Bedeutung. Jeder der mächtigen südafrikanischen Ochsenwagen braucht 14—20 Zugtiere, für die während des langen Aufenthaltes, der bei der Verladung der Waren an der Küste entsteht, hinreichendes Wasser und Futter vorhanden sein muss. Wegen seiner erhöhten Lage kann Tsoachaubmund niemals überschwemmt werden, die Sanddünen sind verschwunden, und ein leicht benutzbarer, harter Fahrweg, der nunmehr durch eine Eisenbahn ersetzt ist, führt von der rasch aufblühenden Siedelung ins Innere. Seitdem Truppen und Waren in dem neuen Hafen wiederholt gelandet wurden, ist er

[1]) Die vielfach angewandte Schreibweise Swakop oder Swakob ist, wie A. Schenck wiederholt betont hat, nur die unrichtige englische Wiedergabe des hottentottischen Wortes Tsoachaub.

immer mehr in Aufnahme gekommen und wird jetzt von den deutschen Dampfern regelmässig angelaufen. Dass Tsoachaubmund trotz der ungünstigen Landungsverhältnisse einen grossen Teil des Walfischbai-Verkehrs an sich gerissen hat, gestehen selbst die Engländer zu. Der Aufschwung des Platzes ist in der That erstaunlich und verspricht für die Zukunft eine fortschreitende Entwickelung, zumal dem Bau einer durch die Brandung führenden Landungsbrücke nichts mehr im Wege zu stehen scheint. Umgekehrt verliert die Walfischbai ungeachtet aller neuen Hafenbauten sichtlich an Wert. Sie wird immer mehr zu einem ebenso kostspieligen als nutzlosen wirtschaftlichen Ballast, und die halsstarrigen Briten, die diesen Besitz um keinen Preis hergeben wollten, haben nun ihren Lohn erhalten. Einmal war die Kapkolonie allerdings bereit, den bloss Unkosten verursachenden Küstenplatz für die bescheidene Summe von 600000 Mark abzutreten. Auf die Kunde von Goldfunden hin zog sie jedoch den Verkauf sofort zurück und machte sich anheischig, eine Eisenbahn nach Windhoek zu bauen. Der trotz scheinbarer Uneigennützigkeit sehr durchsichtige Vorschlag, der im Falle des Gelingens den Überseehandel Deutsch-Südwestafrikas noch fester ans englische Gebiet gekettet hätte, fand indes kein Gehör; und heute ist die Walfischbai für uns überflüssig und für England wertlos geworden.

Vor der Nutzbarmachung der Tsoachaubmündung galt die Crossbai oder Kreuzbucht — so genannt nach einem unlängst erneuerten Wappenkreuz, das der portugiesische Seefahrer Diego Cam 1485 dort errichtet hatte — als deutscher Zukunftshafen. Die durch eine flache Sandzunge abgesperrte Bucht ist keiner zu starken Dünung ausgesetzt und steht mit dem Binnenlande in offener Verbindung. Abgesehen von dem drückenden Wassermangel, dem jetzt durch Kondensatoren abgeholfen ist, und der engen, nicht ungefährlichen Einfahrt ist der Ankergrund in jeder Weise brauchbar. Die Ausbeutung der reichen Guanoschätze und der Robbenschlag, der jährlich gegen 2000 Seehunde einbringt, hat bereits eine stattliche Niederlassung ins Leben gerufen, von der zwei zusammen 20 km lange Bahnanlagen ausgehen. Die noch nicht lange entdeckten Guanolager, deren Wert auf 30 Millionen Mark geschätzt wird, sind für einen sehr niedrigen Jahrespreis an eine englische Gesellschaft verpachtet und werden von ihr mit grossem Vorteil abgebaut. Mehrere scheinbar nicht minder ergiebige Guanofundstellen hat Lieutenant Dr. Hartmann an der Küste des Kaokofeldes nachgewiesen. Demselben Reisenden verdankt man die Kenntnis einiger leidlicher Hafenplätze mit schwacher Brandung, die einmal als Stützpunkte für die Erschliessung der Nordhälfte des Landes dienen können, zur Zeit aber un-

bewohnt sind. Endlich hat Dr. Max Esser südlich von der Kunene-Mündung eine neue brauchbare Bucht, den Augusta Viktoria-Hafen, entdeckt.

Deutsch-Südwestafrika stellt in seiner Gesamtheit ein ungeheures Hochland dar, dessen Sockel schon bei 150 km Küstenentfernung höher als 1000 m ist. Diese Hochebene ist jedoch keine ununterbrochene Reihenfolge unabsehbar ausgedehnter und massig entwickelter Tafelländer. Sie trägt vielmehr neben einem Heere einzelner Kuppen eine grosse Zahl schroffer Bergzüge, die allerdings meist bloss aus einer schmalen Kette bestehen. Das Schutzgebiet wird also vornehmlich von Tafelländern und Gebirgen erfüllt, und unmittelbar vom Meere an erhebt sich der Boden erst allmählich, dann rascher und steiler zu 1500—2000 m Seehöhe, worauf er teils südwärts zum Oranjestrom, teils ostwärts zum sandigen Hochbecken der Kalahari und zum abflusslosen Ngamisee (930 m) wieder abfällt. Mit Unrecht hat man die Kalahari eine Wüste genannt. Man sollte sie, wenigstens in ihren nördlichen Teilen, eher als Steppe bezeichnen, da dort überall reichliches Gras, üppiger Strauch- und Baumwuchs und stellenweise umfangreiche Akazienbestände vorhanden sind. Eine ganze Reihe von Siedelungen, darunter solche mit 15000 Bewohnern, liegen in dieser vermeintlichen Wüste zerstreut, die nur durch den Mangel an oberflächlich abrinnendem Wasser in den unverdienten Ruf der Ungastlichkeit gekommen ist. Dagegen ist das unmittelbar hinter den Dünenzügen einsetzende, 50—90 km breite Küstengebiet, die Namib[1]), thatsächlich eine menschenleere, pflanzenarme Fels-, Kies- und Sandwüste, in der nicht nur die Thalschluchten, sondern auch die vereinzelten Granitkuppen so tief in ihrem eigenen Schutt begraben sind, dass kaum die äussersten Spitzen inselgleich aus der Umhüllung hervorragen. Die aus Granit und Gneis zusammengesetzte Namib, die ihre höchsten Erhebungen in den Ausbergen (2000 m) erreicht, stellte ursprünglich ein zusammenhängendes Ganzes dar. Aber die zerstörenden Naturkräfte, die starke Sonnenbestrahlung, die nächtliche Abkühlung und die ausserordentlichen Temperatursprünge, verursachen eine tiefgreifende Zertrümmerung des nackten, schutzlosen Gesteins. Weil die Bruchstücke bei dem Fehlen fliessenden Wassers nicht fortgeschafft werden können, so häuft sich der Wüstenverwitterungsschutt in den Thälern immer höher um seine ursprüngliche Lagerstätte an. Demgemäss ist die Küstenlandschaft ein von seinen eigenen Trümmern

[1]) Streng genommen bezieht sich der Name Namib nur auf die von der Walfischbai nach dem Innern ansteigende Fläche, nicht auf das ganze Küstengebiet, das aber durchaus den wüstenhaften Charakter der Namib zur Schau trägt.

bedecktes Gebirge, von dem bloss noch die höheren Teile sichtbar sind und das heute als eine weite, sandig-steinige Ebene erscheint.

Allmählich geht die Wüste in die Steppe über, und in demselben Masse beginnen Einzelgipfel, Bergketten und aufgesetzte Hochflächen die Eintönigkeit zu unterbrechen. Ein System Nord-Süd verlaufender Brüche, deren bedeutendster durch die 10 km breite Grabensenkung des Grossen Fischflusses angezeigt wird, durchsetzt die Südhälfte der Kolonie, das Namaland. Längs der Bruchlinien sind vulkanische Gesteine emporgedrungen, und noch überraschender ist der Reichtum an warmen oder heissen Quellen, die in ihrem Auftreten ebenfalls an Verwerfungsspalten gebunden sind. Sie werden in der ganzen Längserstreckung des Schutzgebietes beobachtet und sind am häufigsten in der Umgebung von Otyikango (1220 m), Windhoek (1625 m), Rehoboth (1400 m) und Warmbad (720 m). Bei dem Wassermangel des Landes spielen jene Quellen wegen ihrer Ergiebigkeit und zum Teil wegen ihrer heilkräftigen Wirkung (Temperatur 39—78° C.) eine wichtige Rolle. Noch heute herrscht keine vollständige Ruhe im Untergrunde unserer Kolonie. Das beweisen die Erdbeben, die öfters bei Otyimbingue (940 m) wiederkehren, und die Spuren einer Hebung des Landes, die verschiedentlich längs der Küste (Vgl. S. 150) beobachtet sind.

Die Wasserläufe haben längs der Bruchlinien und an der Grenze zwischen den harten Urgesteinen und dem leichter zerstörbaren Sandstein ein wild zerrissenes Gewirr tiefer Schluchten ausgearbeitet. Dadurch wird die mit Gras und niedrigem Buschwerk bestandene Oberfläche in eine Reihe von Hochebenen z. B. das Homs-, Huib-, Karas- und Hanamiplateau (1500 m) zerlegt. Sie sind aus Thonschiefer, Kalk- und Sandstein zusammengesetzt, die das Urgestein überlagern. Steil geböschte, oben meist flach abgeschnittene Tafelberge von der für Südafrika charakteristischen Gestalt weisen hier ebenfalls auf eine einst zusammenhängende und viel allgemeinere Felsbedeckung hin, und man kann leicht erkennen, dass die entsprechenden Gesteinsschichten und die isolierten Gipfel in gleicher Höhe liegen. Nimmt die Verwitterung überhand, so wird die Tafel kleiner, spitzer und kegelförmig und geht in einen Spitzberg (Spitzkopje) über, bis endlich die Kappe des auflagernden weichen Gesteins verschwunden ist und nur noch der festere Urgesteinskern des Tafelberges übrig bleibt. Der westliche Steilabfall des Huibplateaus ist in eine lange Reihe solcher Tafelberge aufgelöst, während der Westrand der Hanami-Hochebene als eine ziemlich gerade Bruchlinie von Rehoboth bis fast an den Oranje verläuft. Das Thal des Grossen Fischflusses ist grabenartig in dieses Plateau eingesenkt.

Einfach wie der Oberflächenbau ist die Entwässerung des Namalandes. Es sendet seine Regenfluten im grossen Ganzen bloss in zwei Ströme, in den Aub oder Grossen Fischfluss und in den Molopo, die beide vom Hauptstrome des südlichsten Afrika, dem in schroffwandiger Schlucht dahineilenden Oranje oder Garib, aufgenommen werden. Das Damaraland und das Kaokofeld wässern zumeist westwärts zum Atlantischen Ozean ab, während die Flussläufe des Inneren vom Omuramba Uamatako gesammelt und dem in den Ngamisee mündenden Okavango zugeführt werden. Unweit des Knotenpunktes Windhoek verläuft die Wasserscheide zwischen den Küstenflüssen, den Zuflüssen des Oranje und den Gewässern des innerafrikanischen Hochlands.

Obwohl Deutsch-Südwestafrika der Karte nach von einem weit verzweigten Flussnetz durchzogen wird, ist die Zahl der oberflächlich abrinnenden Gewässer wegen des Niederschlagsmangels gering, und die Flüsse sind samt und sonders Regenflüsse oder, wie der landesübliche Name lautet, Omuramben, mit Ausnahme der ständig Wasser führenden Grenzströme Oranje, Kunene und Okavango. Leider sind alle drei für den Verkehr und die Bodenbewirtschaftung so gut wie wertlos, die ersten beiden wegen der Stromschnellen, Wasserfälle und Mündungsbarren und wegen ihres in tiefe Schluchten eingeschnittenen Bettes, der Okavango wegen seiner Seichtigkeit und der ausgedehnten Sumpfufer. Ferner ist der Wasserstand so beträchtlichen Schwankungen unterworfen, dass der zur Trockenzeit leicht durchfurtbare Oranje binnen wenigen Stunden um mehrere Meter steigt und zu einem wochenlang unpassierbaren Strome anschwillt, während der gewöhnlich 105 m breite Kunene bei Hochwasser seine Breite mindestens verzehnfacht.

Da die Thalbildung durch die Gewalt der Niederschläge, noch mehr aber durch die starke Zerklüftung des Gesteins begünstigt wird, so haben sich die Flüsse tiefe Betten ausgewaschen, die indes für gewöhnlich trocken liegen und mit Sand erfüllt sind. Von den zum Meere abrinnenden Gewässern erreicht, keines den Ozean. Auch die grösseren periodischen Wasseradern, der Aub, Kuiseb und Tsoachaub, sind acht Monate hindurch oberirdisch wasserlos und bergen selbst zur Regenzeit keine zusammenhängenden Wasserfäden. Sie versickern meist schon im Oberlauf in dem ausgedörrten, lockeren Boden, und haushohe Sanddünen nisten sich in den verlassenen Mündungen ein. Nur in ganz besonders feuchten Jahren dringen die Flüsse, der Kuiseb z. B. aller 10 Jahre und der Tsoachaub aller 7 Jahre durchschnittlich einmal, bis zum Atlantischen Ozean vor, und ebenso selten gelangen die das Damaraland binnenwärts entwässernden, halb erstorbenen Wasserläufe bis zu ihrem

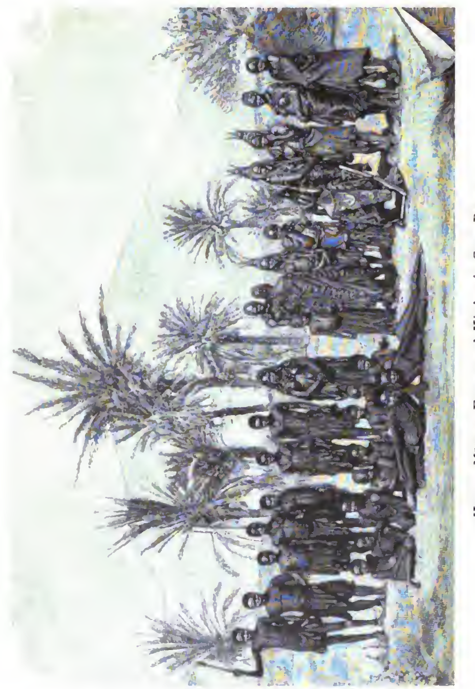
natürlichen Sammelbecken, dem Ngamisee. Setzen die Niederschläge ein, meist in Form gewaltiger Wolkenbrüche, oder geht ein Gewitter nieder, so füllen sich die eben noch trockenen Betten überraschend schnell mit schlamm-, sand- und steinbeladenen Strömen, und dieses „Abkommen“ der Flüsse erfolgt mit furchtbarer Gewalt und richtet unglaubliche Verheerungen an. Die von den kahlen Steilhängen mit donnerndem Getöse herabschiessenden Wassermassen knicken starke Bäume wie Streichhölzer um, reissen das durch Hitze und Frost mürbe gewordene Gestein mit sich fort und überschwemmen die breiteren Thalsohlen. Aber ebenso schnell wie die Fluten kommen, verschwinden sie wieder. Die kleineren Bäche versiegen schon nach wenigen Stunden, die grösseren dauern je nach der Ergiebigkeit der Niederschläge mehrere Wochen oder einige Monate an, bis auch ihr immer dünner werdender Wasserfaden aufgezehrt oder in eine Reihe zusammenhangsloser Tümpel aufgelöst ist. Bloss dort, wo ein das Flussbett durchquerendes Felsriff einen Damm bildet, bleiben reichliche Wassermengen zurück, die als Viehtränken und Wasserstellen für Menschen, zahme und wilde Tiere von hoher Bedeutung sind.

Neben den periodischen Flüssen giebt es periodische Regenlachen, die sogenannten Vleys, flache, baumbewachsene Becken von geringer Ausdehnung, in denen sich die Niederschläge eine gewisse Zeit hindurch halten. Nicht mit den Vleys zu verwechseln sind die ebenfalls abflusslosen, aber des Pflanzenschmucks vollständig entbehrenden Salzpfannen oder Pans im Norden der Kolonie und in der Kalahari. Zur Regenzeit sammelt sich das Wasser in ihnen zu seichten, brackigen Seen und Teichen an und lässt beim Verdunsten seinen Salzgehalt zurück, dessen überall zum Vorschein kommende Ausblühungen den Boden wie mit einer Decke frischgefallenen Schnees überziehen. Alle Anzeichen sprechen dafür, dass jene Pfannen einst viel ausgedehnter und wasserreicher waren als heute. Allmählich schrumpften sie zusammen, reicherten sich mit Salz an und sind jetzt während des Sommers gänzlich trocken. Auf deutschem Gebiet ist die umfangreichste und tiefstgelegene jener Pans der von Soolquellen genährte Salzsumpf der Etoshapfanne. Der von Jahr zu Jahr kleiner werdende, schilfumkränzte Ngamisee ist ebenfalls eine flache Pfanne grossartigen Massstabes und stellt den allmählich verschwindenden Rest eines alten Binnenmeeres dar. Die Pans sind wegen ihres Salzgehaltes der Sammelpunkt eines reichen Tierlebens. Sie und die Vleys haben einen lehmigen Boden, der dadurch entsteht, dass die Luftströmungen den feinen Staub in die flachen Mulden wehen, wo er infolge der Feuchtigkeit haften bleibt und sich immer mehr anhäuft.

Führen aber weitaus die meisten Flüsse oberflächlich kein Wasser, so zieht wegen des starken Gefälls das Grundwasser verborgenen Laufs zum Meere, und man hat, um es zu gewinnen, nur wenige Fuss tief zu graben. Die langen Wurzeln der Gewächse dringen bis zu den feuchten Tiefenschichten vor, und somit bergen die sandigen Betten nicht bloss ein Pflanzenleben von bescheidener Üppigkeit und sind die einzigen grösseren Flächen, auf denen Ackerbau möglich ist, sondern sie schreiben zugleich dem Verkehr seine Bahnen und den Siedelungen ihre Lage vor. Die Wasserstellen der Haupthandelswege sind um ihrer Wichtigkeit willen mit Militärposten besetzt, und ebenso ist jede ergiebige Quelle oder Quellengruppe eine begehrenswerte, viel umkämpfte Stätte für menschliche Niederlassungen, weil der Wasserüberschuss ausser zum häuslichen Gebrauch auch zur künstlichen Bewässerung kleiner Felder und Gärten ausreicht. Aus dieser Begünstigung erklärt sich die Lage aller grösseren Ortschaften, die meist zugleich Strassenknotenpunkte sind, z. B. Omaruru (1150 m), Okahandya (1330 m), Otyimbingue (940 m), Waterberg, Gobabis (1420 m), Rehoboth (1400 m), Bethanien (1020 m), Keetmanshoop (1030 m), Warmbad (720 m) u. s. w. Am bemerkenswertesten ist jedoch die Lage von Windhoek (1625 m) inmitten eines wechselvoll gestalteten Berglandes, das nach Oberflächenbildung und Wasserverteilung das Herz Deutsch-Südwestafrikas genannt werden muss. Hier verläuft einerseits die Völkerscheide zwischen den Hauptstämmen des Schutzgebietes, den Nama und Herero. Andererseits ist die Umgebung durch ihren Wasserreichtum, der selbst in den trockensten Monaten grossen Transportzügen genügend Wasser liefert, vor allen andern Siedelungen ausgezeichnet und infolgedessen wohl bebaut und dicht bevölkert. Endlich öffnen sich nach allen Himmelsrichtungen hin Thäler, die einen natürlichen Verkehrsweg darbieten; und wie Kuiseb und Tsoachaub die Verbindung der mittleren Teile des Schutzgebietes mit dem Meere herstellen, so führt südlich von Windhoek die einzige tiefere Senke (1850 m) nach Rehoboth und zum Grossen Fischflusse hinüber, in dessen Niederung die kürzeste und bequemste Strasse nach Süden läuft. So vereinigt sich eine Reihe günstiger Umstände, um Windhoek zu einem geographischen, wirtschaftlichen und politischen Mittelpunkte zu machen, der nicht mit Unrecht zum Hauptsitze der deutschen Verwaltungsbehörden bestimmt worden ist.

Im Vergleich zur Gesamtausdehnung der Kolonie walten, durch das Klima und die Zerklüftung bedingt, die trockenen, steinigen Gegenden entschieden vor. Der erdige Ackerboden ist im wesentlichen auf die Flussbetten beschränkt, wodurch der in erster Linie vom Klima und

von der Wasserversorgung abhängende wirtschaftliche Wert des Landes nicht unerheblich beeinträchtigt wird. Besonders drückend wird der Mangel an dem kostbaren Nass zur Trockenzeit. Man muss dann mitunter Strecken durchwandern, die vollständig wasserlos sind und den



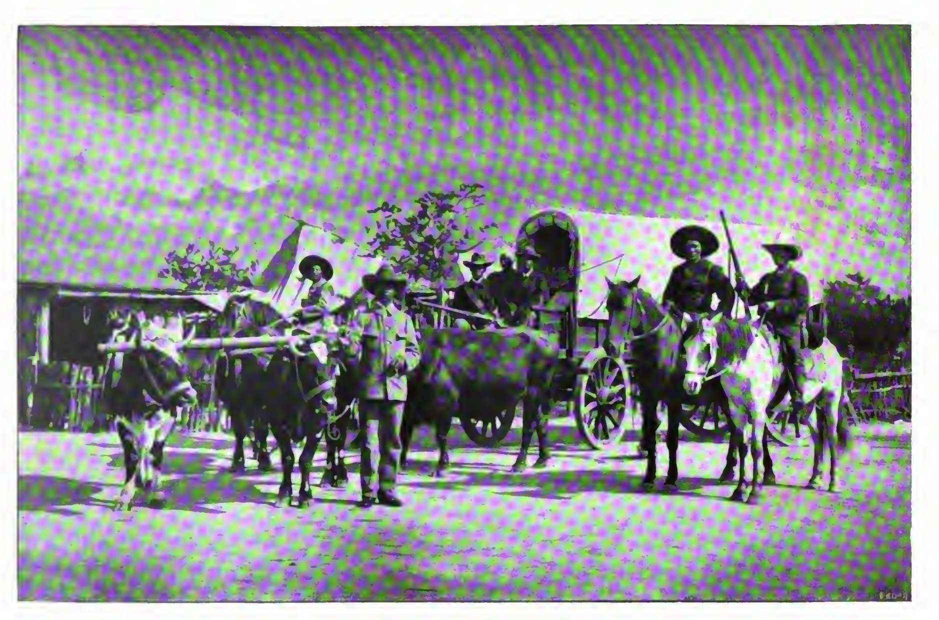
Herero, Männer, Frauen und Kinder, in Gross-Barmen.

bezeichnenden Namen Durstfelder führen. Trotz alledem pflegt man sich die Wasserverhältnisse Deutsch-Südwestafrikas schlechter vorzustellen, als sie in Wirklichkeit sind. Das Wasser ist ja da, wenn auch

nicht an der Oberfläche, so doch als Grundwasser in geringer Tiefe, und es handelt sich lediglich darum, die im Sande verkommenen Flüsse blosszulegen oder die zeitweilig im Übermass abströmenden Niederschläge durch Stauwerke aufzuspeichern. Die Errichtung von Fangdämmen quer durch die Flussbetten ist für die Bodenbewirtschaftung des Kaplandes und der Burenstaaten von hoher Bedeutung, denn dadurch ist es möglich, den Äckern und Weiden stets hinreichendes Wasser zuzuführen. Noch grossartigere Erfolge sind in den Wüsten Nordafrikas und Australiens durch die Bohrung artesischer Brunnen erzielt worden, und was dort gelungen ist, dürfte hier ebenfalls zu erhoffen sein. Um für ihre grossen Herden neue Weidegründe zu gewinnen, haben die Herero zahlreiche Brunnen gegraben und mit deren Hilfe weite Strecken nutzbar gemacht, die wegen des Wassermangels gänzlich unbrauchbar erschienen.

Nach Norden hin verlieren die Sandsteintafeln des Namalandes ihren vorwiegend ebenen Charakter, und statt ihrer stellt sich im südlichen Damaralande ein aus Gneis und Granit zusammengesetztes Hochgebirge ein. Die bald länglichen Rücken, bald mächtigen Bergstöcke oder gewaltigen Einzelberge, in deren Mittelpunkte Windhoek liegt, sind die höchsten und massigsten Erhebungen des ganzen Landes. Die zersägten Kämme des Khuos- und Auasgebirges (2130 m), die Otyihaveroberge (2200 m) und der Omatako (2680 m), die höchste Zinne Deutsch-Südwestafrikas, sind von Schluchten tief zerrissen. Abseits der Thäler starrt ein unentwirrbares Durcheinander von Klüften, Türmen, Spitzen und Mauern, das räuberischen und kriegerischen Stämmen willkommene Schlupfwinkel gewährt.

Sehr bald macht das ausdrucksvoll gegliederte Gebirge wieder einem einförmigen Tafellande Platz, indem das nördliche Damaraland abermals von Plateaus und Tafelbergen beherrscht wird. Sie sind überwiegend aus Sandsteinen aufgebaut, die dem Waterberg (1900 m) seine scharf ausgeprägten Umrisse verleihen. Die Hochebene senkt sich ganz allmählich zu den leicht gangbaren Grasebenen des Kaokofeldes und des Ovambo- oder Ambolandes, die sich sanft nach Osten abdachen und in die Steppen des Ngamibeckens übergehen, während nur noch das küstennahe Gebiet Gebirgscharakter zeigt. Jugendliche Ablagerungen eines weissgrauen bis gelblichen Kalksteins sind im Ambolande weit verbreitet. Da es ferner reich an Absätzen fruchtbaren Schwemmlandes ist und wegen des feuchten Klimas ständig wasserführende Flüsse besitzt, so ist der Ackerbau dort ohne künstliche Berieselung möglich und wird von den fleissigen Eingeborenen eifrig betrieben. Sonst zeigt



Hottentottengruppe mit Ochsenwagen

aus „Deutschland und seine Kolonien". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

das Schwemmland, entsprechend der geringen Entwickelung fliessender Gewässer, innerhalb des Schutzgebietes nur eine beschränkte Ausdehnung. Um so häufiger sind Verwitterungsschutt und äolische oder vom Wind verursachte Bildungen, z. B. Dünen und Flugsand. Landeinwärts nehmen sie in Übereinstimmung mit den klimatischen Verhältnissen ab und werden durch roten und gelben Lehmboden oder durch die bekannte Verwitterungsdecke der Tropen, den Laterit, ersetzt.

Fassen wir die wiederholt angedeuteten geologischen Bemerkungen zu einer kurzen Gesamtübersicht zusammen, so entspricht der einfachen Oberflächengestaltung Deutsch-Südwestafrikas die Einförmigkeit des geologischen Baues, der sich eng an denjenigen der Nachbargebiete anlehnt. Die jüngsten Gesteine nehmen den Norden (Ovamboland), die älteren den Süden (Namaland) und die ältesten die Mitte (Damaraland) der Kolonie ein. Doch bilden die letzteren in mächtig entwickelter Schichtenfolge zugleich das Grundgerüst aller darüberlagernden jüngeren Formationen des Schutzgebietes und treten nur im südlichen Damaralande, im Kaokofeld und im Küstengebiet offen zu Tage. Sie bestehen vorherrschend aus steil aufgerichteten, vielfach gefalteten Gneisen und Graniten, neben denen krystallinische Kalke und stark umgewandelte Thonschiefer aufgefunden sind. Das landschaftliche Bild wird von ihnen in sehr verschiedener Weise beeinflusst. Die Gneise enden in scharfeckigen Graten und Zinnen und bilden langgestreckte Gebirgszüge. Der Granit verwittert zu halbkugelförmig abgerundeten Kuppen, die durch die mechanische Wirkung des Flugsandes abgeschliffen und poliert sind und sich entweder unregelmässig aneinanderreihen oder zu mächtigen Gebirgsstöcken zusammenhäufen.

Im Namalande und im nördlichen Damaralande kommen, entscheidend für den Landschaftscharakter jener Gegenden, die gefalteten Urgesteine nur vereinzelt unter den überlagernden Schichten zum Vorschein, die sich aus mehr oder minder horizontal gelagerten Thonschiefern, Sand- und Kalksteinen zusammensetzen. Hier herrschen demnach Schichtgesteine vor, die in ferner geologischer Vergangenheit aus dem Wasser des Urmeers niedergeschlagen wurden. Die sie durchsetzenden Thäler und Bruchlinien, letztere oft durch die Anwesenheit heisser Quellen ausgezeichnet, bedingen die ausgeprägte Tafellandsnatur jenes Gebietes. Unwillkürlich glaubt man sich in die Sächsische Schweiz zurückversetzt, mit dem Unterschiede freilich, dass die Felsklötze Südwestafrikas riesige und ungleich wildere Abbilder des Königsteins und Liliensteins sind. Auf den Bruchspalten quollen stellenweise alt- und jungvulkanische Gesteine, Porphyre, Mandelsteine und Basalte, empor und häuften sich

zu Decken oder Kuppen an. Erwähnenswert ist der wohlerhaltene Einzelkegel des Geitsigubib (1600 m), der, aus Porphyrtuffen aufgebaut, in der Nachbarschaft von Bersaba (1065 m) aus dem Thale des Grossen Fischflusses emporsteigt.

Ganz jugendlichen Alters und anscheinend noch heute nicht abgeschlossen ist die Bildung der hellfarbigen Kalksteine und Kalktuffe, die den gesamten Norden und Osten unserer Kolonie, die Umgebung der Etoshapfanne, das Ngamibecken und die Kalahari überziehen und in den übrigen Teilen des Schutzgebietes, wie in Südafrika überhaupt ebenfalls weit verbreitet sind. Sie weisen auf die einstige Anwesenheit umfangreicher Seen hin und sind ihrer Entstehung nach teils Absätze des von den kalkhaltigen Höhen abrinnenden Wassers, teils schlugen sie sich in flachen Seebecken, den Salzpfannen, nieder, deren es in jenen Gegenden noch eine ganze Reihe giebt (Vgl. S. 157). Früher war ihre Zahl jedenfalls noch grösser, und einige sehen hierin einen Beweis, dass der Gegenwart eine Periode feuchteren Klimas vorausging. A. Schenck weist jedoch darauf hin, dass schon vor der Ablagerung der Kalktuffe das Land der Wüstenverwitterung unterworfen war, dass wir es daher eher mit Klimaschwankungen als mit einer stetigen Zunahme der Trockenheit zu thun haben. Bald unrein und sandig, bald rein und fest und oft noch von sandigen Ablagerungen bedeckt, nehmen Kalke und Tuffe ein weites Gebiet ein, das vorwaltend mit Grassteppe, Buschsteppe und Buschwald bekleidet ist und die dem Kalkstein eigentümlichen Karsterscheinungen erkennen lässt. Das Wasser hat seine auflösende und zerfressende Thätigkeit ins Erdinnere verlegt und arbeitet Höhlen und kleine Trichter oder Dolinen aus, die mitunter so dicht aneinandergedrängt sind, dass sie dem Boden ein löcheriges Aussehen verleihen. Flache Wannen, die zeitweilig mit Brackwasser erfüllt sind, fehlen ebenfalls nicht. Darum ist der Bereich des Kalksteins die eigentliche Heimat der Salzpfannen und Vleys und unterscheidet sich landschaftlich durchaus von den andern Gegenden des Schutzgebietes.

Deutsch-Südwestafrika birgt an ziemlich vielen Stellen nutzbare Mineralien, vor allem Kupfer, Gold, Zinn, Blei- und Wolframerze. Doch haben sich die hochgespannten Erwartungen, die man an ihren Reichtum und an ihre Abbauwürdigkeit knüpfte, nicht erfüllt, wenngleich ein endgültiges Urteil erst nach eingehenderen bergmännischen Untersuchungen gefällt werden darf. Jedenfalls sind die bisher bekannten Goldfunde so unerheblich, dass sie nur oberflächliche Schriftsteller veranlassen konnten, die Kolonie als ein „deutsches Goldland“ zu preisen. Selbst die in beträchtlicher Menge vorhandenen Kupfererze, die namentlich in

den altberühmten und früher bereits in Arbeit genommenen Otaviminen aufgeschlossen sind, können bei der jetzt herrschenden Verkehrsmittelnot ohne Anlage besserer und praktischerer Verbindungen nie mit Erfolg abgebaut werden. Denn die Unkosten, die bei der Holz- und Wasserarmut des Schutzgebietes und bei dem langwierigen, beschwerlichen Transport im Ochsenwagen entstehen, sind viel zu hoch, als dass sie durch den zu erwartenden Gewinn gedeckt werden könnten. Immerhin versprechen die Erzlagerstätten für die spätere Entfaltung des sonst ziemlich unergiebigen Landes von Wichtigkeit zu werden.

Von allergrösster Bedeutung für die Zukunft Südwestafrikas sind seine klimatischen Verhältnisse, die wegen der Ausdehnung der Kolonie und unter der Einwirkung örtlicher Verhältnisse mannigfache Abweichungen zeigen. Die nördlichen Teile reichen noch ins Tropengebiet hinein und sind durch reichliche Niederschläge ausgezeichnet, während die südlichen bereits der gemässigten Zone angehören und durch spärliche Regen benetzt werden. Ebenso besteht ein auffälliger Gegensatz zwischen der Küste mit ihren Winterregen und dem Sommerregengebiet des Innern. Alles in allem ist das Klima des Schutzgebietes eine Vereinigung von Steppen-, Wüsten- und Hochlandsklima mit ausserordentlich trockener Luft und geringen jährlichen Niederschlägen.

Besonders trocken und wüstenhaft ist die Küste, wo das vom Meeresgrunde aufsteigende, ungewöhnlich kalte Tiefen- oder Auftriebwasser (nur 10—15° C. warm) und das Vorherrschen der kühlen Südwestwinde ein ziemlich gleichmässiges Klima und dichte Nebel erzeugen, während sie gleichzeitig die Regenbildung hindern. Die Abkühlung ist so beträchtlich, dass die mittlere Jahreswärme nicht mehr als 16—17° C. beträgt und demgemäss für die geographische Breite des Landes verhältnismässig niedrig genannt werden muss. Die Temperatur des heissesten Monats, des März, liegt mit + 20° C. bloss 3° C. über und diejenige des kältesten Monats, des August, mit + 14° C. ebensoviel unter dem Jahresmittel. Eigentliche Kältegrade werden nur ausnahmsweise beobachtet, weil die Nachtnebel der Wärmeausstrahlung entgegen wirken. Umgekehrt verbieten die frischen Seewinde und das kalte Auftriebwasser eine zu grosse Erwärmung. Demgemäss ist der Küste eine für die geographische Breite verhältnismässig niedrige Temperatur und ein sehr gleichförmiges Klima eigen.

Das Auftreten dichter Nachtnebel, welche die das ganze Jahr hindurch vorwaltenden Westwinde vom Meere mitnehmen und bis zur Grenze der Namib tragen, ist eine für das Gestade Südwestafrikas bemerkenswerte Erscheinung und eine Folge des hohen Feuchtigkeits-

gehaltes der unteren Luftschichten. Da der kräftige Seewind stets gegen Abend abflaut und nachts völlige Windstille herrscht, so vermag der rasch erkaltende Boden die mit Feuchtigkeit überladene Luft zu Nebel zu verdichten. Aus diesem Grunde tropft es allmorgendlich von den Dächern herab wie nach einem gelinden Regen; aber schon wenige Zoll unter der Oberfläche ist der Boden vollständig trocken, so dass keine grössere Pflanze ihr Dasein zu fristen vermag. Ferner bringt der Nebel so geringe Niederschläge, dass sie in den allermeisten Fällen überhaupt nicht messbar sind. In der Walfischbai beträgt der jährliche Regenfall durchschnittlich nur 7 mm an 21 Regentagen, in Angra Pequena 44 mm. Somit teilt die Küste von Deutsch-Südwestafrika gleich der südamerikanischen Wüste Atacama und ähnlich dem Gestade von Togo das Schicksal aller Kaltwasserküsten. Da die aus dem Binnenlande stammenden warmen Südostwinde, die zeitweilig einen föhnartigen Charakter annehmen und sich vorübergehend zu wochenlang anhaltenden Staubstürmen steigern, ebenfalls gänzlich trocken ans Meer gelangen, so ist der Nebel der einzige Feuchtigkeitslieferant für die Küste. Allerdings ist die Luftfeuchtigkeit so beträchtlich und äussert sich in so unangenehmer Weise, dass alle Metallteile aus Messing verfertigt sein müssen, da Eisen und Stahl vom Roste binnen kürzester Zeit zerfressen werden.

Sind die Hauptmerkmale des Küstenklimas verhältnismässig niedrige Temperatur, häufig wiederkehrende dichte Nebel und eine verschwindend geringe Regenmenge, so ist das Klima des Binnenlandes wesentlich anders geartet. Wie in jeder pflanzenarmen Steppe und Wüste zeichnet es sich durch ausserordentliche Trockenheit der Luft aus und lässt infolgedessen beträchtliche Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht erkennen. An manchen Tagen steigt die Wärme im Sommer bis auf $+ 45^0$ C., und im Winter fällt das Thermometer nachts zuweilen 8^0 C. unter Null, so dass der Unterschied 53^0 C. beträgt und glühendheisse Tage mit bitterkalten Nächten abwechseln. Während der Regenzeit fällt morgens reichlicher Tau, und im Winter überziehen sich die Wasserstellen hin und wieder mit einer bleistiftdicken Eisschicht, weil der während des wolkenlosen Tages stark erwärmte Boden sich nachts wieder ebenso bedeutend abkühlt. Die Erhitzung und die darauffolgende Abkühlung zersprengen die äussere Rinde der Felsen, so dass sie mit laut knatterndem Geräusch abspringt. Eine tiefgreifende Zertrümmerung des Gesteins ist die Wirkung dieses Verwitterungsprozesses. Trotz der wachsenden Meereshöhe nimmt die Luftwärme nach dem Innern nicht ab, wie man eigentlich er-

warten sollte, sondern sie wird grösser, weil sich die trockenen Winde über dem heissen Steinboden erwärmen. Dadurch werden sie wieder zur Feuchtigkeitsaufnahme befähigt und entziehen dem ohnehin ausgedörrten Boden das spärliche Nass, ohne es ihm stets wieder zurückzugeben.[1])

Nach bekannten physikalischen Gesetzen lockert sich warme Luft auf, und infolge der Luftverdünnung strömt kältere, schwerere Luft zu. In Südwestafrika findet dieses Zuströmen hauptsächlich aus nordöstlicher und südwestlicher Richtung statt. Die nordöstlichen Winde, die wohl aus dem tropischen Afrika stammen, sind feucht und warm, die vom Atlantischen Ozean herüberwehenden Südwestwinde aber kühl und trocken. Wo beide Luftströmungen zusammenstossen, entladen sich heftige Gewitter mit wolkenbruchartigen Regenmassen. Nach Südwesten hin nehmen diese tropischen Gewittergüsse immer mehr ab und werden im Küstenlande gar nicht mehr beobachtet. Der überwiegende Teil der Kolonie, namentlich die Südhälfte, ist überhaupt sehr dürftig mit Niederschlägen ausgestattet, die noch dazu in ihrem Auftreten so unbestimmt sind, dass sie oft monatelang ausbleiben und dass man nasse und dürre Jahre scharf voneinander sondern muss. Im allgemeinen dauert die Regenzeit etwa 4 Monate, während 8 Monate lang kein Tropfen fällt. Trotzdem ist das Binnenland nicht so dem Regenmangel preisgegeben wie die Küste und lässt in den nördlicheren Gebieten deutlich zwei Jahreszeiten erkennen, eine vom Mai bis zum September anhaltende kalte Trockenzeit und eine vom Oktober bis zum April dauernde heisse Regenzeit. Freilich äussert sich letztere nicht durch anhaltende Landregen oder wie in den Tropen durch ungeheuere Wassermengen, sondern bezeichnet nur denjenigen Jahresabschnitt, der im

[1]) Wärmetabelle (nach J. Hann) in Celsiusgraden.

Beobachtungsort	Meereshöhe in m	Jahresmittel	Kältester Monat	Wärmster Monat	Unterschied
Walfischbai	3	16,6	13,9	19,2	5,3
Angra Pequena	4	17,2	13,3	20,4	7,1
Hoakhanas	1260	19,2	10,4	24,6	14,2
Rehoboth	1400	18,3	9,5	24,7	15,2
Windhoek	1625	16,4	8,3	22,1	13,8
Omaruru	1150	19,0	12,1	23,9	11,8

An der Küste ist der wärmste (kälteste) Monat der März (August), im Innern ist der wärmste (kälteste) Monat der November oder Dezember (Juli).

Gegensatze zu der vollständig trockenen Zeit mehr oder minder oft kurze, wolkenbruchartige und meist von Gewittern begleitete Güsse bringt. Von Windhoek aus, dessen von Jahr zu Jahr schwankende Regenhöhe auf Grund sechsjähriger Beobachtungen zu 398,5 mm jährlich berechnet ist, nimmt die Niederschlagsmenge sowohl nach Süden als nach der Küste zu ab, denn sie beträgt in Omaruru 317,6 mm, in Rehoboth 282,3 mm, in Tsaobis 104,6 mm, in Kubub 215,3 mm und in Angra Pequena 44 mm. Nach Norden dagegen nimmt die Regenmenge zu — Okahandya 544,5 mm, Olukonda 688,7 mm —, und in dem bereits dem Tropengürtel angehörigen Ovambolande sind langanhaltende Güsse nichts seltenes.

Vom gesundheitlichen Standpunkte aus ist das Klima des Schutzgebietes trotz der hohen Wärmegrade und der unvermittelten Temperatursprünge dem Nordeuropäer durchaus zuträglich, und die Gesundheitsverhältnisse sind anerkanntermassen die glänzendste Lichtseite dieser Kolonie, der einzigen, in der unsere Landsleute nicht bloss vorübergehend und beaufsichtigend, sondern dauernd leben und selbständig arbeiten können. Alles, was in den Tropen die Leistungsfähigkeit des Europäers niederdrückt, in erster Linie die feuchtwarme Treibhausluft, fehlt hier vollkommen. Die grosse Trockenheit mildert die Hitze, die wegen des geringen Feuchtigkeitsgehaltes der Luft nie so schwül und unerträglich wird wie bei uns an heissen Hochsommertagen, und die kühlen Nächte bringen dem Körper stets Erfrischung und Erholung. Klimatische Krankheiten und verheerende Epidemien sind fast unbekannt, und die in unsern übrigen Besitzungen so weit verbreiteten und so verderblichen Fieber sind nur im Ovambolande zu fürchten. Sonst stellen sie sich bloss an wenigen Orten z. B. fast jährlich in Gobabis während und nach der Regenzeit ein, verlaufen aber selten bösartig, weil die Trockenheit die Entwickelung der Krankheitskeime hemmt und auch die Schwindsucht zum Stillstand bringt. So ist Deutsch-Südwestafrika unbedenklich als ein Ziel deutscher Auswanderung zu empfehlen, der lediglich der Wassermangel und die durch ihn bedingte Beschränkung des nutzbaren Bodens eine Grenze setzt.

Da die Pflanzenwelt in enger Abhängigkeit zu Boden, Klima und Feuchtigkeit steht, so ist sie in Deutsch-Südwestafrika arm, niedrig und kümmerlich und lässt sich in die beiden Hauptverbreitungsgebiete der Küste und des Binnenlandes gliedern.

Die Sanddünen und Steinfelder des Küstengebietes, die lediglich durch die Verdichtung des Nebels etwas Wasser erhalten, sind sehr dürftig bewachsen, und die ein hartes Dasein fristenden Pflanzen bringen

es nirgends zur Bildung einer zusammenhängenden Decke. Ihre Wurzeln reichen nur wenige Centimeter tief in den Boden und breiten sich dort aus, um die auf die alleroberstcn Schichten beschränkte Feuchtigkeit aufzusaugen. Durch zweckmässige Einrichtungen schützen sich die Gewächse vor allzugrossem Wasserverlust, z. B. durch eine glatte, risslose Rinde oder einen glasartigen Harzmantel, durch Beschränkung, Verkleinerung, dichte Behaarung oder dachziegelartige Übereinanderschichtung der Blattflächen, die bald lederhart, bald dick und fleischig oder mit einer klebrigen Masse überzogen sind, um in ihrem Gewebe möglichst viel Feuchtigkeit aufzuspeichern. Demselben Zwecke dienen die entsprechend beschaffenen Stengel und Wurzeln der Zwiebel- und Knollengewächse. Somit ist die Küstenvegetation, für die man auch geradezu den Namen Nebelvegetation vorgeschlagen hat, besonders ausgezeichnet durch sparrige Halbbüsche, namentlich Sarcocaulon- und Pelargonienarten, durch niedrige Fettpflanzen und Gräser, die das ganze Jahr hindurch blühen und zur Zeit der winterlichen Nebelregen ihre Hauptentwickelung zeigen. Die einzige Nahrungspflanze des Dünengürtels ist der vielverzweigte, blattlose Narastrauch (Acanthosicyos horrida), der bis 1 1/2 m hoch wird und stellenweise in dichten Hecken auftritt. Seine faustgrossen, kürbisähnlichen Früchte sind essbar und werden nebst den ölreichen Samen von den Eingeborenen gern verzehrt. Die Küstenflora erstreckt sich landeinwärts ungefähr so weit als die Herrschaft des Küstenklimas reicht, d. h. durchschnittlich 60—80 km. Doch wird der Verlauf ihrer Grenze durch die Bodengestaltung erheblich beeinflusst, und ebenso sind dort, wo ein grösseres Flussbett das Küstengebiet durchschneidet, einige der das Hinterland charakterisierenden Gewächse thalabwärts gewandert.

Nach dem regenreicheren Innern zu, das im Sommer durch tropische Gewittergüsse ausgezeichnet ist, wird die Pflanzenwelt etwas üppiger und formenvoller. Als Übergangsglied zwischen der Küsten- und Binnenflora schaltet sich die Wüstenvegetation ein, die eine Anzahl bemerkenswerter Pflanzen aufweist. 2 1/2 m hohe strauchartige Euphorbien oder Wolfsmilchgewächse vermitteln im Verein mit Aloës, besonders Aloë dichotoma, den Übergang. Eigentümlich sind zwei Vitisarten, wasseraufspeichernde Zwergbäume, deren niedrige, aber massige Stämmchen am Grunde bis zu 1 m im Umfang messen. Der seltsamste Wüstenbewohner ist jedoch ein unsern Nadelhölzern verwandtes Gewächs, die Welwitschia, die wegen ihrer sonderbaren Gestalt den Beinamen mirabilis (die Wunderbare) erhalten hat. Sie besteht aus einem kreiselartigen Stamm, der fast völlig im Wüstensande versteckt ist und bloss als eine 4 m im

Umfang messende flache Scheibe über ihn emporragt. An dem wasserreichen, gedrungenen Holzkörper, der durch einen mächtigen Korkmantel geschützt wird, sitzen zeitlebens zwei lederartige, harte Blätter, die bis 3 m lang sind, allmählich unregelmässig zerschlitzt werden und in eigentümlichen Biegungen dem Boden aufliegen. Die Thatsache, dass eine über 100 Jahre alt werdende Holzpflanze ihr ganzes Leben hindurch eine so geringe Zahl von Blättern erzeugt und sie niemals abwirft, findet im ganzen Pflanzenreiche keine Wiederholung.

Die Vegetation des Binnenlandes und der Kalahari besteht vorherrschend aus Gras- oder Strauchsteppe, wobei auf der Höhe der Tafelländer die Halbsträucher, in den Thälern die Gräser und Zwiebelgewächse vorwalten. Die Grassteppe macht erst im Norden Baumsteppen und zusammenhängendem Hochwalde Platz und offenbart je nach der Jahreszeit die auffallendsten Gegensätze. Zur Regenzeit überzieht sich der Boden wie durch einen Zauberschlag mit frischem Grün und entwickelt eine entzückende Blütenpracht. Bunte Blumen durchwirken den unabsehbaren Teppich des meist silberglänzenden Grases, und selbst die unscheinbaren Stachelbüsche, die den grössten Teil des Jahres über blattlos sind, schmücken sich mit dunkelgrünen Blättern. Aber mit derselben Schnelligkeit, mit der die flachwurzelnden Gräser und Kräuter emporschiessen, verschwinden sie wieder, sobald die Dürre einsetzt. Der Sand trocknet rasch aus, das Gras vergilbt, die satten Farben verbleichen, und nur längs der leeren Flussbetten behaupten sich zerstreute Baumgruppen, die mit ihren langen Wurzeln bis zum Grundwasser hinabreichen. Darnach unterscheidet man die periodisch auftretende, durchaus an die Niederschläge gebundene Regenvegetation und die das ganze Jahr überdauernde, vom Regenfall unabhängige Grundwasservegetation. Leicht erklärlicherweise nimmt letztere den kleinsten Teil, etwa 1 % des Schutzgebietes, ein, während die Wüstenvegetation 4 % und die Regenvegetation 95 % beansprucht.

Da ein übermannshoher Grasbüschel den Raum eines Tisches und ein Strauch unter Umständen den Raum eines kleinen Zimmers verlangt, um mit den weit ausgreifenden Wurzeln dem Boden die notwendige Nahrung zu entnehmen, so ist die Pflanzenhülle lückenhaft verteilt, und überall wird der nackte Sand- oder Felsboden sichtbar.[1]) Dennoch bieten die ausgedehnten Steppen den wilden Tieren vollauf Nahrung und sind der Aufenthaltsort der Eingeborenen, die dort Tausende von Rindern, Schafen

---

[1]) Nach E. Pechuel-Lösche und H. Schinz kommen durchschnittlich etwa 200 Sträucher auf einen Hektar.

und Ziegen weiden. Die Sträucher bestehen vorwiegend aus verkrüppelten Akazienarten, unter denen die von den Buren Wacht een bitjen (Wart ein bischen) genannte Art am unangenehmsten ist, weil sie den Wanderer mit ihren widerhakigen Stacheln festhält und zu langsamem, vorsichtigem Ausschreiten zwingt. Die Bäume, deren Verbreitung auf die Grundwasser führenden Flussauen beschränkt ist, setzen sich aus kräftiger entwickelten Vertretern der Dornsträucher, aus dünnstämmigen Ebenholzbäumen (Euclea pseudebenum), Tamarisken, Kombretaceen, mächtigen Anaakazien (Acacia albida), Dornakazien (Acacia horrida), Giraffenakazien oder Kameldornbäumen (Acacia Giraffae) und andern Akazienarten zusammen. Namentlich die Anaakazien sind stattliche Bäume, die einen wahren Schmuck der Landschaft bilden. Dem Reisenden dienen sie als willkommene Schattenspender, und ihre Früchte werden als Viehfutter geschätzt. Je mehr man nach Norden gelangt, um so kräftiger wird die Vegetation und umsomehr verschwindet der eintönige südwestafrikanische Charakter der Gegend. Erst vereinzelt, dann gruppenweise stellen sich im Kaokofelde als äusserste Vorposten der Tropenflora Dumpalmen ein (nördlich 20° S.), bis endlich im Ovambolande wirkliche Waldungen eines mit breiten, halbmondförmigen Blättern ausgestatteten Laubbaumes, des Omutati (Copaivera Mopane), erscheinen. Zu ihnen gesellt sich ein Feigenbaum von gewaltiger Grösse, die Damarafeige (Ficus Damarensis), und endlich tritt, freilich sehr spärlich verbreitet und in seinem Wachstum zurückgeblieben, der bekannteste Vertreter der tropisch-afrikanischen Holzgewächse, der Affenbrotbaum, auf. Noch üppiger wird das von ausgiebigen Tropenregen getränkte Pflanzenkleid mit der Annäherung an den Okavango und Kunene. Beide nie versiegende Ströme sind mit dichten Galeriewäldern umsäumt, deren von Lianen durchzogene Mauern in unverkennbarem Gegensatz zu den baumarmen Steppen des Schutzgebietes stehen.

Bei den geringen Bedürfnissen der Eingeborenen liegt die Bodenbewirtschaftung sehr darnieder. Doch haben die Anbauversuche der Missionare, Ansiedler und Beamten ergeben, dass unsere wichtigsten Nahrungs- und Genusspflanzen vortrefflich gedeihen und dass nicht bloss die Aussaat europäischer Gemüse, sondern auch die Anpflanzung von Früchten der subtropischen Zone z. B. Feigen, Apfelsinen, Pfirsichen, Kernobstbäumen, Tabak und Weinreben sicheren Gewinn verspricht. Die für den Wüstenbewohner unentbehrliche Dattelpalme hat sich ebenfalls eingebürgert, und die Möglichkeit ihres Fortkommens ist überall dort gegeben, wo etwas Grundwasser angetroffen wird. Allerdings sind Acker- und Gartenbau aus klimatischen Ursachen auf die Umgebung

der Quellen und Wasserplätze und auf die Grundwasser führenden Thalauen beschränkt und haben zeitweilig unter massenhaft auftretenden Wanderheuschrecken zu leiden. Wohl kann durch Verbesserung und Vermehrung der bereits vorhandenen Bewässerungsanlagen noch viel mehr Land für eine lohnende Kultur gewonnen werden als bisher. Doch wird die Ausdehnung des Feldbaues stets auf einen verhältnismässig engen Raum beschränkt bleiben und an die Ausfuhr der gewonnenen Erzeugnisse ist kaum zu denken, zumal das beste Ackerbaugebiet, das Ovamboland, wegen seines ungesunden Tropenklimas den Europäern verschlossen ist.

Um so hoffnungsvoller sind die Aussichten für die Viehzucht, die bei dem Fehlen der gefährlichen Tsetsefliege im Grossen betrieben werden kann und muss, um einen lohnenden Gewinn abzuwerfen. Schon heute ist die Viehwirtschaft die Haupterwerbsquelle und der Hauptreichtum der Eingeborenen, sie liefert die wichtigsten Ausfuhrgegenstände, und auf ihr beruht fast ausschliesslich die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonie. Man schätzt die Rinderherden auf mehr als 1 Million, das Kleinvieh auf 8 Millionen Stück, und manche besonders reiche Hereros, die sogenannten grossen Leute, besitzen gegen 30—40000 Rinder. Die Grasfluren vermögen noch viel mehr Vieh zu ernähren, zumal dann, wenn sie durch Brunnenanlagen mit dem nötigen Wasser versorgt werden können. Allerdings stellen sich zuweilen verheerende Seuchen ein, gegen die man noch kein wirksames Mittel gefunden hat; und erst in den letzten Jahren hat die Rinderpest, die im britischen Nachbarlande so schreckliche Verwüstungen anrichtete und die Massai an den Bettelstab brachte, auch Deutsch-Südwestafrika heimgesucht. Zum Glück ist es gelungen, durch Impfungen und strenge Absperrungsmassregeln der Rinderpest vorzubeugen, sonst würden die Eingeborenen ihren gegenwärtig wertvollsten Besitz verlieren und müssten auswandern oder verhungern. Der Wohlstand und die wirtschaftliche Grundlage unserer Kolonie wären ebenfalls auf Jahre hinaus vernichtet und der Verkehr, der lediglich mittelst der Reit- und Zugochsen unterhalten wird, auf unabsehbare Zeit lahmgelegt. Ferner herrscht unter den Pferden eine eigentümliche Krankheit, die Pferdesterbe. Unter den von ihr befallenen Tieren bleiben gewöhnlich nur zwei oder drei vom Hundert am Leben, die aber dann gegen Krankheiten gewissermassen gefeit sind und als „gesalzene“ Pferde das Zwei- oder Dreifache des gewöhnlichen Verkaufspreises erzielen. Wichtige Haustiere sind weiterhin Ziegen, Woll- und Fettschwanzschafe, mit deren Züchtung man auf der landwirtschaftlichen Versuchsstation Kubub erfolgreiche Versuche angestellt hat. Ebenso gedeiht das von der Schutztruppe eingeführte Dromedar vortrefflich.

Die wilde Fauna unserer Kolonie gehört zum afrikanischen Steppengebiet und zeigt eine grosse Übereinstimmung mit dem übrigen Süd- und Innerafrika. Zum Teil enthält sie auch Formen, die in den ostafrikanischen Steppen weit verbreitet sind. Leider müsste man eher von einer Geschichte der südwestafrikanischen Tierwelt reden, da europäische Jäger mit ihren Feuerwaffen aufs rücksichtsloseste unter den zahlreichen Rudeln aufgeräumt haben, die um die Mitte des 19. Jahrhunderts die weiten Grasländer belebten. Um die Jagdschutzgesetze zu umgehen, durch welche die Kapkolonie schon lange jenem zwecklosen Massenmord vorgebeugt hat, suchten die englischen Sportsmen mit Vorliebe das deutsche Gebiet auf. Daher war es mit Freude zu begrüssen, dass unsere Verwaltungsbehörden ein ähnliches Verbot erliessen und die Erlangung eines Jagdscheins von der Erlegung einer hohen Geldsumme abhängig machten. Trotzdem wurde diese durchaus zweckentsprechende Massregel vielfach unter Verkennung der Verhältnisse als eine neue Blüte des in unseren Kolonien wuchernden Bureaukratismus verspottet.

Heute haben sich die grossen Jagdtiere in die entlegensten Grenzstriche des Nordens und Ostens zurückgezogen, so dass man nur durch Zufall im Oranjestrom ein Flusspferd aufscheucht oder einige Nashörner, Elefanten, Giraffen, Büffel oder Strausse zu Gesicht bekommt. Noch seltener sind die Löwen geworden, während Affen, Zebras und Antilopen der verschiedensten Art z. B. Hartebeeste, Gnus, Kudus u. s. w. noch sehr häufig sind. Auch Leoparden, Panther, Hyänen und Schakale giebt es in grosser Zahl. Giftschlangen werden ebenfalls nicht selten beobachtet, und unter den Insekten sind besonders die Heuschrecken zu nennen.

Die Vogelwelt ist reich an Arten — allein für das Damaraland sind deren nicht weniger als 428 nachgewiesen —, und unter ihnen steht der Strauss obenan. Der früher weitverbreitete Vogel ist der Gegenstand lebhaftester Verfolgungen geworden, seit man begann, sein Gefieder dem Luxus und Schönheitssinn dienstbar zu machen. Deshalb hat man im Kaplande mit der künstlichen Züchtung des geschätzten Vogels begonnen, und die Straussenzucht hat dort einen grossen Umfang angenommen. Vielleicht würde sie auch für unser Schutzgebiet eine lohnende Einnahmequelle sein, sich aber bei den jetzigen niederen Preisen für Straussenfedern nur als Nebengeschäft lohnen, während die Federn des wilden Strausses stets ein wertvoller, gut bezahlter Handelsgegenstand sind.

Die Küste ist und war ebenfalls der Sitz eines regen Tierlebens und erinnert durch ihre Fauna trotz der Nachbarschaft des Wende-

kreises vielmehr an die Eigenart der Polargebiete. Wie alles kühle Meerwasser, so birgt das kalte Auftriebwasser hier ebenfalls zahllose Fische und ist ein ergiebiger Fanggrund. Zuweilen erscheinen Walfische und Robben, und die letzteren waren früher so häufig, dass sie zu Tausenden erlegt werden konnten (Vgl. S. 153). Ferner beleben unzählige Scharen von Wasservögeln das öde Gestade und bilden förmliche Kolonien oder Vogelberge. Die ungeheuren Guanomassen, die sie mit der Zeit aufhäuften, sind längst als eine lohnende Einnahmequelle erkannt worden, und von 1843—45 haben die Engländer gegen 260000 Tonnen im Werte von 36 Millionen Mark ausgeführt. Der Guano war bekanntlich die Ursache, dass England die Inselklippen Deutsch-Südwestafrikas für sich behielt. Obgleich die Vorräte infolge der unausgesetzten Ausbeute sehr vermindert sind, so ist es keineswegs ausgeschlossen, dass sie sich bei längerer Schonzeit wieder erneuern.

Trotz seiner ungeheuren Ausdehnung ist Deutsch-Südwestafrika ausserordentlich dünn bevölkert, und seine Bewohner werden höchstens auf 250—300000 Seelen geschätzt. Der Stammeszugehörigkeit nach gliedern sie sich in drei Hauptgruppen. Die erste bilden die hottentottisch sprechenden, der Abstammung nach aber noch vollständig rätselhaften Bergdamara, die etwa 35—50000 Seelen stark sind. Die Gruppe der hellfarbigen, gelben Urbewohner Südafrikas, der Hottentotten, fasst in sich die nur noch 8000 (nach Leutwein 20000) Köpfe zählenden Nama und die noch mehr zusammengeschmolzenen, fast ganz in die Kalahari zurückgedrängten Buschmänner, deren Anzahl man auf ungefähr 3000 Köpfe veranschlagt. Während die hellfarbigen Stämme vorzugsweise den Süden der Kolonie bewohnen, sind die Bantu auf die Nordhälfte beschränkt und werden durch die 100—120000 Seelen zählenden Herero und die ebenso starken Ovambo vertreten. Die Mehrzahl der Eingeborenen ist durch deutsche Missionare, vor allem durch die protestantischen Sendboten der Rheinischen Missionsgesellschaft, die seit 1840 unter ihnen wirken und unendlich viel Gutes gestiftet haben, zum Christentum bekehrt, hat europäische Kleidung angenommen und kann lesen und schreiben, wobei als Umgangssprache das von den Buren eingeführte Kapholländisch angenommen ist.

Die Bergdamara sind ein kohlschwarzer, gedrungen gebauter Menschenschlag, der ein jämmerliches Dasein führt und fast ausschliesslich von Pflanzenkost lebt. Man hält ihn für die stark gelichteten Reste der einstigen Urbevölkerung, die von den einwandernden Stämmen immer mehr zurückgedrängt, verachtet und auf jede Weise bedrückt wurde, bis sich die deutsche Regierung ihrer annahm. Die Bergdamara treiben

nebenbei ausgedehnten Gartenbau, und bemerkenswert ist ihre Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit und die Leichtigkeit, mit der sie sich zur Arbeit anlernen lassen, so dass sie für die wirtschaftliche Entwickelung des Schutzgebietes von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind.

Die Nama und Buschmänner unterscheiden sich scharf durch den abweichenden Kulturbesitz und die gänzlich verschiedenen körperlichen Merkmale, namentlich durch den Gegensatz der Körpergrösse und der Fussgestalt. Die Buschmänner hausen in Höhlen und fristen ein armseliges Jägerleben, stellen jedoch mit erfinderischem Unternehmungssinne dem Wild nach und haben auf den Felsen ihrer alten Jagdgründe Zeichnungen



Buschmänner.

zurückgelassen, die bei aller Einfachheit feine Beobachtung verraten. Viel wichtiger sind die Nama. Sie waren früher ein starkes, wohlhabendes Hirtenvolk, sind indes mit der Zeit sehr heruntergekommen und allem Anschein nach dem Aussterben preisgegeben. Die ledergelbe Haut neigt zur Runzelbildung, die Gliedmassen sind auffallend schwach ausgebildet, und die Falten verleihen im Verein mit den dicken Lippen des breiten Mundes, der stumpfen Nase und den zusammengekniffenen Augen dem Gesicht einen sonderbaren, mürrischen Ausdruck. Die büschelartig verfilzten Kopfhaare stehen nicht dicht nebeneinander, sondern lassen gleich den Grasbüscheln der heimatlichen Steppe den

kahlen Boden zwischen sich frei, und somit gewähren die Pfefferköpfe, wie man die Hottentotten wegen ihrer eigenartigen Haarbildung spottweise genannt hat, einen das Schönheitsgefühl nicht gerade befriedigenden Anblick. Merkwürdig ist ferner die bei den Frauen in zunehmendem Alter sich einstellende Steatopygie (Bildung eines Fettsteisses), die bei der sonst herrschenden Magerkeit doppelt auffällt. Bezüglich der geistigen Eigenschaften muss man die Nama als ein verhältnismässig hochstehendes Volk bezeichnen. Im Erkennen menschlicher und tierischer Spuren, im Durchspähen des Geländes, im Reiten und Schiessen, in der Musik, in Fell- und Lederarbeiten leisten sie Ausserordentliches. Leider sind sie sehr unreinlich, neigen stark zur Trunksucht und Hinterlist und sind so faul, dass sich jeder echte Hottentotte von dem fortwährenden Liegen auf dem Boden die Haare am Hinterkopfe durchgescheuert hat. Nur die bitterste Not treibt sie zur Arbeit. Noch lieber greifen die Nama in ihrer Bedrängnis zum Räuberhandwerk, wobei sie es vor allem auf die Rinderherden der Herero absahen. Zu Beginn der deutschen Herrschaft war die Feindschaft zwischen beiden Stämmen aufs höchste gestiegen, und die Brandschatzungen der Hottentotten nahmen einen immer bedrohlicheren Umfang an, zumal sich ein kühner Namahäuptling, Hendrik Witbooi, an die Spitze einer starken, wohl organisierten Räuberbande stellte. Von den 12 Stämmen, in welche die Hottentotten des Schutzgebietes zerfallen, sind fünf erst im Laufe dieses Jahrhunderts aus dem Kaplande eingewandert. Von ihnen spielten in der deutschen Kolonialgeschichte eine gewisse Rolle die Zwartboois, die rote Nation, die Khauashottentotten, das verkommenste Gesindel der Kolonie, und die Leute von Gibeon oder die Witboois.

Den bloss verbrauchenden, infolgedessen verarmten und im Niedergange begriffenen Hottentotten stehen ihre kraftvolleren Erbfeinde, die erwerbenden und daher wohlhabenden Herero, oder, wie ihr englischer Name lautet, die Damara gegenüber. Sie sind Bantuneger von schlankem Wuchs, chokoladenbrauner Farbe und ovalem Gesicht, die auffallend von den Bergdamara abweichen, aber mit den Ovambo verwandt und vor etwa 100 Jahren, von Nordost kommend, über den Kunene in ihre heutigen Wohnsitze eingewandert sind. Die Herero gelten als lügenhaft, hochmütig und unreinlich und sind so geizig, dass sie nur vom Fleische gefallener oder zufällig getöteter Tiere leben und bloss an den allerhöchsten Festtagen ein Rind aus ihren Herden schlachten. Unvorteilhafte Charaktereigenschaften sind ferner ihre zügellose Roheit und Grausamkeit, die sie vor Beginn und während des Witbooikrieges bewiesen haben und die eine bei aller Gerechtigkeit eisern strenge Bevormundung durch die

deutsche Herrschaft nahe legt. Andererseits sind die Damara tüchtige Viehzüchter, deren ganzes Leben in der Sorge um ihre Herden aufgeht. Alle sind eifrigst auf die Vermehrung ihres Viehstandes bedacht, der ihren Reichtum bedingt und mit dem ein schwunghafter Handel betrieben wird. Sie wohnen in geräumigen Hütten (Pontocks), die sich zu Dörfern, oder, wie es im Kapholländischen heisst, zu Werften vereinigen, und ihr Hauptort ist Okahandya, der Sitz des in der deutschen Kolonialgeschichte ebenfalls vielgenannten Oberhäuptlings Samuel Maharero. Doch sind die Herero nur scheinbar unter einem Oberherrscher vereinigt, in Wahrheit sind sie gleich den Nama in verschiedene Stämme und Stammesgruppen zerspalten.

Waren die nomadisch umherziehenden Herero ein Hirtenvolk mit patriarchalischer Verfassung, so sind ihre Verwandten, die von Häuptlingen despotisch beherrschten Ovambo, sesshafte Ackerbauer und üben auch eine nicht unbedeutende gewerbliche Thätigkeit aus. Sie werden als fleissige, zuverlässige Menschen geschildert und haben sich als Arbeiter im Dienste der Europäer gut bewährt. Doch stehen sie dem Einflusse der Missionare noch ziemlich fern und halten zähe an ihren alten Sitten, ihrer Tracht und den althergebrachten Religionsgebräuchen fest.

Einen der Zahl nach (40000 Seelen) zwar geringen, in wirtschaftlicher Beziehung aber um so einflussreicheren Bevölkerungsbestandteil stellen die Bastards, die Nachkommen der aus der Vermischung zwischen Buren und Hottentotten hervorgegangenen Bevölkerung, dar. Ihr Hauptmittelpunkt ist Rehoboth. Sie sind arbeitsame, geschickte Leute, geniessen einen guten Ruf als Handwerker und Wagenführer und treiben einen geregelten, nicht bloss dem täglichen Brot und dem eigenen Bedarf dienenden Ackerbau. Die Bastards haben sich der deutschen Oberhoheit bereitwilligst unterstellt, standen bei allen Kriegen offen auf unserer Seite, und wegen ihrer militärischen Brauchbarkeit hat man bereits begonnen, sie für den Kriegsdienst als Miliz auszubilden.

Am allerwichtigsten ist endlich die weisse Bevölkerung, die zum grössten Teile aus Deutschen, zum kleineren Teile aus Buren und Engländern besteht. 1891 zählte sie erst 539, 1897 dagegen schon 2628 Köpfe, und demgemäss giebt es in Deutsch-Südwestafrika weit mehr Europäer als in allen anderen deutschen Schutzgebieten zusammen. Der Kern der europäischen Bevölkerung ist die deutsche Schutztruppe, und viele ausgediente Mannschaften derselben, die mit Land und Leuten wohlvertraut sind, siedeln sich in der Kolonie an, wodurch die Zahl der Deutschen langsam, aber stetig wächst. Um jedoch Deutsch-Südwestafrika keine Männerkolonie werden zu lassen, ist es dringend

erwünscht, dass sich auch Frauen zur Auswanderung dorthin entschliessen. Auf keinen Fall dürfen sich unsere Kolonisten mit eingeborenen Mädchen verheiraten, denn die Erfahrung hat gelehrt, dass in wilden oder halbwilden Ländern nicht der Mann das Weib zu sich emporhebt, sondern dass umgekehrt der Mann auf die niedrige Kulturstufe seiner Gefährtin hinabsinkt. Wie daher für unsere tropischen Besitzungen die Arbeiterfrage im Vordergrunde der wirtschaftlichen Erörterungen steht, so ist für Südwestafrika die Frauenfrage brennend geworden. Das deutsche Element muss nach Kräften durch staatliche Unterstützung der Einwanderung gestärkt und gefördert werden. Sonst liegt die Gefahr nahe, dass das Schutzgebiet später einmal von fremdem, namentlich von englischem Einflusse beherrscht wird und nicht imstande ist, sich als ein politisch und wirtschaftlich selbständiges Staatswesen zu behaupten. Hoffentlich gelingt es, die vielfachen Schwierigkeiten zu überwinden und die Kolonie, die wegen ihrer stockenden inneren Entwickelung und ihrer geringen wirtschaftlichen Hilfsquellen bisher das Schmerzenskind unter unsern Schutzgebieten war, dem Mutterlande immer mehr nutzbar zu machen. Ist sie auch kein reiches Land, aus dem Schätze nicht mühelos gewonnen werden können, so ist sie ebensowenig ein wertloses Sandloch und hat ebenfalls eine Zukunft. Hat man erst einen festen Grund geschaffen, dann wird der Weiterbau leichter von statten gehen, und einen hoffnungsvollen Ausblick bieten die Worte eines der besten Kenner Deutsch-Südwestafrikas, des Majors Leutwein: „Setzen wir unser Schutzgebiet nur in den Sattel, reiten wird es schon können!“

Das Schutzgebiet der Neuguinea-Kompagnie.

Kaiser Wilhelmsland (181000 qkm), der Bismarck-Archipel (52000 qkm) und die nordwestlichen Salomonen (22000 qkm) stellen mit 255000 qkm Gesamtfläche unsern ausgedehntesten Südseebesitz dar und sind zugleich die einzige deutsche Kolonie, die noch nicht Staatseigentum ist. Sie gehört vielmehr einer Privatgesellschaft, der Neuguinea-Kompagnie, deren selbst gewählter Landeshauptmann die staatlichen und wirtschaftlichen Angelegenheiten leitet.

Kaiser Wilhelmsland umfasst den nordöstlichen Teil der politisch unter England, Holland und Deutschland geteilten Insel Neuguinea, die das Bindeglied zwischen Asien und Australien und die zweitgrösste Insel der Welt ist. Die durch landschaftliche Schönheiten ausgezeichnete Küste kann ohne Fährlichkeiten befahren werden, weil die sie begleitenden Korallenriffe sich in schmalem Saum dicht am Ufer halten und rasch zu grosser Meerestiefe absinken und weil vortreffliche Einfahrten in die geschützten Häfen führen, die obendrein durch deutliche Landmarken, meist durch Vulkaninseln, bezeichnet werden. Somit sind die Gestade Kaiser Wilhelmslandes, die Finsch-, Hansemann-, Maclayküste u. s. w., dem Seeverkehr viel günstiger als die afrikanischen Küsten, und ebenso besitzen die Salomonen [1]) und der Bismarck-Archipel [2]) sichere und brauchbare Ankerplätze, nur dass hier die zahllos vorgelagerten Riffe den Zugang in mehr oder minder hohem Grade erschweren. Namentlich die quellenreiche Gazellenhalbinsel auf Neupommern hat Überfluss an Buchten. An der Blanchebai liegt Herbertshöhe, der Hauptverwaltungssitz für den östlichen, die Salomonen und den Bismarck-Archipel umfassenden Verwaltungsbezirk, während auf den benachbarten Eilanden Matupi und Mioko die wichtigsten Plantagen und Faktoreien des Inselgebietes errichtet sind. Die 800 km lange Küste

[1]) Die Inselgruppe wurde um die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem spanischen Seefahrer Mendana entdeckt und nach dem Könige Salomo benannt, weil er sie für goldreich hielt und in ihr das Ziel der Ophirfahrten jenes Königs gefunden zu haben glaubte.

[2]) Vor der deutschen Besitzergreifung hiess die Gruppe Neubritannia-Archipel, und auch die grösseren Inseln trugen andere Bezeichnungen.

Kaiser Wilhelmslandes zeigt zwar nur zwei auffällige Einbuchtungen grösseren Umfangs, aber sie ist im einzelnen ebenfalls reich gegliedert und umschliesst eine ganze Reihe ausgezeichneter Reeden. Auf den landschaftlich reizvollen Huongolf folgt der wegen seiner bösartigen Fieber und wegen des Mangels an fruchtbarem Hinterland wieder aufgegebene Finschhafen. An ihn reiht sich die geräumige Astrolabebai, die mit ihren ausgedehnten Pflanzungen den wertvollsten und am meisten ausgenutzten Küstenteil, das Kulturcentrum Kaiser Wilhelmslandes, bildet und wiederum in eine Anzahl kleinerer Wasserbecken zerfällt. Das beste von ihnen, der tiefe, vielverzweigte, geräumige Friedrich Wilhelmshafen, gestattet grossen Schiffen, ihre Ladung unmittelbar am Lande zu löschen. Die Nachbarstationen Erimahafen, Konstantinhafen und Stephansort sind der Sitz einer blühenden Plantagenwirtschaft, und Stephansort ist zugleich der Mittelpunkt für den westlichen Verwaltungsbezirk.

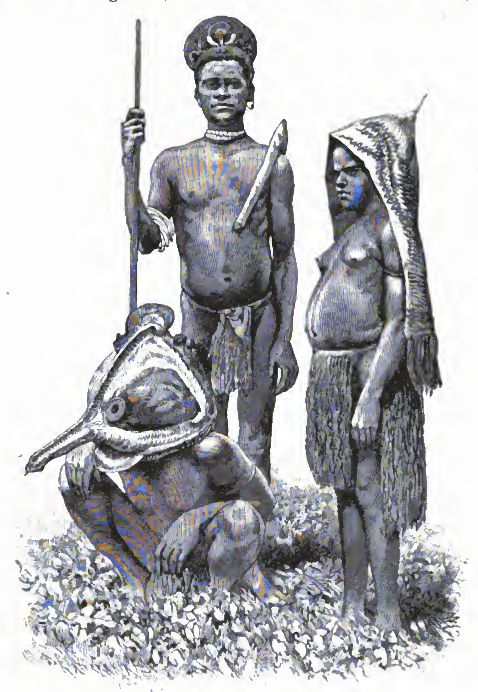
Das gesamte Schutzgebiet ist noch sehr wenig bekannt, einmal wegen der bis zur Unwegsamkeit sich steigernden Steilheit der Gebirge, dann wegen des verkehrshindernden Urwaldes und endlich wegen der Unmöglichkeit, von den meist feindlich gesinnten oder ausserordentlich scheuen Binnenbewohnern die notwendigen Lebensmittel zu erhalten. Von den grösseren Inseln weiss man überhaupt nur, dass sie langgestreckt, schmal und hoch, zum Teil bis 3000 m hoch sind und ins Meer versunkenen Gebirgen gleichen, von denen bloss noch die Gipfel aus dem Wasser emporragen. Sonst sind noch nicht einmal die Küstenumrisse genau festgelegt, und ins Innere ist man erst an wenigen Punkten und auf kurze Entfernungen eingedrungen. Auch die Oberflächengestaltung Neuguineas ist kaum in den allgemeinsten Zügen erforscht. Sie wird durch ein gewaltiges, reichgegliedertes Kettengebirge bestimmt, das gleichsam als ein Rückgrat die Mitte der Insel von Südost nach Nordwest durchzieht und einzelne zeitweilig schneebedeckte Gipfel trägt, deren Höhe auf 4—5000 m geschätzt wird. Die mächtige Felsmauer besteht aus uralten Gesteinen, aus Gneis, Granit und krystallinischen Schiefern, die von alt- und jungvulkanischen Gesteinen und von Quarzgängen durchsetzt werden und zweifellos Goldfundstätten enthalten[1]). Nordwärts sendet der Hauptkamm kürzere Ausläufer bis zum Meere vor oder wird durch niedrigere Vorlagerungen begrenzt. Zu ihnen ge-

[1]) Diese Annahme ist dadurch begründet, dass das Bismarckgebirge demselben Gebirgssystem und denselben Gesteinsformationen angehört wie die goldführenden Gebirge von Britisch-Neuguinea. Ausserdem sollen am Südabhang des Gebirges unweit der deutschen Grenze bereits Goldfunde gemacht worden sein.

hören im Osten das krystallinische Victor Emanuelgebirge (3600 m) im Quellgebiet des Kaiserin Augustaflusses, das Bismarckgebirge (über 4300 m), das Krätkegebirge, das in der Hauptsache vulkanische Finisterregebirge (3500 m) und das Rawlinsongebirge (1200 m) im Westen. Das aus Diorit, Gneis und Gabbro bestehende Bismarckgebirge, das übrigens nach den neuesten Untersuchungen Karl Lauterbachs um 100 km südwestlicher liegt als die Karten angeben und sich südwärts vielleicht bis zu den Bergmassiven des englischen Gebietes fortsetzt, ist die gewaltigste und grossartigste unter jenen Felsmauern, und ihre Hauptzinne, der zeitweilig in Schnee gehüllte Ottoberg, scheint die höchste Erhebung des Schutzgebietes zu sein. Die ausserordentlich schroffen, oft unter 50—70 Grad ansteigenden Bergwälle enden in stark gegliederten, scharfen, schmalen Graten, deren Erklimmung meist nur mit Hilfe der Alles bedeckenden üppigen Vegetation möglich ist. Bald schieben sich die einzelnen Kämme coulissenartig hintereinander, bald strahlen sie von einem Punkte aus oder folgen sich ganz ungeordnet, wobei die nach der Küste zu fallenden Ketten aus steil aufgerichteten Urgesteinen, Thonschiefern, Sandsteinen, Tuffen und Konglomeraten bestehen. Während die wild zerklüfteten Gebirgszüge zwischen sich nur enge, schluchtenartige Flussrinnen frei lassen und selten breitere Thalauen umkränzen, haben die Wasseradern im Unterlaufe mehr oder minder ausgedehnte Ebenen aufgebaut, die ihre grösste Entwickelung in der Nachbarschaft der Küste erreichen. Erwähnenswert sind vor allem die Jombaebene beim Friedrich Wilhelmshafen, die fruchtbare, mit mächtigem Hochwald bedeckte Astrolabeebene im Unterlaufe des Gogol, die vom Ramu durchflossene Niederung und endlich das weite Flachland, das der Kaiserin Augustafluss durchströmt.

Das unten mit dichtestem Urwalde bedeckte und oben bis in den Bereich des ewigen Schnees hineinragende Binnengebirge bedingt im Verein mit der Lage der Insel im regenreichsten Teile der Tropen die Wasserfülle Kaiser Wilhelmslandes. Ausser zahllosen, das ganze Jahr über fliessenden Giessbächen, deren kurzer, reissender und von Wasserfällen unterbrochener Lauf sich wohl zum Flössen, aber nicht zur Schiffahrt eignet, giebt Neuguinea drei grossen Strömen, dem Fly auf englischem Gebiet, dem Amberno oder Rochussen auf holländischem Boden und dem Kaiserin Augustaflusse im deutschen Anteil, Ursprung. Bei einer Lauflänge, die ungefähr derjenigen der Oder gleichkommen dürfte, ist der Kaiserin Augustafluss schon 703 km stromaufwärts mit kleinen Dampfern befahren worden und zeigte dort noch bei normalem Wasser-

stande 300 m Breite und 4 m Tiefe. Weil er allem Anschein nach bis zum Gebirgsfusse schiffbar ist und obendrein durch eine wohlbesiedelte, fruchtbare Niederung führt, so ist er unzweifelhaft dazu berufen, in der



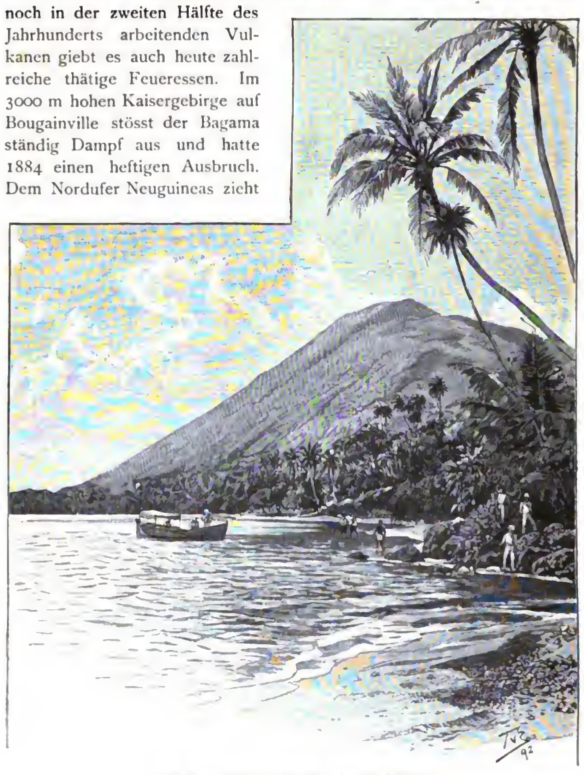
Leute vom Kaiserin Augustafluss.

zukünftigen Entwickelung des Landes eine hochwichtige Rolle zu spielen. Da der stattliche Strom eine ausgesprochene Tiefebene durchzieht, so beschreibt er vielfache Krümmungen und ist reich an Inseln, Alt-

wässern und Nebenarmen, während ihm merkwürdigerweise nur wenige Nebenflüsse zueilen. Nicht minder bedeutsam ist der Ramu oder Jagei, der, wie nunmehr endgiltig nachgewiesen, die Fortsetzung des in der Nachbarschaft des Kaiserin Augustaflusses mündenden Ottilienflusses bildet. Er muss als zweitgrösster Strom Kaiser Wilhelmslandes und als drittgrösster Strom von Neuguinea gelten, denn er ist auf einer 450 km langen Strecke teils mit einem Dampfer, teils in Booten befahren und setzt sich von seinem fernst erreichten Punkte aus noch mindestens 100 km in gleicher Grösse südostwärts fort. Der Ramu stellt also ebenfalls eine brauchbare Wasserstrasse zwischen dem Bismarck- und Finisterregebirge und eine natürliche Eingangspforte ins Innere dar und erschliesst gleich dem Kaiserin Augustaflusse eine dichtbevölkerte, üppige Niederung mit ausgedehnten Flächen des besten Kulturlandes.

Wo die Gebirgsausläufer fehlen, setzt ein welliges Vorland ein, das seinerseits wieder steil am Meere endet und nur stellenweise einen schmalen Sandstrand oder beschränkte, mangrovenbewachsene Flachküstenstreifen frei lässt. Vielmehr steigt der vorwiegend aus Korallenkalk zusammengesetzte Ufersaum in deutlich ausgeprägten Stufen an, und oft liegen, durch 10—15 m hohe Absätze voneinander getrennt, bis 16 solcher wagerechter Terrassen übereinander, die durch unterirdische Kräfte über den Meeresspiegel gebracht wurden. Noch höher sind auf den Salomonen Gesteinsschichten, die ursprünglich am Grunde des Ozeans entstanden, über die Meeresoberfläche emporgehoben worden. Dass jene Kräfte immer noch nicht zur Ruhe gekommen sind, bezeugen ausser häufigen Erdbeben und heissen Quellen verschiedener Art die Küsteneilande Kaiser Wilhelmslandes, die aus jungvulkanischen Gesteinen aufgebaut und wie die Vulkane Afrikas auf einer langgestreckten Bruchspalte emporgequollen sind. Diese Spalte kreuzt sich im Bismarck-Archipel mit einer andern, der die nördlichen Inseln jener Gruppe samt den Admiralitäts-Inseln und den Salomonen mit ihren thätigen oder schlafenden oder längst erloschenen und verfallenen Feuerbergen angehören. Wenn auch viele der grösseren Inseln — das durch Halbinselansätze mannigfach gestaltete und von einer Vulkanreihe durchzogene Neupommern (25 100 qkm), das äusserst hafenarme Neumecklenburg (14 300 qkm), die Admiralitäts-Insel Taui (1940 qkm) und die wegen der weitvorgelagerten Korallenriffe schwer zugänglichen Salomoneninseln Bougainville (10 000 qkm), Choiseul (5850 qkm) und Ysabel (5840 qkm) — ein Grundgerüst aus krystallinischem Urgestein oder aus jüngeren Kalk- und Sandsteinen erkennen lassen, so sind sie doch überall von vulkanischem

Gestein durchbrochen oder grösstenteils aus ihm aufgebaut. Selbst dort, wo ein höhlenreicher Kalkstein die Oberfläche bedeckt, birgt das Innere einen oft stark veränderten Kern vulkanischen Gesteins, und ausser den noch in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts arbeitenden Vulkanen giebt es auch heute zahlreiche thätige Feueressen. Im 3000 m hohen Kaisergebirge auf Bougainville stösst der Bagama ständig Dampf aus und hatte 1884 einen heftigen Ausbruch. Dem Nordufer Neuguineas zieht



Der Muttervulkan auf der Gazellenhalbinsel.

eine Reihe von Inselvulkanen, Hansavulkaninsel, Dampier-, Rich-, Long-, Rook-, Tupinier- und Ritterinsel, entlang, die mit ihren Rauch- und Feuersäulen dem Seemann als willkommene Leuchttürme dienen. Eine gewaltige Explosion zerstörte 1888 den Vulkan des Rittereilandes und verursachte eine verheerende Flutwelle, die am gegenüberliegenden Ufer Neupommerns zwei Beamte der Neuguinea-Kompagnie und mehrere Dörfer der Eingeborenen verschlang. Die Namen der beiden Europäer, v. Below und Hunstein, sind zwei erloschenen Vulkanriesen beigelegt worden, die sich an der Westspitze Neupommerns zu 2000 m Meereshöhe erheben, bis zum zackigen Krater mit Wald bewachsen und am Fusse von gewaltigen Aschenmassen umlagert sind. Bekannt ist ferner auf Neupommern die Vulkangruppe Vater (1219 m), Nordsohn (495 m) und Südsohn (900 m) und ihr Gegenstück, der Muttervulkan (630 m) mit seinen beiden Töchtervulkanen (Nordtochter 580 m, Südtochter 470 m) auf der mit Bimssteinmassen bedeckten Gazellenhalbinsel. Tiefgreifende Verwitterung bei reichlicher Bewässerung durch Regen und Nachttau hat ihren Aufschüttungsboden durchweg fruchtbar gemacht, sodass er überreiche Erträge abwirft. Gegen die Mitte erhebt sich der Varzinberg, eine 547 m hohe Aufschüttung von Asche und Bimsstein. Grössere Flussläufe fehlen der Halbinsel, da der durchlässige Untergrund das Wasser schnell aufsaugt. An den Küsten rinnen jedoch allerorts Bäche und Quellen zum Meere und zur Blanchebai ab, die wiederum einen durch Schwefelausbrüche gelb gefärbten, zeitweise Dampf ausstossenden Inselvulkan, den Ghaie (250 m), umschliesst. Die Hufeisenform des Bismarck-Archipels und der ihn im Norden und Süden verlängernden Inselgruppen weist auf einen Ring um ein Meeresbecken hin, das die Stelle eines in die Tiefe gesunkenen Landes ausfüllt und demnach einen Kesselbruch darstellt, an dessen Rändern die vulkanischen Gesteine empordrangen. Neben den grossen, meist zugleich hohen, wald- und wasserreichen Vulkaninseln giebt es noch zahllose kleine und kleinste Eilande, die ihre Entstehung der unermüdlichen Thätigkeit der riffbildenden Korallen verdanken. [1]) Im Bismarck-Archipel zählt man gegen 200 solcher Inselchen, ebensowenig fehlen sie der Admiralitätsgruppe und dem Ostrand der Salomonen. Sie sind niedrig, wasser- und pflanzenarm und haben wirtschaftlich keine sonderliche Bedeutung. Nur die zwischen Taui und dem Friedrich Wilhelmshafen gelegenen Purdyinseln genossen

[1]) Über die Entstehung der Koralleninseln vergl. das nächste Kapitel. Hier treten sie zurück gegen die hohen Inseln, die zwar meist von Korallenriffen umgeben und teilweise aus ihnen aufgebaut sind, in der Hauptsache aber aus ganz anderen Gesteinen bestehen.

wegen ihres Reichtums an Phosphaten vorübergehend einen gewissen Ruf; doch ist der Abbau wegen der Schwierigkeit der Ausbeutung und Verschiffung als zu wenig einträglich wieder eingestellt worden.

Die nicht unerheblichen Abweichungen abgerechnet, die eine Folge des wechselnden Oberflächenbaues und der Nachbarschaft des Meeres sind, besitzt das Schutzgebiet ein ausgesprochenes, feuchtheisses Tropenklima mit allen Vorteilen und Nachteilen der tropischen Witterungsverhältnisse.

Die mittlere Jahreswärme beträgt 26—28° C. und ist so geringen Schwankungen unterworfen, dass der Unterschied zwischen der jemals beobachteten höchsten und niedrigsten Temperatur, + 35 und + 19° C., nur 16° C. ausmacht. Im Gebirge nimmt die Wärme mit der unvermittelten Erhebung über den Meeresspiegel rasch ab, und Lauterbach beobachtete zweimal, wie sich die höchsten Zinnen des Bismarckgebirges nach kühlem, regnerischem Wetter in eine weisse Schneekappe hüllten.

Die Jahreszeiten hängen von den Winden ab, und zwar weht vom Mai bis zum November der Südostpassat, während im Südsommer das stark erhitzte Australien die Luft von Norden her ansaugt und dadurch zur Entstehung des der vorigen Luftströmung entgegengesetzt wehenden Nordwestmonsuns Veranlassung giebt. Beide Winde sind Regenspender, da sie den Ozean überwehen und sich mit Feuchtigkeit beladen. Dank seiner glücklichen Lage und Oberflächengestaltung wird nun Neuguinea nahezu gleichmässig bald von der einen, bald von der andern Luftströmung getroffen, und hieraus erklärt sich sein Niederschlagsreichtum, der keinen scharfen Unterschied zwischen Regen- nnd Trockenzeit aufkommen lässt und in der Missionsstation Simbang am Huongolf 1895 auf 5500 mm stieg. Doch wechselt die Regenmenge von Jahr zu Jahr, und zeitweilig tritt merklicher Niederschlagsmangel ein, der auf den Pflanzungsbetrieb ungünstig einwirkt. 1889 fielen z. B. im Finschhafen gegen 4000 mm, 1890 nur etwas über 1900 mm Niederschläge. Dort, wo ein Bergzug quer zur Hauptwindrichtung verläuft, sind ebenfalls auffällige Gegensätze wahrgenommen worden. Im Huongolf ist der Südwestmonsun, in der unmittelbar benachbarten, aber durch das Finisterregebirge getrennten Astrolabebai der Südostpassat Regenbringer. Demnach fällt die Hauptregenzeit hier in den Südwinter, dort in den Südsommer[1]).

---

[1]) Auf Grund mehrjähriger Beobachtungen beträgt die mittlere Regenhöhe des Jahres im Hatzfeldhafen 2485 mm, Konstantinhafen 2962 mm, Finschhafen 2737 mm, Friedrich

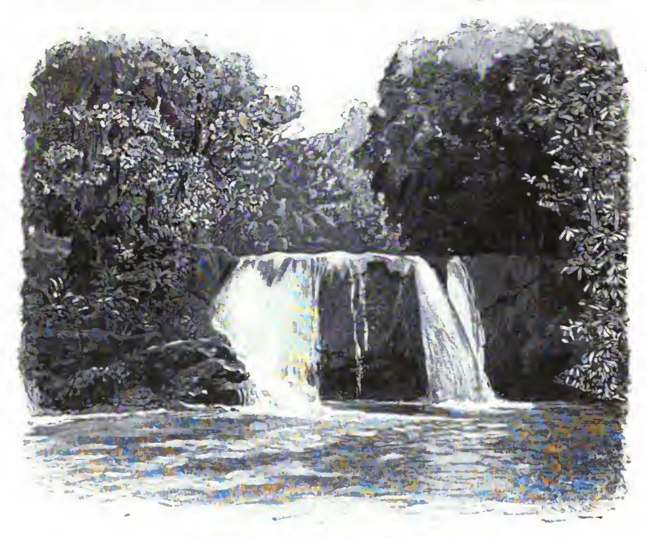
Ein solches Klima begünstigt die Entwicklung der Pflanzenwelt in hohem Grade, andrerseits birgt es aber auch alle Nachteile für den Europäer in sich. Wegen der unbedeutenden Wärmeschwankungen erhält der Körper nie die wohlthuende Erfrischung, die ein starker Temperaturgang mit sich bringt, und keine Quelle spendet einen frischen Trunk. Leider fehlen Fieber und Dysenterie nicht, die in der Regenzeit besonders gefährlich werden, selbst die Eingeborenen nicht verschonen und 1891 im Finschhafen binnen wenigen Wochen 13 Europäer wegrafften, so dass der sonst vortreffliche Ankerplatz aufgegeben werden musste (Vergl. S. 178). Auf den Inseln ist das Klima gesünder, und die Fieber treten seltener und in viel milderer Gestalt auf.

Die überreiche Wasserzufuhr und die geologische Zusammensetzung des Bodens erzeugen im Verein mit der gleichmässigen Wärme eine strotzende, kraftvolle Pflanzendecke, die in schärfstem Gegensatze zu der Pflanzenarmut des benachbarten Australkontinents steht und sich in unsern afrikanischen Besitzungen nur in dem klimatisch ähnlich begünstigten Kamerun wiederfindet. Mit Ausnahme des der Nordspitze Australiens benachbarten Gebietes weist Neuguinea die typische Akazien-, Eukalypten- und Steppenflora jenes Erdteils nicht auf. Viel wahrscheinlicher ist eine frühere, wenn schon seit langem gelöste und möglicherweise niemals vollkommen durchgeführte Verbindung mit der südostasiatischen Inselflur. Dass Neuguinea als Insel ein hohes Alter besitzen muss, wird durch die grosse Zahl endemischer oder einheimischer Pflanzen bewiesen. Man kennt deren bisher 50, eine Zahl, die bloss von Neukaledonien (70 Arten), Madagaskar (156 Arten) und den Hawaiischen Inseln (370 Arten) übertroffen wird. Doch ist es zweifellos, dass Neuguinea bei genauerer Untersuchung Neukaledonien noch überflügeln wird.

Sieht man von dem Mangrovegürtel ab, der stellenweise den schlammigen Uferrand Kaiser Wilhelmslandes umsäumt, so kann man als Hauptpflanzenformen das Grasland und den Urwald unterscheiden. Einzelne Küstenstrecken und Flussauen sind mit einer hohen Grasart, dem Allang-Allanggrase (Imperata arundinacea), bedeckt, das wirtschaftlich wenig Wert hat, weil seine Halme rasch hart und scharf werden und bloss in ganz jungem Zustande als Viehfutter brauchbar sind. Die Wurzeln lassen sich schwer aus dem Boden entfernen und ersticken jedes andere Pflanzenleben, vor allem Blumen und Futtergräser, so dass

Wilhelmshafen 3840 mm und Herbertshöhe 1795 mm. Die Niederschläge sind somit in Kaiser Wilhelmsland durchweg ergiebiger als auf dem Bismarck-Archipel. Für die Salomonen liegen noch keine Messungen vor.

der Boden dort, wo sich das Allang-Allanggras eingenistet hat, erheblich an Brauchbarkeit verliert. Im Übrigen ist aber die Kolonie ein grosses und grossartiges tropisches Waldgebiet. Es wird von einem unabsehbaren Urwald eingenommen, der sich aus unzähligen Laubholzarten in so mannigfacher und wechselnder Weise zusammensetzt, dass zusammenhängende Bestände irgend einer Baumart nicht vorkommen, sondern Hunderte von Arten auf einer verhältnismässig kleinen Fläche



Wasserfall des Butaueng (bei Simbang).

beisammenstehen. Neben riesigen Baumfarnen stehen nützliche Brotfruchtbäume (Artocarpus incisa), Banianen, Pandangs mit ihren dornigen Blättern und hohen Stelzwurzeln und andere gewaltige Strebepfeilerbäume. Zu ihnen gesellen sich Rot-, Sandel-, Eisen- und Ebenholz und andere kostbare Bau-, Nutz- und Farbhölzer, während ausgedehnte Bestände von Bambusgewächsen und wildem Zuckerrohr dazu beitragen, das Durch-

streifen der Waldungen zu erschweren. Nicht minder abwechselungsvoll ist die Palmenflora. Denn Neuguinea ist eins der palmenreichsten Länder der Erde und birgt in der Areka- oder Betelpalme (Areca Catechu), deren Nuss zusammen mit den Blättern des Betelpfeffers (Piper Betle) in ganz Südostasien gekaut wird, der Kokospalme und der in sumpfigen Niederungen kleine Dickichte bildenden Sagopalme (Metroxylon Rumphii) wirtschaftlich hochwichtige Vertreter dieser ebenso schönen als charakteristischen Tropenbäume. Auf sämtlichen Inseln ist namentlich die Kokospalme zu Hause. Noch in 600 m Meereshöhe gute Erträge liefernd, dient sie neben der dornenbesetzten Sagopalme und einigen Knollengewächsen als Grundlage für den Haushalt der Eingeborenen und versorgt den Weltmarkt ausgiebigst mit dem getrockneten und zerschnittenen Fleisch ihrer Nüsse, das unter dem Namen Kopra bekannt ist und bei der Öl-, Seifen- und Fettbereitung eine wesentliche Rolle spielt.

Das Dickicht beschränkt sich nicht nur auf das Tiefland, sondern klimmt auch hoch im Gebirge empor. So eng stehen die schlanken, bis 50 m hohen Stämme nebeneinander und so dicht sind ihre Kronen, dass kaum ein Sonnenstrahl durch das Blätterdach bis zum Boden gelangen kann. In dem Halbdunkel entwickelt sich, begünstigt durch die stehende, feuchtwarme Luft, ein engmaschiges Gewirr von Gummilianen und anderen windenden und kletternden Schmarotzern, unter denen neben den kautschukliefernden Pflanzen die Rotang- oder Kletterpalme, auch als Stuhlrohr oder spanisches Rohr (Calamus Rotang) bekannt, für den Handel am wertvollsten ist. Wie die Lianen steigt sie hoch in die Wipfel der Bäume, deren Riesenstämme oft bis zur Unkenntlichkeit umschlungen sind, und in dem unerbittlichen Kampfe um Luft, Licht und Raum ist ein Gewächs bestrebt, das andere zu töten. Doch wirkt der düstere Urwald wie überall in den Tropen trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit der ihn zusammensetzenden Arten in hohem Grade eintönig und entbehrt des regen Lebens, das unsere Wälder auszeichnet. Nur die Vogelwelt, die das Tierleben in der Hauptsache vertritt, macht sich bemerkbar, und das dämmerige Dickicht, in dem man sich mühsam mit Axt und Buschmesser einen Weg durch das 3—10 m hohe Unterholz bahnen muss, hallt bis zu 1000 m Seehöhe von den mannigfachsten Vogelstimmen wieder.

Au dem feuchtigkeitsärmeren Bismarck-Archipel ist der Urwald vielfach lichter und wechselt öfters mit baumfreien Grasflächen ab. Ebenso geht er hier und auf Neuguinea mit wachsender Meereshöhe in den Bergwald über, der niedriger, trockener und leichter gangbar wird. Die Bäume werden kleiner

und sparriger, die Schlinggewächse verschwinden, und statt ihrer nisten sich Orchideen, Moos- und Flechtenpolster ein, während ein dichtes Unterholz von Lorbeer-, Myrten- und Farnkrautbüschen den Boden überzieht. Stellenweise treten seltene Nadelhölzer, Araukarien und die fast vorweltlichen Koniferengeschlechter Libocedrus und Phyllocladus waldbildend auf, und an ihrem Fusse grünen hohe Heidelbeerbüsche in reichlicher Artenzahl, bis endlich von 3600 m ab die Vegetation strauchartig wird. Saftige Alpenmatten überziehen die Gehänge und sind in scharfem Gegensatze zu den eintönigen Allang-Allangflächen mit farbenprächtigen Alpenrosen, Veronikas, Stiefmütterchen, Fingerkräutern (Potentilla), Johanniskraut, Enzian und andern Blumen bunt durchwirkt, die mitten im Herzen der Tropen das freundliche Bild unserer heimatlichen Berg- und Alpenlandschaften hervorzaubern.

Auffallend verschieden von der Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt ist das einheimische Tierleben, das hier wie überhaupt im Südseegebiet sehr zurücktritt. Durchaus abweichend von der Fauna unserer afrikanischen Kolonien zeigt es eine entschiedene Verwandtschaft mit Australien, und seine dürftige Entwickelung spricht ebenfalls für ein hohes Alter der insularen Selbständigkeit Neuguineas.

Raubtiere und Affen fehlen gänzlich, und von Säugetieren sind vornehmlich Beuteltiere beobachtet worden. Zu nennen sind mehrere kleine Känguruharten, darunter das plumpe Baumkänguruh (Dendrolagus), Borstenbeutler (Perameles), die in ihrer Lebensweise an den Igel erinnern, statt der Stacheln jedoch Borstenhaare tragen, ein Beutelbär (Cuscus), zwei Ameisenigel, fliegende Hunde, einige Beutelaffen, Ratten- und Mäusearten, so dass Neuguinea trotz seiner Ausdehnung die säugetierärmste Insel unserer Erde ist. Das Schwein ist ebenso wie der Hund in früherer Zeit eingeführt, und beide Tiere werden teils als Haustiere gehalten, teils leben sie halbverwildert in den Wäldern. Weit reichhaltiger und durch wunderbare Farbenfülle ausgezeichnet ist dagegen die Vogelwelt, wenngleich auch ihr viele der im grössten Teile der alten Welt heimischen Gattungen fehlen. Flamingos, Spechte, Finken, Ammern, Fasanen, Hühner u. s. w. sucht man vergebens. Die Stelle der letzteren vertreten die Grossfusshühner (Megapodius), die ihre Eier nicht selbst ausbrüten, sondern sie im sonnendurchwärmten Sande oder in Laubhaufen eingraben. Während der an Australien erinnernde Helmkasuar seltener geworden ist, giebt es Papageien, Kakadus, Loris und Tauben in ungeheurer Menge, darunter die prachtvollen, truthahngrossen Krontauben mit ihrer schillernden Federhaube. Andere eigentümliche

Vögel sind Honigsauger (Meliphaga), Eisvögel, Glanzstaare und ein Nashornvogel, auch treffend Eisenbahnvogel genannt, weil er beim Fliegen ein einer keuchenden Lokomotive ähnelndes Geräusch verursacht. Aber der eigentliche König der Vogelwelt ist der bisher in 50 Arten bekannte Paradiesvogel, der nur auf Neuguinea heimisch ist, auf den Inseln dagegen nicht vorzukommen scheint und wohl als die schönste unter allen Vogelarten gelten muss. Während die Weibchen ein sehr einfaches, schlichtes Gefieder haben, zeichnen sich die Männchen durch ein in den wundersamsten Metallfarben erstrahlendes Federkleid und durch eine eigenartige Formentwickelung der Schwanz- und Flügelfedern aus. Weil die zugerichteten Bälge ohne Füsse in den Handel kamen und die ersten lebenden Paradiesvögel erst vor etwa 50 Jahren durch den berühmten Zoologen Wallace nach Europa gebracht wurden, so umgab den seltenen Vogel Jahrhunderte lang ein Sagenkreis. Der Paradiesvogel sollte keine Füsse besitzen, schwebend in der Luft schlafen u. s. w., und um die alte Fabel zu verewigen, hat ihn Linné den Fusslosen (Paradisea apoda) genannt. Da man dem scheuen Vogel wegen seines herrlichen Gefieders — das Fleisch ist zähe, lederartig und fast ungeniessbar — eifrig nachstellt, so ist es mit Freude zu begrüssen, dass seine Jagd seit einigen Jahren durch entsprechende Verordnungen wesentlich beschränkt wurde.

Das Meer und die Flüsse wimmeln von Fischen, die den Eingeborenen zur Hauptnahrung dienen und eine überraschend hohe Ausbildung des Fischfangs veranlasst haben. An anderen Seetieren ist ebenfalls kein Mangel, und neben der Schildkröte und der Perlmuschel stellt die unter dem Namen Trepang oder Seegurke bekannte Holothurienart einen in China und Japan sehr geschätzten Leckerbissen dar. In den Flüssen tummeln sich Krokodile, und die Reptilien sind zahlreich in meist kleineren Arten vertreten; Giftschlangen scheinen aber selten zu sein. Die Lichtungen werden von buntfarbigen Schmetterlingen bevorzugt, während holzzerstörende Käfer den geschlossenen Wald lieben. Eine unangenehme Plage sind Mücken und eine winzigkleine Zeckenart, die, sich in grossen Mengen in die Haut einbohrend, ein unerträgliches Jucken und örtliche Entzündungen hervorruft.

Der Bevölkerung nach unterscheidet man im Bereiche des Stillen Ozeans drei Hauptgruppen, die Melanesier (Dunkelfarbige), Polynesier (Vielinselbewohner) und Mikronesier (Kleininselbewohner). Die Eingeborenen des Schutzgebietes der Neuguinea-Kompagnie, deren Gesamtzahl man, allerdings auf Grund ganz unzuverlässiger Schätzungen, zu etwa

400000 Seelen veranschlagt[1]), gehören der ersten Völkerfamilie an, die wegen ihres krauswelligen, korkzieherartigen Haares auch den malayischen Namen Papua (Krauskopf) führt. Auf dem Bismarck-Archipel und den Salomonen werden indes polynesische Beimischungen erkennbar, und die Melanesier selbst sind kein einheitlicher Stamm, sondern nach Gesichtsbildung, Hautfarbe und Sprache schon auf kurze Entfernungen hin sehr verschieden. In Kaiser Wilhelmsland nimmt ein Sprachgebiet gewöhnlich nicht mehr als 15 km Küstenlänge ein, sodass sich die Bewohner benachbarter Ortschaften oft nur schwer oder gar nicht verständigen können und dass



Duk-Duktänzer.

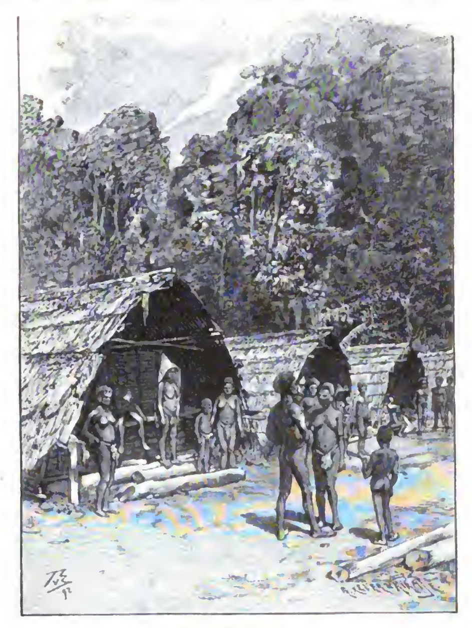
Hugo Zöller auf verhältnismässig beschränktem Raume 46 Mundarten festgestellt hat. Zwar haben eingehendere Forschungen viele verwandtschaftliche Beziehungen in diesem Sprachwirrwarr ergeben, aber trotzdem erschwert die Verschiedenheit der Dialekte den Verkehr der Eingebore-

[1]) Die hohen Binnengebirge scheinen menschenleer zu sein, die Flussthäler des Innern und die mittelhohen Gebirge sind dünn bewohnt, während am Unterlaufe der Flüsse eine sehr dichte Bevölkerung sesshaft ist.

nen unter sich und mit den Europäern in unerwünschter Weise und ist neben dem wegefeindlichen Urwald wohl mit ein Grund für die überall beobachtete staatliche Zersplitterung. Die zahllosen kleinen Gemeinwesen haben kaum den Zusammenhang der Dorfgemeinschaft überschritten, und bei vielen Stämmen geniessen nur die Familienoberhäupter ein sehr geringes Ansehen. Auf dem Bismarck-Archipel ist die Häuptlingswürde in gewissen Familien erblich, und auf den Salomonen wird sie oft dem Tapfersten übertragen. Ausgebildete Staatswesen gab es dagegen auf den Fidschi-Inseln; denn mit der steigenden Kulturentfaltung nimmt die staatliche Organisation ostwärts in demselben Grade zu, als sich der polynesische Einfluss in Melanesien mehrt. Eine gewisse weitergehende, nicht bloss auf ein Dorf oder auf eine Insel beschränkte Macht übt auf dem Bismarck-Archipel die Duk-Dukbrüderschaft aus, die teils ein religiöser Geheimbund, teils eine Art staatlicher Einrichtung zu sein scheint. Ihre schreckhaft maskierten Mitglieder fahren zu gewissen Zeiten von Insel zu Insel, einmal um reichliche Geld- und Nahrungsspenden einzutreiben, dann um schuldige oder angeklagte Personen zur Rechenschaft zu ziehen.

Der starke Haarwuchs, ein allen Melanesiern gemeinsames Merkmal, ist ein Gegenstand eifrigster Pflege, wie denn die Eingeborenen einen ausgesprochenen Sinn für Tätowierung, Bemalung und Schmuck haben, während sich die Kleidung kaum auf das Allernotwendigste beschränkt und über die Bedeckung der Hüftgegend nicht hinausgeht. Als Hauptnahrung dienen die Erzeugnisse des Pflanzenreiches, in erster Linie das Mark der Sagopalme, die Früchte der Kokospalme und des Brotfruchtbaums. Ausserdem werden Taro (Colocasia antiquorum), Bataten (Ipomoea batatas) und Yams (Dioscorea batatas), deren Wurzelknollen unsere Kartoffel vertreten, mehr oder minder sorgsam angebaut, und weit verbreitet ist die als Nahrungspflanze geschätzte Banane. Einen erwünschten Beitrag zur Pflanzenkost gewähren die Erträgnisse des Fischfangs; die Fleischnahrung dagegen beschränkt sich bei der spärlichen Anzahl jagdbarer Tiere auf die um ihres Fleisches willen gezüchteten Hunde und Schweine. Weniger aus dem Verlangen nach tierischer Nahrung als vielmehr aus der Lüsternheit der Eingeborenen, aus Hass und aus abergläubischen Vorstellungen ist der entsetzliche Brauch des Kannibalismus hervorgegangen, der noch heute in ganz Melanesien blüht. Fast alle Stämme huldigen der Menschenfresserei, die mancherorts einen solchen Umfang angenommen hat, dass nicht nur die gefallenen oder gefangenen Feinde, sondern alle Stammesfremden

und selbst die verstorbenen Angehörigen der eigenen Dorfschaft verzehrt werden. Nicht minder furchtbar sind die namentlich auf den Salomonen ausgeübten Kopfjagden, die in erster Linie dem Bestreben dienen, Menschenfleisch für das Volk und möglichst viele Schädel als Trophäen für die Häuptlinge zu gewinnen, nebenbei aber auch den Zweck



Dorf auf der Insel Buka.

haben, Sklaven zur Bewirtschaftung des Bodens zu erbeuten. Das Koppensnellen, wie es die Holländer nennen, hat ganze Inseln entvölkert oder deren Bewohner von der leicht erreichbaren Küste ins schwer zugängliche Gebirge getrieben, und die deutsche Regierung sollte mit aller

Kraft dem Unwesen steuern, da die Salomonen wahrlich ein besseres Loos verdient haben, als den meist aus dem englischen Anteil des Archipels herüberkommenden Menschenfängern ergiebige Jagdgründe zu bieten.

Im allgemeinen liegen die einzelnen Stämme in ewiger Fehde, weil der hinterlistige grausame Charakter der Papuas, ihr verräterischer Sinn und ihr unbändiges Hass- und Rachegefühl ein friedliches Nebeneinanderwohnen unmöglich machen. Das Bewusstsein beständiger Unsicherheit hat die Schwächeren oft veranlasst, sich auf Pfahlbauten zu flüchten oder ihre Hütten auf gewaltigen Bäumen 25—30 m über dem Erdboden anzulegen. Nur die Küstenbevölkerung Kaiser Wilhelmslandes zeigte sich den Fremden gegenüber friedlich und freundlich, sonst wurden sie überall mit Argwohn und Misstrauen oder mit offener Feindseligkeit empfangen und pflegten deshalb die Melanesier von Anfang an aufs rücksichtsloseste zu behandeln. Leider ist dieser traurige Zustand durch die Gewissenlosigkeit deutscher und australischer Werber noch mehr verschlechtert worden, indem man die kräftigen Eingeborenen mit List und Gewalt aus ihrer Heimat schleppte und sie bei unwürdiger Behandlung jahrelang auf den fernen Baumwollenplantagen festhielt. Für jene Schändlichkeiten, die mit den Greueln des afrikanischen Sklavenhandels wetteiferten, nahmen die Melanesier erklärlicherweise bei jeder sich darbietenden Gelegenheit Rache, und der ständige Kriegszustand ist der hauptsächlichste Grund, weshalb Kultur und Mission auf der verschlossenen Inselflur so geringe Fortschritte machen. Die wenigen Weissen haben einen schweren Stand und leben in steter Lebensgefahr, und gar mancher harmlose Kaufmann, Missionar oder Reisende, der sich in friedlicher Absicht der Küste näherte, ist von den blutdürstigen Wilden ermordet worden. Erst 1896 fand der österreichische Geologe von Foullon-Norbeck nebst mehreren Begleitern auf der Salomoneninsel Guadalcanar den Tod, und mustert man auf dem europäischen Kirchhofe zu Mioko die Grabkreuze, so ist auf der Mehrzahl der älteren das Wort „ermordet“ eingegraben. Namentlich die Salomoneninsulaner sind in den Ruf gekommen, die wildesten, grausamsten und rohesten Melanesier zu sein; doch ist zu betonen, dass gerade sie unter den Gewaltthätigkeiten der Weissen am meisten zu leiden hatten. Seit der deutschen Schutzerklärung ist dem zügellosen Treiben der Werbeschiffe Einhalt gethan und das Verhältnis zwischen Weissen und Eingeborenen, die wir zur Bearbeitung unserer Pflanzungen selber notwendig brauchen, etwas gebessert worden. Zögernd beginnen Handel

und Christentum auf den Inseln Fuss zu fassen. Auf einigen Eilanden des Bismarck-Archipels sind blühende Plantagen und Faktoreien angelegt, und selbst auf den verrufenen Salomonen haben sich neuerdings wagemutige Händler und Missionare[1]) niedergelassen. Die kräftigen Bewohner der nördlichsten Salomoneninsel Buka verdingen sich immer zahlreicher als Arbeiter, freilich nur stossweise und für kürzere Zeit, weil bei der übergrossen Bedürfnislosigkeit der Tropenmenschen die Erzeugnisse der europäischen Kultur keinen nachhaltigen Reiz auszuüben ver-



Mädchen aus Lalu. (Neuguinea, Astrolabe-Bai.)

mögen. Doch darf man auch den Bukaleuten noch lange nicht trauen. Es ist erinnerlich, dass die Mörder des Weltreisenden Otto Ehlers und des Landeshauptmanns v. Hagen von jener Insel stammten.

---

[1]) Im westlichen Neuguinea sind auch mohamedanische Sendboten mit sichtlichem, allerdings meist äusserlichem Erfolg thätig.

Was bei allen Melanesiern in Erstaunen setzt, ist ihr hoch entwickelter Kunstsinn, der auf nicht unbedeutende geistige Anlagen schliessen lässt. Die mit künstlerischem Geschmack verfertigten Waffen, Geräte, Boote und Schnitzarbeiten sind um so mehr der Bewunderung wert als sie nur mit unvollkommenen Werkzeugen aus Holz, Stein und Muscheln hergestellt wurden. Viele Stämme des Schutzgebietes leben noch jetzt in völliger Steinzeit, und bei denen, die durch die Berührung mit den Europäern den Nutzen der Metalle schätzen gelernt haben, gilt eine eiserne Axt oder ein Messer als der erstrebenswerteste Besitz. Ein Gemeingut der Papuas, aber den Polynesiern durchaus unbekannt, ist die ohne Drehscheibe ausgeführte Töpferei. Bemerkenswert ist ferner, dass sich bei dem Verkehr zwischen den Eingeborenen des Bismarck-Archipels ein Zahlungsmittel herausgebildet hat, das in der Verwendung vollständig unserm Gelde entspricht, nämlich das auf Fäden gereihte Muschelgeld Dewarra. Die Dewarrafäden werden innerhalb der einzelnen Dörfer im gemeinsamen Schatzhause aufbewahrt und sorgfältig gehütet.

Alles in allem stehen die Papuas noch auf einer tiefen Kulturstufe, und die Europäer, die etwa 200 Seelen zählen und meist Beamte oder Angestellte der Neuguinea-Kompagnie sind, können für absehbare Zeit an einen gewinnbringenden Handel mit den selbstzufriedenen Naturkindern nicht denken. Um so wichtiger wird das Schutzgebiet durch die Fülle von Nutzhölzern, die der tropische Urwald birgt, und noch mehr verheisst es als Plantagenkolonie, deren fruchtbares Erdreich mit dem berühmten Boden Kameruns wetteifert. Mit der europäischen Kolonisation offenbart sich aber den Eingeborenen eine Fülle früher nie gekannter Wünsche und Begriffe. Die mohamedanischen Sendboten und Händler im Westen, die christlichen Missionare im Osten, die deutschen Beamten, Pflanzer und Kaufleute, die als Arbeiter eingeführten chinesischen und malayischen Kulis, sie alle sind die Träger einer neuen Zeit, die laut und vernehmlich an die Thore des abgelegenen Neuguinea-Schutzgebietes anklopft und es über kurz oder lang dem Welthandel erschliessen wird.

Die Marshall-Inseln.

Die unter der Gesamtbezeichnung Mikronesien zusammengefassten Karolinen-, Marshall- und Gilbertinseln bilden ihrer Naturbeschaffenheit und ihren Bewohnern nach ein Ganzes. Die erstgenannte Gruppe ist Eigentum der Spanier, die letzte gehört den Engländern, und die mittlere, die 1788 von dem britischen Kapitän Marshall entdeckt wurde und in unserm Dichter Adalbert v. Chamisso einen begeisterten Schilderer fand, ist deutscher Besitz. Wohl nimmt der Meeresraum, der den Archipel zwischen 4 und 15° N, 161 und 174° O begrenzt, 350000 qkm Fläche ein, aber in der das Königreich Preussen an Grösse übertreffenden Wasserwüste ist ein verschwindend kleines Inselgebiet zerstreut, das mit 410 qkm oder, einschliesslich der Brown- und Providenceinseln, mit 450 qkm Flächeninhalt kaum dem Umfange des Freistaates Hamburg gleichkommt. Aus allen diesen Gründen sind die Marshall-Inseln unser kleinstes und wirtschaftlich unser unbedeutendstes Schutzgebiet, das von jeher das Stiefkind unseres Interesses war, weil es, weit abgelegen vom Strome des Weltverkehrs, wegen seiner Entfernung [1]), seiner beschränkten räumlichen Ausdehnung und seiner geringen Bevölkerungszahl im Welthandel keine Rolle spielt.

Der Marshall-Archipel ist aus niederen Koralleneilanden zusammengesetzt, die auf zwei unterseeischen platten Rücken ruhen und dementsprechend zu zwei durch einen breiten Kanal getrennten Reihen angeordnet sind. In einer Längenerstreckung, die der Entfernung zwischen Nordschleswig und Oberschlesien entspricht, verlaufen sie von Nordwest nach Südost und sind untereinander und dem Bismarck-Archipel parallel. Die östliche Reihe (133 qkm) führt den einheimischen Namen Ratak oder Inseln gegen Tagesanbruch und zählt 15 Atolle, die westliche (277 qkm) heisst Rälik oder Inseln gegen Abend und umfasst 18 Ringinseln, die durchaus gleichartig gebaut sind und stets eine Lagune umschliessen, niemals aber eine streng kreisrunde Gestalt besitzen, sondern meist lang-

[1]) Die Marshall-Inseln sind vom Bismarck-Archipel 2000 km (Luftlinie zwischen Petersburg und Basel) entfernt.

gestreckt und in der Richtung der Inselreihen verzogen erscheinen. Ihre Grösse ist sehr verschieden, und ebenso beträchtlich wechseln Zahl und Umfang der dem Korallenriff des Atolls aufgesetzten Teilinseln, von denen bald nur zwei, bald 60 und mehr vorhanden sind. Manche dieser Inselchen sind unbedeutende, mit dürftigem Gesträuch und einigen Kokospalmen bestandene Korallenhaufen und Sandbänke, andere wieder erreichen, wie das Hauptteiland des Atolls Medjeru, 50 km Länge und 1 km Breite. Das Atoll Kwadjelin ist eine der grössten derartigen Bildungen der Welt, denn es trägt 80 Teilinseln, ist 35 km breit und kommt mit 110 km Länge der Entfernung zwischen Berlin und Magdeburg gleich. Auf der bei 50 km Länge und 32 km Breite 110 km im Umfang messenden Ringinsel Jaluit, die einen der schönsten, geräumigsten und sichersten Naturhäfen umkränzt, sind 55 Inselchen zerstreut, die zusammen einen Flächeninhalt von 90 qkm haben. Die ausgedehnteste von ihnen ist das 6 km lange Eiland Jabwor, das der Mittelpunkt der Verwaltung, der Hauptsitz der Jaluitgesellschaft und schon seit 1878 deutsche Kohlenstation ist. Denn nirgends fällt die Beschaffung ausreichender Kohlenvorräte für die Kriegsschiffe schwerer als in dem ungeheuren Meeresgebiete des Stillen Ozeans mit seinen an natürlichen Bodenschätzen armen Inselwolken.

Die merkwürdigen Ringinseln, Laguneninseln oder Atolle entstehen durch die Thätigkeit der riffbildenden Korallen, die nur in klarem, schlammfreiem und mindestens 18—20° C. warmem Salzwasser leben können und somit eine beschränkte Verbreitung innerhalb des tropischen Meeresgürtels haben. Am äussern Rande des Riffs, wo durch die Brandung und die reichlichere Nahrungszufuhr die günstigsten Daseinsbedingungen gegeben sind, entwickeln sich die Korallen rascher als am Innenrande, wo durch den Mangel an Nahrung oder durch Trübung des Wassers ihr Wachstum verzögert und schliesslich ganz verhindert wird. Infolge dieses ungleichmässigen Anwachsens stürzt die Korallenmauer nach aussen steil zu grosser Tiefe ab, während sie im Innern eine mehr oder minder flache Lagune umgiebt und durch breite Einschnitte in den Riffkranz, die sogenannten Passagen, mit dem offenen Ozean in Verbindung steht. Wegen der in ihnen herrschenden starken Strömung erfordert die Benutzung der Passagen peinliche Vorsicht, und der Binnensee wird ebenfalls durch Riffe oder Untiefen gefährdet. Da die Korallen nicht über die Höhe des tiefsten Niedrigwassers hinaus bauen können, so sterben sie ab, sobald die Meeresoberfläche erreicht ist, und nunmehr beginnen die anprallenden Wogen ihr Zerstörungswerk.

Sie zertrümmern die vorstehenden Ecken und Kanten und häufen die zermalmten Stücke auf dem Riffkamme zu scharfen, knöcheltiefen Sand- und Geröllmassen an, die 1—4 m hoch und bei Flut zu Inseln eines im übrigen unterseeischen Riffkranzes werden, über den flachgebaute Schiffe anstandslos hinwegsegeln können. Während der Ebbe dagegen liegt das gesamte Atoll zu Tage, so dass man es trockenen Fusses durchwandern kann. Nur das Grün der Pflanzenbekleidung lässt dann deutlich erkennen, welche Teile dauernd und welche bloss zeitweilig über Wasser bleiben. Indem unter der vereinten Wirkung von Sonne und Regen die grösseren Bruchstücke allmählich zerfallen und verwittern und die Zwischenräume zwischen dem Blockwerk mit kleineren Trümmern und Muschelresten ausgefüllt werden, bildet sich mit der Zeit eine dünne Erdschicht. Luft- und Meeresströmungen führen Samen und Früchte herbei, die Kokospalme und andere Pflanzen höherer Ordnung nisten sich ein und machen den Boden endlich zu menschlicher Besiedelung fähig. Da die Korallen auf der den herrschenden Winden — in diesem Falle dem Nordostpassat — zugewandten Seite viel bessere Entwickelungsbedingungen als auf der abgekehrten finden, so entstehen hier die meisten und höchsten Teilinseln, und die Vegetation zeigt eine verhältnismässig kräftige Entwickelung, während die entgegengesetzte Seite unfruchtbar ist und ganz oder grösstenteils von der Brandung überwallt wird. Aus der Ferne gesehen, scheinen aber auch die Aufschüttungsinseln in dem über die Riffe fegenden Schaume der Brandungswellen zu verschwinden. Erst beim Näherkommen heben sich aus der weissen Dampfwolke die schlanken Wipfel der Kokospalmen ab, und endlich erkennt man die einzelnen durch die Passagen getrennten Inselchen, hinter denen das grüne Wasser der ruhigen Lagune leuchtet.

Sehr selten bringen es Dünenbildungen aus Korallensand zu 12 m Höhe, und eine noch seltenere Ausnahme ist es, wenn das ganze Riff durch unterirdische Kräfte hoch über den Meeresspiegel emporgehoben wird. Einem solchen Vorgange, der wahrscheinlich auf eine vulkanische Schlusskatastrophe zurückzuführen ist, verdankt die hafenlose, von einem Riff umgürtete Insel Nauru oder Pleasant Island ihre Entstehung. Fast unter dem Äquator auf halbem Wege zwischen den Salomonen und der Marshallgruppe gelegen, ist sie aus einem höhlenreichen Korallenkalkfelsen aufgebaut, der die Meeresoberfläche um 40—70 m überragt und die bedeutendste Erhebung in jenem ganzen Gebiet niedriger Korallenbildungen darstellt. Das 20 km im Umfang messende Eiland ist ein nahezu versandetes Atoll und steigt terrassenförmig zu einem Ringwalle

an, der ein rundliches, an der tiefsten Stelle mit Wasser erfülltes Becken umschliesst.

Die Entstehung der Atolle glaubten die berühmten Naturforscher Darwin und Dana am einfachsten durch die Annahme zu erklären, dass eine ursprünglich innerhalb des Riffringes vorhandene Insel langsam in die Tiefe sank, während ein sie umsäumendes Küsten- oder Strandriff durch die Thätigkeit der Korallen in demselben Masse bis zum Meeresspiegel erhöht wurde, weil jene unermüdlichen Baumeister des Ozeans nur bis zu 80 m Meerestiefe lebensfähig sind. Waren bei fortdauernder Senkung die höchsten Spitzen der Insel verschwunden, so blieb schliesslich nur noch der Riffkranz übrig, der nebst seinem Binnensee das Grab des versunkenen Inselkerns bezeichnet. Diese Ansicht, die erst neuerdings durch Bohrversuche in glänzender Weise bestätigt wurde, vermag wohl den Bau zahlreicher Atolle befriedigend zu erklären, sie gilt aber keineswegs für alle derartigen Bildungen. Studer, Rein, Guppy, Murray u. a. haben nachgewiesen, dass über jeder Untiefe ein Atoll entstehen kann, sobald als der Meeresgrund durch Aufschüttung von Trümmermassen, durch Aufhäufung vulkanischer Ergussgesteine, durch Hebung oder auf andere Weise in eine Tiefenzone gelangt, in der die riffbildenden Korallen Ernährungs- und Wachstumsbedingungen finden.

Auf Grund mehrjähriger Beobachtungen beträgt die mittlere Jahreswärme in Jaluit + 27° C., und der Unterschied zwischen dem wärmsten und kältesten Monat erreicht noch nicht einmal 1° C., während als höchste Temperatur bisher + 37° C., als niedrigste + 21° C. verzeichnet wurde. Somit ist die Luftwärme hoch und sehr gleichmässig und stellt das typische Bild eines tropischen Seeklimas dar, bei dem der Gegensatz zwischen den einzelnen Jahreszeiten so gut wie ganz verwischt ist. Auffallende Gleichförmigkeit herrscht auch im Gange des Luftdrucks, der Luftfeuchtigkeit und des Regenfalls. Der Barometerstand lässt bei einem Jahresmittel von 758,2 mm nur eine Differenz von 6,4 mm erkennen, der zu 82% bestimmte Feuchtigkeitsgehalt der Luft schwankt zwischen 74 und 89%, und die ziemlich gleichartig über das Jahr verteilte Niederschlagsmenge erreicht an 300 Regentagen den hohen Betrag von 4500 mm, so dass die Marshallgruppe den regenreichsten Gebieten unserer Erde zuzurechnen ist. Doch haben die nördlichen Inseln einen viel unregelmässigeren Regenfall und sind anscheinend auch niederschlagsärmer, weshalb der Archipel von Süd nach Nord an wirtschaftlichem Wert verliert. Noch wechselnder und geringer (jährlich bloss 640 mm an 90 Regentagen) ist die Regenverteilung auf Nauru. Hier

giebt es neben ungewöhnlich nassen auch äusserst trockene Jahre, die von verderblichen Dürren begleitet sind und die Eingeborenen veranlasst haben, mit einer dem Tropenbewohner sonst fremden Fürsorge Vorräte für die schlechte Zeit zurückzulegen. Leicht erklärlicherweise wirkt das Ausbleiben des Regens sehr ungünstig auf den Ertrag der Kokospalmen ein, weshalb die Ernte so starken Schwankungen unterworfen ist, dass 1893/94 von Nauru 421000 Pfund, 1894/95 aber bloss 31 500 Pfund Kopra verschifft wurden.

Im Schutzgebiet wehen fast ausschliesslich nordöstliche, östliche und südöstliche Winde, die vom August bis zum November öfters durch Stillen unterbrochen werden. In jene Monate fallen die zum Glück sehr seltenen Südwestorkane, die ungehindert und darum mit furchtbarer Gewalt über die niedrigen Koralleneilande hinwegbrausen, die lockere Erdkrume fortführen, die Palmenhaine verwüsten, durch die Gewalt der Wogen sogar kleinere Inseln wegschwemmen und die Ertragsfähigkeit der Atolle auf Jahre hinaus vernichten.

Im übrigen ist das Klima trotz seiner tropischen Natur fieberfrei, weil der in höchstem Grade durchlässige Korallenboden die Ansammlung der Niederschläge zu Sümpfen, den Brutstätten der gefährlichen Malariakeime, verhindert. Freilich hat die poröse Beschaffenheit des Untergrundes den unangenehmen Nachteil, dass trotz der ergiebigen Regengüsse Quellen und Bäche gänzlich fehlen. Man ist lediglich auf den Genuss von Regenwasser angewiesen, das auf den Wellblechdächern der Europäerhäuser aufgefangen oder in Gruben gesammelt wird, wo es aber wegen des Eindringens des Seewassers sehr bald einen brackigen Geschmack annimmt. Ferner sind die fortgesetzt herrschende Treibhauswärme, die sich nachts kaum merklich abkühlt, und der hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft den Europäern nicht zuträglich. Sie verursachen häufige Herz-, Nieren- und Lungenerkrankungen, und die Schwindsucht verläuft reissend schnell, so dass Leuten mit solchen Krankheitsanlagen der Aufenthalt auf den Marshall-Inseln unbedingt zu widerraten ist.

Die magere Humusschicht ist meist nur wenige Zoll, sehr selten bis zu 2 m mächtig, sodass die Erde für die Gärten der Europäer von anderen Inseln herbeigeschafft werden musste. Dennoch trägt der Boden dank dem Überfluss der gleichmässig verteilten Niederschläge ein Pflanzenkleid von bescheidener Üppigkeit, wobei sich die südlichen Inseln wiederum vorteilhaft vor den nördlicheren auszeichnen. Die ersteren sind im Einklang mit der grösseren Fruchtbarkeit am dichtesten besiedelt. Von den letzteren dagegen sind viele gar nicht oder nur zeitweilig be-

wohnt, indem die Eingeborenen ein Atoll verlassen, wenn dort die Nahrungsmittel aufgezehrt sind. Freilich ist die Flora im ganzen einförmig und artenarm und umfasst kaum mehr als 100 Gefässpflanzen.

Den steinigen Untergrund überwuchert grobes Schlinggras, das, mit Buschwerk untermischt, einen sehr geringen Nährwert besitzt. Daher findet eingeführtes Schlachtvieh nur einen kümmerlichen Unterhalt und muss sehr bald geschlachtet werden, weil es schnell abmagert. Eine Nesselpflanze, eine Boehmeria, liefert einen zu Matten verarbeiteten Bast, und ein kaktusartiges Knollengewächs mit süsslich riechender Lilienblüte, die Triumfetta procumbens, dient zur Fasergewinnung. Die parkartigen, unterholzarmen Waldgruppen bestehen aus den drei Hauptvertretern der Südseeflora, der in grosser Menge angepflanzten Kokospalme, dem auf einem Luftwurzelgestell ruhenden, in 40 Spielarten gezogenen Pandang (Pandanus odoratissima) und dem gewaltigen, nach Art unserer Eichen dicht verzweigten Brotfruchtbaum, dessen Früchte den Eingeborenen in mannigfacher Zubereitung als tägliches Brot dienen. In neuerer Zeit gewinnt auch die Banane immer mehr an Verbreitung, und schon jetzt zeigen sich die segensreichen Folgen der diesbezüglichen Anpflanzungsverordnung, die anfangs mehrfach als ein Auswuchs des kolonialen Bureaukratismus verspottet wurde. Der Anbau von Körnerfrüchten ist, wie überall in der Südsee, unbekannt.

Der charakteristischste und wichtigste Baum des Stillen Ozeans ist die Kokospalme, die man bezeichnender Weise die Königin der Südsee genannt hat. Kerzengerade steigt der schlanke, astlose Stamm, der mit dem schlechtesten Boden vorlieb nimmt und sich ohne jede Pflege rasch entwickelt, zu 25—30 m Höhe an und endet in einer dichten Krone dunkelgrüner, 3—4 m langer Blätter. Die kopfgrossen Früchte, die das ganze Jahr hindurch zur Reife gelangen, enthalten die erfrischende Kokosmilch, und ihre Kernmasse, die Kopra, behauptet im Welthandel einen hervorragenden Platz. Die Faserhülle der Nüsse dient zu Stricken, Fäden und zur Anfertigung von Matten und Segeln. Die jungen Blätter geben den als Gemüse geschätzten Palmkohl, die angebohrten Stämme den Palmwein, die Blattrippen und das Holz finden beim Boot- und Hüttenbau Verwendung, und die Blätter ersetzen die Dachziegel. So giebt es an der Kokospalme nichts, das nicht für die Menschen von Nutzen wäre, und ihr verdanken die Insulaner ihr Dasein. Denn sie liefert ihnen Nahrung, Wohnung und Kleidung und macht die unfruchtbaren Koralleneilande erst bewohnbar.

Auf allen jugendlichen Inselgebilden, zu denen die Koralleninseln

gehören, ist die Tierwelt sehr dürftig und steht auch auf der Marshallgruppe beträchtlich hinter der Flora zurück. Sie beschränkte sich ursprünglich auf eine kleine Eidechse, auf einige Land- und Wasserkrabben, die, in ungeheurer Zahl heimisch, den Boden weithin unterwühlt haben und, wie der Birgus latro, bis in die höchsten Wipfel der Kokospalmen klettern, ferner auf eine Fledermaus, eine Kuckucksart und die über einen grossen Teil der Südsee verbreitete Fruchttaube. Am Strande tummeln sich Scharen von Wat- und Schwimmvögeln, die auf einigen menschenleeren Atollen z.B. auf Bikar und Gaspar Rico willkommene Brutstätten finden, ohne dass sich deshalb brauchbare Guanolager gebildet hätten. Seit langem sind Schweine, Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse und Hühner eingeführt oder eingeschleppt worden. Die ersteren haben sich so vermehrt, dass sie zum Teil verwilderten und dass wegen des Schadens, den sie in den Anpflanzungen anrichteten, in den letzten Jahren ein förmlicher Vernichtungskrieg gegen sie geführt wurde. Während Schlangen und Frösche gänzlich fehlen, fallen Ameisen und Moskitos durch ihre Menge lästig.

Zum Unterschiede von der ärmlichen Landfauna entfaltet sich das Tierleben des umgebenden Meeres in wunderbarer Fülle und bietet den Menschen und Wasservögeln überreiche Nahrung. Im durchsichtigen, grünen Wasser erheben sich die merkwürdigen, vielgestaltigen Korallenstöcke und erscheinen bald als rote, schlanke Türme, bald als gelbe Kegel, die von ihren sie weiterbauenden Polypen wie mit zahllosen leuchtenden Blumen übersäet sind. Unter den Weichtieren bemerkt man Perlmuscheln und die zentnerschwere Riesenmuschel, zu ihnen gesellen sich Tausende phantastisch gestalteter Krustentiere und Fische von wunderbarer Farbenpracht. Obwohl es darunter mehrere giftige Arten giebt, werden sie von den Eingeborenen eifrigst gefangen, und besonders beliebt ist der Fang des scharenweise auftretenden Haifisches, weil seine Flossen in China als teuer bezahlte Leckerbissen gelten. Der früher häufige Walfisch dagegen hat infolge der unvernünftigen Verfolgungen so abgenommen, dass sich seine Jagd nicht mehr lohnt, weil er nur noch selten in die Nähe der Inselgruppe kommt.

Der umgebenden Natur entsprechen die Bewohner der Inselwelt. Sie sind Naturmenschen durch und durch und führen weltabgeschieden ein müheloses Leben bescheidenen, stillen Glückes. Kinder waren sie vor der Berührung mit den Europäern und Kinder sind sie heute noch geblieben. Sie gelten als reine Mikronesier mit Ausnahme der isolierten Nauru-Insulaner, deren abweichende Sprache und Kultur polynesische

Anklänge erkennen lässt. Die Gesamtzahl der Marshallaner wird auf 13000 Seelen geschätzt, was eine für die Kleinheit des bewohnbaren Landes und die Beschränkung der Nahrungsquellen verhältnismässig hohe Volksdichte von 30 Köpfen auf 1 qkm ergeben würde. Das Atoll Jaluit z. B. dient 1100, die Insel Nauru 1437 Eingeborenen zum Aufenthalt. Die Volksmenge ist durch endlose Kriege, durch den bei zu grosser Nachkommenschaft üblichen Kindesmord und noch mehr durch die von den Kulturvölkern eingeschleppten Geschlechtskrankheiten etwas entartet,



Dorf Sagar. (Neuguinea, Astrolabe-Bai.)

nimmt aber jetzt unter der wohlgeordneten, zweckmässigen deutschen Verwaltung eher zu als ab. Die nordöstlichen Inseln, die Chamisso 1817 sehr spärlich besiedelt fand, besitzen gegenwärtig viel mehr Bewohner, und wie Volkszählungen darthun, hat sich die Bevölkerung von Nauru in der Zeit von 1890—94 um 100 Köpfe vermehrt. Ausser den Eingeborenen giebt es noch 73 Europäer, darunter 45 Deutsche, die als Beamte und Händler ein sehr eintöniges, gleichmässig dahingleitendes Leben führen.

Die Marshallaner sind mittelgrosse, kräftige Leute mit hell- bis dunkelbrauner Hautfarbe, starkem Haar und spärlichem Bartwuchs. Das leichtlebige Völkchen liebt nichts mehr als Gesang und Tanz und betreibt beides mit gleicher Lust und Hingabe, während es sich zu Anstrengungen anderer Art nur zögernd und im äussersten Falle entschliessen kann und dabei niemals Eile zeigt. Die Nahrung, die den Eingeborenen reichlich und mühelos zufällt, besteht hauptsächlich aus Pflanzenkost und Fischen, während Schweine und Hühner sehr selten und bloss als ganz besonderes Festtagsgericht genossen werden. Ein Salzen der Speisen, selbst mit Seewasser, ist unbekannt, und während die Neger Afrikas nach Salz ausserordentlich begierig sind und es als hochgeschätzte Leckerei betrachten, ist an die Marshallaner noch nicht das kleinste Körnchen Salz verkauft worden. Dafür haben sich Reis, Hartbrot und Konserven als beliebte Volksnahrung eingebürgert, und man fröhnt leidenschaftlich dem Tabak. Dagegen hat der Branntwein glücklicherweise keinen Eingang gefunden und darf auch nicht eingeführt werden.

Die einfache Tracht, die durch eine oft den ganzen Körper bedeckende Tätowierung und durch geschmackvolle Ausschmückung mit Blumen geschickt ergänzt und verschönert wurde, macht unter dem Einflusse der seit 1857 thätigen und von Amerika aus geleiteten Mission immer mehr einer unschönen Kleidung Platz. Aber nicht nur die Tätowierung verrät einen hoch entwickelten Kunstsinn der Eingeborenen, nicht minder Bedeutendes leisten sie im Bau von Segelbooten mit Auslegern, Plattform und aufgesetztem Häuschen. Auf diesen immerhin gebrechlichen Fahrzeugen unternehmen die Insulaner, die durch die Natur ihrer Heimat zu tüchtigen, wagemutigen Schiffern geworden sind, weite Seereisen, wobei sie sich statt des Kompasses sinnreicher Seekarten aus Holz, Muscheln und Steinchen, der sogenannten Stäbchenkarten oder Medos, zur Orientierung bedienen. Leider verschwinden die alten Kunstfertigkeiten neuerdings immer mehr, und statt der urwüchsigen Instrumente aus zugeschärften Muscheln und Steinen haben europäische Eisengeräte rasch Eingang gefunden. Besonders beliebt ist die Nähmaschine, die in keinem grösseren Haushalt fehlt.

Die landesübliche Verfassung unterscheidet vier scharf getrennte Klassen, von denen zwei besitzlos, die beiden andern besitzend sind. Doch können die Besitzlosen innerhalb des ihnen angewiesenen Gebietes so viele Früchte nehmen und Fische fangen, als sie zu ihrem Unterhalt gebrauchen. Die grosse Masse des Volkes bilden die gewöhnlichen Leute oder Kadjur, und über ihnen stehen die Leataketak oder Dorf-

schulzen, die das Grundeigentum der Vornehmen verwalten und die Ausführung ihrer Befehle überwachen. Die Besitzenden sind die Häuptlinge, die je nach ihrem Vermögen in kleine Häuptlinge oder Burak und in grosse Häuptlinge oder Jrodj zerfallen. Aus den letzteren geht der König hervor, der gewöhnlich der wohlhabendste Mann und der grösste Grundbesitzer der Insel ist. Eine eigentümliche Stellung nehmen innerhalb dieser vier Klassen die Frauen ein, indem nach dem bestehenden Mutterrecht die Kinder stets dem Range der Mutter folgen und somit die Frau den Gemahl entweder zu ihrem Stand emporhebt oder hinabzieht. War z. B. die Mutter niederen Standes, so sind es auch ihre Nachkommen, selbst wenn der Vater ein Jrodj war.

Die geistigen Eigenschaften der Marshallaner sind im allgemeinen gut entwickelt, und von den Zöglingen der Missionsschulen können die meisten schreiben und lesen. Doch ist allen eine unglaubliche Gedankenfaulheit eigen, die Wahrheitsliebe geht ihnen völlig ab, und auch von Heimtücke und Hinterlist sind sie nicht frei, da sie gar oft die Besatzungen anlegender oder verschlagener Schiffe ermordet haben. Allerdings ist zu betonen, dass die fremden Matrosen durch ihre rohen Gewaltthätigkeiten die von Haus aus sanften und freundlichen Menschen erst zu blutdürstigen Strandräubern gemacht haben, die in leicht erklärlichem Vergeltungstrieb jeden Weissen als Feind betrachteten und ihn zu vernichten suchten. Nachdem aber durch die Bemühungen der Mission wieder friedliche Zustände geschaffen wurden, entwickelte sich allmählich ein lebhafter Koprahandel, der vornehmlich in deutschen Händen lag und deshalb zur Besitzergreifung der Inselflur führte.

Seit der Erklärung der deutschen Schutzherrschaft ist ohne Entfaltung grösserer Machtmittel und ohne Anwendung von Gewalt Ruhe und Ordnung eingetreten, und dieser Umschwung zum Bessern ist um so erfreulicher, als anfänglich recht schwierige Verhältnisse vorlagen. Jedes der kleinen Eilande hatte seinen besonderen Oberhäuptling, und auf manchen gab es sogar mehrere Könige, die sich beständig befehdeten. Andre Kriege entsprangen aus dem übermässigen Palmweingenuss, und wenn die Zwistigkeiten auch meist unblutig verliefen, so führten sie oft zu rücksichtsloser Zerstörung der Fruchtbäume. Seit 1888 ist dem Kriegszustand ein Ende bereitet, indem die deutsche Regierung unverzüglich die Einfuhr von Waffen, Munition und Branntwein verbot und eine allgemeine Entwaffnung durchführte. Dabei wurden auf Nauru bei einer Zahl von höchstens 300 wehrfähigen Männern nicht weniger als 765 Gewehre, 109 Pistolen und ein Revolver mit Beschlag belegt!

Nicht minder einschneidend und segensreich waren die Massregeln, durch die man die Eingeborenen von einem drückenden Hemmnis ihrer wirtschaftlichen Entwickelung befreite. Die ahnungslosen Naturkinder wurden von schlauen oder betrügerischen Händlern in unverantwortlicher Weise ausgebeutet und schlugen ihren Grundbesitz zu Schleuderpreisen los oder gerieten durch die ihnen absichtlich gewährten Vorschüsse in Schuldknechtschaft. Jetzt ist der Landverkauf an Weisse ein für allemal untersagt und das Kreditgeben dadurch unterbunden, dass kein Kredit über 200 Mark mehr bewilligt oder angenommen werden darf und dass alle Verträge über einen Wertgegenstand von mehr als 2000 Mark der Genehmigung des Landeshauptmanns unterliegen. Die Marshallaner mussten ihre Verpflichtungen, die 75000 Mark Höhe erreicht hatten, öffentlich angeben; und nicht etwa durch ganzes oder teilweises Erlassen jener Summe, sondern durch amtliche Festsetzung eines höheren Koprapreises ist es gelungen, die Schuldenlast binnen wenigen Jahren abzuzahlen.

Ferner wird durch die Anstellung eines Regierungsarztes und durch Einrichtung einer Gesundheitspolizei für das leibliche Wohl unserer Schutzbefohlenen gesorgt und der Einschleppung ansteckender Krankheiten vorgebeugt. Andere Vorschriften schützen die besitzlosen Klassen vor der Willkür und Aussaugung durch die Häuptlinge, deren Macht überhaupt erheblich beschnitten worden ist, allerdings unter schonendster und weitgehendster Berücksichtigung der althergebrachten Anschauungen und Bräuche. Heute dreht sich Aller Sinnen und Trachten um die Vermehrung der aus dem Koprageschäft fliessenden Einnahmen; und wie die 1894 erlassene Verordnung, alles brachliegende Land mit Kokospalmen zu bepflanzen, lebhafteste Zustimmung fand, so wird auch die geringe Koprasteuer willig bezahlt, die zur Deckung der Verwaltungskosten notwendig ist.

So zeigt uns der Marshall-Archipel ein freundliches Bild fortschreitender Volkswohlfahrt. Kann auch unser kleinstes Schutzgebiet nie eine solche Zukunft haben wie die deutsch-afrikanischen Kolonien, so verweilt man doch gern bei der Schilderung der einsamen Inselflur, die mit Leichtigkeit die Mittel für ihre einfache, aber den bescheidenen Verhältnissen vollauf genügende Verwaltung aufbringt und durch die Kopragewinnung Eingeborenen und Fremden eine lohnende Erwerbsquelle darbietet. Soweit die erhobenen Zölle und Steuern zur Tilgung der Ausgaben nicht ausreichen, werden sie von der Jaluitgesellschaft übernommen, die fast den gesamten Koprahandel der Marshall-Inseln und ihrer Nachbargruppen mit gutem Erfolg und reichlichem Gewinn betreibt.

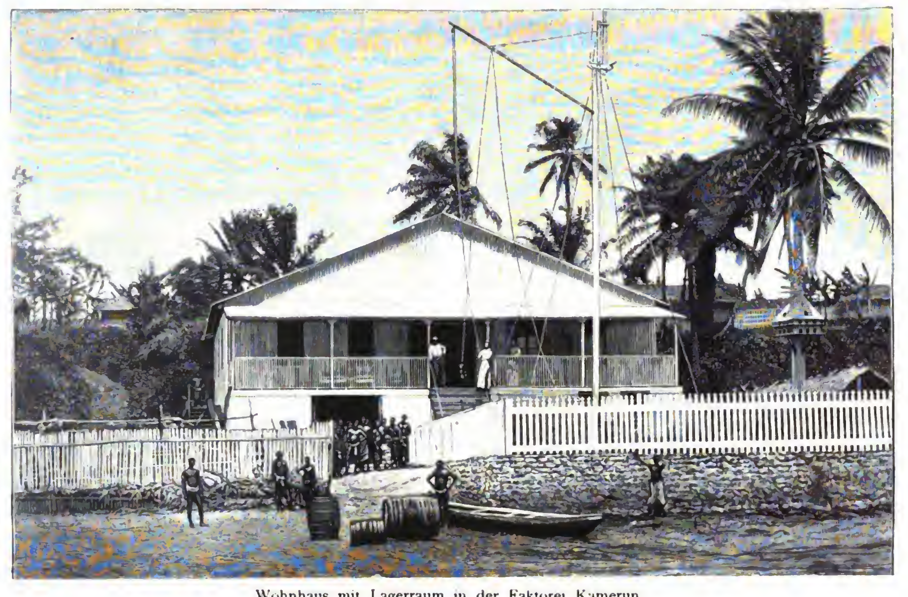
Die Kiautschou-Bucht.

Als der Friede von Schimonoseki 1895 den Krieg zwischen China und Japan beendet hatte, zögerten die am ostasiatischen Handel beteiligten Mächte nicht, ihre Interessen nachdrücklichst zu wahren und sich wichtige Vorteile für die Unterstützung zu sichern, die sie dem geschlagenen Riesenreiche bei den Friedensverhandlungen hatten angedeihen lassen. Es ward immer deutlicher, dass sich der wirtschaftliche und industrielle Fortschritt Chinas nicht mehr aufhalten liess. Das ungeheure Land war für die Erschliessung durch europäisches Kapital reif geworden und versprach, einer der zukunftsreichsten Weltmärkte zu werden, nachdem sich seine riesige, arbeitsame Bevölkerung solange gegen das Ausland ablehnend verhalten hatte. Sehr fraglich ist es, ob Chinas Teilnahme am Welthandel dereinst zum Heile Europas sein wird und ob wir uns späterhin der chinesischen Nebenbuhlerschaft werden erwehren können. Nachdem aber der mehr oder minder gewaltsame Eröffnungsprozess einmal eingeleitet ist, gilt es, möglichst viel von dem zunächst zu erwartenden Gewinn einzuheimsen. Zu diesem Zwecke und um gleichzeitig die politische Entwickelung im fernen Osten besser zu überschauen, beeilten sich Russland, England und Frankreich, den massgebenden Einfluss, den sie bereits auf jenem verheissungsvollen Schauplatze des wirtschaftlichen Wettbewerbs ausübten, noch mehr zu festigen. Nur Deutschland unterliess es, sich eine starke Stellung zu schaffen, obgleich sie eine unabweisbare Notwendigkeit war. Das zeigte nicht bloss der eben zu Ende gegangene Krieg, sondern nicht minder drängte darauf hin der deutsch-chinesische Handel, der in den letzten Jahrzehnten sich verdreifacht hatte und heute unmittelbar, wenn auch in weitem Abstande, hinter dem englischen folgt. Musste doch die erst 1886 eingerichtete Reichspostdampferlinie sehr bald die Zahl ihrer Schiffe verdoppeln und statt des vierwöchigen den 14-tägigen Betrieb einführen!

Allerdings erhielten wir beim Friedensschluss zwei sogenannte Kronkonzessionen d. h. zwei Gebiete, die, obwohl chinesisches Eigentum,

uns zu alleiniger Benutzung überlassen wurden. Das eine Konzessionsgebiet befindet sich in Tientsin, dem Vorhafen der Reichshauptstadt Peking, das andere liegt in Hankou am Jangtsestrom. Letzteres ist von besonderer Bedeutung, weil die wichtige Zweimillionenstadt, die trotz ihrer weiten Entfernung von der Küste (600 km) von den grössten Dampfern erreicht werden kann, den Hauptstapelplatz für den Theehandel und die Einfuhr in die chinesischen Mittelprovinzen darstellt. Einmal besassen jedoch die andern Staaten längst diese Vergünstigung, und dann bot ein solcher Besitz weder einen geeigneten Stützpunkt, noch einen zweckentsprechenden Beobachtungsposten dar, so dass Deutschland nach wie vor eine nur durch Verträge in China zugelassene Macht blieb. Ein Volk aber, das in dem Masse auf den Weltmarkt hingewiesen ist wie das deutsche und das in Ostasien schwerwiegende Interessen zu verteidigen hat, musste schliesslich daran denken, ebenfalls ein wenn auch noch so kleines Küstengebiet als unbeschränktes, unter seinem Hoheitsrecht stehendes Eigentum zu erwerben. Wollten wir in China und Japan wirtschaftlich und politisch nicht an zweiter Stelle stehen, so mussten wir eine Heimstätte besitzen, damit die deutsche Arbeit und Intelligenz dem eigenen Vaterlande Nutzen bringen und nicht mehr wie früher Fremden zu gute kommen sollte. Ferner machte die zunehmende Ausdehnung unseres Handels seit Jahren die dauernde Anwesenheit eines schützenden Kriegsgeschwaders in den ostasiatischen Gewässern notwendig. Die Kriegsschiffe brauchen aber ebenso wie die Handelsschiffe einen Zufluchtsort, in dem sie ausgerüstet und ausgebessert werden, Kohlen und Lebensmittel einnehmen oder Unterschlupf und Ersatz finden und dadurch ihre Schlagfertigkeit verdoppeln können, ohne von dem guten und manchmal auch weniger guten Willen neidischer Nachbarn abhängig zu sein.

Das Verlangen nach einem befestigten Stützpunkte in Ostasien ist nicht neu, sondern seit mehr als 30 Jahren sind Vorschläge in diesem Sinne gemacht worden. Der berühmte Erforscher Chinas, Freiherr v. Richthofen, wies schon 1870 angelegentlich auf die Kiautschou-Bucht hin, deren grosse Vorzüge er klar erkannte, und einige Jahre darauf regte Kronprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Kaiser Friedrich III., wiederum die Erwerbung eines chinesischen Küstenplatzes an. Alle jene Pläne gerieten indes über anderen politischen Aufgaben wieder in Vergessenheit, und erst der Ausbruch des chinesisch-japanischen Krieges, in dessen Verlauf Deutschland anfänglich auf Japans Seite stand, dann aber eine Schwenkung zu Chinas gunsten vollzog, brachte die Frage von neuem



Wohnhaus mit Lagerraum in der Faktorei Kamerun.

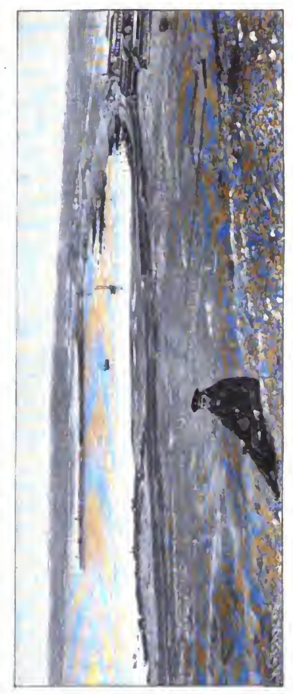
ins Rollen. Bald nach Friedensschluss suchte die deutsche Kolonialgesellschaft in einer Eingabe an den Reichskanzler den Nachweis zu führen, dass Deutschland ein gleich gutes Recht wie die andern Handelsmächte auf einen ihm von China zu gewährenden Vorteil habe, der im Hinblick auf die dort vertretenen Interessen in der Anlage einer Flotten- und Kohlenstation bestehen müsse. Die Gesellschaft richtete ihre Bitte dahin, es möchten, noch bevor China sich wirtschaftlich und militärisch gekräftigt hätte, Massnahmen zur Besitzergreifung eines geeigneten Platzes getroffen werden. Auf Grund dieser und anderer gewichtiger Stimmen erhielt unsere Kriegsmarine den Auftrag, die chinesische Küste nach einem passenden Punkte abzusuchen. Zur Prüfung der vorgeschlagenen Häfen sandte die Regierung später einen Fachmann, den Geheimen Marinebaurat Georg Franzius, ab und leitete gleichzeitig Verhandlungen mit dem chinesischen Auswärtigen Amte, dem Tsungli Yamen, ein. Diese wollten indes nicht vorwärts kommen, da man chinesischerseits die Angelegenheit unter allen möglichen Vorwänden in die Länge zu ziehen suchte. Das Unternehmen wäre vielleicht gänzlich gescheitert, wenn es der Kaiser nicht persönlich in die Hand genommen und sich selbst mit dem Zaren Nikolaus von Russland ins Einvernehmen gesetzt hätte. Im Sommer 1897 waren unsere leitenden Kreise endgültig entschlossen, die Erwerbung der Kiautschou-Bai als maritimen Stützpunkt und als Eingangsthor zu den nordchinesischen Märkten mit aller Kraft zu erstreben. Alles war aufs sorgfältigste vorbereitet, das ostasiatische Geschwader aufs beste ausgerüstet, und es fehlte nur noch ein triftiger Anlass zum Einschreiten. Die Gelegenheit, das im Frieden von Schimonoseki Versäumte nachzuholen, sollte nicht lange auf sich warten lassen. Im November 1897 wurden in der Provinz Schantung bei einer von den chinesischen Behörden geduldeten Aufhetzung die beiden deutsch-katholischen Missionare Nies und Henle von einer fanatischen Volksmenge ermordet, während ein dritter, Stenz, durch Zufall dem Tode entging. Da erschienen noch in demselben Monat, am 14. November, plötzlich und unerwartet drei deutsche Kriegsschiffe unter Viceadmiral von Diederichs vor der Kiautschou-Bucht und besetzten das die Einfahrt deckende Lager von Tschingtau, ohne seitens der 1600—2000 Mann starken Besatzung den geringsten Widerstand zu finden. Vielmehr war eine Ehrenkompagnie zum Empfange aufgestellt. Der chinesische General Chang erstaunte aber nicht wenig, als die deutschen Landungstruppen die Befestigungen und Munitionshäuser besetzten und ihn aufforderten, binnen drei Stunden mit seinen Leuten abzurücken. Angesichts der

Überlegenheit des Gegners gab der Befehlshaber nach, und am Nachmittag wurde unter dreimaligem Hurra die deutsche Flagge gehisst. Somit war die Besetzung der Bai ohne Blutvergiessen erfolgt und wurde alsbald auf die Umgebung, vorübergehend auch auf die Städte Kiautschou und Tsimo ausgedehnt. Zum Zeichen, dass Deutschland gesonnen war, die eben errungene Stellung unter allen Umständen zu halten, wurde fast die gesamte Marineinfanterie und ein neues Panzergeschwader unter dem Oberbefehl des Prinzen Heinrich nach Ostasien gesandt.

Anfänglich glaubte man allgemein, dass der überraschende Schritt Deutschlands geschehen sei, um für die Ermordung der christlichen Glaubensboten Genugthuung zu erhalten. Wenn aber auch die häufigen Angriffe gegen das Leben und Eigentum unserer deutschen Missionare einen starken und dauernden Schutz wünschenswert erscheinen liessen, so lagen doch die wahren Gründe, die erst nach und nach bekannt wurden, viel tiefer. Denn der an sich beklagenswerte Zwischenfall wäre wohl auf diplomatischem Wege oder, um eine schnelle Erfüllung der Forderungen zu veranlassen, durch vorübergehende Besetzung eines Küstenplatzes erledigt worden, wenn nicht schwer wiegende wirtschaftliche und politische Erwägungen die dauernde Fussfassung Deutschlands im Reiche der Mitte veranlasst hätten.

Die Verhandlungen zwischen den beiderseitigen Regierungen schnitten jede Besorgnis kriegerischer Verwickelungen ab und führten am 6. März 1898 zur Unterzeichnung eines Vertrages, der uns in der Provinz Schantung weitgehende Bergwerks- und Eisenbahngerechtsame einräumte und den lang ersehnten Stützpunkt brachte. China verpachtete uns nämlich, vorläufig auf 99 Jahre, das gesamte innere Wasserbecken der Kiautschou-Bai bis zur Hochwassergrenze, ferner die beiderseits des Eingangs vorspringenden Halbinseln Lauschan und Hwangtau bis zu deren natürlicher Begrenzung durch geeignete Höhenzüge, sowie die der Bucht vorgelagerten Inseln. Die grössten von ihnen sind die Eilande Toloschan und Thsaliëntau; dazu gesellen sich innerhalb des Wasserbeckens die Inseln Tschiposan oder Hwangtau (8 qkm) und Yintau oder Potato Island (30 qkm). Das so umschriebene Gebiet umfasst insgesamt 920 qkm Fläche, wovon der grössere Teil (550 qkm) auf den Wasserspiegel der Bucht entfällt. Aber der deutsche Einfluss reicht noch weiter, indem die Bai halbkreisförmig von einer neutralen Zone umgeben wird, die bei 50 km Länge rund 7100 qkm Flächeninhalt besitzt und die Stadt Kiautschou mit einschliesst. Wenn auch dieser breite Landgürtel nicht unter deutscher Oberhoheit steht, so darf die chinesische Regierung

doch keine Massnahmen und Anordnungen ohne vorhergehende Zustimmung Deutschlands treffen. Innerhalb des eigentlichen Pachtgebietes dagegen, dessen Pachtsumme übrigens gering ist, verzichtet China vollständig auf seine Oberhoheitsansprüche, so dass der deutsche Pächter wie im eigenen Lande schalten und walten kann. Alles in allem sind die Bedingungen derart, dass die Pachtung nur eine aus politischen Rücksichten gegen China gewählte Form ist und dass vielmehr der Fall einer verschleierten Abtretung vorliegt.



Blick auf den Hafen von Tschingtau.

So war Deutschland zum zweitenmal seit der Erwerbung seiner afrikanischen und Südseekolonien aus seinem heimatlichen Machtbereiche herausgetreten. Ohne jeden Verlust war durch das umsichtige, thatkräftige Einschreiten der Regierung und der Kriegsmarine ein Stützpunkt gewonnen, der für die Weiterentwickelung unseres ostasiatischen Handels von ausschlaggebender Bedeutung zu werden verspricht und deshalb seitens der Mehrheit unseres Volkes die lebhafteste Zustimmung fand. Um aber das durch die Besetzung von Kiautschou in Ostasien gestörte Gleichgewicht wiederherzustellen, traten auch die andern Mächte mit Forderungen an China heran und zwangen es zu weiteren erheblichen Zugeständnissen. Russland erhielt auf 25 Jahre die Südspitze der Halbinsel Liautung mit der Bucht von Talienwan und dem wichtigen Kriegshafen Port Arthur, der die Einfahrt in den Petschili-Golf und damit den Zugang nach Peking beherrscht. Für dieselbe Zeitdauer

wurde England der Kriegshafen Weihaiwei an der Nordküste der Schantung-Halbinsel zugesprochen, der ebenfalls den Busen von Petschili bedroht. Frankreich endlich sicherte sich das Vorkaufsrecht auf die grosse Insel Hainan und pachtete die ihr gegenüberliegende Kwangtschou-Bucht. Ausserdem bestimmte China selbst noch drei Küstenplätze zu Vertragshäfen, so dass deren nunmehr 28 dem ausländischen Verkehr geöffnet sind.

Warum begnügte sich Deutschland mit einem verhältnissmässig so kleinen Küstenstrich, und warum legte es seine Hand gerade auf die Bai von Kiautschou?

Es ist klar, dass Kiautschou anders zu bewerten ist als unsere afrikanischen Kolonien und Südseeschutzgebiete, deren Wert davon abhängt, ob ihr Grund und Boden die Ausbeutung lohnt, ob sie die Kolonialerzeugnisse der Tropen in reichlicher Menge liefern oder deutschen Auswanderern den Aufenthalt gestatten. Schon die Grösse unserer ostasiatischen Besitzung zeigt, dass sie keine Kolonie im bisherigen Sinne ist.

Wenn es sich bei den jüngsten Vorgängen um eine Teilung Chinas gehandelt hätte, von deren Beginn man öfters reden hört, so wäre die Besitzergreifung eines grösseren Gebietes gewiss angezeigt gewesen. Nach fachmännischem Urteil erscheint jedoch eine Zerstückelung des chinesischen Riesenkörpers wegen der innern Gleichförmigkeit und Geschlossenheit seiner Bevölkerung sehr zweifelhaft, ganz abgesehen davon, dass keine der in Frage kommenden Mächte Geld und Menschen genug besitzt, um mit dauerndem Erfolg gegen eine Volksmenge anzukämpfen, die mit 400 Millionen Seelen die Einwohnerzahl des gesamten Europa noch um ein Beträchtliches übertrifft. Viel eher würde eine Verschiebung der europäischen Interessen nach Asien die Folge sein, und die fremden Eindringlinge würden wie alle früheren Eroberer in den Chinesen aufgehen. Was wir in Ostasien suchten und fanden, war nicht ein Land zur Verwaltung und für deutsche Einwanderung, sondern eine Heimstätte für unsere Schiffe und eine Operationsbasis zur Wahrung und Förderung unserer Handelsinteressen. Hierzu eignet sich ein beschränkter, aber zweckentsprechender Platz, der übrigens weit grösser als die englische Insel Hongkong (83 qkm) ist, viel besser als ein ausgedehntes Gebiet, dessen Besetzung und Beherrschung nur mit einer Kette von Schwierigkeiten verknüpft wäre. Nicht gegen Chinas Willen, sondern mit seiner Genehmigung und womöglich mit seiner Beteiligung sind die bisher errungenen Erfolge weiter auszunutzen, und je mehr der Hafen,

das Herz des von ihm abhängigen Hinterlandes, emporblüht, um so nachhaltiger wird der von uns ausgehende Einfluss werden. Sein Besitz, den die erlangten Bergwerks- und Bahngerechtsame erst wertvoll machen, ist doch nur Mittel zum Zweck, denn er bietet einen Punkt dar, von dem aus das Innere erschlossen werden kann, einen Stapelplatz für deutsche Waren, eine Centralstelle für deutschen Unternehmungsgeist und deutsches Kapital, eine Einfallspforte und endlich eine hervorragende Flotten- und Kohlenstation.

Die Wahl eines geeigneten Küstenplatzes war keineswegs leicht, weil gar viele Gesichtspunkte politischer, militärischer und wirtschaftlicher Art Berücksichtigung erheischten. Vor allem galt es, einen eisfreien, wohlgeschützten Hafen mit guter Einfahrt und sicherem Ankergrunde zu gewinnen, dessen Ufer genügenden Raum für die Anlage einer Stadt und der notwendigen schiffstechnischen Einrichtungen gewährten. Dann musste das Klima gesund und die Lage so beschaffen sein, dass weder die eigenen Interessen beeinträchtigt, noch die fremden durchkreuzt wurden. Beispielsweise war anfänglich nicht abzusehen, wie sich der Zar zu der geplanten Erwerbung stellen würde; denn da Nordchina ins russische Interessengebiet fällt, so hatten die Russen für den Bedarfsfall ihre Hand bereits auf die Kiautschou-Bucht gelegt und sie für ihre Kriegsschiffe als Winterstation benutzt. Endlich musste der neue Hafen nicht nur ein brauchbarer Rückhalt sein, sondern auch die Kosten für seine Instandsetzung und Befestigung mit der Zeit von selbst aufbringen können.

Sehen wir uns auf Grund dieser Forderungen die chinesische Küste näher an, so besitzt sie trotz ihrer gewaltigen Erstreckung über 20 Breitengrade und ihrer teilweise sehr reichen Gliederung bloss drei, genau genommen zwei Haupteingangsthore. Einmal sind die Flussmündungen sehr oft durch lästige Barren gesperrt; dann erschweren die unmittelbar hinter dem Gestade steil ansteigenden Bergketten die Verbindung mit dem Innern und beschränken den Verkehr auf den Wasserweg, der wegen des kurzen Laufes der meisten Flüsse nicht tiefer als 250 km ins Binnenland reicht und nur ein kleines Gebiet eröffnet. Infolgedessen entspricht der Buchtenreichtum der Küste nicht der scheinbaren Aufgeschlossenheit des Hinterlandes, und demgemäss haben die drei in jeder Weise brauchbaren Zufahrtswege, der Sikiang im Süden, der Jangtsekiang in der Mitte und der Peiho im Norden, eine hohe Bedeutung. Den Verkehr auf dem Sikiang beherrscht die alte Handelsstadt Kanton im Verein mit der portugiesischen Niederlassung Macao

und der britischen Insel Hongkong. Die letztere hat im südchinesischen Handel eine erdrückende Machtstellung erlangt, die jeden Wettbewerb ausschliesst, weil sie einen Stapelplatz, Vermittelungs- und Umschlageort für alle die Einfuhrgegenstände bildet, die nicht unmittelbar nach den einzelnen Vertragshäfen verschifft werden oder die einen notwendigen Vorrat für die Befriedigung des Einfuhrbedürfnisses der kleineren Küstenorte darstellen. Die 1895 in Hongkong ein- und auslaufenden Schiffe hatten einen Gehalt von 15 Millionen Tonnen — 3 Millionen Tonnen mehr, als der Hamburger Seeverkehr in jenem Jahre aufwies —, und es ist berechnet worden, dass 45% der chinesischen Einfuhr und 41% der Ausfuhr über Hongkong gehen. Ausserdem ermöglicht der Sikiang mit allen seinen Zuflüssen einen bequemen und billigen Binnenverkehr, der nur kurze Landwege zu überschreiten braucht, um die Waren ins Stromgebiet des Jangtse hinüber zu führen. Da jener Riesenstrom ein ungleich ausgedehnteres Hinterland erschliesst und das ungeheure, weit verzweigte Kanalnetz Mittelchinas aufnimmt, so hat sein Mündungsplatz Schanghai, dem der riesige Verkehr zufliesst, alle andern Küstenstädte ohne Ausnahme weit überflügelt und ist das wichtigste Handelscentrum ganz Chinas geworden. In Schanghai tritt am deutlichsten die Art des chinesischen Binnenverkehrs zu Tage, wie er in den Vertragshäfen üblich ist. Der an der Küste ansässige eingeborene Grosskaufmann kauft von den europäischen Firmen nach vorgelegten Mustern und verschickt die empfangenen Waren weiter ins Innere nach einer grossen Zahl von Handelsplätzen, von denen die meisten den Europäern kaum dem Namen nach bekannt sind. Von dort aus gehen die Güter auf Kanälen wiederum nach allen Teilen des Reiches auseinander, bis sie endlich, oft erst nach sehr langer Zeit, an ihrem letzten Bestimmungsorte anlangen. Die Bedeutung von Schanghai ist um so grösser als nördlich von der Jangtsemündung eine einförmige, unzugängliche Flachküste einsetzt, die nur in dem buchtenreichen Felsgestade der weit vorspringenden Schantung-Halbinsel eine Unterbrechung erleidet und von fortschreitender Versandung und Verschlammung bedroht wird. Daher beruht die Wichtigkeit des Hafens von Tientsin an der Peihomündung viel weniger auf der Gunst der Naturbeschaffenheit als auf der Nachbarschaft der Hauptstadt Peking.

Die drei eben genannten Eingangspforten kamen aus politischen Gründen für eine friedliche Erwerbung von vornherein nicht in Betracht, und ebenso musste ein Ankämpfen gegen ihre altbefestigten Handelsbeziehungen von Anfang an aussichtslos erscheinen. Es blieb also

deutscherseits nichts übrig als sich nach andern Stützpunkten umzusehen, und man dachte zunächst an den Vertragshafen Amoy, der trotz zahlreicher Riffe im allgemeinen einen guten Ankerplatz darstellt. Doch nahm man von seiner Besetzung bald wieder Abstand, weil das Klima im Sommer nicht günstig und das Hinterland nicht ausgedehnt ist. Obendrein verliert sein Handel, der vornehmlich Theehandel ist, in zunehmendem Masse, weil er durch die Konkurrenz von Hongkong und Schanghai sehr beeinträchtigt wird. Dann liefert Formosa, seitdem es den Japanern gehört, seinen Thee nicht mehr nach Amoy, sondern nach Japan, und endlich fällt der Wettbewerb des indischen Thees schwer ins Gewicht, weil er durch verbesserte Kultur und geeignete Behandlung immer mehr veredelt wird, während die chinesischen Theebauern aus Mangel an Mitteln hierzu nicht imstande sind. Noch weniger Vorteile als Amoy bot die nördlicher gelegene, aus fünf Teilbuchten zusammengesetzte Samsahbucht, obwohl sie wahrscheinlich leichter zu erwerben gewesen wäre als ein Vertragshafen. Ihre Gesundheitsverhältnisse und das schwer zugängliche Binnengebiet sind nicht sonderlich günstig, die mit dem starken Flutwechsel verbundenen Strömungen sind unbequem, und ausserdem stand zu befürchten, dass bei der Menge der südchinesischen Vertragshäfen ein neuer Küstenplatz, in dem alles erst geschaffen werden musste, keine ausreichende Handelsbedeutung erlangen würde. Unter solchen Umständen schien es am besten, einen Küstenpunkt in Nordchina aufzusuchen, und die Wahl fiel nach anfänglichen Bedenken auf die Bai von Kiautschou. Denn sie entsprach durch ihre günstige geographische Lage sowohl als durch die Beschaffenheit ihres Hafens und ihrer Umgebung allen militärischen und wirtschaftlichen Anforderungen am ehesten und bot in sich selbst die Möglichkeit der Selbsterhaltung. Auch war die Bucht insofern von nicht zu unterschätzendem Werte als man von ihr aus in 20 Stunden Schanghai, in 24 Stunden die Peihomündung oder den koreanischen Haupthafen Tschemulpo und in 30 Stunden die Meeresstrasse zwischen Japan und Korea erreichen kann.

Die Deutung des Namens unserer jüngsten überseeischen Erwerbung — bald Kiautschau oder Kiaotschau, jetzt allgemein Kiautschou geschrieben — hat zu verschiedenen Auslegungen Veranlassung gegeben. Einmal hat man ihn als „stolze Stadt“ erklärt, dann führte man ihn auf eine in alten Schriften öfters erwähnte nichtchinesische Völkerschaft zurück, die hier ansässig war und sich lange unabhängig erhalten hat. Im 6. vorchristlichen Jahrhundert wurde sie unterworfen, und der damals

gegründete Ort erhielt den Namen Kiautschou. Genaue Kenner der chinesischen Sprache haben nun ihre Meinung übereinstimmend dahin abgegeben, dass jener eingeborene Stamm nicht Kiau, sondern Kiai hiess und dass der Name der Stadt auf den benachbarten Kiaufluss zurückzuführen sei. Das für die Silbe Kiau angewendete Schriftzeichen dient zur Bezeichnung von Leim, während Tschou die Kreisstadt heisst und angiebt, dass in dem betreffenden Orte die Regierung des Kreises ihren Sitz hat. Demnach würde die deutsche Übersetzung von Kiautschou „Leimstadt" lauten, und die Deutschen sind glückliche Besitzer der Leimbucht.

Die nordchinesische Provinz Schantung entsendet einen gebirgigen Ausläufer gleichen Namens, der das Gelbe Meer vom Golfe von Petschili trennt. Unfern der Stelle, wo der Hals der 350 km langen und im Mittel 125 km breiten Halbinsel dem Festlandskörper ansitzt, öffnet sich an der Südostseite unter 36° N die geräumige Bai von Kiautschou. Ihr Eingang ist bei klarem Wetter ohne Schwierigkeit anzusteuern, weil er durch eine Reihe vorgelagerter Felseilande verraten wird und weil der 1400 m hohe Granitwall des schroffen, zackigen Lauschangebirges[1]) eine weithin sichtbare Landmarke darbietet. Die Erhebungen zur Linken der Einfahrt sind zwar nicht über 675 m hoch, dienen aber dem Seemann ebenfalls als untrügliche Wahrzeichen, und die buchtenreichen Halbinselvorsprünge des Lauschan im Nordosten, des Tamoschan und Hwangtau im Südwesten treten so nahe aneinander, dass sie nur einen 3,4 km breiten und 20—40 m tiefen Kanal frei lassen, der das eigentliche Kiautschou-Becken von der Vorbucht von Tschingtau trennt. Dank dieser Begünstigung ist das Innere der Bucht leicht zu sperren und gut zu verteidigen, und die gegen einen Seeangriff gedeckte Wasserfläche, unter deren Inseln Yintau und Tschiposan die grössten sind, vermag unsern Kriegs- und Handelsschiffen eine erwünschte Zufluchtsstätte vor einem überlegenen Gegner zu gewähren, namentlich dann, wenn der natürliche Schutz durch Anlage von Befestigungen wirksam erhöht werden wird.

Die 33 km lange und 26 km breite Bucht erinnert mit ihrer Umrissgestaltung in mancher Beziehung an den Jadebusen und lässt auch viele der Vorteile nicht vermissen, die den Kieler Hafen auszeichnen.

---

[1]) Der Lauschan ist ein Glied eines die Küste begleitenden Gneisgebirges, das durch tiefe Querthäler zerstückelt ist. In manche der das Gebirge quer durchsetzenden Einschnitte, die nur schmale Einfahrten gewähren, ist das Meer eingedrungen und greift in Gestalt von beckenartigen Erweiterungen zwischen die Gebirgsstöcke ein. Die grösste dieser Buchten ist die Kiautschou-Bucht. Die kleinere, ähnlich gestaltete Tingtsetswi-Bucht diente früher ebenfalls als Hafen, bis sie durch die zunehmende Versandung unbrauchbar gemacht wurde.

Das umgebende Land fällt im Süden und im Bereiche der die Einfahrt einengenden Halbinseln steil ab, sonst ist es sanft abgedacht und leicht gewellt oder flach und wird nur selten von niedrigen Einzelkegeln unterbrochen. Der Unterschied zwischen Ebbe und Flut beträgt 3 bis 4 m, also etwa ebensoviel wie an unserer Nordseeküste. Die ausgedehnte Wasserfläche erzeugt einen starken Seegang, der zeitweilig, namentlich in den beiden ersten Monaten des Jahres, wo die Nordwestwinde mit unangenehmer Heftigkeit wehen, den Verkehr mit kleinen Booten und Leichterschiffen unmöglich macht. Im übrigen ist die Bai gegen die Gewalt der herrschenden Nordost- und Südwestwinde gut geschützt, und die Umgebung erfreut sich eines den Europäern durchaus zuträglichen Klimas, das allseitig als das vorzüglichste der ganzen Küste gerühmt wird. Infolge dessen und wegen der ausgezeichneten Beschaffenheit des Strandes kann man dem deutschen Hafenplatz auch als Sommerfrische und Badeort eine Zukunft vorhersagen, sodass über kurz oder lang die erholungsbedürftige Menschheit Ostasiens an der deutschen Küste ebenso wie heute in Tschifu Heilung und Kräftigung finden wird. Regen und Nebel sind allerdings häufige Erscheinungen, und der Sommer ist, da Kiautschou unter der Breite Siciliens liegt, sehr warm. Aber die beständig wehende kühle Seebrise und die Trockenheit der Luft machen die Hitze weniger drückend. Im Winter treten Frost und Schneefall ein; doch frieren nur die seichten Wattflächen, also die für die Schiffahrt bedeutungslosen Uferstrecken im Nordwesten der Bai, zu. Bloss bei besonders strenger Kälte wird die Eisdecke zeitweilig so stark, dass man von Yintau bis zur Insel Tschiposan zu Fuss gehen kann. Dagegen bleiben die für die grossen Seeschiffe zugänglichen Ankerplätze eisfrei oder überziehen sich höchstens mit einer sehr schwachen, schnell vorübergehenden Eishaut, die den Verkehr in keiner Weise hindert. Auf dieser klimatischen Bevorzugung beruht nicht zum wenigsten der hohe Wert unseres Besitzes, weil die übrigen nordchinesischen Häfen mit Ausnahme von Tschifu unter gewöhnlichen Verhältnissen allwinterlich zufrieren, so dass in ihnen die Schiffahrt vom Oktober bis zum März ruht. So gewährt die Kiautschou-Bucht jederzeit einen willkommenen Zufluchtsort, dessen Hafenanlagen freilich erst geschaffen werden müssen, weil bisher bloss beim Lager von Tschingtau zwei Landungsquais vorhanden sind, die den Dampfbooten auch bei Niedrigwasser das Anlegen gestatten. Zum Zwecke der Nutzbarmachung bedarf es glücklicherweise nur geringer Nachhilfe, und die zahlreichen aus Gneis und Kalkstein bestehenden Felsriffe, die sich vom Ufer aus über

und unter Wasser fortsetzen, lassen sich ohne erhebliche Kosten durch Aufmauerung zu Landungsdämmen und Wellenbrechern umwandeln. Südlich von Yintau, das, wie es scheint, an der Nordseite durch Anschwemmungen landfest geworden ist, beträgt die Tiefe 20—50 m, und von der trefflichen, wohlgeschützten Tschingtau-Bucht aus setzt sich ein 8—10 m tiefer Kanal in 1000 m Breite noch $7^1/_2$ km längs des Nordostrandes der Bai fort, so dass die für Seeschiffe zugängliche Wasserfläche etwa 56 qkm Raum einnimmt. Im Übrigen vermindern sich die Tiefen binnenwärts bald nach allen Richtungen, und seichter Boden erfüllt einen grossen Teil des Beckens. Doch ist der Untergrund frei von schlammigen Sinkstoffen, so dass er nicht durch kostspielige Baggerarbeiten ständig offen erhalten werden muss. Vielmehr sind überall Sandmassen abgelagert, die von den einmündenden Flüssen im Laufe der Zeit in die Bucht vorgeschoben wurden und sich zu weiten Wattflächen anhäuften. Letztere bedecken nach Franzius allein an der Nordseite der Bai eine Fläche von mehr als 120 Millionen Quadratmetern und verhüllen als ein breiter, bei Niedrigwasser trocken fallender Strandsaum



Tschingtau von der Westseite.

das anstehende Gestein samt den vom Uferrande auslaufenden Riffen, überall belebt von beutesuchenden Wat- und Schwimmvögeln. Die Versandung ist so erheblich fortgeschritten, dass die Stadt Kiautschou, die bei ihrer Gründung vor $2^1/_2$ Jahrtausenden unmittelbar am innern Ende der Bucht lag, heute durch ein 8 km breites, mit vielen Wasserlachen durchsetztes Sumpfland von ihr getrennt ist. Die Waren müssen auf kleine Boote umgeladen werden, während die chinesischen Handelsschiffe, die Dschunken, früher bis an die Stadtmauer heransegelten. Vielleicht hat auch eine geringe Hebung des Landes, auf die einige Anzeichen hindeuten, die Bildung von Untiefen befördert. Wenn schon diese unangenehmen Erscheinungen die Bai als Hafenplatz keineswegs untauglich gemacht haben, so erschweren sie doch den Zugang, beschränken die Benutzbarkeit der verfügbaren Wasserfläche und verlangen geeignete Gegenmassregeln, die um so leichter durchführbar sind, als die Versandung nur von einzelnen Punkten, den Flussmündungen, ausgeht. Dort muss man den Sand auffangen und ihn zwingen, sich an solchen Stellen niederzuschlagen, wo er nicht schädlich und gefährlich, sondern nützlich sein kann. Ferner gilt es, die Wurzeln des Übels durch eine umfassende Wiederbewaldung zu verstopfen. Die frühe Besiedelung und die Übervölkerung haben eine unbedachte, rücksichtslose Waldverwüstung zur Folge gehabt, und der Gneis des Berg- und Hügellandes ist bis in grosse Tiefen völlig zersetzt, so dass das schutzlose Gestein vom Wasser leicht zerstört, aufgerissen und fortgeführt werden kann.

Die Zuflüsse der Kiautschou-Bucht und der Provinz Schantung überhaupt sind im allgemeinen bedeutungslos, und ihre sanderfüllten Betten erreichen eine Breite, die in keinem Verhältnis zur Tiefe und Wassermasse steht. Aus unserm Interessengebiet ist erwähnenswert der für kleine Boote fahrbare Kiauho, der im nördlichen Teile der Schantung-Halbinsel entspringt und am meisten zur Versandung der Bai beigetragen hat. Dem nach Süden gerichteten Wasserlaufe kommt der Laiho, der aus dem Pimosee (55 qkm) nordwärts abrinnt und ebenfalls für flache Kähne schiffbar ist, streckenweise so nahe, dass beide nach starken Regengüssen miteinander in Verbindung treten und dass man sie durch einen Kanal in Zusammenhang bringen konnte, der von der Natur vorgezeichnet (Vergl. S. 223) und von den Chinesen schon ums Jahr 1200 angelegt ist. Demgemäss führt quer durch die Halbinsel eine für die Binnenschiffahrt geeignete Wasserstrasse, deren Wert um so höher anzuschlagen ist, als sie das von Taifunen bedrohte Meer und das ge-

fürchtete Kap Schantung umgeht, an dem das deutsche Kanonenbot „Iltis“ 1896 den Untergang fand. Deshalb trug sich Kaiser Kanghi mit dem Gedanken, die wichtige Flussverbindung für grosse Segelschiffe benutzbar zu machen. Doch wurde der Plan nicht ausgeführt, und der Kanal ist, wenn auch stellenweise noch gut erhalten, so verfallen, dass er jetzt nicht mehr dem Verkehr dient und bis auf einige Wassertümpel trocken liegt. Seine Ausbesserung und Wiederherstellung wird keine besonderen technischen Schwierigkeiten bieten, und der deutsch-chinesische Vertrag bestimmt ausdrücklich, dass der unsererseits geplanten Regulierung der Wasserläufe keine Hindernisse bereitet werden dürfen.

In der Umgebung der Bucht liegen auf deutschem Boden und innerhalb der neutralen Zone nur wenige grössere Siedelungen. Das seit der Besitzergreifung vielgenannte Tschingtau ist ein kleines Dorf am Nordrande der Bai, das die Einfahrt beherrscht und deshalb nicht nur der befestigte Stützpunkt der Chinesen war, sondern auch von dem neuen Herrn zu diesem Zwecke ausersehen wurde. Ferner ist seine tiefe, eisfreie Reede gegen die heftigen Nordwinde gut geschützt, so dass sie den Winter über den meisten andern Landungsplätzen innerhalb der Bucht vorzuziehen ist und jedenfalls ihre Bedeutung als äusserer Hafenort behaupten wird. Vor der deutschen Besetzung war Tschingtau ein schmutziges Nest; aber der chinesischen Misswirtschaft, der Unsauberkeit und Gleichgiltigkeit in gesundheitlichen Dingen, die in den dichtbevölkerten einheimischen Siedelungen die Träger ansteckender Krankheiten sind, hat das letzte Stündlein geschlagen. Die Strassen werden regelmässig gefegt, die Pfützen beseitigt und zweckentsprechende Brunnen angelegt, das Abfuhrwesen ist geregelt und ein Krankenhaus für die chinesische Bewohnerschaft eingerichtet. So ist in hygienischer Beziehung schon viel geschehen, und namentlich diejenigen können die Fortschritte beurteilen, die von Anfang an in Tschingtau waren und gesehen haben, wie schnell in dem unglaublich verwahrlosten Orte erträgliche Zustände geschaffen wurden. Als bester Platz für die zukünftige deutsche Handelsstadt, deren Plan bereits ausgearbeitet ist, gilt das an der tiefen Wasserrinne liegende Vorland, das unmittelbar jenseits des Eingangs zur Hauptbucht den Südwestfuss des Lauschangebirges umsäumt und eine gute Wegstunde von Tschingtau entfernt ist. — Mehrere Kilometer vom Nordostrande der Bai und dem kleinen Vorhafen Nükukou entfernt ist das bescheidene Landstädtchen Tsimo, das eine ackerbautreibende Bevölkerung von etwa 5000 Seelen birgt und der Sitz der chinesischen Verwaltung ist. Wie die gut erhaltene Umfassungsmauer, die nicht unbeträchtliche Anzahl

von Tempeln und andern öffentlichen Gebäuden, die monumentalen Thorbögen und die mit Denkmälern reich gezierte Hauptstrasse erkennen lassen, hat Tsimo einst bessere Tage gesehen, und in noch höherem Masse gilt das von dem volkreichsten Orte: von Kiautschou.

Die alte Kreisstadt, deren Gründung ins 6. vorchristliche Jahrhundert fällt und deren Einwohnerzahl nach sehr widersprechenden Angaben zwischen 30—60000 Seelen schwankt, liegt 36 km vom Eingang, 8 km vom Ende der Bai entfernt, und gleicht in ihrem Aussehen durchaus den gewöhnlichen chinesischen Städten. Sie wird von einer 10 m hohen Mauer umgeben, die mit ihrer Ziegelbekleidung aus der Ferne stattlich und gut erhalten, beim Näherkommen aber sehr verfallen erscheint. Vor den Thoren breiten sich weitläuftige Vorstädte aus, die wiederum durch eine schadhafte Umfassungsmauer geschützt sind. Nach den vielfach angebrachten Inschriften zu urteilen, war Kiautschou vordem der Sitz grosser Gelehrsamkeit, und eine Reihe gut gebauter Häuser sowie reicher Denkmalschmuck sind ein Zeugnis seiner früheren Wohlhabenheit. Thatsächlich war die Stadt ein hervorragender Handelsmittelpunkt, und allem Anschein nach ist der von den Arabern schon im 8. und 9. Jahrhundert besuchte Küstenplatz Cantu nichts anderes als Kiautschou gewesen. Sein Hafen, der geräumigste und sicherste in Nordchina, bot zahllosen Schiffen einen vorzüglichen Ankergrund dar und war so tief, dass die Dschunken bis nahe an die Stadt heransegeln konnten. Ferner vermittelte Kiautschou durch seine Lage und den einen gefährlichen Umweg abkürzenden Überlandkanal vor der Erbauung des Kaiserkanals den einzigen bequemen Zugang zur Reichshauptstadt und versorgte nicht nur das Hinterland, die Provinz Schantung, ausgiebig mit Waren, sondern dehnte seinen Einfluss bis in die grosse nordchinesische Ebene aus. Nicht gering war endlich die Bedeutung, die es lange Zeit für den Zwischenhandel von Südchina nach Japan und Korea besass.

Nach und nach geriet Kiautschou in Verfall, und drei Hauptgründe sind es gewesen, die den unaufhaltsamen Rückgang verschuldet haben. Einmal begannen die vom entwaldeten Gebirge abgeschwemmten Sandmassen den Hafen zu verschütten und die Zufahrt zu erschweren oder aufzuheben. Dann lenkte die grossartige Anlage des 1300 km langen Kaiserkanals, der den ungeübten chinesischen Fischern eine mässig gute, der unsicheren Seefahrt vorgezogene Wasserstrasse eröffnete, zum Nachteile Kiautschous einen beträchtlichen Teil des aus dem Süden und aus dem Hinterlande kommenden Verkehrs ab. Aber trotzalledem übte

Kiautschou noch einen massgebenden Einfluss aus und hätte ihn vielleicht nie eingebüsst, wenn nicht 1860 das benachbarte Tschifu als Vertragshafen dem internationalen Fremdhandel erschlossen worden wäre und ungeachtet seiner nicht gerade günstigen Lage und Beschaffenheit dem ganzen Verkehr von Schantung eine andere Richtung angewiesen hätte. Nunmehr war es um Kiautschou geschehen, und die Stadt geriet fast in Vergessenheit. Heute macht sie im allgemeinen einen ärmlichen Eindruck und besitzt einen selbst für chinesische Verhältnisse bescheidenen Verkehr.

Auf der andern Seite steht es aber ausser Zweifel, dass Kiautschou unter einer energischen, verständigen Verwaltung wieder zu seinem früheren Wohlstande gelangen kann, vorausgesetzt, dass die vortrefflichen Eigenschaften der Bucht und ihrer Umgebung nachdrücklichst durch moderne Verkehrsanlagen ausgenutzt werden. Für die Möglichkeit eines solchen Aufschwungs sprechen die glänzende Vergangenheit der Stadt, die Vorteile, die der Hafen noch heute bietet, und der in Zukunft aus dem Hinterlande zu erhoffende Gewinn.

Sieht man von der kohlen- und metallreichen Provinz Schansi [1]) ab, die das fernere, leider für sehr erhebliche Summen einer englisch-italienischen Gesellschaft zur Ausbeutung überlassene Hinterland bildet, so ist das nächstliegende Gebiet, das wir unserm Einflusse gesichert haben, die durch Richthofens Forschungen näher bekannt gewordene Provinz Schantung. Zwischen 34 und 38° N gelegen, ist sie mit 150000 qkm Flächeninhalt ebenso gross wie Süddeutschland, Sachsen und die Reichslande zusammen, während ihre auf 25—31 Millionen Menschen geschätzte Bevölkerung die des entsprechenden deutschen Gebietes um das Doppelte bis Dreifache übertrifft. [2]) Die Provinzialhauptstadt ist Tsinanfu am Hoangho, der zur Zeit bedeutendste Küstenplatz der Vertragshafen Tschifu. Nennenswert sind ferner der von England besetzte Kriegshafen Weihaiwei und die volkreichen Städte Weishiën, Jentschoufu, Tsining, Poschan und Kiautschou, von denen einige 100—200000 Einwohner haben sollen.

Der Oberflächengestaltung nach ist Schantung zu $^4/_7$ oder 56 % ein unregelmässig angeordnetes Gebirgsland, das durch die früher erwähnte

[1]) Nach F. von Richthofen würden bei dem jetzigen Kohlenbedarf der Welt, der $^1/_2$ Milliarde Tonnen jährlich beträgt, die Vorräte von Schansi für $2^1/_2$ Jahrtausende ausreichen.

[2]) Nimmt man die Gesamtbevölkerung von Schantung zu 25 Millionen an, so entfallen im Mittel auf 1 qkm 173, in Deutschland 97 Menschen.

Senke, in der die Flüsse Kiauho und Laiho eine natürliche Überlandverbindung ermöglichen, in eine grössere westliche und eine kleinere östliche Häfte zerlegt wird. Die 150 km lange und streckenweise bis 100 km breite Furche erweitert sich nord- und südwärts zu ausgedehnten Ebenen und besteht aus tief zersetztem Gneis. Ihre Bildung hängt vielleicht mit tektonischen Vorgängen zusammen; doch ist es nicht minder wahrscheinlich, dass die Senke durch die Verwitterung und die Arbeit der beiderseits abrinnenden Flüsse mehr erniedrigt wurde als das umgebende Gebirge. Der sanftwellige Boden, mit dem sie erfüllt ist, gestattet einen ausgiebigen Feldbau, stellt deshalb den fruchtbarsten, dichtest bevölkerten Teil des Berglandes dar und bezeichnet zugleich die am leichtesten und bequemsten überschreitbare Stelle der Halbinsel.

Dem geologischen Aufbau nach besteht Schantung vorwiegend aus uralten Gesteinen. Gneise, Granite und krystallinische Schiefer mit Marmoreinlagerungen bilden das Grundgerüst, das als ein gefaltetes Grundgebirge ursprünglich in hohen Kämmen aufragte. Durch die Verwitterung und durch die Brandung des allmählich ansteigenden Meeres wurde es aber zu einer flachwelligen Fläche erniedrigt, aus der die widerstandsfähigeren Gesteine, namentlich die Gneise, in langen, kühn geformten Rücken oder in oben stark zerschnittenen, plumpen Massen emporstreben. Auf dem archäischen Unterbau ruhen als Oberbau horizontal geschichtete paläozoische Gesteine, vornehmlich kambrische Kalk- und Sandsteine, sowie die Kohlenformation, die reiche Steinkohlenlager enthält. Seit jener Zeit ist das Gebirge nicht mehr vom Meere überflutet worden; dafür haben gewaltige Brüche die Gesteinsschichten durchsetzt und aneinander verschoben. Am tiefsten zerstückelt und am meisten zerschnitten ist die Schantung-Halbinsel, so dass sie besonders schroff und wild erscheint. Das Gebirge des Festlandsgebietes hängt mehr zusammen und erreicht im kahlen, ungefügen Taischan mit 1545 m seine grösste Meereshöhe. Es entstand, indem eine Reihe verschieden verlaufender Brüche, die auch die Anlage der verzweigten Thäler bedingt haben, eine ehemals gleichmässig ausgebreitete Platte in eine Anzahl von Schollen zerlegte, die gegeneinander verworfen und meist nach Norden geneigt sind. Längs der Spalten sind alt- und jungvulkanische Gesteine emporgequollen und haben die Unterlage wiederholt durchbrochen.

Vielleicht war das festungsartig aus der fleissig bebauten Niederung aufragende Gebirge einst eine Insel des damals ausgedehnteren Gelben Meeres, bis es durch die fortgesetzten Schwemmlandsablagerungen der

aus dem Innern kommenden Ströme, vor allem des Hoangho, landfest wurde und an die nordchinesische Ebene anwuchs. Von den andern Gebirgen Chinas wird Schantung durch umfangreiche Senkungsfelder geschieden, die ganz mit Sinkstoffen ausgefüllt sind und deshalb als ungeheuere Ebenen erscheinen, die reizlos und völlig flach, aber mit Siedelungen dicht besäet, sich in unabsehbare Ferne ausdehnen. Längs des Bergfusses wird das Tiefland von einer 20—30 m mächtigen Lössschicht, einer durch den Wind zusammengewehten gelben Mergelmasse von staubartiger Beschaffenheit und hoher Fruchtbarkeit, überdeckt. Daneben hat der Gelbe Fluss, der nächst dem Kaiserkanal die Hauptverkehrsader der Provinz ist, die mitgeführten Sand-, Lehm- und Lössmassen rings um das Gebirge zur Ablagerung gebracht. Da die westlichen Gebirgsausläufer weit in die Ebene vorspringen, um dort plötzlich und unvermittelt an grossen Bruchrändern zu enden, so sieht sich der Hoangho vor die Wahl gestellt, das Hindernis entweder im Norden oder im Süden zu umgehen. Zum Unglück für die blühende, dicht bewohnte Umgebung, die seinen Launen schutzlos preisgegeben ist, wählt er abwechselnd beide Wege. Um des unermesslichen Schadens willen, den der entfesselte Strom dabei anrichtet, und wegen der Millionen Menschen, die seine gelben Fluten schon ins Verderben gestürzt haben, ist er bezeichnenderweise der Kummer Chinas genannt worden. Wegen seines durchweg sehr starken Gefälles leistet der Hoangho der Schiffahrt verhältnismässig geringe Dienste, zumal er seine Mündung allen tiefgehenden Fahrzeugen durch eine mächtige Sandbarre abgesperrt hat.

Aus der Verschmelzung der ursprünglich in Schantung ansässigen nichtchinesischen Stämme, z. B. der Kiai und Lai, mit den Eroberern hervorgegangen, zeigen die Bewohner unseres Hinterlandes im allgemeinen eine hohe, schlanke Gestalt, eine dunklere Hautfarbe und weniger schräg gestellte Augen als die Chinesen des Südens und tragen einen scharf ausgeprägten eigenen Charakter zur Schau. Sie sind dem Opiumgenusse nicht in dem Masse ergeben als die Bewohner anderer Provinzen, wohnen in besser gebauten Häusern und zeichnen sich durch grössere Sauberkeit, Ordnungsliebe und Gesittung vorteilhaft aus. Gegen Fremde verhalten sie sich nicht abweisend oder misstrauisch, denn die Ermordung des Matrosen Schulze, die gegen diese Behauptung sprechen könnte, war auf einen gemeinen Überfall durch chinesisches Gesindel und nicht auf eine allgemeine Misstimmung zurückzuführen. Vielmehr sind die Eingeborenen, abgesehen von ihrer übertriebenen Neugierde und Zudringlichkeit, entgegenkommend, gutmütig und freundlich, so

dass das Reisen unter ihnen angenehm ist. Man darf hoffen, sie bei entsprechender Behandlung, Bezahlung und Geduld zu tüchtigen Arbeitern und Handwerkern heranzubilden, ein Erziehungsverfahren, das sich recht gut mit einem entschiedenen, kraftvollen Auftreten vereinen lässt. Verfährt man gegen die Chinesen, die verstanden sein wollen, klug und geschickt, so wird ein Zusammenstoss mit ihnen nicht leicht zu befürchten sein. Den Eingeborenen von Schantung ist ein ausgeprägter Familien- und Gemeinsinn eigen, und durch geistige Regsamkeit sind sie ihren Landsleuten überlegen. Sie stellen einen nicht unbeträchtlichen Teil der chinesischen Beamten und Gelehrten, aus ihrer Mitte ist mancher namhafte Staatsmann und manche wissenschaftliche Berühmtheit hervorgegangen, und aus Schantung stammt, wie seine Bewohner mit Stolz erzählen, kein geringerer als Konfucius (Kungfutse), der grösste chinesische Weltweise und Religionsverkünder. Ihm ist einer der fünf heiligen Opferberge Chinas, der Taischan, geweiht, und die Stadt Tainganfu an seinem Fusse, in der jener gefeierte Reformator lebte und wirkte, ist wohl der am meisten besuchte Wallfahrtsort im Reiche der Mitte. In der Nachbarschaft liegt Küfoushiën, der Geburtsort und Begräbnisplatz des hochverehrten Mannes, und nicht weit davon entfernt ist Tschoushiën, die Heimatsstätte seines nicht minder berühmten Schülers Mentsius (Mengtse). In einer solchen Gegend, in der alljährlich Hunderttausende von Pilgern zusammenströmen, hat die christliche Mission einen schweren Stand, und hier war es auch, wo die deutschen Glaubensboten Nies und Henle von den Chinesen getötet wurden.

In auffallendem Gegensatze zu der überwiegenden Mehrzahl ihrer Landsleute ist der Handelsgeist der Bewohner Schantungs gering entwickelt, und gleiches gilt von der gewerblichen Thätigkeit. Der Handel liegt grösstenteils in der Hand von Angehörigen anderer Provinzen, und die Industrie beschränkt sich auf wenige Betriebszweige, von denen für den Aussenhandel in erster Linie Strohborten und Seide in Betracht kommen. Gleichwohl darf nicht geleugnet werden, dass sie in den letzten Jahrzehnten sichtlich fortgeschritten ist und unter europäischer Leitung noch mehr gehoben werden kann. Die ältesten Industrien entstanden in der Nähe der Kohlenlager, die gutes, billiges und leicht zu erlangendes Brennmaterial darbieten. Dank dieser natürlichen Begünstigung ist Poschan noch heute eine der gewerbthätigsten Städte, die durch ihr schmutziges, geschwärztes Aussehen und die überall aufsteigenden Rauchwolken schon von weitem ihren Charakter als Fabrik-

ort verrät. Die Töpferei und Farbstoffbereitung, die Erzeugung von Glaswaren aller Art und buntem Schmelz für das Email Cloisonné stehen in Poschan in hoher Blüte. Der sehr belebte Strassenknotenpunkt Weishiën ist der Hauptsitz der Seidenindustrie, die in den letzten 30 Jahren ebenfalls einen unverkennbaren und um so bemerkenswerteren Aufschwung genommen hat, als der Maulbeerbaum trotz sorgfältiger Pflege im Berglande keinen recht zusagenden Boden zu finden scheint. Daher wird statt des Maulbeerbaumspinners vornehmlich das Gespinnst des Eichenspinners verarbeitet, und die daraus gewonnene sogenannte wilde, oft irrtümlich Pongee genannte Seide gelangt vornehmlich nach Nordchina, das keine Rohseide erzeugt. Da in Deutschland ebenfalls fast gar keine Rohseide hergestellt wird, so liegt die Förderung dieses zukunftsvollen Gewerbezweiges durch europäische Fachleute nahe, der uns vom Auslande unabhängig machen und die für Einfuhrseide verausgabten Millionen uns selbst erhalten würde. Aber der wichtigste und gangbarste Stapelartikel sind die Strohborten, die aus dem Stroh der verschiedenen Getreidearten verfertigt und hauptsächlich zur Hutfabrikation verwendet werden.


Tschingtau von der Ostseite.

Trotz der wenig sachgemässen Behandlung kann das Übergewicht Schantungs in diesem Handelszweige als gesichert gelten, der noch mehr Einnahmen abwerfen wird, wenn man erst die Strohborten unseres Hinterlandes gegen die japanischen und italienischen Fabrikate konkurrenzfähig gemacht hat. Denn es ist nicht zu leugnen, dass in den letzten Jahren die Ausfuhrziffern in der Strohbortenindustrie ganz beträchtlich zurückgegangen sind, und zwar trägt an diesem Rückgange der scharfe Wettbewerb Japans die Schuld, dem durch geeignete Mittel gesteuert werden muss.

Alles in allem sind die einheimischen Gewerbe noch unvollkommen entwickelt und bedürfen eines kräftigen Antriebes, um auf dem Weltmarkte eine Rolle spielen zu können. Hochwichtig ist dagegen der Ackerbau, der die bei weitem überwiegende Hauptbeschäftigung der Eingeborenen ausmacht und sie trotz gegenteiliger Ansichten zu einem erfreulichen Wohlstande gebracht hat. Nur auf der unfruchtbaren Schantung-Halbinsel herrscht ständige Not. Sonst macht das Land trotz des überall in China bemerkbaren Verfalles auf den Reisenden keinen unvorteilhaften Eindruck. Die Schantunger sind genügsame, fleissige Bauern und leben in allererster Linie vom Boden, der wegen seiner Beschaffenheit, der breiten, wohlbewässerten Thäler und der sanft geneigten, sonnigen Gehänge eine ausgiebige Bewirtschaftung gestattet. Aus diesem Grunde überwiegen in der Provinz die Dörfer weit über die Städte. Zwar ist in der nächsten Umgebung der Kiautschou-Bucht von menschlicher Thätigkeit nicht viel zu verspüren; aber je weiter man ins Innere gelangt, um so freundlicher wird das Bild trotz seiner landschaftlichen Eintönigkeit. Ist auch das Bergland in allen seinen Thälern gut angebaut und verhältnismässig dicht bewohnt, so liegt doch der wirtschaftliche Schwerpunkt in den Randgebieten der grossen Ebene, die einer ausgiebigen Bewässerung fähig sind. Eine Unzahl bald ärmlicher, bald behäbiger Dörfer mit plump aus unbehauenen Feldsteinen aufgeführten Häusern und engen, winkligen Gassen ist über die unabsehbare Niederung zerstreut, auf der sich Feld an Feld reiht. Jedes verfügbare Fleckchen Erde wird durch einen ungemein sorgsamen und vielseitigen Gartenfeldbau ausgenutzt und aufs beste gepflegt. Am Gebirgsfusse ist der Boden stellenweise von Brunnen siebartig durchlöchert und, soweit die Bewässerungsverhältnisse es irgend erlauben, in Kultur genommen. Alle die Höhenzüge jedoch, auf die das Rieselwasser nicht mehr hinaufgeleitet werden kann, sind völlig kahl und stehen durch ihre abstossende Nacktheit in wunderlichem Gegensatze zu den fruchtbaren Thalauen. Denn die Jahrtausende alten Erfahrungen

vermochten einen verhängnisvollen Raubbau nicht zu hindern, der die gänzliche Vernichtung des Brennmaterials in einem Lande herbeiführte, das in seinen Steinkohlenlagern überreichen Brennstoff aufgehäuft hat. Bis auf einige Kiefernbestände, die den Rücken des Lauschan und Taischan zieren, und abgesehen von mehreren kleinen Tempelhainen alter hochstämmiger Bäume sind Wälder und Wiesen überall verschwunden, so dass die erforderlichen Bau- und Nutzhölzer eingeführt werden müssen. Wo das Erdreich nicht künstlich angebaut ist und wo das Stroh der Getreidearten nicht von selbst Heizungsmaterial liefert, dort wühlt man den Boden mit einer Harke auf und reisst nicht bloss die spärlichen Sträucher und das niedrige Krüppelholz, sondern auch die unter dem günstigen Klima sich glücklicherweise immer wieder erneuernden Gräser und Kräuter aus, um sie zu trocknen und zur Feuerung zu verwenden. So gründlich und rücksichtslos wird das Zerstörungswerk betrieben, dass der nächste Regenguss die aufgelockerte Krume leicht fortschwemmen kann und dass die Fläche, auf der das nackte Gestein zu Tage tritt, von Jahr zu Jahr wächst. Nur eine ausgedehnte, streng durchgeführte und nach Erschliessung der Kohlenlager leicht durchführbare Wiederaufforstung, die unter dem feuchten Klima keineswegs aussichtslos erscheint, vermag dem Übel nachhaltig zu steuern.

Obwohl Schantung in der Breite der südlichen Mittelmeerländer liegt, weicht es klimatisch von ihnen erheblich ab. Der Winter, der eine ähnliche Mitteltemperatur wie Centraleuropa aufweist, ohne jedoch unsere Kältegrade zu erreichen, bringt häufig leichten Schneefall und rasch vorübergehenden Frost, dazu trockene, oft stark und andauernd wehende Landwinde aus nördlicher Richtung. Im Sommer herrschen feuchtwarme, regenspendende Seewinde aus südlicher Richtung vor und mildern die im Innern oft drückende Hitze. Demgemäss ist der Regenfall vorwiegend in den Sommer zusammengedrängt, und zwar entfallen nach den in Tschifu und am Kap Schantung gewonnenen Beobachtungen auf den Sommer 64,8%, auf den Herbst 17,7%, auf den Frühling 11,5% und auf den Winter nur 6% der jährlichen Niederschlagsmenge, die im Jahresmittel 603 mm beträgt. Dieses Verhältnis ist für den Ackerbau nicht ungünstig; nur wenn die ohnehin nicht reichlichen Frühlingsregen ausbleiben, haben die Gebiete, in denen keine künstliche Bewässerung möglich ist, unter Dürre und Hungersnot zu leiden (Vergl. S. 227). Der Theestrauch gedeiht im allgemeinen nicht mehr, wohl aber der Reis, der vornehmlich in den wasserreichen Tiefebenen gewonnen wird. Ferner werden im Überfluss Weizen, Gerste, Hirse, Kauliang (Sorghum) und

Bohnen, daneben Baumwolle, Mohn (für die Opiumgewinnung), Tabak, Hanf und Ölpflanzen angebaut. Das reife Getreide wird nicht abgemäht, sondern büschelweise aus der Erde gezogen, worauf man die Wurzeln und Ähren abhackt und die Drescharbeit meist gleich auf dem Felde mit dem Dreschflegel oder einer von einem Esel bewegten Steinwalze vornimmt. Die Gemüsekultur steht wie überall in China in hoher Blüte, und die europäischen Gemüsearten wachsen so vortrefflich heran, dass die deutschen Besatzungstruppen mehrere grosse Nutzgärten angelegt haben. Man erkennt Dörfer gewöhnlich an den meist aus Aprikosen- und Pfirsich-, Kirsch-, Äpfel-, Birn- und Walnussbäumen bestehenden Obstgärten, und der Obstbau dürfte noch einer erheblichen Entwickelung fähig sein. Nutzbäume wie Maulbeerbaum, Götterbaum (Ailanthus) und zwei grossblätterige Eichenarten (Quercus mongolica und serrata) werden zur Seidenraupenzucht angepflanzt. Eine Zizyphusart liefert die unter dem Namen Chinesische Dattel geschätzte Frucht, und ebenso bilden die apfelgrossen Beerenfrüchte des hochstämmigen Kakibaumes (Diospyros kaki) frisch oder getrocknet ein beliebtes Nahrungsmittel. Die in der Umgebung von Tschifu vorzüglich gedeihende Rebe hat in Schantung die Südgrenze ihrer Verbreitung, doch sind die Trauben zur Weinbereitung nicht mehr geeignet. — Von Haustieren werden vornehmlich Esel, Maultiere und unansehnliche schwarze Schweine gehalten; Rinder, Pferde und Kleinvieh sind seltener. Tauben, Enten und Hühner trifft man überall, und die Meeresanwohner liegen eifrig der Fischerei ob, die vielfach mit Hilfe eines eigens abgerichteten Vogels, des Kormorans, betrieben wird.

Die Zukunft Schantungs liegt aber vor allem in seinen natürlichen Bodenschätzen. Ist auch deren Reichtum viel bescheidener als er früher in phantasievollen Berichten und übertriebenen Schilderungen gepriesen wurde — Gold z. B., das 1868 ein wahres Goldfieber hervorrief, findet sich nur in geringen Spuren — so giebt es andererseits ausgedehnte Kohlenlager, die von höchster wirtschaftlicher Bedeutung sind und zu den grössten Hoffnungen berechtigen. Die einheimische Kohle zeigt überall eine abbauwürdige Mächtigkeit und ist eine schwarze, fette Glanzkohle, die mit leuchtender Flamme brennt, stark backt und in ausgezeichnete Coaks verwandelt werden kann. Sie giebt demgemäss einen sehr brauchbaren Brennstoff ab, der unvergleichlich besser als die schlechte japanische und viel billiger als die teuere englische Kohle ist, mit denen man in den kohlenarmen Küstengebieten Ostasiens vorlieb nehmen muss. Eine ganze Reihe ergiebiger Kohlenfelder durchsetzt

die Provinz. Man kennt sie bei Itschoufu, Poschan und dem nur 100 km von der Kiautschou-Bai entfernten Weishiën, bei Lintschishiën, Laiwushiën, Tschangkuishiën und Jhsiën. Weitaus die wichtigsten Kohlenflötze, die von den Eingeborenen schon seit alters in mehr oder minder grossem Umfange ausgenutzt werden und zunächst für die Ausbeutung in Betracht kommen, treten in der Nachbarschaft der drei erstgenannten Städte zu Tage. Unter ihnen nehmen wieder die Gruben von Itschoufu die erste Stelle ein, weil in ihrer Nähe vorzügliche Rot- und Brauneisensteinlager vorkommen, während bei Tsinanfu Magneteisen nachgewiesen ist. Sollten die Eisenerze den Abbau lohnen, so würde der Kohlenreichtum die Entwickelung einer Eisenindustrie begünstigen und einem neuen Erwerbszweige die Wege ebnen. Allerdings müsste der bergmännische Betrieb, um Gewinn zu bringen, vollständig nach europäischem Muster, mit europäischen Hilfsmitteln und europäischen Methoden eingerichtet werden, und die Wasserbewältigung wird allem Anschein nach mit hohen Kosten verbunden sein. Bei dem empfindlich fühlbaren Holzmangel sind die Grubenhölzer und Gerätschaften für die Schachtanlagen und Wasserhebewerke von weither einzuführen, und es ist unerlässlich, vor Beginn des Abbaues in den verschiedenen Revieren Bohrungen anzustellen.

Alle bergmännischen Unternehmungen würden jedoch nur einer sehr beschränkten Umgebung zu gute kommen und die Kiautschou-Bucht nie zu einem Haupthafen für die ostasiatische Kohlenausfuhr emporheben können, wenn nicht eine gründliche Verbesserung und Neugestaltung des durchaus unzulänglichen Beförderungswesens durchgeführt wird. Heute versorgt die Kohle nur einen kleinen Bereich in der unmittelbaren Nachbarschaft der einzelnen Gruben, und der Preis erhöht sich schon in geringen Entfernungen so beträchtlich, dass die Kohle von Weishiën in Kiautschou 80 Mark die Tonne kostet und infolgedessen meist nur pfundweise eingehandelt wird. Ganz Schantung ist trotz seiner nicht ungünstigen Küsten- und Bodengestaltung arm an natürlichen Zugangslinien, vor allem an schiffbaren Gewässern, und hat daher von der Meeresküste wenig Nutzen. Auch die Urwüchsigkeit des Verkehrs bringt es mit sich, dass die Fracht übermässig verteuert wird und die Küste mit dem Innern nur in lockerer Verbindung steht. So kommt es, dass unter allen Küstenprovinzen Schantung am wenigsten erschlossen ist. Die vorhandenen Strassen, die entweder Fusspfade sind oder unsern breiten Feldwegen gleichen, befinden sich meist in einem sehr fragwürdigen Zustande. Selten fahren auf ihnen plumpe,

zweiräderige Karrenwagen, sondern der Verkehr bewegt sich als Saumtierverkehr grösstenteils auf dem Rücken von Maultieren. Der Kleinverkehr wird durch die landesüblichen, einräderigen Schiebkarren vermittelt, die von den Karrenschiebern mit bewundernswerter Kraft und Ausdauer durch das Land gefahren werden und je nach ihrer Grösse eine beiderseits des Rades verteilte Last von 3—6 Centnern zu tragen vermögen.

Unter solchen Umständen erscheint Abhilfe dringend geboten. Sonst kann an eine wirtschaftliche Erschliessung des fast ausser jeder Verkehrsmöglichkeit gelegenen Hinterlandes, an ein gedeihliches Entfalten und eine finanzielle Selbsterhaltung der Kiautschou-Bucht kaum gedacht werden, und der Handel würde wegen der engen Grenzen seines Einflussgebietes über eine mässige Bedeutung nicht hinauskommen. Man muss von vornherein mit der Einführung neuzeitlicher Beförderungsmittel, mit dem Bau von Eisenbahnen, beginnen, deren Anlage wegen der günstigen Geländebeschaffenheit und der äusserst billigen Arbeitskräfte nicht allzu schwierig und kostspielig ist. Ferner verringert der Bahntransport die Frachtkosten um ein erhebliches, und die Beschleunigung der Fahrt rückt die Kohlenfelder dem Ausfuhrhafen näher. Obendrein vermag die Bahn nicht bloss sich selbst und die deutschen Schiffe ausgiebig mit Feuerungsmaterial zu versorgen, sondern bietet zugleich die Möglichkeit, dass in der Kiautschou-Bai und im Innern neue Industrien entstehen und die bereits vorhandenen gefördert werden können. Das wichtigste wird aber stets die Kohlenausfuhr bleiben, die wegen des regen ostasiatischen Seeverkehrs reichen Gewinn abzuwerfen verspricht. Da endlich die Bahnlinien überall durch fruchtbare, wohlbebaute und dicht bevölkerte Gegenden führen, so scheint auch in dieser Beziehung ihre Ertragsfähigkeit gesichert, weil dann viele Erzeugnisse der Bodenkultur einen Weg nach aussen finden werden, der ihnen wegen des übermässig teuren Transportes bisher gesperrt war.

Bei dem Ausbau der Schienenwege, die selbstverständlich von der neuen Hafenstadt an der Kiautschou-Bucht ausgehen müssen, handelt es sich besonders um zwei Linien, deren Verlauf vorgeschrieben und deren Ausführung vertragsmässig sichergestellt ist. Die eine, die bei 350 km Länge über die gewerbsthätigen Industriestädte Weïshiën und Poschan nach der lebhaften Provinzialhauptstadt Tsinanfu führen soll, macht die nördlichen Kohlenfelder der Reihe nach dem Hafen dienstbar. Die andere, die etwa 265 km lang sein wird, soll ihn mit Itschoufu verbinden und somit die südlichen Kohlenfelder eröffnen. Ihre Verlängerung

bis Tsinanfu (je nach ihrem Verlauf 280—400 km) und über den Kaiserkanal hinaus bis zur grossen Zukunftsbahn Hankou-Peking ist im Werke und würde für das Schienennetz von Schantung ein höchst bedeutsamer vorläufiger Abschluss sein. Denn dann würde die Kiautschou-Bai nicht nur der natürliche Sammelpunkt für den Seehandel der Provinz Schantung, sondern zugleich die Ein- und Ausgangspforte für die Bergwerksprovinz Schansi werden.

So erfüllt die Kiautschou-Bucht durch ihre Lage und Beschaffenheit und durch die Naturbedingungen ihres Hinterlandes alle Anforderungen, die an die Erwerbung eines ostasiatischen Stützpunktes gestellt waren. Sie ist ein fester maritimer und politischer Rückhalt und schafft neben ihrer ersten und vornehmsten Aufgabe, die rein militärischer Art ist,



Ostlager bei Tschingtau.

dem vaterländischen Handel neue Ziele. Wir besitzen nunmehr einen Küstenplatz, der durch Errichtung von Befestigungen und Hafenanlagen, von Docks, Arsenalen und Ausbesserungswerkstätten einen schützenden Zufluchtsort für unsere Kriegs- und Kauffahrteischiffe darbietet, so dass wir nicht mehr auf die Gnade anderer angewiesen sind und nicht mehr mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben, an denen es fremde Dockgesellschaften nicht fehlen lassen. Dann aber ist Kiautschou ein Kohlenlieferant ersten Ranges, der uns vom Einkaufen in fremden Stationen unabhängig macht. Welche Rolle die Kohlenfrage in den chinesischen Gewässern spielt, erhellt am besten daraus, dass dort während der politischen Ereignisse der letzten Zeit sämtliche verfügbaren Bestände

angekauft waren, so dass die Kohlenpreise eine unglaubliche Höhe erreichten und Deutschland das kostbare Feuerungsmaterial aus der Heimat kommen lassen musste. Schneidender als durch diese Thatsache, die im Ernstfalle die Bewegungsfähigkeit des deutschen Kriegsgeschwaders gänzlich lahm gelegt hätte, konnte die Notwendigkeit eines Besitzes nach Art der Kiautschou-Bai nicht dargethan werden. Er vermag in Zukunft nicht bloss den eigenen Bedarf zu decken; vielmehr bleibt noch ein Überschuss, der an andere abgegeben werden und uns das Übergewicht im ostasiatischen Kohlenhandel sichern kann. Das chinesische Küstengebiet braucht jährlich $3\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Kohle im Werte von rund 75 Millionen Mark, die heute vorwaltend aus England und Japan, zum kleineren Teile aus den Kaipinggruben in der Provinz Petschili bezogen werden. Namentlich die minderwertige japanische Kohle beherrscht den ostasiatischen Markt in solchem Masse, dass z. B. in Tschifu kein anderer Heizungsstoff erhältlich ist. Es unterliegt nun keinem Zweifel, dass wir in diesem gewinnbringenden Geschäfte als ein wirksamer Nebenbuhler auftreten können, weil die Gruben von Schantung nach Schaffung geeigneter Verkehrswege entschieden billiger, bequemer, besser und schneller liefern können als ausländische Unternehmer. Giebt es doch in ganz Ostasien keine zweite Stelle, wo ergiebige Lager gleich guter Steinkohle so nahe von einem günstig gelegenen Verschiffungsplatze vorkommen wie Kiautschou! Ferner ist begründete Aussicht vorhanden, dass die Bai einen nicht unwesentlichen Teil des Binnenhandels an sich ziehen und ihren Einfluss bis über die Hauptverkehrsader zwischen Nord- und Südchina, den Kaiserkanal, hinaus ausdehnen wird. Dieser Handel ist ebenfalls erheblicher Steigerung fähig, wenn eine neue, lebenskräftige Kultur den alten Kulturboden wieder höheren Zwecken nutzbar macht und ihn dem allgemeinen Verfalle entreisst. Die geistig regsamen, fleissigen und willigen Eingeborenen werden die Vorteile der europäischen Landwirtschaft und einer lebhaften Gewerbethätigkeit mit der Zeit einsehen und ihrem Lande dienstbar zu machen suchen. Dadurch werden sie bedürfnisreicher, wohlhabender und kaufkräftiger und eröffnen bei ihrer grossen Kopfzahl dem deutschen Handel ein lohnendes Feld, vorausgesetzt, dass man sie richtig behandelt und ihre Eigentümlichkeiten schont. So schafft der deutsche Hafen im Verein mit seinem Bahnnetz die Mittel, eine der gesegnetsten Provinzen, die jetzt durch ihre schwere Erreichbarkeit leidet, zu hoher Entwickelung zu führen.

Allerdings ist nicht zu vergessen, dass die Kiautschou-Bucht in

dem in Luftlinie nur 200 km entfernten Vertragshafen Tschifu einen nicht zu unterschätzenden Nebenbuhler besitzt, der ja auch den Verfall der alten Handelsstadt mit verschuldet hat. Doch wird es unter den veränderten Verhältnissen leicht sein, gegen den unbequemen Nachbar anzukämpfen und ihn vielleicht zu überflügeln, zumal er von der Natur gar nicht für einen Handelsplatz geschaffen ist, während sich Kiautschou in einer viel günstigeren Lage befindet. Zwar liegt die Stadt nicht unmittelbar am Meere und ist erst auf einem Umwege erreichbar. Dieser Nachteil wird indes durch die Gründung eines neuen Verkehrsmittelpunktes in der Nachbarschaft von Tschingtau wieder wett gemacht. Dann ist die Reede von Tschifu nach Nordost offen und bei schlechtem Wetter kaum verwendbar. Ferner ist sie und noch mehr der englische Kriegshafen Weihaiwei weit von den ertragreichen Fluren von Schantung entfernt, und verkehrshindernde Bergzüge schieben sich dazwischen, so dass die Verbindung mit dem Innern schwierig und kostspielig ist. Alle diese Unannehmlichkeiten fallen für Kiautschou weg. Die geschützte, eisfreie Wasserfläche bietet vortreffliche Ankergründe dar. Sie liegt den in Frage kommenden Industriebezirken näher und hat nach allen Seiten hin bequeme, den Bahnbau fördernde Zugänge. Da ausserdem die nordchinesische Küste infolge der zunehmenden Versandung und Verschlammung für grosse Seeschiffe unzugänglich ist, so vermag Kiautschou seinen Einfluss bis nach Peking hin geltend zu machen und im Zwischenhandel mit dem Golf von Petschili, mit Korea und Japan seine alte Stelle wieder einzunehmen, obgleich hierin Schanghai wohl stets weitaus den ersten Rang behaupten wird. Wenn man bedenkt, dass trotz aller Ungunst der Verhältnisse der Handel von Tschifu 1896 einen Wert von 66 Millionen Mark hatte[1]), so kann man sich eine Vorstellung von den Summen machen, die einmal unserm ostasiatischen Besitz zufliessen werden. Hierbei sind die aus der Kohlenausfuhr zu erhoffenden Einnahmen noch gar nicht mitgerechnet. Vorläufig ist die Schiffahrt allerdings noch unbedeutend, und ausser einigen kleinen Dampfern belebt nur eine geringe Anzahl von Dschunken die Wasserfläche. Deshalb dürfen wir nicht vor Opfern und Anstrengungen zurückscheuen, weil die Bahnen und Strassen, die Hafenanlagen und andern Einrichtungen erst von Grund auf neu geschaffen werden müssen. Auch für die Ausfuhr bleibt noch viel zu thun übrig, da

[1]) Bei dieser Summe handelt es sich nur um den durch das fremde Seezollamt gegangenen Verkehr. Der Gesamtumsatz mag sich vielleicht auf 80 Millionen Mark beziffern.

deutsche Waren bisher nur in sehr geringem Grade in Schantung Eingang gefunden haben. Dass der Erfolg die Ausgaben lohnen wird, zeigt der Aufschwung von Tschifu, dessen Bewohnerzahl mit dem Wachstum des Handels in 40 Jahren auf 100000 Seelen gestiegen ist. Schanghai war 1846 ein versumpfter, zu Spottpreisen verkaufter Platz und ist heute eine Stadt von Palästen. Ein noch lehrreicheres Beispiel bietet Hongkong dar. Als es 1842 von den Briten mit Beschlag belegt wurde, war es eine wüste, wenig einladende und höchst ungesunde Felsinsel, über deren Wert die Ansichten sehr geteilt waren. Jetzt ist es ein gesundes, paradiesisches Tropenland mit Victoria als einer der grössten und schönsten Handelsstädte der Erde, deren jährliche Aus- und Einfuhr auf 900 Millionen Mark geschätzt wird.

So gewährt die Kiautschou-Bucht für deutsche Unternehmungen ein aussichtsvolles Feld, und in der kurzen Zeit, die seit der Besitzergreifung verstrichen ist, sind schon manche Neuerungen getroffen. Eine regelmässige Dampferverbindung mit Schanghai ist ins Leben gerufen, ein Post- und Telegraphenamt in Tschingtau (Tsintanfort) eingerichtet und mit der Vermessung des Hafens begonnen worden. Die an hervorragende Gewerbetreibende gerichtete Aufforderung, an der Erschliessung der jüngsten deutschen Erwerbung mitzuwirken, sind ebenfalls nicht umsonst gewesen. Die hanseatischen Kaufhäuser, in deren Hand der ostasiatische Handel liegt, erklärten sich sofort zur Eröffnung von Filialen bereit, wie sie es früher auch in den neuen Konzessionsgebieten Hankou und Tientsin gethan hatten, und ebenso denken fremde Firmen an die Errichtung von Zweiggeschäften. Denn wenn Kiautschou sich gedeihlich entfalten soll, so darf es nicht durch Zollschranken von der Aussenwelt abgesperrt werden und nicht einseitig nur den Deutschen zugänglich sein, sondern muss als Freihafen dem Handel und Wettbewerb aller Völker mit gleichen Rechten und Pflichten und zum Vorteil aller daran Beteiligten offen stehen. Die Eröffnung der Bucht als Freihafen ist auch bereits erfolgt, und ebenso hat der Reichstag für notwendige Ausgaben die Summe von 5 Millionen Mark bewilligt.

Bei allen verlockenden Zukunftsträumen kann aber nicht eindringlich genug vor übertriebenen Hoffnungen und hochgespannten Erwartungen gewarnt werden, die man bei dem Reize des Neuen und Unbekannten nur zu leicht zu hegen pflegt. Beispielsweise ist nie daran zu denken, dass die Umgebung von Kiautschou trotz ihres den Europäern zusagenden Klimas ein Ziel für deutsche Auswanderer werden könnte. Das verbietet von vornherein die herrschende Übervölkerung, die ungeachtet

der sorgfältigsten Ausnutzung des Bodens jährlich Tausende von Eingeborenen zwingt, die heimatliche Scholle zu verlassen und sich in dünner bewohnten Provinzen anzusiedeln. Ausserdem befindet sich der Grund und Boden längst in festen Händen, so dass er erst gekauft und vielleicht weit über seinen Nutzungswert bezahlt werden müsste. Ferner muss jede Einwanderung an dem billigen chinesischen Wettbewerb scheitern, und es wäre ein vergebliches Bemühen, wenn es unsere Bauern mit den schlauen, anspruchslosen Chinesen aufnehmen wollten. Soweit nicht deutsche Bedürfnisse in Betracht kommen, muss auch der Kleinhandel dem eingeborenen Kaufmann überlassen bleiben, der durch seine geringeren Unkosten und seinen Handelssinn, durch die Kenntnis der Verhältnisse und der Landessprache dem Europäer ein für allemal überlegen ist.

Endlich dürfen wir uns nie in dem eitlen Wahne wiegen, dass Kiautschou über Nacht zu einem Handelshafen ersten Ranges heranwachsen und ein zweites Hongkong oder Schanghai werden könnte. Jene beiden altberühmten Centralstellen des chinesischen Auslandshandels sind auch nicht an einem Tage erbaut worden, aber sie haben mit der Zeit den Löwenanteil des Verkehrs an sich gerissen und sich ein reiches, ausgedehntes Hinterland unterthan gemacht, das durch zwei nebenflussreiche Ströme und ein weitverzweigtes Kanalnetz nach allen Richtungen hin leicht und bequem zugänglich ist. Alle diese Vorteile, das Alter der Handelsbeziehungen, die Erleichterung des Binnenverkehrs, der Umfang und die Ergiebigkeit des Hinterlandes, fehlen Kiautschou, und damit entfallen die ungeheuren Einnahmen, die den Ein- und Ausgangsthoren zweier so gewaltiger Handelsgebiete notwendig zufliessen müssen. Aber auch in den ungleich bescheideneren Grenzen seiner Wirksamkeit stellt unser Besitz eine wertvolle Erwerbung dar, die politisch und wirtschaftlich eine entschiedene Stärkung des vaterländischen Handels bedeutet und ein wichtiger Handelsplatz Ostasiens zu werden verspricht. Möge die Umsicht und Thatkraft, die bei der Besitzergreifung von Kiautschou obwaltete, auch seiner ferneren Entwickelung fördernd zur Seite stehen. Dann werden wir den uns gebührenden Anteil an der Erschliessung des Reiches der Mitte haben, und China wird im Gefühl lohnender Mitarbeit die alten Beziehungen zu Deutschland befestigen und erweitern, uns und sich selbst zum Nutzen.

---

3. Wirtschaftsgeographischer Überblick.

Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Kolonialpolitik und der deutschen Schutzgebiete.

Förderung des Handels und Hebung des Volkswohlstandes, Stärkung und Verbreitung der eigenen Nationalität sind die mächtigen Triebfedern überseeischer Politik, und nicht Abenteuerlust oder Ländergier, sondern wirtschaftliche Ursachen sind es gewesen, die zur Entstehung der deutschen Kolonialbewegung und der kolonialen Unternehmungen aller Völker überhaupt Anlass gegeben haben. Die heimische Bevölkerung ist so gewaltig gewachsen, dass unsere Landwirtschaft nur noch Dreiviertel dieser Volksmenge zu ernähren vermag. Daher gewinnt die Auswanderungsfrage immer mehr an Bedeutung, weil den Auswanderern neue Ziele eröffnet und sie zugleich den Interessen des Vaterlandes erhalten werden sollen. Dann erheischte die wirtschaftliche Notlage dringend Abhilfe. Der Absatz der massenhaft hergestellten Fabrikate wurde immer schwieriger, und es galt nicht bloss, den deutschen Kaufmann vor fremden Übergriffen zu schützen, sondern man musste im Wettbewerb mit den ebenfalls unter wirtschaftlicher Übererzeugung leidenden Nachbarstaaten der heimischen Industrie zugleich die alten Märkte sichern und ihr neue Absatzgebiete aufschliessen. Endlich war es ein naheliegender Gedanke, die vielen Millionen, die wir alljährlich für Kaffee, Tabak, Baumwolle und andere Kolonialwaren ausgeben, uns selbst zu erhalten und uns dadurch vom Ausland unabhängig zu machen.

Wegen der politischen Zersplitterung unseres Vaterlandes war bis in die neueste Zeit hinein an ein kolonialpolitisches Vorgehen nicht zu denken, und die traurigen Zustände der Vergangenheit hatten den Gesichtskreis so eingeengt, dass die deutschen Kolonialbestrebungen von Anfang an mit Vorurteilen zu kämpfen hatten. Zahlreiche Gegner eiferten und eifern noch heute gegen alle kolonialen Erwerbungen, die sie als kostspielig, nutzlos, schädlich und gefährlich betrachten. Aber trotz aller gegenteiligen Ansichten und Befürchtungen sind diejenigen

Staaten, die aus wirtschaftlichen und politischen Gründen die Macht dazu besassen, niemals vor der Besitzergreifung überseeischer Länder zurückgeschreckt und haben bei vernünftiger Verwaltung stets Nutzen aus ihnen gezogen. Dank seinen Kolonien beherrschte das kleine Portugal ein Jahrhundert lang den Gewürzhandel und wurde aus einem unbedeutenden Staate zu einem Weltreich. In gleicher Weise schwang sich Spanien zu einer kolonialen Grossmacht auf, die aber infolge schlechter Volkswirtschaft und Politik unaufhaltsam wieder verfiel. Um so beständiger blieb der Gewinn, den Hollands indische Besitzungen abwerfen, und noch mehr zeigt das Beispiel Englands, dass ein Staat seine Weltstellung einzig und allein den Kolonien verdankt. Haben wir Deutsche in kolonialen Dingen alle Veranlassung, unsern britischen Vettern und ihrer viel bespöttelten Krämerpolitik gram zu sein, so können wir durchaus von ihnen lernen, wie man es machen muss, um sich zum reichsten Lande der Welt und zum mächtigsten Handelsvolke emporzuarbeiten. Jedes Jahr zieht Grossbritannien aus den in seinen Kolonien angelegten Kapitalien 1 Milliarde Mark Zinsen; und während es in Preussen 1877 nur 100 Leute gab, zählte England über 2000, die ein Einkommen von mehr als 200 000 Mark (10 000 Pfund Sterling) besassen und somit dem üblichen Ausdrucke nach zu den Upper Ten's oder den oberen Zehntausend gehörten. Freilich erfordert ein gross und grossartig angelegtes Vorgehen nach englischem Muster auch englische Mittel und jenen staunenswerten Unternehmungsgeist, der den Deutschen wegen ihres geringeren Wohlstandes und ihrer langen Unbekanntschaft mit kolonialen Dingen fehlt. Wo sollten bei uns die 60 Millionen Mark herkommen, die das englische Unterhaus anstandslos zum Bau der vorläufig wenig ertragreichen Ugandabahn bewilligt hat, während der deutsche Reichstag für unsere sämtlichen Schutzgebiete jährlich kaum den sechsten Teil jener Summe zugesteht? Wo bleiben die vielen Millionen, die Frankreich jedes Jahr für koloniale Expeditionen ausgiebt, während man bei uns zu solchen Zwecken mit Mühe und Not einige hunderttausend Mark zusammenbringt?

Ganz im Gegensatz zu Grossbritannien büsst Deutschland alljährlich ungeheure Summen an Kapital und Arbeitskraft unwiederbringlich ans Ausland ein, und die 5 Millionen Auswanderer, die von 1821—92 die Heimat verliessen,[1]) haben nach einer sehr mässigen Schätzung — rund

[1]) Diese Zahl bleibt hinter der Wirklichkeit zurück, weil die über ausländische Häfen reisenden Auswanderer der statistischen Kontrolle verloren gingen.

350 Mark auf den Kopf — ein Vermögen von mindestens 2 Milliarden Mark mit in die Fremde genommen. Immerhin würde der Geld- und Menschenverlust nicht zu schwer wiegen, wenn die deutschen Auswanderer ebenso wie die britischen mit dem Mutterlande in enger Verbindung blieben. Wer aus England nach einem andern Erdteile hinüberzieht, stärkt dort ein neues England jenseits des Meeres, weil er überall Landsleute findet, die mit der alten Heimat durch das Band der Sprache und Volkszugehörigkeit fest zusammenhängen. Die Franzosen, Italiener und Holländer bleiben ebenfalls, was sie waren, und kehren fast ausnahmslos mit dem in der Fremde Erworbenen in ihr Vaterland zurück. Der Deutsche dagegen geht der Heimat gewöhnlich nicht bloss als Auswanderer, sondern auch als Deutscher verloren. Denn wenngleich der Einzelne wegen seiner Tüchtigkeit im Auslande hochwillkommen war, so nahm das Deutschtum als Ganzes noch vor wenigen Jahrzehnten die letzte Stelle unter den europäischen Völkern ein, und dies war der hauptsächlichste, ja ein fast unvermeidlicher Grund, warum unsere Auswanderer ihrer Nationalität so ungeheuer rasch entsagten. Bedenkt man ferner, dass sie seitens des Mutterlandes keinen Schutz fanden und dass dort namentlich in den 40er Jahren die unerquicklichsten innerpolitischen Verhältnisse herrschten, so kann man es verstehen, dass sie der alten Heimat rasch entfremdet wurden und trotz aller deutschen Zeitungen und Zeitschriften, Turn-, Schützen-, Gesangvereine u. s. w. schnell im stärkeren anglo-amerikanischen Element der neuen Welt aufgingen. Der Deutsche hält in Nordamerika nicht länger als zwei bis drei Geschlechter an seiner Sprache fest, dann taucht er unter in der Flut des fremden Volkstums und hilft — daher der Name Völkerdünger — dessen Land heben und bereichern, ohne für die alte Heimat von irgendwelchem Nutzen zu sein. Ja, er wird nicht selten ihr gefährlichster Konkurrent, und die deutschen Auswanderer haben durch ihr Geld, ihre Arbeitskraft und ihre geistigen Fähigkeiten nicht wenig zu der weltgeschichtlichen Bedeutung und der weltwirtschaftlichen Blüte der Vereinigten Staaten beigetragen. Nicht mit Unrecht hat Friedrich Kapp Deutschland in dieser Beziehung eine melkende Kuh Nordamerikas genannt.

Man hatte lange gemeint, dass bei unserm ungeheuren Bevölkerungszuwachs von jährlich 500000 Seelen [1]) der Menschenverlust infolge der

---

[1]) 1896 erreichte die Bevölkerungszunahme die noch nie beobachtete Höhe von 816000 Mehrgeburten. — 1871 besass das deutsche Reich 41 Millionen Einwohner, 1895 zählte es deren über 52 Millionen, so dass der jährliche Zuwachs innerhalb dieses 25jährigen Zeitraumes im Durchschnitt 440000 Menschen betrug.



Auswanderung kein allzuempfindlicher Schade sei. Die in den 40er Jahren gegründeten Vereine suchten sogar die deutsche Auswanderung nach Kräften zu fördern und zu unterstützen, ohne zu bedenken, dass sie dadurch der Erstarkung eines gefährlichen Nebenbuhlers Vorschub leisteten. Schon damals fehlte es indes nicht an warnenden Stimmen, die auf die verhängnisvollen Folgen eines solchen Massenauszuges nach Nordamerika aufmerksam machten, und die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte (Wissenschaftliche Beilage vom 21. Februar 1844) die prophetischen Worte: „Wir Deutsche meinen Wunder, was für einen Vorteil wir davon haben, wenn deutsche Sitte, Sprache und Bildung in die Vereinigten Staaten Nordamerikas versetzt sei. Wir träumen von dem vortrefflichen Alliierten, den wir uns jenseits des Weltmeeres nach und nach bilden, während wir doch im Grunde nichts thun als uns einen gefährlichen Nebenbuhler erziehen. Zur Zeit fühlen wir das noch nicht; es wird wohl auch noch eine oder zwei Generationen dauern, bis wir es fühlen. Dann aber, wenn es zu spät sein wird, Mittel dagegen zu finden, dann werden wir erfahren, dass eine Nation nicht ungestraft Menschen und Kapital verschenken kann. So wird denn die Zeit kommen, da der Enkel des deutschen Bauern unser Deutschland mit den Produkten nordamerikanischer Industrie überschwemmt und durch diese Konkurrenz nicht bloss unsere Industrie, sondern auch die deutsche Landwirtschaft an der Wurzel angreift.“ Diese trübe Vorahnung ist zur bitteren Wahrheit geworden, und schon seit Jahren betrachtet man die deutsche Auswanderung von ganz anderen Gesichtspunkten aus. Statt eines Vorteiles für das Mutterland sieht man in ihr vielmehr einen schwerwiegenden Nachteil, zumal man längst die Überzeugung gewonnen hat, dass die Auswanderung nicht in unseren übervölkerten Industriebezirken, sondern in den verhältnismässig dünn besiedelten Ackerbauprovinzen Preussen, Posen, Pommern, Schleswig-Holstein u. s. w. am stärksten ist. Während von 1871—80 auf 1000 Einwohner Ostpreussens jährlich 22 Auswanderer kamen, entfielen in dem von Handwerkern und Fabrikarbeitern dicht bevölkerten Königreich Sachsen auf dieselbe Zahl nur 6,3. Diese scheinbar befremdliche Thatsache erklärt sich viel weniger aus der Notlage der Landwirtschaft als aus der Armut der im Gewerbebetrieb beschäftigten Einwohner. Abgesehen davon, dass letztere im Auslande eine mehr oder minder stark überfüllte Industrie wiederfinden, die an ihren eigenen Arbeitskräften vollauf genug hat, sind sie meist nicht imstande, die notwendigen Reisekosten aufzubringen und haben obendrein mit dem Umstande zu rechnen, dass die Vereinigten



Massaisteppe.
Im Vordergrunde Schirmakazien und Buckelrinder.

Staaten von Nordamerika schwache, alte und mittellose Personen unbedingt zurückweisen. Die auswandernden Bauern dagegen besitzen meist ein kleines Vermögen, das sie jenseits des Meeres schneller zu vermehren hoffen. Sie sind ferner als Einwanderer sehr gesucht, weil in der neuen Welt noch viel Land urbar zu machen ist, und haben endlich die Möglichkeit, bei entsprechender Auswahl des Niederlassungsgebietes in der Fremde ihrer altgewohnten Beschäftigung genau wieder so nachgehen zu können, wie daheim.

Wenn aber die armen Elemente zurückbleiben und an Zahl immer mehr zunehmen, so muss die soziale Not ungeachtet aller Gegenmassregeln schnelle Fortschritte machen. Und nicht bloss im Handel und Gewerbe ist das Angebot grösser als die Nachfrage, sondern auch in andern Berufen wächst die Zahl derer, die trotz Fleiss und Talent keine Stellung innerhalb ihres Wirkungskreises erringen können. Der Massenandrang hat wiederum eine Herabsetzung des Lohnes zur Folge, und während die Arbeit schlecht, ja in manchen Erwerbszweigen durch wahre Hungerlöhne bezahlt wird, geht der Preis für die Bedürfnisse des täglichen Lebens nicht herab. Somit kommen wir zu dem Ergebnis, dass der ungeheure Zuwachs von 500000 Seelen, mit dem unser fruchtbares Volk uns alljährlich beschenkt und um den uns die sich ausserordentlich langsam vermehrenden Franzosen vielleicht beneiden möchten, durchaus nicht als ein Segen aufzufassen ist. Denn die Bedingungen zur Ernährung dieser Massen sind nicht in gleichem Verhältnis besser, sondern eher schlechter geworden, und die edleren Gefühle werden mehr und mehr durch die niederen Anforderungen materieller Notdurft, die Magenfrage, erstickt. Dieser Gegensatz hat die soziale Frage der Gegenwart geschaffen und wird sie immer mehr verschärfen, wenn keine Entlastung eintritt. Freilich ist Deutschland noch keineswegs übervölkert, am wenigsten in den nördlichen und nordöstlichen Landschaften, die am stärksten von der Auswanderung betroffen werden. Hält aber der Zuwachs in dem bisherigen Masse an, so lässt sich leicht der Zeitpunkt berechnen, an dem die heimatliche Scholle der Bevölkerung nicht mehr Nahrung und Unterkunft zu bieten vermag. Daher ist es ein Gebot der Klugheit, bei Zeiten für Raum und Ellenbogenfreiheit zu sorgen. Hierbei spielt eine wichtige Rolle einmal die zweckmässige Regelung der deutschen Auswanderung, dann die Erwerbung überseeischen Besitzes, endlich die Erweiterung und Neuschaffung des Absatzgebietes.

Mit der Ableitung des Bevölkerungsüberschusses in eigene Kolonien ist es allerdings eine schwierige Sache. Als die Welt verteilt wurde,

gab es noch kein mächtiges Deutschland, das dabei ein Wort hätte mitreden können, und als es ein mächtiges Deutschland gab, war die Welt im grossen Ganzen verteilt. Wohl nennen wir heute einen überseeischen Besitz unser, der mit 2 600 000 qkm Flächeninhalt fünfmal grösser als das Mutterland ist und nur vom englischen, russischen und französischen Kolonialreiche übertroffen wird.[1]) Aber er liegt mit Ausnahme Südwestafrikas in der heissen Zone, deren tropisches Klima Europäern den dauernden Aufenthalt verbietet und, vorläufig wenigstens, eine europäische Kolonisation unmöglich macht. Nicht ohne innere Berechtigung, wenngleich in ihrer Allgemeinheit übertrieben und unzutreffend, hat der bekannte Afrikareisende G. A. Fischer die Behauptung ausgesprochen: „Wo Afrika fruchtbar ist, da ist es ungesund, und wo es gesund ist, da ist es unfruchtbar.“ Zwar sind Typhus und Diphtheritis unbekannt, und die Pocken, die Geissel der Eingeborenen, haben seit Einführung der Impfung ihren Schrecken verloren; um so verbreiteter aber sind Dysenterie und Fieber (Malaria). Die Malaria, über deren Wesen und Behandlung der berühmte Bakteriologe Robert Koch in Afrika bahnbrechende Untersuchungen angestellt hat, ist eine Krankheitsgruppe, die, durch Blutparasiten erzeugt, mannigfache Krankheitserscheinungen in sich schliesst und über die ganze Erde verbreitet ist. Im Norden kennt man sie z. B. als Sumpffieber an Flüssen, Morästen u. s. w. Je weiter man nach Süden kommt, um so schwerer und gefährlicher wird die Malaria. In den Mittelmeerländern verläuft sie oft tötlich, tritt aber nur zu bestimmten Monaten auf. In den Tropen dagegen herrscht sie das ganze Jahr hindurch, und alljährlich werden dort zahlreiche Europäer vom Schwarzwasserfieber und anderen Formen der perniciösen Malaria hinweggerafft.

Über das Wesen und den Verlauf des Tropenfiebers herrschte lange Zeit grosse Unklarheit, bis es gelang, den Krankheitserreger, den Malariaparasiten, im Blute aufzufinden. Er ist wie ein Siegelring kreisrund und mit einer Verdickung gestaltet, ist ungemein beweglich, wächst ziemlich rasch und verliert dann die Form, indem er sich zusammenballt. Dieses Stadium, in dem er sich zugleich vermehrt, ist gleichbedeutend mit der Zeit des heftigsten Anfalls, aber es bezeichnet auch

---

[1]) Der Arealgrösse nach ist das Verhältnis der Kolonien zum Mutterlande bei Grossbritannien wie 88 : 1, Frankreich 7 : 1, Deutschland 5 : 1, Holland 66 : 1. Die eingeborene Bevölkerung der deutschen Schutzgebiete wird auf $7^1/_2$ Millionen geschätzt, die Zahl der dort ansässigen Europäer, die 1890 rund 900 Köpfe stark waren, beträgt heute über 3000.

den günstigsten Augenblick, die Vermehrung der Parasiten durch geeignete Chininbehandlung zu hindern. Durch ihre verschiedenartigen Formen kann unter Anwendung der mikroskopischen Blutuntersuchung festgestellt werden, in welchem Fieberstadium sich der Kranke befindet. Damit lässt sich genau der Zeitpunkt bestimmen, wann die wirksame Chininbehandlung einzusetzen hat, während blindlings und zu unrechter Zeit eingenommenes Chinin wenig oder gar nichts hilft. Unmittelbar nach dem Beginn der Sporenbildung werden nämlich die neugebildeten Bakterien vom Chinin getötet, die entwickelten dagegen nicht mehr.

Als eine der wichtigsten Verbreitungsursachen der Malaria glaubt Robert Koch die Moskitos bezeichnen zu dürfen. Doch giebt es jedenfalls noch andere Förderer und Verbreiter der tückischen Krankheit, die unter dem gleichmässig feuchtwarmen Treibhausklima die günstigsten Entwickelungsbedingungen findet. Die schlimmsten Fieberräume sind dumpfe, feuchte Wohnungen, die schlecht gelüftet werden und der Sonne keinen Zutritt gewähren. Auch beim Aufgraben des Bodens gelangen die Malariakeime sofort an die Luft, und so ist schon aus diesem Grunde die Thätigkeit weisser Ackerbauer und Plantagenarbeiter lahmgelegt, die lediglich als Leiter und Aufseher verwendbar sind und wenig Aussicht haben, sich zeitlebens in den Kolonien niederzulassen. Wohl vermag ein von Haus aus gesunder Europäer durch sachgemässe Chininbehandlung und ausgedehnten Gebrauch von Moskitonetzen, durch vorsichtige, zweckmässige Lebensweise und durch Verbesserung der noch immer unzulänglichen Wohn- und Schlafräume, der Ernährungs- und Gesundheitsverhältnisse die Wirkung des Fiebers abzuschwächen, und es ist nicht zu leugnen, dass gar mancher Todesfall weniger dem Klima als dem übermässigen Alkoholgenuss zur Last gelegt werden muss. Durch sanitäre Einrichtungen der verschiedensten Art, kostspielige Entwässerungs- und Entsumpfungsanlagen, Bau von Krankenhäusern, Anpflanzung der die Feuchtigkeit rasch aufsaugenden Eukalypten u. s. w., ist man den Tropenkrankheiten ebenfalls so energisch zu Leibe gerückt, dass sie viel von ihrer gefahrdrohenden Wirkung eingebüsst haben. Trotz alledem halten es die Weissen selten länger als 3—4 Jahre aus, zumal sich die Fieber nicht bloss auf die Niederungen beschränken, sondern auch die Höhen bis über 1500 m Meereserhebung heimsuchen. So werden wir unseres kolonialen Besitzes nicht eher froh werden, als bis wir der Malaria Herr geworden sind. Doch scheint es, als ob Kochs Aufsehen erregende Untersuchungen den Weg ge-

wiesen haben, den zukünftige tropenhygienische Forschungen einschlagen müssen, um jene furchtbare Geissel der Tropen zu bezwingen.

Die Forschungsergebnisse der neuesten Zeit machen es indes wahrscheinlich, dass unsere Kolonien eine Reihe von Gebieten umschliessen, die für europäische Siedelung geeignet sind, freilich aber noch sehr weit von jedem Verkehr abliegen. Sie müssen ein erträgliches Klima haben und in erster Linie fieberfrei sein; sie müssen ferner einen verlockenden Reichtum an Bodenerzeugnissen aufweisen und ausgedehnt genug sein, um einer starken Einwanderung Selbständigkeit und Sicherheit zu gewähren. Denn man hat stets von der Voraussetzung auszugehen, dass der neu ankommende Europäer mindestens eine gleiche, wenn nicht eine bessere Lebensstellung zu gründen imstande sei, als in der alten Heimat. Deutsch-Ostafrika besitzt vielleicht im Djaggalande am Kilimandjaro, in Usambara, in den Hochlandschaften des Schiefergebirges, in den fruchtbaren Thälern von Uhehe und vor allem im Kondelande derartige zukunftsvolle Landstriche, von denen einige in der Nachbarschaft schiffbarer Wasserstrassen liegen. Auf die Wichtigkeit der fruchtbaren, gesunden Hochebenen um den Nyassasee hat bereits vor Jahren der berühmte David Livingstone aufmerksam gemacht, und seine schottischen Landsleute haben, seinen Winken folgend, im Schiregebiet eine Reihe von Ortschaften angelegt. Dies ist die einzige europäische Kolonie im Innern des dunklen Erdteils, die fest organisiert ist und einen Erfolg gehabt hat. Ebenso verspricht Adamaua, das hochgelegene Hinterland der sonst wenig gesunden Kamerunkolonie, dermaleinst ein deutsches Auswanderungsziel zu werden, das auf dem Wasserwege des Niger-Benuë oder mittels der neu eröffneten Kongobahn und der nördlichen Kongozuflüsse ebenfalls leicht und schnell erreicht werden kann. Überhaupt ist es eine unerlässliche Vorbedingung, dass die besiedelungsfähigen Randgebirge und Hochebenen, soweit sie keine natürlichen Zugänge besitzen, durch Fahrstrassen oder Eisenbahnen mit der Küste verbunden werden müssen, damit neu ankommende Einwanderer die fieberreiche Niederung zwischen Meer und Gebirge sobald als möglich überwinden können. Ausserdem bildet der Eisenbahnbau die unumgängliche Voraussetzung für einen lohnenden Ertrag der Arbeit, da der Kolonist auf dem Schienenwege seine Gerätschaften und Maschinen erhalten und seine Erzeugnisse auf den Weltmarkt bringen kann, während er ohne die Bahn mit den bereits eröffneten Ländern unserer Erde nie in Wettbewerb zu treten vermag.

Solange aber die Untersuchungen über die bedeutsame und ver-

antwortungsvolle Ansiedlerfrage noch nicht abgeschlossen sind, wäre es gewissenlos, der Einwanderung in unsere tropischen Schutzgebiete das Wort zu reden, und Südwestafrika ist unsere einzige Kolonie, in der zur Zeit Mitteleuropäer ohne Schaden für ihre Gesundheit dauernd leben können. Da Südwestafrika in erster Linie ein Viehzuchtgebiet ist und wegen seiner Steppennatur trotz der ungeheuren Ausdehnung des Landes eine allzudichte Bevölkerung nicht aufzunehmen vermag, so bleibt als Hauptziel der deutschen Auswanderung nach wie vor das nichtdeutsche Ausland übrig. Das Abströmen unserer Bevölkerung dorthin wird noch für lange Zeit eine unabwendbare Notwendigkeit sein, und die brennende Frage der deutschen Auswanderung harrt demnach immer noch der Lösung. Unter diesen Umständen ist der Begriff der deutschen Kolonien nicht bloss auf unsere Schutzgebiete zu beschränken, die thatsächlich vom Reiche abhängig sind. Er umfasst in weiterem Sinne auch das grössere Deutschland d. h. alle die Länder, in denen wie im gemässigten Südamerika unsere Landsleute in grösserer Menge und in festgeschlossenen Gemeinwesen ansässig sind (Vergl. S. 20). Er gilt ferner für Gebiete wie Venezuela und Kleinasien, in denen deutsches Kapital in erheblicherem Umfange arbeitet, und bezieht sich endlich auf Länder, die wie Ostasien notwendige Stützpunkte für den Weltverkehr und die Schiffahrt sind. Pflicht und Bestreben der Regierung muss es nun sein, die Nachteile der Auswanderung, die man nicht unterbinden kann und will, nach Möglichkeit abzuschwächen, indem sie den Menschenstrom in solche Gegenden lenkt in denen er ein zuträgliches Klima und geeignete wirtschaftliche Verhältnisse findet, in denen er sein Volkstum treu bewahren und geistig wie wirtschaftlich mit dem Mutterlande verbunden bleiben kann, statt nur der Welt im allgemeinen oder gar unsern Gegnern Nutzen zu bringen und die Reihen unserer Konkurrenten zu verstärken. Erfahrungsgemäss findet der Auswanderer unter Landsleuten ein leichteres Fortkommen als unter Fremden und erhält eine festere Stütze, wenn er jenseits des Weltmeeres Sprache, Sitte und Brauch der Heimat wieder antrifft. Unschätzbare Dienste leistet in dieser Beziehung die Einrichtung des englischen Emigrants Information Office, denn sie ermöglicht es, die brachliegenden Volkskräfte jederzeit nach den Punkten des britischen Kolonialreiches zu leiten, wo augenblicklich die günstigsten Aussichten für die Zukunft vorhanden sind. Auch in Belgien und der Schweiz bestehen derartige staatliche Auskunftsstellen, während sie bei uns trotz der grossen Zahl der Auswanderungslustigen fehlen. Soll sich aber

der Auswandererstrom nicht planlos verlaufen, sondern so über See untergebracht werden, dass er deutsch bleibt und mit der Zeit durch seine Masse und Kulturüberlegenheit einen deutschen Kern im Auslande bildet, so muss seine Richtung durch eine zweckmässig organisierte, zuverlässige Auskunftserteilung im Sinne einer nationalen Auswanderungspolitik beeinflusst werden. Nicht minder wichtig und weit schwerer ist es, einen Einfluss auf die Zusammensetzung des Auswandererstromes zu gewinnen. Die Schwierigkeit, Arbeitskräfte für unsere heimische Landwirtschaft zu erhalten, wird immer grösser, da, wie eben erwähnt, die landwirtschaftlichen Betriebe die meisten Auswanderer stellen. Deshalb hat eine nationale Auswanderungspolitik nicht die Aufgabe, den Wegzug der bäuerlichen Kreise künstlich zu verstärken, sondern im Gegenteil dahin zu wirken, dass der Prozentsatz der Auswandernden aus diesen Bevölkerungsschichten ein schwächerer, dagegen der aus solchen Bevölkerungskreisen, die das grossstädtische Proletariat zu verstärken drohen, ein stärkerer werde. Das ist ein ausserordentlich schwieriges Unternehmen, da es sich gerade um jene Volkselemente handelt, die in der Fremde misstrauisch angesehen werden und die man daher erst für die Auswanderung geeignet machen muss, damit sie in ihrer neuen Heimat wirklich brauchbar und willkommen sind. Für diese Hauptaufgaben, die Beeinflussung der Richtung und Zusammensetzung des Auswandererstromes, will die 1896 in Hannover gegründete Vereinigung für Auswanderungsfragen wirken, und als Zukunftsländer der deutschen Einwanderung kommen neben dem gemässigten Südbrasilien vornehmlich Paraguay und gewisse Provinzen Argentiniens in Frage.

Sind unsere Schutzgebiete als Ackerbaukolonien noch nicht brauchbar, so haben sie als Pflanzungs- und Handelskolonien eine um so höhere Bedeutung und werden, wenn sie auch nicht zu den reichsten Ländern gehören, die leicht erklärlicherweise längst in feste Hände übergegangen sind, dereinst als Lieferanten kolonialer Erzeugnisse eine Rolle spielen. Vor noch nicht allzulanger Zeit musste Russland jährlich viele Millionen Mark für amerikanische Baumwolle und für Petroleum ausgeben. Jetzt deckt es den Bedarf grösstenteils aus seinen asiatischen Provinzen, deren Steppenboden durch die Einrichtung kostspieliger Bewässerungsanlagen anbaufähig gemacht worden ist. In ähnlicher Weise entnimmt England seine ungeheuren Mengen an Baumwolle und Getreide immer mehr den eigenen Kolonien, und Frankreich gewinnt die schweren Weine, die es früher aus Südeuropa beziehen musste, heute fast ausschliesslich

in seinen nordafrikanischen Besitzungen. Deutschland dagegen giebt alljährlich für Kolonialwaren gegen 800 Millionen Mark ans Ausland aus,[1]) eine Summe, die wir uns zu einem guten Teile selbst erhalten könnten, wenn wir die wichtigsten tropischen Erzeugnisse selber bauen würden. Von dem Gewinn, den ihr Vertrieb abwirft, kommt obendrein nur ein verhältnismässig kleiner Teil der heimischen Reederei zu gute, und wir sind lediglich in der unangenehmen Lage, die Kolonialartikel, die wir einmal nicht entbehren können, bezahlen zu müssen, statt sie mit deutschem Gelde zu erzeugen, auf deutschen Schiffen zu verfrachten und durch deutsche Kaufleute umzusetzen. Man hat kaum zu befürchten, dass beim Eintreten Deutschlands in den kolonialwirtschaftlichen Wettbewerb die Preise soweit heruntergehen, dass sich das Geschäft nicht mehr lohnen würde. Niedriger werden sie allerdings, da alle jene Artikel börsenmässig gehandelt werden und der Börsenpreis sich in erster Linie nach Angebot und Bedarf richtet. Vermehrt sich die Zufuhr, so muss man für sie einen Markt suchen, und dementsprechend fällt der Börsenpreis, wie das Beispiel des Liberiakaffees gezeigt hat. Wennschon aber bei gesteigerter Produktion die Preise sinken, so wächst in demselben Masse auch die Nachfrage nach Gegenständen, von denen viele weit mehr verbrauchen würden, wenn sie über die Mittel verfügten, sich mehr davon zu kaufen.

Vernünftig Denkende werden an die deutschen Kolonien der Gegenwart nicht den Masstab der ältesten und reichsten Kolonialländer anlegen, und ebensowenig ist von heute auf morgen ein augenfälliger Nutzen zu erwarten. Viele haben jedoch in Verkennung der Umstände oder aus begreiflicher Ungeduld auf einen baldigen Erfolg gerechnet, und als er ausblieb, erklärten sie unsere überseeischen Besitzungen für wertlos. Man bedachte nicht, dass sie erst 1884 erworben waren und anfänglich einen nichts weniger als friedlichen und gedeihlichen Entwickelungsgang genommen hatten. Ferner fiel der Umstand schwer ins Gewicht, dass sie noch völlig unbekannt waren und erst erforscht werden mussten und dass in ihnen vor der deutschen Besitzergreifung von Plantagenbau und irgendwelcher Ausbeutung der Bodenschätze kaum die Rede war. Wo aber nichts vorhanden ist und alles durch das Eingreifen der Regierung und des Privatkapitals erst geschaffen werden muss, dort kann von einer Verzinsung der Anlagegelder während der Schaffenszeit nicht die Rede sein. Kostet doch die Einrichtung einer

[1]) Nach der Reichsstatistik wurde 1892 der Bedarf Deutschlands an Kolonialwaren auf 850 Millionen Mark veranschlagt.

80 ha grossen Kaffeepflanzung in Westafrika nach Hübbe-Schleiden 100—120000 Mark, ganz abgesehen davon, dass vor dem fünften Jahre so gut wie gar keine Erträge zu erwarten sind. Überdies fehlte uns die Erfahrung, die für den Plantagenbetrieb und für die tropische Landwirtschaft unbedingt notwendig ist; und bei der Schwierigkeit, die leitenden Gedanken der wirtschaftlichen Kolonialpolitik ins Praktische zu übersetzen, war es kein Wunder, dass eine ganze Reihe von Versuchen und Unternehmungen fehl schlug und dass wir gleich den andern Kolonialmächten erst durch Schaden klug werden mussten. In der Meinung, dass unsere Tabakbauern in Afrika genau so fertig werden würden wie in der Pfalz, begann man Anbauversuche an ganz ungeeigneten Stellen. In Südwestafrika wurde ein Unternehmen für die Ausfuhr von Schlachtvieh und Fleischkonserven ins Leben gerufen, obwohl die öde Küste keine Verbindung mit dem Weltmarkt besass, obwohl es kein Wasser gab und das erforderliche Vieh in jenem Bezirke fehlte. Obendrein verloren auf dem Transport viele Sämereien ihre Keimkraft oder die Pflänzlinge verdarben. Kurz, alle anfangs begonnenen Versuche scheiterten, und es zeigte sich bald, dass ohne eingehende wirtschaftliche Prüfung des Anbaugebietes und ohne einen Stab erfahrener Tropenpflanzer auf keinen Erfolg zu rechnen sei. Reiche Früchte hat aber die nach englischem und holländischem Vorbild durchgeführte Gründung einer botanischen Centralstelle für die Kolonien im Königlichen Botanischen Garten zu Berlin und die Anlage von Versuchsgärten, Versuchsstationen und Versuchsplantagen in den Schutzgebieten selbst getragen. Der Regierungsgarten zu Victoria in Kamerum gilt seit Jahren als eine Musteranstalt, und nicht minder nutzbringend haben sich die Kulturstationen in Dar es Ssalâm, Mohorro, Kwai (Ostafrika), Sebbe (Togo) und Kubub (Südwestafrika) erwiesen.[1]) Sie alle versorgen die Kolonien mit Samen und Pflänzlingen, stellen die zu deren Aufzucht notwendigen Bedingungen fest, bestimmen ihren Nutzwert und fördern die Viehzucht. An der wirtschaftlichen Erschliessung unseres Besitzes beteiligen sich neben dem Staate und der Mission zahlreiche Kaufhäuser, die in den Kolonien Faktoreien und Pflanzungen besitzen, und koloniale Privatgesellschaften, von denen fast jedes Jahr neue ins Leben treten. Zu ihnen

[1]) Neue Versuchsstationen sind in Lome (Togo) und Dabagga (Deutsch-Ostafrika) errichtet worden. Hierher gehört auch die neugegründete deutsche Kolonialschule zu Witzenhausen an der Werra, die durch praktische und theoretische Vorbereitung tüchtige und möglichst vielseitige Wirtschafts- und Plantagenbeamte, Pflanzer, Landwirte, Viehzüchter und Kaufleute für die deutschen Schutzgebiete heranbilden will.

gehören, um nur einige zu nennen, die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, die Neuguinea- und Astrolabe-Bai-Kompagnie, die Kamerun Land- und Plantagengesellschaft, die Kamerun Hinterlandgesellschaft, die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika, die Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika, die Jaluitgesellschaft, die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee u. s. w. Erwähnenswert sind ferner die South West Africa Company und das Kharaskoma Exploring and Prospecting Syndicate, das, wie es nur zu Caprivis Zeiten möglich war, in Gestalt der Damaraland-Konzession die weitgehendsten Vorrechte erhielt. Zwar wurden diese nachträglich nicht unwesentlich eingeschränkt, weil sich die öffentliche Meinung und der Kolonialrat entschieden gegen diese ausserordentliche Begünstigung des britischen Kapitals im deutschen Gebiet aussprachen. Aber auch dann noch waren die gewährten Bedingungen viel günstiger als sie den meisten deutschen Gesellschaften zugestanden wurden.

Wenn wir es versuchen, im Folgenden einen Überblick über den wirtschaftlichen Entwickelungsgang unserer Kolonien zu geben, so ist im Voraus daran zu erinnern, dass der wirtschaftliche Wert der afrikanischen Tropen viel zu sehr überschätzt wird. Denn der Tropengürtel des dunklen Erdteils, in dem Wald-, Busch- und Kulturland nur 27%, die Wüste 10,5%, die Gewässer 1,5% und die Steppen 61% der Bodenfläche einnehmen, ist vorwaltend ein Grasland und kann sich an Reichtum und Üppigkeit nie mit der heissen Zone Südasiens und Südamerikas messen. Wer daher Afrika mit Gewinn ausnutzen will, der muss, wie es die Engländer und Franzosen gethan haben, möglichst viel von ihm in seine Gewalt bringen und sein Augenmerk zugleich auf die Beherrschung der Haupthandelsstrassen richten.

Bis zu seiner Besitzergreifung lieferte Deutsch-Ostafrika neben wenigen pflanzlichen Handelserzeugnissen nur Sklaven und Elfenbein, die beide verhältnismässig billig waren, weil eine Ware die andere trug. Bloss dadurch, dass der Negersklave oder das schwarze Elfenbein die Elefantenzähne oder das weisse Elfenbein auf seinem Kopfe und seinen Schultern zur Küste brachte, war es möglich, die übermässig hohen Frachtkosten zu sparen, die bei den ungeheueren Entfernungen entstanden. Mit der Zeit hatte sich der gesamte Verkehr nach Sansibar gezogen, wo die Agenten der europäischen Firmen sassen, während die Häfen der langgestreckten Festlandsküste wenig benutzt und fast vergessen waren. Zwar hat der Sklaven- und Elfenbeinhandel das Karawanenwesen Ostafrikas überhaupt erst ins Leben gerufen, andererseits haben aber die mit den Menschenjagden verbundenen Greuel und

die Gewaltthaten der Araber das Land entvölkert, verwüstet und ausgesaugt. Die Unterdrückung des Sklavenraubes, die den Negersklaven als Ausfuhrgegenstand entwertete, und der zunehmende Rückgang der Elefanten mussten auch den Elfenbeinhandel schwer schädigen. Von 1840—95 sind gegen 39 Millionen Kilo Elfenbein im Werte von 507 Millionen Mark auf den Weltmarkt gelangt, aber es haben zur Gewinnung solcher Massen mindestens 2 800 000 Elefanten ihr Leben lassen müssen, so dass man die Einführung strenger Schonzeiten und Schutzmassregeln nur mit Freude begrüssen kann. Jetzt geht das Elfenbein zu einem guten Teile über Britisch-Ostafrika nach London und Liverpool, die Hauptmasse wird indes durch den Kongostaat nach Antwerpen, dem Hauptstapelplatze des Elfenbeinhandels, gebracht, und die Belgier scheuen weder List noch Gewalt, um alles Elfenbein aus dem Seengebiet zum Kongo zu leiten. Die Ablenkung dieses Handelszweiges wird in Zukunft noch fühlbarer werden, seitdem die Wasserstrasse des Kongo durch die kürzlich vollendete Eisenbahn wesentlich an Verkehrswert gewonnen hat. Da sich auch England von Norden her mittels der Ugandabahn und von Süden her mittels der Bahnlinine Kapstadt-Buluwayo, deren Fortführung zum Tanganyikasee geplant ist, zusehends den wohlbevölkerten, ertragreichen Gebieten unseres Hinterlandes nähert, so sind wir immer mehr vor die Frage gestellt, welche neuen Quellen erschlossen werden müssen, um den sinkenden Handel Deutsch-Ostafrikas wieder zu beleben.

Da wirkt nun die Landesnatur unseres Besitzes nicht gerade ermutigend. Sehr unzutreffend hat man Deutsch-Ostafrika in starker Überschätzung seines Wertes mit Indien verglichen, denn nach Wissmanns Urteil besteht vier Fünftel des Bodens aus Steppe und höchstens ein Fünftel aus gutem Land. Dürren und Heuschreckenplagen sind häufig. Sie haben erst in den letzten Jahren das Schutzgebiet schwer heimgesucht und sind auch in diesem Jahre nicht ausgeblieben. Immerhin könnten aber weite Ödländereien, die jetzt aus Mangel an Arbeitskräften brach liegen, bei einer Verdichtung der Bevölkerung fruchtbar gemacht werden, wie das Beispiel der ursprünglich wüstenhaften Mgunda Mkali in Ugogo zeigt, die seit mehreren Jahrzehnten von fleissigen Ackerbauern in Kultur genommen ist. Viele Negerstämme bringen überhaupt von Haus aus Neigung und Übung zum Feldbau mit (Vergl. S. 102) und beginnen sich immer weiter auszubreiten, nachdem die kriegerischen Grenzvölker, die eine ständige Gefahr für die friedliche Entwickelung des Schutzgebietes bildeten, durch Viehseuchen und das Eingreifen der Regierung unschädlich gemacht worden sind. Dann bietet die Steppe,

wie der frühere Rinderreichtum der Massai lehrte, die besten Bedingungen zur Viehzucht, und endlich ist von dem guten Lande, das trotz seiner Beschränkung zu mindestens 150000 qkm veranschlagt werden kann, kaum ein Bruchteil für den Plantagenbau ausgenutzt worden.[1]) Erst nach der Niederwerfung des Araberaufstandes konnte man mit der Anlage von Pflanzungen beginnen, deren es heute 28 giebt. Jedes Jahr entstehen neue Unternehmungen, und der Plantagenbau wird noch mehr aufblühen, wenn die schwebenden Landfragen soweit geregelt sind, dass das Landerwerbsgeschäft glatt von statten gehen kann.

Im Küstenland gewinnt man vor allem Kokosnüsse, in den Wäldern Kautschuk und Kopalharz, das teils in halbfossilem Zustande aus dem Boden gegraben oder von den lebenden Kopalbäumen abgelesen wird und zur Herstellung der feinsten Lacke dient. In den Plantagen werden Faserpflanzen, Vanille, Zucker, Tabak und in erster Linie Kaffee angebaut. Die Pflanzungen des Handeïgebirges in Usambara enthalten 800000 Kaffeebäume, von denen jedes Jahr eine immer grössere Anzahl tragfähig wird. Die 1895 etwa 700 Centner betragende Erstlingsernte, deren Ertrag 1898 auf 5000 Centner gestiegen ist, hat die gehegten Erwartungen nicht getäuscht, und der Kaffeebau verspricht von vornherein gute Aussichten, da Afrika die Urheimat der beiden wichtigsten Kaffeearten, des arabischen und liberischen,[2]) ist. Usambara ist überhaupt das Zukunftsland für den deutschen Kolonialkaffee, der sich als eine der edelsten Arten erwiesen hat. Dagegen ist — im Gegensatze zu Kamerun und Kaiser Wilhelmsland — der Tabak nicht fein und verheisst wenig Besserung mit Ausnahme der Regierungsplantage Mohorro im Rufidji-Delta, die vielleicht ein Zukunftsgebiet für den ostafrikanischen Tabak werden kann. Nicht minder eignen sich zur tropischen Bewirtschaftung die dem Meere zugewandten Abhänge des Schiefergebirges, die nur der kundigen Hand des Europäers warten, um in einen einzigen grossen Garten verwandelt zu werden.[3])

---

[1]) Das gute Land liegt auf den Inseln und auf einem schmalen Küstenstreifen (Rufidji-Delta, Pangani-Niederung), dann im ostafrikanischen Schiefergebirge, am Kilimandjaro und in der nächsten Nachbarschaft der innerafrikanischen Seen (Kondeland).

[2]) Der im tropischen Westafrika einheimische Liberiakaffee bildet stattliche Bäume, während der im tropischen Ostafrika wachsende arabische Kaffee mehr strauchartig ist.

[3]) Was die privaten Unternehmungen anbelangt, so sind in der Zeit vom 1. Juli 1896 bis zum 1. Juli 1897 allein im Bezirk Tanga 598000 arabische Kaffeebäume, 25000 Liberia-Kaffeebäume und 107000 Kokospalmen neu angepflanzt worden, so dass sich die Gesamtmenge der bisher vorhandenen arabischen Kaffeebäume auf 1161000, der Liberia-Kaffee-

Ferner geht aller Kenner Urteil immer mehr darauf hinaus, dass Deutsch-Ostafrika streckenweise die Niederlassung europäischer Einwanderer gestattet und vielleicht in nicht allzuferner Zeit als Ackerbaukolonie in Frage kommt. Dass unsere Ansiedler auf den Hochflächen alles das anpflanzen können, was sie von der Heimat her gewöhnt sind, zeigt die landwirtschaftliche Versuchsstation Kwai in West-Usambara, die unter der Leitung eines deutschen Landwirtes steht. Mit ihren vortrefflich gedeihenden Getreide- und Kartoffelfeldern, mit ihren Gemüsebeeten der verschiedensten Art, ihren Weinreben, europäischen Obstbäumen und ihrer Viehwirtschaft macht sie den Eindruck eines europäischen Gutshofes mitten im Urwald. Es ist aber schon (S. 245) hervorgehoben, dass bei derartigen Zukunftsplänen genaueste Prüfung geboten ist, und wieviele Erfahrungen noch zu sammeln sind, das lehrt am besten der Entwickelungsgang der wirtschaftlichen Forschung am Kilimandjaro. Den von 1800 m an aufwärts einsetzenden Gürtelwald darf man keineswegs in den Bereich des Kulturlandes hineinbeziehen, denn er ist der Regen- und Wassersammler für den gesamten Bergstock, und seine Abholzung würde die schwersten Gefahren im Gefolge haben.[1]) Das unter 1300 m gelegene Gebiet könnte wegen seiner trockenen Steppennatur nur in sehr beschränktem Masse und nur unter Zuhilfenahme künstlicher Bewässerung für den Anbau tropischer Nutzpflanzen verwendbar gemacht werden, während der gänzlich wasserlose Nordabhang des Gebirges dünn bewohnt und kaum benutzbar ist. Somit bleibt von dem reichen Kulturgebiet, das Peters in überschwenglicher Schilderung als ein Paradies feierte und seinem Umfange nach zu 2400 qkm annahm, nach Volkens nüchterner Berechnung ein kaum 400 qkm grosser Streifen zwischen 1300 und 1800 m Meereshöhe (das Djaggaland) übrig, der etwa 1000 Ansiedlerfamilien bei harter Arbeit Nahrung und Unterhalt gewähren würde. Seine dichte, andauernde Bewölkung und der wechselnde, mehr an die gemässigte als an die heisse Zone erinnernde Wärmegang schliessen

---

bäume auf 75000 und der Kokospalmen auf 386000 Stück beläuft. Die Anzahl der letzteren könnte noch viel grösser sein, wenn die Eingeborenen im Neuanpflanzen nicht so lässig wären.

[1]) Usambara war bereits auf dem besten Wege, diesem Schicksal entgegenzueilen, wenn nicht das Einschreiten des Staates der schonungslosen Waldverwüstung seitens der Kaffeepflanzer ein Ziel gesetzt hätte. Überhaupt wird neuerdings der Wiederaufforstung wegen ihrer Wichtigkeit für das Klima und die Landwirtschaft Ostafrikas zunehmende Beachtung geschenkt.

von vornherein den Anbau rein tropischer Gewächse aus, die wie Ananas, Tabak, Kaffee, Zuckerrohr, Baumwolle u. s. w. an eine gleichmässig hohe Temperatur und starke Belichtung gebunden sind. Dagegen spricht das gute Gedeihen der Kartoffel und aller europäischen Gemüse und Hülsenfrüchte dafür, dass unsere Getreidearten, Nutzpflanzen und Futterkräuter, dazu Theesträucher, Korkeichen, Kampfer-, China- und Maulbeerbäume mit Erfolg angepflanzt werden dürften. Alles in allem möchte aber Volkens deutschen Bauern eine entschiedene Besserung ihrer Lage wohl kaum in Aussicht stellen; viel eher ist die Nutzbarmachung des Kilimandjaro durch ausgiebige Heranziehung der Eingeborenen zu erreichen.

Die Untersuchung des weiten Landes auf das Vorkommen wertvoller Mineralien hin befindet sich noch in den Anfängen. Glimmer von guter Beschaffenheit, Granaten und Graphit sind im Gneis wiederholt nachgewiesen worden, doch nirgends in abbauwürdiger Menge. Örtlich hat die weite Verbreitung von Eisenerzen zur Entstehung einer nicht unbedeutenden Eisenindustrie und Schmiedekunst Veranlassung gegeben, und die abflusslosen Salzseen besitzen bei der Salzarmut Afrikas als Salzlieferanten eine nicht zu unterschätzende Wichtigkeit. Die Neger treiben mit dem aus dem Boden ausgelaugten Kochsalz regen Handel, und die Soolquellen von Uvinsa unweit des Mlagarassi-Flusses versorgen seit alters sämtliche Uferlandschaften des Tanganyikasees bis zum Kongo mit dem vielbegehrten Mineral. Nicht minder wichtig sind die Steinkohlen, die man kürzlich am Songwe, einem nordwestlichen Zuflusse des Nyassa, geschürft hat. Sie sind zwar nicht so rein und heizkräftig wie die westfälischen oder englischen Kohlen, geben aber den südafrikanischen Kohlen nichts nach. Die wiederholt zu Feuerungszwecken benutzten Flötze bedeuten unter Umständen einen Fortschritt für die Dampfschiffahrt auf jenem See und können mit Hilfe einer leichten Bahn und der Wasserstrasse des Rufidji auch der Küste dienstbar gemacht werden, wo die Hoffnung, Kohle zu finden, sich als trügerisch erwiesen hat. Damit würde Deutsch-Ostafrika mit einem Male ein Erzeugnis gewinnen, das ihm unstreitig einen Vorrang vor den Nachbarkolonien einräumte. Erfreulich ist endlich die Thatsache, dass südlich vom Victoria Nyansa anscheinend ergiebige Goldspuren entdeckt wurden, nachdem sie schon früher, leider in ungenügendem Zustande, stellenweise in Usambara bekannt waren. Genauere bergmännische Untersuchungen sind eingeleitet, und der Gedanke liegt nahe, dass sie zu weitergehenden Hoffnungen berechtigen.

Aber die wirtschaftliche Entwickelung Deutsch-Ostafrikas wird durch einige nachteilig wirkende Umstände sehr verzögert. Einmal gilt es, durch Errichtung neuer Dampferlinien und durch andere Massnahmen der Nebenbuhlerschaft Sansibars zu begegnen, was um so schwieriger ist, als die Briten jenen Hauptstapelplatz Ostafrikas zum Freihafen erklärt und dem deutschen Einfluss gänzlich entzogen haben. Über ihn gehen noch heute 85% der deutschen Einfuhr und 80% der Ausfuhr. Dann heisst es — und das ist bereits mit teilweisem Erfolg geschehen — gegen die indischen Kaufleute anzukämpfen, die nicht nur die Ein- und Ausfuhr beherrschen, wobei die Waren ihren Weg meist über Sansibar und Bombay nehmen, sondern sich auch durch die Gewährung von Vorschüssen den Karawanenverkehr unterthan gemacht und die Küstenbevölkerung in Abhängigkeit gebracht haben. Obendrein verhindern sie die Ansiedelung deutscher Kleinhändler, die gegen den anspruchslosen, schlauen Indier nicht aufkommen können, und alle diese Verhältnisse drängen darauf hin, den Zuzug der indischen Kaufleute durch entsprechende Massregeln zu beschränken.

Endlich muss man mit den ungeheuren Entfernungen rechnen, die nur bei wenigen Handelsgegenständen, z. B. dem Elfenbein und Kautschuk, die Beförderung zur Küste lohnen. Da ausserdem die Verkehrsverhältnisse sehr mangelhaft sind, so ist Abhilfe dringend geboten und zwar in erster und einziger Linie durch Schaffung billiger Absatzwege. Seit alters ist der Mensch in Äquatorialafrika das einzige Beförderungsmittel. Bei dieser urwüchsigen Beförderungsart sind aber die Trägerlöhne so hoch, dass allein schon die Transportkosten für die notwendigsten Dinge des täglichen Lebens ein kleines Vermögen beanspruchen und die Einwanderung selbst besser gestellter Ansiedler unmöglich machen. Um eine 1000 Kilo schwere Last vom Victoriasee zur Küste bringen zu lassen, bedarf man einer ganzen Schar von Trägern und muss ungefähr 2500 Mark für sie bezahlen, während die entsprechenden Frachtsätze auf unseren Bahnen je nach der Tarifklasse 45—540 Mark betragen würden. Daher ist die Anlage von Fahrstrassen und noch mehr der Bau von Eisenbahnen für die Ausnutzung Deutsch-Ostafrikas geradezu eine Lebensfrage, denn ohne Verbilligung des Transportes wird die wirtschaftliche Angliederung des Binnenlandes an die Küste niemals möglich sein. Aber bei allen diesen Plänen ist wegen der Geringfügigkeit der vorhandenen Mittel Einschränkung dringend geboten, und man muss sich genau darüber klar werden, ob die Bahn jetzt oder in nächster Zeit einem Bedürfnis entspricht, zumal Wasser-,

Kohlen- und Holzmangel ihrem Bau grosse Schwierigkeiten bereiten und beträchtliche Geldopfer verlangen, wenn auch sonst die Einförmigkeit der Oberflächengestaltung kein Hindernis darbietet. Drei Vorschläge hat man befürwortet und dabei die Verbindung der natürlichen Anfangs- und Endpunkte der Hauptverkehrsstrassen unseres Schutzgebietes, der Küste und der Binnenseen, ins Auge gefasst: erstens den Bau einer Südbahn von Dar es Ssalâm zum Nyassa, zweitens den Bau einer Nordbahn von Tanga zum Kilimandjaro und drittens den Bau einer Centralbahn von Dar es Ssalâm zum Tanganyika mit Abzweigung von Tabora zum Victoriasee. Auf jenen ausgedehnten Wasserflächen soll dann der Verkehr durch Dampfer aufgenommen und fortgesetzt werden.

Der Ausführung der Südbahn stehen die Bedenken entgegen, dass sie eine Grenzbahn ist und einseitig nur den südlichsten Teil des Schutzgebietes erschliesst. Sie vermöchte zwar die verheissungsvollen Fluren von Uhehe und das Kondeland dem Weltverkehr näher zu bringen; aber möglicherweise steht zu demselben Zwecke der natürliche Wasserweg des Rufidji-Ulanga offen, der immer mehr unser ostafrikanischer Rhein zu werden verspricht und den Vorzug der Bequemlichkeit mit dem der Billigkeit verbindet. Jedenfalls ist dem Anlande des Nyassasees erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken, da ihm augenscheinlich eine gedeihliche Entfaltung bevorsteht. Die Zahl der kaufmännischen Niederlassungen ist im Wachsen begriffen, und der Warenverkehr auf dem See hat erheblich zugenommen.

Die Nordbahn soll das ertragreiche Plantagenland Usambara und den Kilimandjaro eröffnen, sie soll ferner die fruchtbaren Landschaften Meru, Mutyek und Iraku durchschneiden, die salzreiche Umgebung des Eiassisees nutzbar machen und endlich durch Ussukuma, eines der dichtestbewohnten und bestbebauten Gebiete Deutsch-Ostafrikas, zum Victoria Nyansa führen. Von dieser Bahn ist erst ein kurzes Stück, die 42 km lange Strecke Tanga-Muhesa, fertiggestellt. Freilich bringt sie ebenfalls einseitig bloss dem Norden der Kolonie Vorteil, und ihre Anziehungskraft wird dadurch beeinträchtigt, dass jenseits der Grenze die englische Ugandabahn verläuft, die dasselbe Ziel, den Victoriasee, erstrebt und deren Ausgangspunkt Mombas nur 120 km von Tanga entfernt ist. Ob sich die Fortsetzung der deutschen Bahn bis zu dem seinem wirtschaftlichen Werte nach noch immer sehr verschieden beurteilten Kulturland des Kilimandjaro lohnt, bleibt abzuwarten, zumal im Pangani ebenfalls eine Wasserstrasse zur Verfügung steht, über deren Brauchbarkeit die Meinungen neuerdings nicht ungünstig lauten.

Auf die Centralbahn, deren etwa 1773 km lange Trace 1895—96 im grossen Ganzen festgelegt wurde, hatte man die grössten Hoffnungen gesetzt, weil sie, der wichtigsten Karawanenstrasse folgend, das Herz der Kolonie durchschneiden und nach beiden Seiten hin, nach Norden und Süden, einen Stützpunkt für die politische, wirtschaftliche und wissenschaftliche Erschliessung Deutsch-Ostafrikas darbieten sollte. Ist auch der Bau eines Schienenstranges das einzige Mittel, um unser Hinterland vor der wirtschaftlichen Bedrohung durch die belgischen und englischen Bahnen (Vergl. S. 250) zu schützen, so sind doch gerade gegen den Bau der Centralbahn schwerwiegende Bedenken geltend gemacht



Blick auf den Hafen von Tanga.

worden. Abgesehen von der Schwierigkeit, aus Privatkreisen die auf 70 Millionen Mark veranschlagten Geldmittel aufzubringen, ist die verheissene Ertragsfähigkeit bei der dürftigen Entwickelung des ostafrikanischen Handels sehr wenig wahrscheinlich, zumal der Karawanenverkehr bei der Abnahme und Ablenkung des Elfenbeinhandels an Bedeutung verloren hat. Hieraus erklärt sich auch der fortschreitende Rückgang des früher wichtigen Stapelplatzes Tabora. Ferner würde der Schienenstrang weite Strecken durchmessen, die völlig ertraglos, arm und dünn bevölkert sind und für den Anbau und Transport wertvoller Erzeugnisse sehr geringe Aussichten bieten. Die Centralbahn

könnte daher nicht gleich den Pacificbahnen Nordamerikas als eine Pionierbahn das Land erschliessen, denn es ist nichts da, was zu erschliessen wäre. Das fruchtbare Gebiet liegt vielmehr weit abseits und müsste erst durch Zweigbahnen oder andere Zufahrtsstrassen dem Hauptstrange angegliedert werden. Ausserdem steht nicht einmal fest, ob sich die gewonnenen Gegenstände auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig erweisen. In Ostafrika und in den andern Kolonien setzen nämlich die Entfernungen allen wirtschaftlichen Unternehmungen gewisse Schranken, indem in einem jungfräulichen Lande alle Kulturbestrebungen für absehbare Zeit in die Zone der Gewinngrenze verlegt werden müssen. Diese Zone umfasst die küstennahen Landstriche und schiebt sich nur dort weiter ins Innere vor, wo Eisenbahnen und Ströme bequeme und natürliche Zugänge gewähren. Aber selbst dann wird es einmal eine Grenze geben, über die hinaus der Anbau der meisten tropischen Nutzgewächse nicht mehr lohnt, weil ihr Marktwert in keinem Verhältnis zu den Frachtkosten steht. Da ist es denn ein geographischer Gewinn, dass die wirtschaftlich wertvollsten Gegenden Deutsch-Ostafrikas am Meere selbst oder im küstennahen Schiefergebirge liegen. Sie sind zuerst in Arbeit zu nehmen, und deshalb erscheint es geboten, die vielen Millionen, die der Bau der Centralbahn verlangen würde, mit mehr Aussicht auf baldigen Gewinn zur Anlage von Kleinbahnen am richtigen Orte zu verwenden. Keinesfalls ist es angebracht, erst eine kostspielige Bahn zu bauen, um dadurch Pflanzungen hervorzurufen, sondern Bahn- und Plantagenbau müssen sich wechselseitig unterstützen, wie am deutlichsten das Schienennetz Brasiliens zeigt. Dort wurde nicht gleich eine Bahn quer durch das gesamte ungeheure Land gelegt, sondern man drang Schritt für Schritt in das zur Plantagenwirtschaft geeignete Gebiet ein und zweigte Bahnlinien nach allen Seiten hin ab. Mit ihnen schob sich die Kaffeekultur immer tiefer binnenwärts vor und regte ihrerseits wieder zur Erweiterung des Bahnnetzes an, bis eine Grenze erreicht ward, wo die Frachtkosten den Pflanzungsbetrieb nicht mehr lohnten und Kaffee- und Eisenbahnbau aufhören mussten.

Übertragen wir die brasilischen Verhältnisse auf Deutsch-Ostafrika, so haben die Binnenseen und ihre Uferländer vorläufig nicht als Haupt- und Endziele des Bahnbaues zu gelten, um so weniger, als es leichter und schneller erreichbare Landgebiete mit besseren wirtschaftlichen Aussichten giebt. Was wir brauchen und bei unsern bescheidenen Mitteln auch bloss verlangen können, sind wirtschaftliche Kleinbahnen,

die im Norden schon bei 93 km Länge das vielgepriesene Usambara, in der Mitte des Schutzgebietes bei 45—90 km Länge die nicht minder zukunftsvollen Landschaften Ukami, Usagara und Nguru eröffnen und bei 300 km Gesamtlänge ein Baukapital von 11—13,5 Millionen Mark verlangen. Unbedingt müsste man zunächst mit der Fortführung der Usambaralinie nach Korogwe beginnen, weil erst dieser Platz durch die Nachbarschaft Usambaras Aussicht auf ständige Frachten bietet und ein Anziehungs- und Sammelpunkt für die aus dem Innern kommenden Karawanen zu werden vermag. Das in Deutsch-Ostafrika untergebrachte Kapital ist hauptsächlich im Usambaragebirge angelegt, und wenn irgendwo, so ist hier der Verkehr weiter zu entwickeln. Jetzt endet die Bahn auf halbem Wege in Muhesa und wird von den Karawanen überhaupt nicht benutzt, da es sich in unmittelbarer Nachbarschaft der Küste nicht erst lohnt, die Waren von den Schultern der Träger in die Bahnwagen umzuladen. Nur den wenigen Europäern der Nachbarschaft dient der Schienenweg zu ihren Jagdausflügen ins Innere. Dieser Zustand, der die Lokomotive nach Zurücklegung einer wasser- und ertraglosen Strecke fast im Angesicht des bestausgenutzten Landes unserer Kolonie im Sande stecken bleiben lässt, fordert geradezu Hohn und Spott heraus. Wenn man bedenkt, mit welch unendlicher Mühe die Eisenbahngesellschaft für Deutsch-Ostafrika das verunglückte Unternehmen ins Leben gerufen hat, so kann man nur bedauern, dass der erste Versuch so wenig ermutigend gewesen ist und zur Einstellung der Arbeiten geführt hat. Nachdem das Hochwasser der Regenzeit die für afrikanische Verhältnisse viel zu gut und teuer gebaute Bahn zweimal an vielen Stellen zerstört und sehr erhebliche Ausbesserungskosten verschlungen hat, sind die Mittel der Gesellschaft so vollständig erschöpft, dass sie nicht mehr imstande ist, den Betrag von 3 Millionen für die Weiterführung der Linie aufzubringen. Kommt ihr die Regierung nicht zu Hilfe, so wird die notdürftig fahrbare Bahn allmählich verfallen oder bestenfalls ein Torso bleiben, der dem Verkehr kaum etwas nützt. Die bisher aufgewandten 2,7 Millionen Mark sind dann so gut wie weggeworfen, während andererseits der Ausbau der Usambarabahn auf das wirtschaftliche Gedeihen des gesamten Nordens von allergrösstem Einfluss sein würde. Es klingt beschämend für uns Deutsche, dass wir von allen Kolonialmächten im dunklen Erdteil die wenigsten Eisenbahnen, das Bruchstück der Usambaralinie und die erst in den Anfängen fertiggestellte Baiwegbahn in Südwestafrika, besitzen. Wie ganz anders

wirkt das Beispiel des kleinen Belgiens, das die hochwichtige und schon jetzt reichen Gewinn abwerfende Kongobahn fertiggebracht hat, während die Engländer mit gewohnter Rührigkeit und Thatkraft den Bau der wirtschaftlich noch auf lange Zeit ertraglosen Ugandabahn in Angriff genommen haben. Trotz der beträchtlichen Schwierigkeiten, die zu überwinden waren, sind die Vorarbeiten für die Hälfte der ganzen Bahnlinie vollendet, und die täglich von zwei Zügen befahrene Strecke steht mit 261 km Länge nur um 25 km hinter der Berlin-Hamburger Eisenbahn zurück. Ferner schwimmt bereits seit Februar 1897 der englische Dampfer „Ruwenzori“ auf dem Victoria Nyansa. Über seinen Transport ist kaum ein Wort an die Öffentlichkeit gedrungen, während es bei uns langer Verhandlungen und Erörterungen bedurfte, um die Notwendigkeit eines kleinen Dampfers für den Tanganyikasee darzuthun und die entsprechenden Mittel aufzubringen. Freilich ist nicht ausser acht zu lassen, dass die Ugandabahn viel mehr eine strategische als eine wirtschaftliche Bahn ist, indem sie nach Verbindung mit der Nilthalbahn einen Überlandweg nach Indien darstellt, der die britische Herrschaft im Sudan befestigt und auch dann noch offen steht, wenn die Strasse durch das Rote Meer gesperrt sein sollte.

Je weniger wir gegenwärtig daran denken können, das Seengebiet mit der Meeresküste durch kostspielige Bahnbauten zu verbinden, um so grössere Aufmerksamkeit verdient der Karawanenverkehr, der solange genügt, als die wenigen gangbaren Handelsartikel, Kautschuk und Elfenbein, noch nicht erschöpft sind und noch mit Vorteil in der bisherigen Weise zur Küste gebracht werden können. Das Karawanenwesen plötzlich abzuschaffen, würde sich nicht einmal empfehlen, weil sonst Hunderttausende von Eingeborenen, die sich als Träger ihr Brot verdienen, ins Elend gerieten. Wohl aber kann man den Karawanenverkehr durch geeignete Massregeln beschleunigen und verbilligen, einmal durch Aus- und allmähliche Umgestaltung des noch lange nicht genug ausgenutzten Trägerwesens, dann durch Verbesserung des Wegnetzes. Dabei handelt es sich nicht um die Anlage teuerer Kunststrassen, die ohne sorgfältige Pflege von der üppigen Tropenvegetation rasch wieder überwuchert und von den Regengüssen und Überschwemmungen unaufhörlich beschädigt werden würden. Einfache, fahrbare Karrenwege erfüllen ihren Zweck vollkommen, wobei der flachwellige Hochlandscharakter des Schutzgebietes ihrer Ausführung sehr entgegenkommt. In den nördlichen Bezirken Deutsch-Ostafrikas ist der Wegebau schon erfreulich fortgeschritten. Unterkunftshäuser, Wasser-

und Militärstationen erleichtern und sichern den Verkehr, und die von Tanga zum Kilimandjaro führende Karawanenstrasse ist fast durchweg fahrbar gemacht und, wo notwendig, überbrückt worden. Ferner wurde der Karawanenweg von Dar es Ssalâm nach Kilossa genügend verbreitert, und ein von vier Mauleseln gezogener Karren hat die 340 km lange Strecke, zu deren Zurücklegung Träger 12—14 Tage gebrauchen, in 8 Tagen durchfahren.

Richtet man aber einen Wagenverkehr ein, so sind die Zugtiere ebenfalls nicht zu vergessen. In erster Linie kommen Maulesel in Frage, die im Massailand in vorzüglicher Beschaffenheit heimisch sind; gleiches gilt von den Zugochsen, deren es vor der verheerenden Rinderpest in der Massaisteppe eine Unzahl gab. Neuerdings wird auch der Aufzucht und Zähmung des in der Kolonie massenhaft vorkommenden Zebras immer grössere Aufmerksamkeit geschenkt. Schon jetzt ist durch Versuche festgestellt, dass sich das Zebra durchaus als Zugtier eignet, dass es in der Gefangenschaft nicht eingeht und gegen Krankheiten viel weniger empfänglich ist als Esel und Rinder. In allen Fällen verfügt man über ein sehr brauchbares Zugtiermaterial, ein Vorzug, der entschieden gegen die viel erörterte, ebenso kostspielige als dem Erfolge nach zweifelhafte Einführung des Dromedars und des indischen Elefanten spricht.

Gehen wir nunmehr zur Betrachtung der deutschen Schutzgebiete in Westafrika über, so dienten unsere beiden Tropenkolonien Kamerun und Togo Jahrhunderte lang lediglich dem Sklavenhandel, der noch heute in ihrem Hinterlande blüht. Nach seiner Unterdrückung gerieten sie in Vergessenheit, bis um die Mitte des 19. Jahrhunderts die europäische Industrie grosse Massen pflanzlicher Fette und Öle zu verlangen begann. Zu diesem Zwecke erwiesen sich die in Westafrika massenhaft vorkommenden Palmkerne und Erdnüsse[1]) sehr geeignet, und an den lange verschmähten Gestaden entstand eine Handelsfaktorei nach der andern.

In der kurzen Spanne Zeit, die unter der deutschen Herrschaft verflossen ist, haben sich die Verhältnisse wesentlich geändert. In beiden Schutzgebieten blieben nicht bloss Palmöl und Palmkerne die Hauptausfuhrgegenstände, sondern die Kautschukgewinnung nahm gleichfalls einen raschen Aufschwung, und der Gummiexport steigerte sich bis auf 650000 kg jährlich im Werte von 2 Millionen Mark. Aber die Gewinnung solcher Massen konnte nur durch unbeschränktesten Raubbau und rücksichtslose

[1]) Die Erdnuss (Arachis hypogaea) ist in ganz Mittelafrika heimisch, gelangt aber gegenwärtig mehr aus den fremden, als aus unseren eigenen Kolonien zur Ausfuhr.

Vernichtung der Landolphien erzielt werden, weil man bisher noch kein Verfahren kennt, um den vielbegehrten Milchsaft ohne Zerschneiden und Töten der Lianen zu erhalten. Man musste sich daher mit dem Gedanken vertraut machen, dass der Kautschukhandel über kurz oder lang einen ebenso unaufhaltsamen Rückgang wie der Elfenbeinhandel zeigen würde, und um dem schlimmsten vorzubeugen, suchte man einen Ersatz für die Landolphien ausfindig zu machen. Die Gummipflanzen Brasiliens, der Para-Kautschukbaum (Hevea brasiliensis) und der Ceará-Kautschukbaum (Manihot Glaziovii), wurden eingeführt und plantagenweise angebaut, und die Ausfuhr verspricht noch grösser zu werden, seitdem man in Westafrika einen sehr ergiebigen Gummibaum, die Kickxia africana, entdeckt hat (Vergl. S. 117). Die Menge des aus ihm gewonnenen Saftes erreichte in der englischen Kolonie Lagos 1896 schon einen Wert von 5 Millionen Mark, und dieser unverhoffte Gewinn hat uns veranlasst, die Ausbeute der in Kamerun und Togo häufig vorkommenden Kickxia nachdrücklicher in die Hand zu nehmen. Auch die vorzüglichen Rothölzer Kameruns, die in steigender Menge verschifft werden, erobern sich unter dem Namen Afrikanisches Mahagoni in Europa einen immer ausgedehnteren Markt, während das Kopalharz mit der Zeit ganz und gar aus dem Verkehr verschwindet.

Dieser Ausfall wird indes reichlich ersetzt durch die Erträgnisse des Plantagenbaues, der hier wie dort das Schwergewicht der wirtschaftlichen Unternehmungen bildet und vornehmlich die Aufzucht von Kokos- und Ölpalmen, Kaffee, Tabak und Kakao, neuerdings auch den Anbau der Kolanuss[1]) pflegt. In Togo werden hauptsächlich Kaffee (1895 65000 Bäume und 64000 Stecklinge) und Kokospalmen (67000 Palmen, 8000 Nüsse in Saatbeeten) gepflanzt, und der Kaffee, namentlich der im Gebirge, weniger der an der Küste gewonnene, verspricht trotz aller, übrigens auch

[1]) Wegen der hohen Bedeutung, welche die Kolanuss für den Sudanhandel besitzt, wird ihr lange vernachlässigter Anbau immer mehr ins Auge gefasst. In den englischen Kolonien Lagos und Sierra Leone verkauft man sie schon längst in ungeheuren Mengen an die Haussakarawanen, die zu diesem Zwecke aus den entlegensten Winkeln des Sudan herbeikommen. Aus Kamerun wird die Kolanuss in immer mehr steigender Menge verschifft, nicht bloss nach dem Sudan, sondern auch nach Europa, wo sie als Anregungsmittel zu mancherlei Präparaten Verwendung findet. In Kete Kratshi und Misahöhe hat man ebenfalls mit der Anpflanzung der Kolanuss begonnen. — Der zweite Hauptgegenstand des Sudanhandels ist das Salz, das hauptsächlich in Kete Kratshi, in kleineren Mengen auch in Gambaga und Salaga auf den Markt kommt (Vergl. S. 118). Es wird von englischen Händlern aus den Mündungsseen des Volta billig gewonnen und lenkt einen grossen Teil des Verkehrs aus dem deutschen Hinterlande ins britische Kolonialgebiet ab.

in Ostafrika beobachteter Schädlinge und Dürren gute Erfolge, während sich der Anbau von Baumwolle nicht lohnt. In Misahöhe und den Stationen der Bremer Mission hat man Kakao angepflanzt, vor allem ist aber das Kamerungebirge ein Kakaoland ersten Ranges. In den von Jahr zu Jahr wachsenden Pflanzungen zählte man 1895 gegen 365000 Bäume, die 1896 einen Ertrag von 159000 Mark abwarfen. Die erste Ernte (1889), die 125 Kilo im Werte von 360 Mark ergab, wurde mitleidig belächelt. Aber schon jetzt wird der Kameruner Kakao als einer der besten der Welt gerühmt, und unsere Kolonie gehört zu den wenigen bevorzugten Gegenden, die ein natürliches Monopol für die Kultur des sehr anspruchsvollen Kakaobaumes besitzen. Das Schutzgebiet ist überhaupt ein Plantagenland von allergrösster Bedeutung, dem das deutsche Kapital zu Pflanzungszwecken jüngst grosse Summen zugewendet hat. Dürren, wie sie sich zeitweise an der Togoküste und in Ostafrika einstellen[1]), sind im Kamerungebirge gänzlich unbekannt. Vielmehr enthält der das ganze Jahr hindurch mit Feuchtigkeit durchtränkte und durch die Verwitterung tief zersetzte Vulkanboden des Kamerungebirges, dessen zum Plantagenbau taugliche Gehänge nunmehr fast ganz an grössere Unternehmungen vergeben sind, einen hervorragenden Gehalt an Nährstoffen und entfaltet unter dem tropischen Treibhausklima eine strotzende Fruchtbarkeit. Um neues Plantagengebiet zu erhalten, denkt man bereits daran, eine 80—90 km lange leichte Bahn von der Kamerunbucht nach Mundame zu bauen, dessen Umgebung an Ergiebigkeit mit dem Kamerungebirge wetteifert. Auch der Tabakbau von Bibundi gewinnt immer mehr an Umfang. Freilich erfordert er tüchtige Leiter, geschulte Arbeiter und kostspielige Trockenanlagen, und es ist keineswegs leicht, ohne weiteres mit den seit alters Tabak erzeugenden Kolonien in Wettbewerb zu treten. Immerhin kann man mit den bisherigen Ergebnissen zufrieden sein. Man hat die Blätter sorgsamer zu behandeln und auszuwählen gelernt und pflanzt nur noch die feinsten Sorten an. Jedenfalls vermag keine andere deutsche Kolonie die Erzeugnisse der Plantagenwirtschaft in gleicher Menge und Güte zu liefern wie Kamerun, das der Anlage ausgedehnter Pflanzungen viel mehr entgegenkommt als das trockene, spärlicher bewässerte Küstenland von Togo.

[1]) In Togo herrschte 1896/97 eine den Plantagenbetrieb schwer schädigende, zehnmonatliche Trockenheit. Deutsch-Ostafrika wurde 1894 von einer verhängnisvollen Dürre heimgesucht, und zu Beginn des Jahres 1898 ist im Küstenlande die kleine Regenzeit zum Nachteil der Pflanzenwelt und der Kulturen wiederum ausgeblieben.

Der Binnenhandel hat in beiden Kolonien ebenfalls Fortschritte gemacht und vollzieht sich im Wesentlichen als Tauschverkehr, wobei von den Negern vornehmlich Branntwein, Pulver, Tabak, Baumwollenwaren und Zeugstoffe eingehandelt werden. 1884 beschränkte sich der Einfluss der Europäer in Togo auf einige Küstendörfer, und die Verkehrsbeziehungen über den Küstengürtel hinaus waren mässig. Heute besitzen wir in Lome und Klein-Popo zwei blühende, sich jährlich ausdehnende Stapelplätze, die im Verein mit Kete Kratshi und



Hellfarbige Fulbemädchen von reiner Rasse.

den anderen Stationen des Binnenlandes ihrem Einfluss immer weiter landeinwärts Geltung verschaffen. Die volkreichen Negerstädte sind als Schnittpunkte viel begangener und im Bereiche der deutschen Militärposten durchaus sicherer Karawanenstrassen von hoher politischer und wirtschaftlicher Wichtigkeit. Man findet in ihnen eine überraschende Auswahl europäischer Waren, so dass viele Karawanen gar nicht mehr bis zur Küste kommen, weil sie ihren Bedarf auf den grossen Märkten des Innern

eben so gut und billig zu decken vermögen wie in den Küstenorten. Von diesen Stützpunkten aus werden nicht unerhebliche Warenmengen den mächtigen Haussastaaten zugeführt, nachdem man dem Handel durch Wegebauten vorgearbeitet hat. Der gute, breite Weg von Lome nach Kete Kratshi ist zum grösseren Teile vollendet, und regelmässiger Botendienst verbindet die Innenstation mit der Küste. Wie sich der Bau einer Landungsbrücke in dem hafenlosen Lome als ein dringendes Bedürfnis herausgestellt hat, so ist auch die Anlage einer Kleinbahn von der Küste bis zum Gebirgsfusse (Lome-Misahöhe) geplant, die ergiebige Ölpalmengebiete und stattliche Nutzholzwaldungen erschliessen und den Plantagenbau im Innern überhaupt erst möglich machen würde. Jetzt bleiben alljährlich Werte von Millionen unbehoben oder gehen uns verloren. Die unbenutzten Palmkerne häufen sich zu wahren Bergen an, weil ihre Ausbeutung wegen des Mangels an guten Verkehrswegen schon wenige Tagereisen vom Meere entfernt halt macht und weil die über das Gebirge führenden Pfade gegenüber der Wasserstrasse des Volta nicht konkurrenzfähig sind (Vergl. S. 114). Nur so teuere Erzeugnisse wie Gummi und Nutzhölzer lohnen unter solchen Umständen den beschwerlichen, weiten Transport, der leider zum allergrössten Teile dem englischen Gebiete zu gute kommt. Im Binnenverkehr spielen Schlachtvieh, Pferde und Schibutter als Handelsgegenstände eine gewisse Rolle.

Die Ungunst der Verbindungen mit dem Hinterlande und das jugendliche Alter unserer kolonialen Bestrebungen bringen es mit sich, dass Togo trotz der stetig zunehmenden Ein- und Ausfuhr noch weit hinter den britischen Nachbarkolonien zurücksteht, die aber auch viel ausgedehnter sind und die Früchte einer vor Jahrzehnten begonnenen Handelsthätigkeit geniessen. Sehr nachteilig für das deutsche Gebiet wirkte lange Zeit der Umstand, dass England den Teil seiner Goldküstenkolonie, der östlich vom Volta liegt und Togo von der Voltamündung abschneidet, zu einer Art Freizollgebiet machte. Infolgedessen strömten die Waren von dort in unsere Kolonie ein, und das Geschäft von Lome wurde schwer geschädigt, bis es gelang, das deutsche Schutzgebiet und den britischen Besitz östlich des Volta zu einem Zollbunde zu einen, der die Zolleinkünfte Togos erheblich gebessert hat. Ungeachtet aller Beeinträchtigungen ist der Handelsumsatz so bedeutend, dass unser kleinster afrikanischer Besitz nur eines Zuschusses aus dem Afrikafonds für wissenschaftliche Stationen bedurfte. Weil er aber sehr bald auf eigenen Füssen stand, so wurde er das Aschenbrödel unter den deutschen Kolonien und blieb lediglich auf seine eigenen Einnahmen

beschränkt. Bei dem thatkräftigen Vorgehen unserer englischen und französischen Nachbarn ist es jedoch an der Zeit, die Hilfsquellen Togos durch eine namhafte Staatsunterstützung zu fördern, weil es sich nur dann mit Erfolg gegen seine mächtigen Nebenbuhler behaupten kann. Das Schutzgebiet soll deshalb jetzt einen Reichszuschuss von 242000 Mark erhalten.

Viel langsamer und nur zögernd hat sich die deutsche Herrschaft durch die dichten Urwälder ins Kameruner Hinterland Bahn gebrochen, weil es dort zur Zeit der Besitzergreifung keine offenen Handelswege gab wie in Togo. Die Europäer waren auf ihre abgetakelten Handelsschiffe, die Hulks, beschränkt, und der Verkehr mit dem Innern lag lediglich in der Hand der Küstenstämme, die eifersüchtig über ihr Zwischenhandelsmonopol wachten und keinem Reisenden den Durchzug zum Niger und zu den Fulbestaaten des Graslandes gestatteten. Es bedurfte hartnäckiger Kämpfe, um die den Verkehr gänzlich lähmende Schranke zu beseitigen, und erst jetzt ist an verschiedenen Stellen eine Verbindung mit den küstennahen Binnengebieten angebahnt (Vergl. S. 52 und 142). Dank den Bemühungen Zintgraffs kommen die Bali scharenweise als Arbeiter auf die Plantagen. Die Yaunde sind durch die Gründung der gleichnamigen Station ebenfalls veranlasst worden, ihre Erzeugnisse in eigenen Karawanen zur Küste zu bringen. Andrerseits haben die kriegerischen Wute dem Eindringen europäischer Expeditionen bis in die jüngste Zeit erfolgreichen Widerstand geleistet, und eine Verbilligung der Waren ist trotz wiederholter Durchbrechung des Handelsgürtels wegen der hohen Trägerlöhne nicht eingetreten. Sehr nachteilig wirkt ferner das seit alters eingebürgerte Trust- oder Vorschusssystem, dessen Abschaffung noch nicht gelungen ist. Gewöhnlich pflegen die eingeborenen Zwischenhändler, die weitgehenden Kredit erhalten haben, ihren Verpflichtungen nicht in vollem Masse nachzukommen. Sind sie dann be einer Firma stark verschuldet, so gehen sie zu einem andern Geschäftshause, das ihnen der Konkurrenz halber leicht neuen Vorschuss gewährt (Vergl. S. 144). Aber noch andere Ursachen haben eine nachhaltige Verkehrsentwickelung unmöglich gemacht. Im Norden zieht die englische Nigerkompagnie mit Hilfe der vortrefflichen Wasserstrasse des Niger-Benuë den Sudanhandel an sich, die Hochebene ist das Gebiet der betriebsamen Haussakaufleute, und den noch nicht genau begrenzten Südosten beuten französische, belgische und holländische Faktoreien aus. So kommt es, dass die deutsche Verwaltung, Handels- und Missionsthätigkeit noch immer an die Küste gebunden ist und dass nur der kleinste Teil der Kolonie dem Verkehrs-

bereich des Kamerun-Ästuars dienstbar gemacht werden konnte. Viel Geschick, Zeit und Geduld wird nötig sein, um das Ackerbau-, Viehzucht- und Industrieland Adamaua der Küste anzugliedern, ehe sein Handel ganz ins britische und französische Nachbargebiet abgelenkt ist. Seit Carnaps erfolgreicher Expedition zum Sanga ist jedoch begründete Aussicht vorhanden, dass wenigstens das lange vernachlässigte Südost-Kamerun der deutschen Verwaltung unterstellt wird, zumal die Kongobahn und die nördlichen Kongozuflüsse einen Zugang darbieten,



Stadtthor von Ngaumdere (Adamaua).
Aus „Passarge, Adamaua". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

der ebenso brauchbar wie der Wasserweg des Niger-Benuë ist und unser Hinterland in den aussichtsvollen Verkehr des gewaltigen Kongobeckens hineinbezieht. Im Interesse ihres Kolonialbesitzes haben die Franzosen mit der Kongobahn-Gesellschaft einen Tarifvertrag vereinbart, der ihnen 50% Ermässigung gewährt. Dass auch wir die Verhältnisse richtig zu würdigen wissen, zeigt die Ernennung des Gouverneurs von Kamerun zum deutschen Generalkonsul im Kongostaat. Trotz alledem

sind unsere Verkehrsbeziehungen mit dem Innern noch sehr ungünstig. Reichlichen Ersatz gewähren aber die glänzenden Aussichten, die der Pflanzungsbetrieb verspricht, und wie Kamerun das Zukunftsland unter unsern Plantagenkolonien ist, so liegt seine eigene Zukunft in der zunehmenden Entfaltung des Plantagenbaues.

Ein viel weniger erfreuliches Bild bietet unser Schmerzenskind Deutsch-Südwestafrika dar, das wirtschaftlich und handelspolitisch am meisten zurückgeblieben und in seiner Entwickelung am langsamsten fortgeschritten ist. Die Schuld trägt einmal der Jahre lang anhaltende Witbooikrieg und dann die drohende Gefahr der Rinderpest, die trotz aller Vorsichtsmassregeln, trotz des Ziehens einer Postenkette und Abschiessens des aus den verseuchten Gegenden kommenden Wildes, ins Schutzgebiet eingedrungen ist. Dank der Koch'schen Impfung hat sie aber viel weniger Schaden angerichtet als in den Nachbarländern, und wenn auch stellenweise nur 5 % der einst stattlichen Heerden übrig blieben, so ist es doch gelungen, durchschnittlich 50—70 % der Rinder dem Schutzgebiete zu erhalten und dadurch die gewaltigen Viehbestände der Eingeborenen auf ein vernünftiges Mass herabzudrücken. Infolge des ungünstigen Zusammenwirkens aller dieser Ursachen liegen erklärlicherweise befriedigende Zustände noch nicht vor. Doch ist in gar mancher Beziehung Wandel geschaffen, und die Ansichten über den Nutzungswert des viel verspotteten „Sandloches" haben sich entschieden geklärt.

Früher besass die Kolonie gar keine Bedeutung und wurde nur selten zum Zwecke des Robben- und Fischfangs und der Guanoausbeute von englischen Schiffen vorübergehend aufgesucht. Jetzt besteht eine regelmässige Dampferverbindung mit Deutschland und der Kapstadt, die Hauptfahrwege sind verbessert und verbreitert, die Wasserstellen vermehrt, und unter den Eingeborenen herrschen geordnete Zustände. Die Eröffnung der Reede von Tsoachaubmund, deren Landungsverhältnisse demnächst eine durchgreifende Umgestaltung erfahren werden, hat uns von der englischen Walfischbai unabhängig gemacht. Dazu kommt, dass der Bau der Baiwegbahn seitens der Kolonialabteilung überraschend schnell in Angriff genommen worden ist, um den verhängnisvollen Folgen der Rinderpest vorzubeugen, die nach Vernichtung der Zugtiere den Wagenverkehr gänzlich lahmgelegt hätte. Viel grösser als der Schaden ist demnach der Segen, der von der Pest ausgehen wird, indem sie den Bahnbau veranlasst hat und dadurch bewirkt, dass die Siedelungsgebiete rasch erreichbar sind, die bisher erst nach langer, mühsamer Wagenfahrt gewonnen werden konnten. Zugleich wird gerade dasjenige Gebiet durch-

schnitten, wo der hindernde Dünengürtel am schmalsten ist und das wirtschaftlich am besten entwickelte Hinterland nahe ans Meer herantritt. Der Reichstag hat in dankenswerter Weise nicht bloss die Kosten für die Fortführung der Bahn und der Telegraphenlinie nach Windhoek bewilligt, sondern auch die hiermit in untrennbarem Zusammenhange stehende Summe von 2500000 Mark zum Bau der Hafenanlage in Tsoachaubmund zugestanden. Durch alle diese Verbesserungen wird der Verkehr, der wegen der weiten Entfernungen und der hohen Transportkosten noch sehr darniederliegt, einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Erfordern doch jetzt die landesüblichen Wagen einen Vorspann von 10—20 Ochsen und 2--3 Mann Bedienung, deren Verpflegung in den unfruchtbaren, wasserarmen Gebieten sehr schwierig und teuer ist. Erst bei entsprechender Erweiterung des Bahn- und Strassennetzes werden die zahlreich vorhandenen nutzbaren Mineralien, vor allem die ergiebigen Kupfererze der Otaviminen, den Abbau lohnen, der wegen des fühlbaren Mangels an Wasser und Feuerungsmaterial und wegen der urwüchsigen Beförderungsmittel zur Zeit keinen Gewinn bringen kann.

Wenngleich sich Deutsch-Südwestafrika an Reichtum des Bodens nicht mit unsern tropischen Besitzungen zu messen vermag, so ist es mit Ausnahme des bei allen Kolonisationsplänen ausgeschlossenen Wüstenstreifens längs der Küste nicht schlechter, ja zum Teil weit besser als das Nachbargebiet und kann ihm nach Einführung der dort üblichen Verbesserungsmassregeln ebenbürtig zur Seite treten. Allerdings verbietet die geringe Menge und kurze Dauer der Niederschläge einen ausgedehnten Ackerbau, aber die grundwasserführenden Thalsohlen eignen sich unter Zuhilfenahme künstlicher Bewässerung vortrefflich zum Gartenbau. Voraussetzung ist allerdings, dass dort, wo ständig fliessende Quellen fehlen, durch geeignete Stauvorrichtungen, durch Brunnenanlagen und durch Aufforstung des im allgemeinen baumarmen Landes für regelmässige Bewässerung Sorge getragen wird (Vergl. S. 160). Das fruchtbare, bereits in die Tropen hineinragende Ovamboland verheisst der Plantagenwirtschaft, namentlich der Zuckerrohr-, Baumwollen- und Tabakkultur, eine Zukunft, um so mehr als Esser in der Nachbarschaft einen vielleicht brauchbar zu machenden Hafen, den Augusta Viktoria-Hafen, aufgefunden haben will.

Da aber die nördlichen Teile der Kolonie dem deutschen Einfluss noch nicht unterthan sind, so kommen für wirtschaftliche Unternehmungen zunächst nur das Nama- und Hereroland in Betracht. Hier liegt der

Schwerpunkt der wirtschaftlichen Entwickelung wie in allen Steppenländern in der Viehzucht, die ein lohnendes Geschäft zu werden verspricht, wenn man die Rinderpest noch nachhaltiger als bisher durch Impfung unschädlich machen kann. Bei der unausgesetzten Fürsorge, die seitens der Regierung der Erkennung und Bekämpfung der einheimischen Viehkrankheiten gewidmet wird, ist ein günstiges Ergebnis nicht unwahrscheinlich. Gestattet die Gartenkultur in den Niederungen der Trockenflüsse die Einwanderung von Kleinsiedlern, so braucht die Viehzucht ausgedehnte Flächen und muss im Grossen betrieben werden, weil sich das Gras unter dem trockenen Klima nicht alle Jahre wieder erneuert und weil ein eng begrenzter Bezirk die Gefahrmöglichkeit einer Dürre nicht beseitigt. 1000 Stück Grossvieh beanspruchen demnach je nach der Beschaffenheit des Bodens 10—50000 ha Weidefläche, ein Raum, der sich durch Hebung des etwa vorhandenen Grundwassers an die Oberfläche ebenfalls erheblich verbessern lässt. Da im Übrigen das Vieh wegen des gesunden Klimas frei auf der Weide umherlaufen kann, so verlangt es weder kostspielige Stallpflege noch hohe Unterhaltungskosten, und der Grossbetrieb giebt durch die Hilfsarbeiten, deren er bedarf, vielen kleinen Leuten Unterhalt.

Soll jedoch die Viehwirtschaft, in erster Linie die Zucht von Rindern, Angoraziegen, Wollschafen und Straussen[1]), wirklichen Vorteil bringen, so müssen, abgesehen von der Verbilligung der Transportmittel, die für den Lebensunterhalt der Bevölkerung notwendigen Erzeugnisse im Lande selbst gewonnen werden, weil die Einfuhr die Preise zu sehr verteuert. Ausgiebigere Ausnutzung des Bodens setzt wiederum eine stärkere Einwanderung voraus, die aber bei der Naturbeschaffenheit der Kolonie niemals eine Masseneinwanderung werden kann. Demnach vermag das Schutzgebiet eine nicht unerhebliche Anzahl deutscher Bauern aufzunehmen, und im östlichen Teile von Grossnamaland hat die Besiedelung bereits sichtliche Fortschritte gemacht. Leider ist es sehr zu bedauern, dass die in Südwestafrika thätigen Siedelungsgesellschaften bisher wenig gethan haben, um Kolonisten in ihren riesigen Landbesitz zu ziehen, der nach ungefährer Schätzung 50% des für die Einwanderung verfügbaren Landes ausmacht. Unbedingt thut eine Stärkung des deutschen Elementes not, nicht bloss

[1]) Die Straussenzucht verspricht um so mehr Erfolg, als es im Kapland über 200000 Zuchtstrausse giebt. In Deutsch-Ostafrika ist bereits seit einigen Jahren die Kilimandjaro-Straussenzucht-Gesellschaft thätig, die sich nebenbei auch mit der Zähmung von Zebras und ihrer Abrichtung zu Zugtieren beschäftigt (Vergl. S. 260).

um ein Gegengewicht gegen den britischen Einfluss in Südafrika zu schaffen, sondern um gleichzeitig den inneren Wert unserer Kolonie zu heben. Wie wichtig könnte es unter Umständen sein, in Südwestafrika mehrere tausend wehrfähige deutsche Männer zur Verfügung zu haben!

Jetzt ist der Handel wegen der dünnen Bevölkerung und der Bedürfnislosigkeit der Eingeborenen in enge Grenzen gebannt und dient mit Ausnahme der von einer englischen Gesellschaft mit Vorteil abgebauten Guanolager am Kap Cross lediglich dem eigenen Bedarf des Landes. Trotz der Menge des im Umlauf befindlichen Geldes ist der volkswirtschaftliche Wert dieses Handels zweifelhaft, weil er hauptsächlich auf den von der Schutztruppe und den Beamten umgesetzten Summen beruht. Denkt man sich die deutsche Verwaltung und Kriegsmacht fort, so würde der Verkehr mit einem Male fast vollständig lahm gelegt sein. Denn von den 2628 europäischen Bewohnern der Kolonie besteht kaum der neunte Teil aus Kaufleuten, Farmern und Handwerkern. Diese ungesunden Zustände erhellen am besten aus dem ungeheuren Missverhältnis zwischen Ein- und Ausfuhr. Während die erstere 1894 einen Wert von 1881421 Mark besass, betrug letztere noch nicht den 15. Teil jener Summe (123732 Mark)[1]. Nicht eher aber wird Südwestafrika Nutzen bringen, als bis es in seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit so weit fortgeschritten ist, dass es wie Togo und Kamerun die eingeführten Waren mit eigenen Erzeugnissen bezahlen kann.

Unter solchen Umständen ist die Niederlassung ausscheidender Mitglieder der Schutztruppe auf jede Weise zu begünstigen. Denn sie sind meist tüchtige, mit Land und Leuten wohlvertraute und, was die Hauptsache ist, deutsche Männer[2], verfügen aber durchschnittlich nur über beschränkte Mittel. Sie kommen deshalb wesentlich als Hilfsarbeiter bei den verschiedenen landwirtschaftlichen Betrieben, als selbstständige kleine Farmer oder als Handwerker in Betracht, während als Viehzüchter im Grossen deutsche Mittelbauern und geldkräftige Buren mit mindestens 10—15000 Mark Barvermögen heranzuziehen sind. Im Interesse baldiger Nutzbarmachung des Landes darf man aber nicht warten, bis die Ansiedler sich von selbst melden, sondern der Staat muss die wichtige Angelegenheit in die Hand nehmen und

[1] Zu betonen ist hierbei, dass die amtliche Statistik die Ausfuhr von Schlachtvieh, Fellen u. s. w. nicht enthält, die zu Lande ins britische Nachbargebiet geht. Dass sie nicht gering ist, lässt die grosse Zahl englischer Händler vermuten, die sich zu diesem Zwecke in der Kolonie aufhält.

[2] Über die Frauenfrage Vergl. S. 175.

den Kolonisten die Erwerbung von Grund und Boden möglichst erleichtern.

Da unter Zugrundelegung der bisherigen Erfahrungen noch Jahrzehnte vergehen können, ehe das erste Hunderttausend deutscher Ansiedler in Südwestafrika voll ist, so hat man, um die Kolonisation zu beschleunigen, neuerdings der Deportationsfrage besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Die Deportation ist ein eigentümliches Strafverfahren, das nicht nur den Zweck hat, die Verbrecher ausser Landes zu schaffen, sondern das zugleich dazu dient, in unkultivierten Gebieten die Civilisation vorzubereiten. Weil eine solche Pionierarbeit meist aufreibend und gefährlich ist, so soll man sie eher Verbrechern als freien Leuten zumuten, damit jene das, was sie an der menschlichen Gesellschaft gesündigt, durch Einsetzung ihres Lebens für die Anbahnung der Civilisation wieder wettmachen. Wohl stellen sich die Kosten für die Verschickung von Verbrechern nicht unerheblich höher als für die Zuchthäusler. Während aber die Insassen unserer überfüllten Strafanstalten dem ehrlichen Handwerk Konkurrenz bereiten oder aus Mangel an Arbeitsgelegenheit mit unnützen Dingen beschäftigt werden müssen, fehlt es in unsern überseeischen Besitzungen gerade an dem, was wir daheim in unerwünschtem Überfluss haben, an Menschen und arbeitskräftigen Händen. Um das Mutterland zu entlasten und die Kolonien zu heben, ist es zweifellos angebrachter, die in vergeblichem Kampfe gegen das Verbrechertum verausgabten Millionen im Interesse unseres kapitalbedürftigsten Schutzgebietes, Deutsch-Südwestafrika, zu verwenden, das sich wegen des ungesunden Klimas unseres tropischen Besitzes allein zur Deportation empfehlen würde. Wollte man die Verbrecher in der heissen Zone dem sicheren Tode entgegengehen lassen, so ist es schon besser, an ihnen die Todesstrafe zu Hause zu vollstrecken, zumal die wenigen Landstriche Deutsch-Ostafrikas, die möglicherweise europäische Einwanderer aufzunehmen imstande sind, freien Kolonisten vorbehalten bleiben müssen. In Südwestafrika dagegen sind bei dem Mangel an Arbeitern und bei den übermässig hohen Tagelöhnen billige Kräfte durchaus am Platze. Sie wären vor allem zur Ausführung von Hafenarbeiten und Bewässerungsanlagen (Staudämmen, Thalsperren), kurz für solche öffentliche Arbeiten zu verwenden, die für die Zukunft des Landes unabweisbar sind, wegen ihrer Kostspieligkeit bisher aber nicht in Angriff genommen werden konnten.

F. F. Bruck, der bereits einen diesbezüglichen Gesetzentwurf ausgearbeitet hat, v. Stengel, v. François, Graf Pfeil und andere sach-

kundige Männer treten aus wirtschaftlichen Gründen lebhaft für die Deportation ein. Im Einzelnen sind die Meinungen über die Ausführungsart der Verschickung noch geteilt, ebenso hat Pfeils Vorschlag, ausser in Südwestafrika auch auf der Tropeninsel Neumecklenburg im Bismarck-Archipel eine Verbrecherkolonie zu gründen, nicht unberechtigten Widerspruch erfahren. Andrerseits sind aus juristischen und kolonialen Kreisen gewichtige Stimmen gegen die Deportation laut geworden, die sich auf örtliche, klimatische, finanzielle, allgemein praktische und moralische Gegengründe und vor allem auf die ungünstigen Erfahrungen berufen, die England, Frankreich und Portugal mit Verbrecherkolonien gemacht haben. Ferner wird betont, dass von der Deportation stets nur in sehr dünn besiedelten Ländern Gebrauch gemacht wurde, wo die Verschickten den Stamm mit hergaben, um die Bevölkerung erst aus sich herauswachsen zu lassen. Ein Teil dieser Bedenken ist jedoch von Pfeil und Bruck zurückgewiesen worden, und man darf der Verschickung eine gewisse Bedeutung nicht absprechen, wie der Aufschwung des grossen russischen Deportationslandes Sibirien und die Entwickelung Australiens gezeigt haben. Zwar ist nicht zu leugnen, dass unter dem Abschaum der Verbrecher, der 1788 zum ersten Male im Hafen von Sydney ans Land gesetzt ward, Raub, Mord und andere der öffentlichen Ordnung Hohn sprechende Zustände an der Tagesordnung waren und dass die australischen Kolonien nach und nach die Abschaffung der Deportation durchsetzten. Doch geschah dieser Schritt erst dann, als Sträflingsarbeit den Grund zu einer rasch emporwachsenden Kultur gelegt und freien Ansiedlern den Weg zu fortschreitendem Wohlstande geebnet hatte.

So stehen die Meinungen über den Wert und Unwert der Deportation einander gegenüber und weisen auf eine vorsichtige Behandlung der brennenden Frage hin, um so mehr als die Aufnahmefähigkeit Deutsch-Südwestafrikas für deutsche Einwanderer erst noch genau geprüft werden muss. Ist aber auch die Angelegenheit noch nicht spruchreif, so verdient sie entschiedene Beachtung und sollte keineswegs ohne weiteres von der Hand gewiesen werden.

Näher liegt es zur Zeit, ein anderes Element zur Aufbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse Südwestafrikas zu gewinnen, die vielgeschmähten Buren. Sie sind die eigentlichen Kolonisatoren des aussertropischen Südafrika und die berufenen Pioniere des von der Natur sehr stiefmütterlich bedachten Landes. Demgemäss müssen sie als einzige wirkliche Lehrmeister für unsere Kolonisten gelten und

können wegen der reichen Erfahrung, die sie und ihre holländischen Vorfahren seit Jahrhunderten erworben haben, im afrikanischen Wirtschaftsleben gar nicht entbehrt werden, weil sie mit dem, was wir erst lernen müssen, von Jugend an vertraut sind. Trotz alledem hat sich die Reichsregierung gegen ihre Ansiedelung ausgesprochen und will ihnen die gewünschten grossen Weidestrecken nicht verpachten. Einmal möchte sie den eigenen Landeskindern nicht die besten Gegenden entziehen; dann traut sie der Friedfertigkeit der Buren nicht recht und fürchtet, dass jene bei ihrem ausgeprägten Unabhängigkeitssinne den behördlichen Anordnungen Widerstand leisten werden. Es ist aber nicht daran zu denken, dass die Buren künftigen Ansiedlern den Platz wegnehmen würden, zumal man ihre Einwanderung durch gesetzliche Bestimmungen jederzeit verhindern kann. Wie ungerechtfertigt das Misstrauen ist, geht am besten daraus hervor, dass die im Schutzgebiet ansässigen Buren während des Witbooikrieges Schulter an Schulter mit der deutschen Schutztruppe gegen die Aufständischen gekämpft haben. Jedenfalls sollte einer beschränkten Bureneinwanderung kein Hindernis bereitet werden. Nur vor dem Zuzuge der sogenannten Wanderburen ist zu warnen, weil sie, meist in ärmlichen Verhältnissen lebend und ewig wandernd, unbekümmert um die politischen Grenzen im Lande umherstreifen, Weide, Wasser und Jagd verderben, nie zu den Staatslasten etwas beitragen und dabei stets gern nach staatlichem Schutze verlangen.

Die vom Strome des Weltverkehrs weit abgelegenen Südseegebiete begannen im Welthandel erst eine Rolle zu spielen, als sich die Kopra in Europa bezahlt machte und als man die kräftigen Eingeborenen gewisser Inselgruppen als Pflanzungsarbeiter schätzen lernte. Immerhin sind unsere australischen Kolonien bei weitem nicht so aufgeblüht als die afrikanischen Besitzungen, da die strotzende Üppigkeit der tropischen Pflanzenwelt und die Feindseligkeit oder Bedürfnislosigkeit der Papuas der Festsetzung der Weissen ausserordentliche Schwierigkeiten bereiteten. Der Plantagenbau befindet sich noch in den Anfängen, und ein gewinnbringender Gross- und Kleinhandel, wie er in Afrika besteht, hat sich nicht entfalten können, weil die Eingeborenen nur in ganz bescheidenem Masse als Arbeiter verwendbar sind und durch fremde Kulis ersetzt werden mussten, und weil sie wegen ihrer tiefen Kulturstufe weder als Abnehmer unserer Gewerbeerzeugnisse noch als Lieferanten eigner marktfähiger Waren in Betracht kommen. Mineralische Bodenschätze sind zwar den geologischen Verhältnissen nach vermutet, aber noch nicht aufgedeckt, weshalb die Neuguinea-Kompagnie ihr Augenmerk von vorn herein auf die

Plantagenwirtschaft richtete. Um den Nachteil der weiten Entfernung vom Mutterlande und die dadurch bedingte Preissteigerung durch den Transport auszugleichen, werden vor allem hoch bezahlte Tropenpflanzen angebaut. Auf dem Bismarck-Archipel wird hauptsächlich Baumwolle von ausgezeichneter Beschaffenheit gewonnen, und Kaiser Wilhelmsland liefert einen vortrefflich gedeihenden, dem edlen Sumatrakraut nahestehenden Tabak, dessen Ausfuhr in den letzten Jahren zwischen 108000 und 160000 Pfund schwankte, nachdem anfänglich grosse Summen bei dem Scheitern der ersten, nicht richtig vorgenommenen Anbauversuche verloren gegangen waren. Ausserdem beschäftigt man sich mit der Ausbeutung und Verschiffung der wertvollen Nutzhölzer, von denen sich drei Arten schon als vorzügliches Material für Möbel erwiesen haben, mit der Anpflanzung von Kokospalmen und der Erweiterung der vorhandenen Bestände. Mit andern Nahrungs- und Nutzgewächsen, Kaffee, Kakao, Gummi- und Faserpflanzen, sind gleichfalls Anbauversuche gemacht, und die Bemühungen, unsere Haustiere einzubürgern, haben mit Ausnahme der Schafzucht im allgemeinen zu einem befriedigenden Ergebnis geführt. Hinderlich ist der Umstand, dass der notwendige freie Raum dem Urwalde erst mühsam abgerungen werden muss, dass der Mangel an Futterkräutern bei dem Vorherrschen des wenig nahrhaften Allang-Allanggrases die Viehzucht in grösserer Ausdehnung erschwert und dass alle europäischen Lebensbedürfnisse mitgeführt werden müssen.

Die meisten Aussichten auf Erfolg bietet indes der Anbau der Baumwolle, die einen der allerwichtigsten Bedarfsgegenstände der heutigen Gewerbethätigkeit bildet. Die deutsche Baumwolleneinfuhr betrug in den letzten Jahren über 230 Millionen Mark, die Ausfuhr fertiger Baumwollenwaren 175 Millionen Mark. Das Bedenkliche bei dieser für unsere Volkswirtschaft hochbedeutsamen Industrie liegt nun darin, dass wir für den Bezug von Rohbaumwolle und anderen Rohstoffen ganz auf das Ausland angewiesen sind und dass eine verhängnisvolle Krise eintreten würde, wenn die Zufuhr nachliesse oder aufhörte. Daher ist die Gewinnung von Baumwolle in eigenen Kolonien für Deutschland von hervorragendem Interesse. Leider sind die Schwierigkeiten sehr beträchtlich, weil in einer jungen Kolonie, wo die einfachsten Hilfsmittel der Kultur fehlen und alles erst geschaffen werden muss, der Anbau viel teurer ist als in einem bereits entwickelten, mit Eisenbahnen versehenen Lande, wo das Erforderliche billig und schnell besorgt werden kann. Daher wurden die ostafrikanischen Plan-

tagen wieder aufgegeben, weil die erzielten Preise die Kosten nicht deckten und andere Kulturen besseren Nutzen versprachen. Aus demselben Grunde nahm man in Kamerun und Togo vom Baumwollenbau wieder Abstand, und die der Baumwolle günstigen Fluren des Ovambolandes sind wegen der mangelnden Verkehrsverbindungen noch nicht in Angriff genommen worden. Ein um so zukunftsvolleres Baumwollenland ist das Schutzgebiet der Neuguinea-Kompagnie, das freilich nur einen Bruchteil des deutschen Bedarfes decken wird.

Heute ist die Thätigkeit der Kompagnie innerhalb des ungeheuren Raumes, über den sie verfügt, noch sehr beschränkt. Die von wilden kriegerischen Stämmen bewohnten Salomonen sind dem Plantagenbau überhaupt noch nicht erschlossen, und auf dem Bismarck-Archipel befindet sich erst eine Station, Herbertshöhe, da die vorhandenen Geldmittel in erster Linie zu gunsten Kaiser Wilhelmslandes verwendet wurden. Näher hätte es gelegen, statt der völlig unbekannten und unausgenutzten Küste von Neuguinea den Bismarck-Archipel in Arbeit zu nehmen, wo unter klimatisch günstigeren Verhältnissen auch kleinere Unternehmer mit Erfolg Plantagenbau treiben können. Hier bestand schon seit Anfang der 70er Jahre eine Anzahl Faktoreien, die von mehreren deutschen und englischen Firmen, z. B. der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee, zum Zwecke des Koprahandels eingerichtet waren und einen lebhaften Tauschverkehr mit den Eingeborenen unterhielten. Er gewährleistete eine sichere Verzinsung des Anlagekapitals und verlangte keine allzu hohen Summen, während sich Kaiser Wilhelmsland nur für das Grosskapital und für geldkräftige Gesellschaften eignet. Alles war von Grund auf neu zu schaffen, überdies blieben Unglücksfälle aller Art nicht aus. Daraus erklären sich die beträchtlichen Opfer an Geld und Menschenleben, welche die Neuguinea-Kompagnie zur Eröffnung der wirtschaftlichen Hilfsquellen Kaiser Wilhelmslandes hat bringen müssen. Erst in den letzten Jahren scheint ein dauernder Erfolg angebahnt zu sein, nachdem die ganze Verwaltung billiger eingerichtet und die Zahl der Pflanzungsstationen auf fünf — Herbertshöhe, Friedrich Wilhelmshafen, Konstantinhafen und den durch Feldbahn mit Stephansort verbundenen Erimahafen — beschränkt worden ist. Glücklicherweise war die Gesellschaft in hohem Grade kapitalkräftig, sonst hätte sie ihre Unternehmungen kaum durchführen können. Denn ihren auf 8 Millionen Mark aufgelaufenen Ausgaben stehen nur sehr bescheidene

Einnahmen, anfangs kaum 60000, jetzt 800—900000 Mark gegenüber, welche die Höhe der jährlichen Aufwendungen, 1 Million Mark, noch nicht erreicht haben. Wohl hat die Gesellschaft wesentlich gewonnen seit sie sich mit der ebenfalls sehr vermögenden Astrolabe Bai-Kompagnie verschmolzen hat. Aber ein wirklicher Fortschritt zum Besserr kann nicht eher eintreten, als bis das Reich wieder wie früher die Verwaltung des Schutzgebietes übernimmt, das wegen seines fruchtbaren, wohlbewässerten Bodens das Gegenstück zu Kamerun bildet und mit den ertragreichen Sunda-Inseln wetteifert. Die Vereinigung kaufmännischer Interessen und staatlicher Hoheitsrechte in einer Hand ist unnatürlich, weil beide oft miteinander im Widerstreit liegen und eines unter dem andern leiden muss. Überdies reicht die bewaffnete Macht der Gesellschaft nicht aus, um ihrem Ansehen Nachdruck zu verleihen. Infolgedessen nehmen die Übergriffe und Mordthaten seitens der Eingeborenen in besorgniserregender Weise überhand — in 2 Jahren sind 22 Händler und Arbeiter getötet worden — und die gesegnete Insel Neumecklenburg wird dem Handel bald ganz verloren gehen, wenn es nicht gelingt, durch Anlage von Stationen und thatkräftiges Einschreiten Ordnung zu stiften. Je freimütiger man die von der Neuguinea-Kompagnie gebrachten Opfer anerkennt, um so gerechter ist es, sie zu entlasten, damit sie sich voll und ganz ihrem eigentlichen Zweck, dem Pflanzungsbetrieb, widmen kann (Vergl. S. 46).

Ist der Besitz der Neuguinea-Kompagnie trotz aller Enttäuschungen ein aussichtsvolles Tropenland, das viel und vielerlei erzeugt, so liefert der Marshall-Archipel lediglich Kopra, weil die salzhaltige Seeluft und die kümmerliche Bodenkrume das Gedeihen anderer Gewächse vereiteln. Die wirtschaftliche Weiterentwickelung unseres kleinsten Schutzgebietes kann somit nur durch Vermehrung der genügsamen Kokospalmen gefördert werden, und sein Ruin wäre bei der Unmöglichkeit, andere Pflanzen grosszuziehen, unvermeidlich, sobald die Kopra im Preise sinken oder entwertet würde. An eine solche Gefahr ist jedoch vorläufig nicht zu denken. Denn der Verbrauch von Kokosöl und Kokosbutter zeigt eine stetige Zunahme, und die Kopra ist für die Seifenbereitung unentbehrlich, dient also einem Geschäftszweig, bei dem eher eine Zunahme als ein Rückgang erwartet werden darf.

Alles in allem liegt die Zukunft unserer Kolonien in den Plantagen, ferner im Handel, dessen Entfaltung mit der des Pflanzungsbetriebes Hand in Hand geht. Dann kommt die Besiedelung in Frage, die von der Errichtung der Eisenbahnen abhängig ist, weiterhin die

Viehzucht und endlich die Auffindung wertvoller Mineralien. Fassen wir die gangbarsten Erzeugnisse, die Tier- und Pflanzenreich unserer Kolonien teils freiwillig, teils durch Zucht und Anbau liefern, nochmals zusammen, so stehen die tierischen Produkte an Menge und Wert weit hinter den pflanzlichen zurück. Ferner bringt es die kurze Zeit, die seit der Ausnutzung unseres Besitzes verflossen ist, mit sich, dass in der Ausfuhr vornehmlich noch die Urproduktion zur Geltung kommt, der gerade die wichtigsten und gewinnbringendsten Handelsgegen-



Indigofärberei in Adamaua.
Aus „Passarge, Adamaua". Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

stände, Elfenbein, Kautschuk, Kopalharz, Kopra, Palmöl und Palmkerne, angehören. Wie die leichte Vermehrung der Öl- und Kokospalmenbestände zeigt, sind viele Rohstoffe noch einer sehr beträchtlichen Ausdehnung fähig, andere dagegen, namentlich das Elfenbein, lassen einen beständigen Rückgang erkennen Um den dadurch entstehenden Ausfall zu decken, werden tropische Nutzpflanzen, Kaffee, Tabak, Kakao und Baumwolle, in zunehmendem Umfange angebaut.

Letztere brauchen zu ihrer Entwickelung Zeit und können auch der Zahl nach nur allmählich in lohnender Fülle entstehen, so dass das Aufblühen unserer Kolonien zunächst noch viel mehr von der Ausbeutung der seit langem eingebürgerten Handelszweige als von den Erträgnissen des Plantagenbaues abhängt. Wer aber will, kann seine Wohnung schon jetzt mit Neuguinea- oder Kamerunmöbeln ausstatten, Kamerunkakao oder Usambarakaffee trinken, Lewa-, Bibundi- oder Neuguineazigarren rauchen, Kamerunkerzen und deutsche Kokosseife im Haushalt verwenden und aus der Südsee stammende Steinnussknöpfe tragen. Das „Komitee zur Einführung der Erzeugnisse aus deutschen Kolonien“ hat mit anerkennenswertem Eifer die Lösung der Aufgabe in die Hand genommen, die es sich gesteckt. Auf zahlreichen Wanderausstellungen werden die aus unsern Überseebesitzungen stammenden Handelsgegenstände im Mutterlande bekannt gemacht, und über 1000 einheimische Firmen befassen sich heute mit deren Vertrieb. Auch die deutsche Kolonialausstellung in Berlin (1896) hat einen erschöpfenden Überblick über die Fülle kostbarer Gegenstände gegeben, die heute aus unsern Kolonien kommen.[1])

Ausser den eben genannten Hauptartikeln sind noch zahlreiche andere Erzeugnisse anzuführen, die entweder vernachlässigt oder noch gar nicht ausgenutzt wurden oder die nur für den Bedarf der Eingeborenen und die Länder der nächsten Nachbarschaft in Betracht kommen, z. B. Zuckerrohr, Bananen, Negerhirse, Erd- und Kolanüsse, Gummi arabicum liefernde Akazienarten und Reis,[2]) ferner Häute, Felle, Hörner, Flusspferd- und Wildschweinzähne. Über die Aussichten des Gewürzbaues lässt sich wegen der kurzen Dauer der Versuche noch kein endgiltiges Urteil fällen. Andererseits könnte der Absatz an Nutzhölzern, der den englischen und französischen Kolonien Westafrikas Millionen einbringt,[3]) erheblich gesteigert werden

---

[1]) Als Hauptausfuhrerzeugnisse liefert zur Zeit:
Deutsch-Ostafrika: Elfenbein, Kopal, Kautschuk, Kaffee, Kopra.
Togo: Palmöl und Palmkerne, Kautschuk, Kaffee, Kopra.
Kamerun: Palmöl und Palmkerne, Kautschuk, Elfenbein, Kakao, Tabak.
Südseegebiet: Baumwolle, Kopra, Tabak.
Südwestafrika: Erzeugnisse der Viehzucht, Guano, Robbenfelle.

[2]) Am Rufidji wächst ein ausgezeichneter Reis, der höher als der indische bezahlt wird und einen wichtigen Ausfuhrgegenstand für Sansibar darbieten könnte, das im Verein mit der ostafrikanischen Küste jährlich für 1 Million Mark Reis aus Indien bezieht.

[3]) Die 1890 erst 10 000 Mark betragende Holzausfuhr der englischen Goldküstenkolonie war vier Jahre später schon auf 1 400 000 Mark gestiegen, wobei ein sehr erheblicher Teil des Holzes aus dem Hinterlande von Togo stammte.

und würde bei dem starken Bedarf der deutschen Industrie an tropischen Hölzern sicher einen lohnenden Verdienst abwerfen. Der Bast der Raphiapalme drängt in den Weinbergen und Gärtnereien alle Konkurrenten immer mehr aus dem Felde, und die Gefässbündel der Blattstiele finden unter dem Namen Afrikanische Piassava bei der Herstellung von Besen und Bürsten vielfache Verwendung. Neuerdings hat man sich endlich der Perlmuschelfischerei in den Küstengewässern Ostafrikas und in der Südsee zugewendet.

Es ist aber keineswegs notwendig, lediglich teuer bezahlte Tropengewächse anzubauen, die nur für den Welthandel Wert haben. Nicht minder vorteilhaft ist auch die Pflege solcher Erzeugnisse, die unter grossen Kosten in unsere Kolonien eingeführt werden müssen und dabei nicht einmal aus Deutschland stammen. Zu fördern ist vor allem der Anbau unserer Getreidearten, von denen der bei Tabora und in der Versuchsstation Kwai angepflanzte Weizen gut gedeiht. Dass bei der Kultur europäischer Nutz- und Gemüsepflanzen mit Vorsicht und Einschränkung verfahren werden muss, versteht sich von selbst. Denn wie die Vertreter der Tropenvegetation unter höheren Breiten verkümmern, so entarten die Gewächse der gemässigten Zone unter dem heissen Tropenklima und bieten bei unverhältnismässigem Aufwand an Zeit und Aufmerksamkeit keine sichere Aussicht auf Erfolg.

Bei allen derartigen Versuchen sollte das thatkräftige, zielbewusste Auftreten der Engländer und Franzosen für uns ein Sporn sein, nicht gar zu sehr hinter unsern kolonialen Nachbarn zurückzubleiben. Giebt auch unser Besitz an wirtschaftlichem Werte andern noch in der Entwickelung begriffenen Ländern nicht das mindeste nach, so will er zur Zeit noch nicht zuviel bedeuten, und der Reichszuschuss, dessen unsere Kolonien bedürfen, stellt einen Betrag dar, der zwar im Riesenbudget des deutschen Staatshaushaltes keine grosse Summe ausmacht, der aber selbst dem begeistertsten Kolonialschwärmer zum Nachdenken Veranlassung geben muss. Namentlich Deutsch-Ostafrika und Südwestafrika erfordern jährlich Millionen, Togo und die Marshall-Inseln erhalten sich selbst, während die Neuguinea-Kompagnie die gesamten Kosten für die eigene Verwaltung ihres Besitzes trägt.[1]) Die Handelsbeziehungen mit den Kolonien, die 1890 einen Ein- und Ausfuhrwert von kaum 10 Millionen und 1897 einen solchen von rund 33 Millionen Mark

[1]) Der Reichszuschuss betrug 1890 noch nicht 3 Millionen Mark, 1896 stieg er auf $9^1/_2$ Millionen, 1897 sank er auf 8 044 000 Mark. Davon entfielen auf Deutsch-Ostafrika 4 339 000 Mark, auf Südwestafrika 3 015 000 Mark und auf Kamerun 690 000 Mark.

(11 Millionen Mark Ausfuhr, 22 Millionen Mark Einfuhr in die Kolonien) ergaben, sind im Vergleich zu den hohen Beträgen des deutschen Gesamthandels verschwindend klein.[1]) Berücksichtigt man jedoch die Warenmengen, die der lebhaft betriebene Schmuggel bei Seite schafft, und beachtet man ferner, dass ein nicht unbeträchtlicher Teil der deutschen Erzeugnisse auf dem Wege über England und Indien in unsere Schutzgebiete gelangt und dadurch in der deutschen Statistik nicht zum Ausdruck kommt, so kann man mit A. Zimmermann die thatsächliche Handelsbewegung in unseren Kolonien auf 50—60 Millionen Mark veranschlagen.

Um die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete zu vervollständigen, sind sie von Reichswegen durch Errichtung neuer Dampferlinien,[2]) durch Eröffnung von Postanstalten, durch Anlage von Telegraphen und unterseeischen Kabeln an das Weltverkehrsnetz angeschlossen. In Togo giebt es 2, in Kamerun 4, in Südwestafrika 9, in Ostafrika 18 und in den Südsee-Schutzgebieten 4 Postämter, die zum Teil durch Telegraphen verbunden sind und unter sich in regelmässiger Verbindung stehen. Freilich reicht in keiner einzigen unserer Besitzungen der Telegraph tief ins Binnenland hinein, während die französischen und englischen Innenstationen sehr bald mit den Küstentelegraphen in Verbindung gebracht wurden. Unsere Südseekolonien und Kamerun haben überhaupt noch keine Landtelegraphen; in Südwestafrika befindet sich die Linie Tsoachaubmund-Windhoek im Bau. Dagegen ist Togo durch eine 49 km lange Linie an das englische und französiche Telegraphennetz der Nachbarkolonien und damit an die westafrikanischen Kabel angeschlossen. Ostafrika besitzt eine längs der Küste verlaufende Telegraphenlinie von Tanga nach Kilwa, die 412 km lang ist und demnächst bis Mikindani fortgesetzt werden soll. Ferner führt ein unterseeisches Kabel von Dar es Ssalâm nach Sansibar und von Kamerun nach Bonny. Dieser internationale Nachrichtendienst wird überwiegend von britischen Gesellschaften vermittelt, die dieses wichtige Monopol gegebenenfalls, z. B. beim Zuge Jamesons nach Transvaal, nur für englische Zwecke benutzen und Fremde durch

[1]) Das grosse Überwiegen der Einfuhr über die Ausfuhr ist zum Teil darauf zurückzuführen, dass viele wirtschaftliche Unternehmungen im Entstehen begriffen sind, die hohe Anlagemittel erfordern und noch keine entsprechenden Ausfuhrerträge abwerfen.

[2]) Den Verkehr mit dem Südseegebiet vermittelt der Norddeutsche Lloyd (Bremen), mit Ostafrika die Deutsche Ostafrikalinie (Hamburg) und mit Westafrika die Wörmannlinie (Hamburg). Auch die Dampfer fremder Linien laufen verschiedene Hafenplätze unserer Kolonien an.

allerlei nichtige Vorwände vom Gebrauch des Kabels fernhalten. Daher wäre es wünschenswert, wenn Deutschland über ein eigenes Kabel verfügte, um bei entscheidenden Kolonialfragen nicht von anderen abhängig zu sein. Im übrigen liegen Post und Telegraphie nicht in der Hand der Kolonialverwaltung, sondern werden vollkommen selbständig durch die deutsche Reichspost geleitet.

Nicht zum wenigsten wird der Fortschritt in unsern Kolonien dadurch gekennzeichnet, dass an Stelle der 9 wirtschaftlichen und Militärstationen des Jahres 1890 in Afrika heute 60 vorhanden sind. In gleicher Weise hat die Zahl der kaufmännischen Unternehmungen zugenommen. Während 1890 in Ostafrika nur die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft arbeitete, giebt es jetzt neben ihr 13 selbständige Geschäftshäuser. Die 11 Kameruner Firmen jenes Jahres haben sich um 5 vermehrt, in Togo stieg ihre Anzahl von 11 auf 18 und in Südwestafrika von 12 auf 23. Ferner hat die Verwaltung eine feste Grundlage erhalten und ist in ihren verschiedenen Zweigen ausgebaut worden, sodass bloss noch Einzelheiten der Ausgestaltung bedürfen. Insbesondere ist das schwierige Werk der Schutztruppen-Organisation ausser für Togo vollendet, der Zwiespalt zwischen Civil- und Militärverwaltung beseitigt und die Möglichkeit gegeben, die Anforderungen der Wehrpflicht durch Ableistung der Dienstzeit in den Kolonien mit den Interessen der deutschen Ansiedler zu vereinen.[1]) Endlich sind in den meisten Hauptorten Krankenhäuser, zum Teil mit wissenschaftlichen Laboratorien errichtet, die unter der Leitung von Regierungsärzten stehen,[2]) eine Gesundheitspolizei sorgt für das öffentliche Wohl, und deutsche Missionare und Lehrer sind eifrig bemüht, die Eingeborenen durch einen geregelten Unterricht in den Missions- und Regierungsschulen zu Menschen und zu Arbeitern zu erziehen.

Es ist aber auch durchaus notwendig, auf unsere neuen Unterthanen belehrend und erziehend einzuwirken, da wir durch die Erwerbung überseeischen Besitzes mit den kolonialen Rechten auch koloniale Pflichten übernommen haben und unsere Schutzgebiete nicht bloss einseitig als Länder betrachten dürfen, denen möglichst viel zu entnehmen ist. Obendrein haben wir allen Grund, uns um die Eingeborenen zu kümmern, und mit Recht betont G. A. Fischer: Afrika

[1]) Die Militärmacht in den deutsch-afrikanischen Kolonien betrug 1897 ohne die Polizeitruppe 962 Deutsche und 2050 Farbige.

[2]) Nicht minder bedeutsam und segensreich ist die Thätigkeit des Deutschen Frauenvereins für Krankenpflege in den Kolonien.

kolonisieren heisst den Neger arbeiten machen. Denn in der unerschöpflichen Arbeitskraft der Eingeborenen besteht vor allem der grosse Schatz, den der dunkle Erdteil birgt. Sie stellen in der heissen Zone, wo die Europäer nicht arbeiten können und die Kulieinfuhr den Arbeiterbedarf nicht im entferntesten deckt, die einzig brauchbaren Arbeitskräfte und müssen mit der Zeit zu Abnehmern unserer heimischen Gewerbeerzeugnisse gemacht werden. Nur unter der Oberleitung des Europäers raffen sich die Neger zur Thätigkeit und zu höherer Gesittung auf. Fehlt die Führung durch eine höhere Rasse, so wird ihnen der geistige Fortschritt zum Fluche, und sie vermögen sich, wie die zerfahrenen Verhältnisse der unabhängigen Negerrepubliken Haiti und Liberia zeigen, nie zur Selbsterziehung und Selbstregierung emporzuschwingen. Allerdings wäre es falsch, die Schwarzen samt und sonders als träge zu verurteilen. Im Gegenteil, die Wei- und Kruneger, die Wanjamwesi, Waschamba und andere Stämme verdienen wegen ihrer Arbeitsamkeit uneingeschränktes Lob. Aber sie sind immerhin bloss als Ausnahmen anzusehen.

Daher war die plötzliche Aufhebung der Sklaverei ein schwerer wirtschaftlicher Fehler. Zwar führt man zu gunsten ihrer Beseitigung die moralischen Forderungen des Christentums und des heutigen Völkerrechts an. Aber in Wirklichkeit haben nicht Nächstenliebe und Menschenfreundlichkeit, sondern Handelsinteressen die Engländer veranlasst, mit der Unterdrückung des Sklavenhandels zu beginnen, nachdem sie im 18. Jahrhundert die ärgsten Sklavenhändler gewesen waren. Ebenso ist der nordamerikanische Bürgerkrieg von 1861/65 nicht um der Sklavenbefreiung willen, sondern aus volkswirtschaftlichen und handelspolitischen Gründen ausgebrochen. Jedenfalls wurden die freien Neger, die als Sklaven fleissig waren oder fleissig sein mussten, grösstenteils faule, arbeitsscheue Menschen, die in Amerika eine wenig angesehene gesellschaftliche Stellung einnehmen. Die Vereinigten Staaten konnten die schädlichen Nachwirkungen der Neger-Emanzipation leichter überwinden, weil die massenhafte europäische Einwanderung einen brauchbaren Ersatz ins Land brachte. Brasilien dagegen, das wegen seiner geringen europäischen Bevölkerung und seiner tropischen Lage durchaus auf Negerarbeit angewiesen war, hat durch die Sklavenbefreiung in seiner wirtschaftlichen Entwickelung einen argen Stoss erlitten.

Im dunklen Erdteil ist nun die Sklaverei mit allen bestehenden Einrichtungen und der Denkungsart der Afrikaner seit uralter Zeit so fest verwachsen, dass sie die Grundlage der Gesellschaft, des Staatswesens

und des gesamten Negerlebens bildet. Ihre gewaltsame, unvermittelte Abschaffung würde einfach den wirtschaftlichen Ruin, die plötzliche Umwälzung aller Besitzverhältnisse und einen allgemeinen Aufstand zur Folge haben, der viel bedenklicher werden könnte, als die Empörung der Araber in Ostafrika 1890, die durch die Unterbindung des Sklavenhandels mit hervorgerufen war. Die arabischen Plantagenbesitzer haben auch durchweg nicht das Kapital, ihre Arbeiter im Tagelohn zu bezahlen. Was wollte man übrigens mit der Unzahl der befreiten, aber brotlos gewordenen Neger machen, wenn ihre Versorgung schon jetzt Schwierigkeiten bereitet? Die weit von ihrer Heimat und ihren Angehörigen entfernten Sklaven wären dem Verderben preisgegeben, wenn sich niemand ihrer annähme. Der Versuch, sie den Missionen zu übergeben, ist wegen der übergrossen Zahl, zum Teil wegen der Zuchtlosigkeit und Widersetzlichkeit der zu Versorgenden nicht immer geglückt. Der Evangelische Afrikaverein hat deshalb 1896 in Usambara eine Sklavenfreistätte, die zugleich eine Arbeitsstätte sein soll, für heimatlose Sklaven ins Leben gerufen. Die Engländer verfahren weniger rücksichtsvoll, indem sie die befreiten Sklaven in ihren Kolonien den Kaufpreis abarbeiten lassen. Nach Ablauf der vorgeschriebenen Zeit steht es dem Neger frei, gegen ein geringes Entgelt weiter in britischen Diensten zu bleiben oder auf eigene Kosten, falls er sie sich erspart haben sollte, in die Heimat zurückzukehren. Unter solchen Umständen sind die freien Neger kaum besser daran als ihre in der Sklaverei verbliebenen Brüder und haben vor diesem Loos, das sich nur dadurch von der Knechtschaft unterscheidet, dass sie nicht weiter verkauft werden können, mehr Scheu als vor der arabischen oder afrikanischen Sklaverei. Wir selbst haben bei dieser Art von Sklavenbefreiung schlechte Erfahrungen gemacht, indem die von Gravenreuth freigekauften Dahomey, die in Kamerun den Kaufpreis abarbeiten sollten, den viel erörterten Aufstand verursachten, weniger wegen ihrer Behandlung durch den Kanzler Leist, als vielmehr deshalb, weil sie keinen Lohn erhielten, während die andern Neger für ihre Dienste bezahlt wurden.

Zweifellos ist der Negersklave im allgemeinen zufriedener als der in die Mission eingesperrte oder in europäischen Diensten stehende freie Neger. Das erhellt schon daraus, dass viele der von der Regierung frei gekauften Sklaven freiwillig wieder zu ihren Herren zurückkehren. Fühlen sie sich doch [in der wenig drückenden Knechtschaft, die vielmehr einem patriarchalischen Hörigkeitsverhältnis oder der Abhängigkeit gleicht, die bei uns durch das Eingehen eines Arbeits-

kontraktes entsteht, viel wohler als in der Freiheit, die mit ihrem Arbeitszwang dem von Natur faulen Afrikaner durchaus nicht begehrenswert erscheint. Die Sklaverei hat sich seinem Bewusstsein überhaupt so tief eingewurzelt, dass er sich ein andres Volk ohne diese Einrichtung gar nicht vorstellen kann und sie auch bei den Europäern als etwas Natürliches und Selbstverständliches voraussetzt. Sehr bezeichnend ist hierfür die Unterhaltung, die Paul Reichard mit einem alten Negersklaven führte und in der er folgendes zu hören bekam: „Du behauptest, in Europa gebe es keine Sklaven. Ich sage Dir aber nur das eine: Sind Eure Matrosen etwa keine Sklaven? Können sie doch nichts verrichten ohne den Befehl ihrer Vorgesetzten. Sie schlafen, erheben sich, wachen, essen, trinken auf Befehl, sie müssen exerzieren, arbeiten oder ruhen auf den Wunsch dieser Herrn, sie müssen auf dem Schiff bleiben oder ans Land gehen ohne eignen Willen. Thun sie es nicht, so werden sie bestraft, gefangen, eingesperrt. Und solche Menschen sollen keine Sklaven sein? Wer könnte uns, die Ihr uns



Sklaven nennt, zu solchen Dingen zwingen? Niemand. Passt uns etwas nicht, fort sind wir. Die Sklaverei bei den Europäern ist hart. Lieber der Sklave eines Negers oder Arabers, bei ihnen sind keine Schwierigkeiten."

Aus allen diesen Gründen ist an eine rasche Änderung des althergebrachten Zustandes nicht zu denken, und ebenso wenig als den Engländern in Sansibar und Britisch-Ostafrika die Abschaffung der Sklaverei gelungen ist, hat es die Deutsche Regierung in ihren Kolonien vermocht. Sie hat sich in weiser Erkenntnis der Dinge begnügt, die sehr mild gehandhabte Sklaverei mit der Zeit eingehen zu lassen und ihre Auswüchse zu beschneiden. Vor allem wird der Sklavenhandel scharf verfolgt, der mit seinen Greueln wohl von der Sklaverei zu unterscheiden ist. Die strengsten Freiheits- und Lebensstrafen, Zuchthaus und Galgen, treffen die Menschenhändler, und ihrem schändlichen Handwerk wird durch Unterbindung der Waffen- und Munitionszufuhr der Boden entzogen. Mit der rücksichtslosen Unterdrückung des Menschenraubes und dem allmählichen Fortschritt der Kultur wird die ihrer Bezugsquelle beraubte Sklaverei einmal von selbst aufhören, so dass sich der Übergang von der Sklaven- zur freien Arbeit in ruhiger Entwickelung, vollziehen kann. Dann besteht der Wert des Negersklaven nicht bloss in seiner Arbeitsfähigkeit, sondern er ist im Innern der einzige Tauschgegenstand und die gangbarste Münze. Kommt erst mit der Ausdehnung des Handels Geld als Wertmesser des Umsatzes ins Binnenland — und dieser Erfolg liegt keineswegs in weiter Ferne da die Europäer von allen Seiten her die Eröffnung Innerafrikas in Angriff genommen haben und da bei jeder Reise eines Weissen die von ihm berührten Dörfer mit Geld bekannt gemacht werden — so wird der Sklave als Zahlungsmittel entwertet werden, und damit ist ein neuer Grund für das Erlöschen der Sklaverei gegeben. Ferner sind alle Sklavenkinder seitens der deutschen Kolonialverwaltung für frei erklärt, der Unfreie hat vor Gericht dieselben Rechte wie der Freie, und jeder Sklave kann sich eigenmächtig die Freiheit geben. Endlich kauft die Regierung jährlich eine Anzahl Sklaven frei.

Mehr als drei Jahrhunderte hindurch ist die Entwickelung der Weltwirtschaft durch Sklavenhandel und Sklavenarbeit bedingt gewesen, und ohne den Neger hätte Europa schwerlich den Aufschwung genommen, den es heute besitzt. Afrika verdankt der Sklaverei viel, ja fast alles, und für sämtliche jetzt in hoher Blüte stehende Tropenpflanzungen hat die Zwangsarbeit des Negers den Grund gelegt, auf dem die freie Arbeit leichter fortbauen konnte. Die Gegenwart steht

vor einer ungleich schwierigeren Aufgabe. Nachdem der Menschenhandel lahm gelegt ist und die Sklaverei ihrem Ende entgegengeht, muss der Plantagenbau immer mehr mit freien Arbeitern durchgeführt werden, und es tritt die Notwendigkeit heran, den Neger zur Arbeit zu erziehen. Dass eine solche Erziehung sehr schwer, aber nicht unmöglich ist, steht ausser Zweifel, allein über das Wie sind die Ansichten geteilt. Die einen sind entschieden für die Beibehaltung der milden, nicht als Druck empfundenen Sklaverei. Andere verwerfen sie, weil der Eingeborene infolge der fortgesetzten Bevormundung und der ihm von seinem Herrn gewährten Unterkunft und Verpflegung nie zur Selbständigkeit gelangen kann und seinem Denken und Handeln nach zeitlebens ein Kind bleibt, ganz abgesehen davon, dass die Sklaverei stets die Schrecken des Sklavenraubes zur Voraussetzung hat. Alle stimmen jedoch darin überein, dass der Afrikaner unter dem Einflusse der klimatischen Verhältnisse seiner Heimat und wegen der Nachwirkung der Sklaverei ohne einen gewissen Zwang, wie er z. B. in den holländischen Kolonien eingeführt ist, nie zu gleichmässig anhaltender Arbeit veranlasst werden kann.

Wie ist nun dieser Zwang auszuüben? Der Neger ist seinem Charakter nach ein grosses, unerzogenes Kind und muss demgemäss wie ein Kind behandelt und erzogen werden. Geduld, Ruhe und Vernunft sind zu dieser Aufgabe nicht minder unerlässlich als Thatkraft und Entschlossenheit, und wie bei der Kindererziehung die Strafe nicht fehlen darf, so ist sie auch beim Neger nicht zu missen. Geradezu lächerlich ist es, wenn gewisse menschenfreundliche Kreise unter völliger Verkennung der Verhältnisse so viel Geschrei über die nützliche Prügelstrafe erheben. Natürlich darf sie nicht zu roher Gewalt ausarten, und Niemand wird dem barbarischen Züchtigungsverfahren des Kanzlers Leist oder des Plantagenverwalters Schröder das Wort reden. Ein massvoll ausgeübtes patriarchalisches Züchtigungsrecht zu richtiger Zeit und am passenden Orte schliesst jedoch keineswegs eine menschliche Behandlung aus. Körperliche Züchtigung oder Lohnabzüge sind um so weniger als Straf- und Besserungsmittel zu entbehren, als die meisten Neger die Freiheitsentziehung nicht fürchten und nichts Entehrendes in ihr sehen. Vielmehr begrüssen sie dieselbe als Erlösung und als willkommene Unterbrechung des lästigen Arbeitszwanges.

Dass der Eingeborene ein Recht auf menschenwürdige Behandlung hat, ist vom moralischen Standpunkte aus selbstverständlich. Ebenso verlangt er bei aller Strenge Gerechtigkeit und Unparteilichkeit, weil er gleich dem Kinde ein feines Gefühl für Recht und Unrecht, für

parteiische Bevorzugung und unverdiente Zurücksetzung besitzt. Darum sind neben der Rechtsprechung durch die deutschen Verwaltungsbeamten besondere Eingeborenen-Schiedsgerichte eingesetzt worden, die unter dem Vorsitz der Häuptlinge des betreffenden Bezirkes über die zahllosen kleinen Streitigkeiten des täglichen Lebens entscheiden sollen. Ferner ist durch einen Erlass vom 22. April 1896 der Willkür und Selbsthilfe der Offiziere, Beamten und Pflanzer ein Riegel vorgeschoben und ihnen ein genau geregelter Rechtsweg vorgeschrieben. Mit gleicher Fürsorge nimmt sich die Regierung des Grundeigentums unserer schwarzen Unterthanen an. Denn unleugbar gehört ihnen die heimatliche Scholle genau so wie uns in Deutschland, und die rücksichtslose Wegnahme ihres Bodens würde sie wie jeden andern zur Verzweiflung bringen. Deshalb soll vor jeder Besitzergreifung oder vor der Erklärung herrenlosen Landes als Kronland, d. h. als Staatseigentum, der Rechtsanspruch der Eingeborenen genau geprüft werden und ihnen die zur Zeit benutzte Bodenfläche nebst der vierfachen Ausdehnung jenes Gebietes als Eigentum vorbehalten bleiben. Leider kommt die anerkennenswerte Verfügung etwas spät, da in Südwestafrika, weniger in Deutsch-Ostafrika, ungeheure Landstrecken bereits an deutsche und englische Gesellschaften vergeben sind. Wahrhaft dauernden Nutzen können wir aber bloss dann aus unseren Schutzgebieten ziehen, wenn wir nicht nur einseitig den Interessen der Europäer, sondern auch den Interessen unserer neuen Unterthanen Rechnung tragen.

Weil das Tropenklima die Lebensbedürfnisse auf ein sehr bescheidenes Mass herabmindert, so gewährt der ergiebige Boden ohne Aufwand allzugrosser Mühe alles, was zur Befriedigung mässiger Ansprüche dient. Menschen indes, die haben, was sie brauchen, pflegen auch bei uns nicht gern bei fremden Leuten Dienst zu nehmen, und es ist nicht leicht, einen beinahe nackten, mit etwas Fisch und Mehl, Schnaps und Tabak zufriedenen Wilden in einen tüchtigen Arbeiter zu verwandeln. Um nach holländischem Muster zur Zwangsarbeit zu greifen, müssen wir über eine fest begründete Macht verfügen, die wir erst in einem Teile unserer Schutzgebiete ausüben. Aber ein noch wichtigeres Erziehungsmittel, das zugleich eine lohnende Einnahmequelle werden kann, ist die Erhebung einer Steuer, z. B. einer Hüttensteuer, wie sie schon lange in Südafrika besteht und jüngst in Deutsch-Ostafrika eingerichtet ist. Den in Geld, Naturalien oder in mehrtägiger ununterbrochener Arbeit zu leistenden Steuerbetrag kann sich der Eingeborene in den meisten Fällen bloss durch eigene Arbeit verdienen.

Dadurch wird er die Arbeit als Mittel zum Verdienst schätzen und sich ihr immer mehr zuwenden. Sache des Unterrichtes ist es, diese Erkenntnis vor allem der heranwachsenden Jugend einzuimpfen, und daher beruht wie überall in der Welt die wirtschaftliche Zukunft unserer Kolonien auf der Erziehung des kolonialen Menschen.

Die Erziehung ist wiederum nicht möglich ohne gute Vorbilder. Diese Vorbilder sind einerseits die fleissigen Kulis, die aus der Fremde als Plantagenarbeiter eingeführt werden, und noch mehr sind es die Europäer, in deren Hand die Herrschaft und Aufsicht über die Eingeborenen liegt. Von ihren Fähigkeiten und ihrer Sachkenntnis, von ihrem Eifer und ihrem Charakter hängt nicht zuletzt Erfolg oder Misserfolg ab, und gerade in dieser Beziehung verzeichnet unsere junge Kolonialgeschichte eine ganze Reihe schwerer Fehler und Missgriffe. Auch die Regierung ist nicht von aller Schuld frei zu sprechen, weil sie zahlreiche Offiziere und Beamte aussandte, die in kolonialen Dingen gänzlich unerfahren waren, statt kundige Männer auszuwählen, deren es schon zu Beginn unserer Kolonialpolitik genug gab. Glücklicherweise hat sich die Überzeugung Bahn gebrochen, dass die Kolonialfrage nicht zum wenigsten eine Personenfrage ist. Viele der Vorschläge und Wünsche, die Dr. Max Beneke in seinem beherzigenswerten Buche „Die Ausbildung der Kolonialbeamten" (Berlin 1894) geltend macht, sind bereits verwirklicht worden. Dazu besitzen wir in dem von Jahr zu Jahr erweiterten und ausgestalteten Orientalischen Seminar zu Berlin eine Anstalt, in der nach dem Muster des Londoner Colonial College und der Pariser École Coloniale eine gründliche wissenschaftliche und praktische Heranbildung tüchtiger Kolonialbeamter angestrebt wird.

Die Offiziere und Beamten können sich aber neben ihrer eigentlichen Thätigkeit erst in zweiter Linie erzieherischen Aufgaben widmen, und die Kaufleute und Pflanzer kümmern sich erklärlicherweise mehr um die gewinnbringende Durchführung ihrer eigenen Interessen als um höhere Kulturziele. Um so wertvoller ist deshalb die uneigennützige, selbstlose Hilfe, die der Staat an der christlichen Heidenmission findet und die er keinesfalls entbehren kann. Nicht mit Unrecht erklärte der verstorbene Kolonialdirektor Dr. P. Kayser, dass die Kolonialpolitik geradezu aufgegeben werden müsse, wenn die Mission ihre Mitwirkung versagte. Der frühere Gouverneur des Kaplandes, Sir Bartle Frère, sprach sich dahin aus, dass ein Missionar an der Grenze des Kaffernlandes dieselben Dienste leiste wie ein ganzes Bataillon Soldaten, und nach H. Gruner sähe es heute an der Goldküste ohne das Wirken der



Bali-Negerinnen.

deutsch-protestantischen Mission vermutlich genau so aus wie zur Zeit in Neuguinea.

Überraschend ist der Aufschwung, den das deutsche Missionswesen innerhalb des letzten Jahrzehnts genommen hat. Obwohl schon 50 Jahre vor der Erwerbung unserer Schutzgebiete die Rheinische Mission in Südwestafrika eine gesegnete Wirksamkeit begann und 25 Jahre später Togo das gräberreiche Arbeitsfeld der Norddeutschen Mission ward, gab es 1890 in unsern Besitzungen erst 6 Missionsgesellschaften. Heute zählt man dort 12 deutsche protestantische Missionsvereinigungen mit 70 Hauptstationen, 7 englisch-methodistische mit 30 Hauptstationen und 7 katholische mit 33 Hauptstationen,[1]) die eine stattliche Reihe europäischer und eingeborener Sendboten beschäftigen und eine rührige Thätigkeit entfalten.[2]) Schwere

[1]) Die Missionsstationen der verschiedenen christlichen Bekenntnisse in Schantung sind hierbei nicht mit gezählt.

[2]) Es wirken folgende Missionsgesellschaften:

I. 1) Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III),
2) Gesellschaft zur Beförderung der Mission unter den Heiden (Berlin I): Deutsch-Ostafrika, Schantung,
3) Evangelische Brüdergemeine (Herrnhut): Deutsch-Ostafrika,
4) Evangelisch-Lutherische Mission zu Leipzig: Deutsch-Ostafrika,
5) Rheinische oder Barmer Missionsgesellschaft: Deutsch-Südwestafrika, Kaiser Wilhelmsland,
6) Baseler Missionsgesellschaft: Kamerun, Togo,
7) Norddeutsche oder Bremer Missionsgesellschaft: Togo,
8) Neuendettelsauer Missionsgesellschaft: Kaiser Wilhelmsland,
9) Finnische Missionsgesellschaft: Deutsch-Südwestafrika,

II. 10) Englische Universitätenmission: Deutsch-Ostafrika,
11) Londoner Missionsgesellschaft: Deutsch-Ostafrika,
12) Englische Kirchenmission: Deutsch-Ostafrika,
13) Englische Baptistenmission: Schantung,
14) China Inland Mission: Schantung,
15) Wesleyanische Methodistenmission: Togo, Bismarck-Archipel, Schantung,
16) Melanesische Missionsgesellschaft: Salomonen,
17) Amerikanische Presbyterianermission: Kamerun, Schantung,
18) Amerikanische Bostonmission: Marshall-Archipel, Schantung,

III. 19) Bayrische St. Benediktusmission: Deutsch-Ostafrika,
20) Väter vom Heiligen Geist (Schwarze Väter): Deutsch-Ostafrika,
21) Genossenschaft der Pallotiner: Kamerun,
22) Gesellschaft des Göttlichen Wortes aus Steyl: Kaiser Wilhelmsland, Togo, Schantung,
23) Missionare vom Heiligen Herzen Jesu: Bismarck-Archipel,
24) Missionaires d'Afrique d'Alger (Weisse Väter): Deutsch-Ostafrika,
25) Franziskanermission: Schantung.

Opfer sind nicht ausgeblieben. Gar mancher Missionar wurde ermordet, noch mehr Brüder und Schwestern erlagen dem verderblichen Klima, und der erhoffte Gewinn stellte sich nicht immer ein. In Neuguinea z. B. ist trotz zehnjähriger unverdrossener Arbeit noch nicht ein einziger Papua getauft worden; doch darf ein solcher Misserfolg weder entmutigen noch überraschen. Wie die wirtschaftliche Entwickelung der Kolonien anfangs nur Mühe und Kosten verursacht, ohne die Ausgaben zu lohnen, ebenso muss die Mission erst den Boden bereiten, und man kann billigerweise nicht verlangen, dass ein von der Kultur unberührtes Naturvolk in wenigen Jahrzehnten auf dieselbe geistige Stufe gebracht werden soll, zu deren Erklimmung unsere höher veranlagte Rasse Jahrhunderte gebraucht hat. Auch in Südwestafrika, wo es jetzt über 10000 Christen giebt, vergingen 14 Jahre, ehe der erste Heide zur Taufe kam. Oft arbeiten die Kaufleute, Händler, Pflanzer und Matrosen, sowie die schlechte Behandlung der Eingeborenen durch die Europäer den Bemühungen der Missionare geradezu entgegen, und die Berührung mit den schlechten Elementen übt nur zu leicht einen entsittlichenden Einfluss aus, wie der in ganz Westafrika blühende Branntweinhandel darthut. Trotz des hohen Eingangszolles von 20—40 Pfennigen auf den Liter bildet er in Togo und Kamerun die Grundlage der deutschen Einfuhr und besteht ungeachtet aller Klagen noch immer fort, weil die Regierung, durch internationale Abmachungen gebunden, fremden Spiritushändlern die Thore öffnen und den eigenen Handel schädigen würde, wenn sie einseitig die aus deutschen Häfen kommenden Spirituosen höher besteuern wollte. Sicherlich würde aber auch nach Unterdrückung der Branntweineinfuhr das Verlangen nach berauschenden Getränken vorhanden sein, und der Neger wird zum Palmwein, Hirsebier und zu anderen vielleicht schlimmeren selbsterzeugten Sachen greifen, wie er es jetzt schon überall dort thut, wo der Spiritus noch unbekannt oder zu teuer ist. Ferner werden die eingeführten Spirituosen von den einheimischen Händlern mehr oder minder stark verdünnt und verteilen sich auf eine sehr grosse Menschenmenge. Immerhin sind sie aber ein Hemmnis der Kulturentwickelung, und in allen unsern übrigen Kolonien hat man die Gefahr der Branntweinpest dadurch fern gehalten, dass der Spirituosenausschank an Eingeborene verboten ist.

Die Gebäude und Liegenschaften der durch den berühmten Alfred Saker begründeten englischen Baptistenmission in Kamerun sind 1886 von der Baseler Missionsgesellschaft übernommen worden. In Schantung sind ausser den genannten noch drei andere amerikanische Missionsgesellschaften thätig.

Die erzieherische Wirksamkeit der Mission wird um so nachhaltiger sein, je mehr sie alle beengenden dogmatischen Fesseln abstreift und ein reines Christentum ohne schwer verständliches kirchliches Beiwerk predigt. Nicht unbedenklich ist z. B. die Lehre von der Gleichheit aller Menschen. Denn bei aller Gleichheit vor Gott giebt es auf Erden ganz wesentliche Standesunterschiede, und die Verkündigung der allgemeinen Brüderlichkeit leistet der selbstgefälligen Überhebung des kindlich eitlen Negers nur Vorschub. Nicht gleichgültig ist ferner die Art der Erziehung. Wenn auch die evangelische Mission mit Recht darüber Klage führt, dass ihre Leistungen herabgesetzt und die der Katholiken in den Himmel gehoben werden, so giebt man doch vielfach der Erziehungsweise der katholischen Missionare den Vorzug. Sie stellen in Anlehnung an den bekannten Spruch „Ora et labora (Bete und arbeite)“ das „Labora“ voran und richten das Hauptaugenmerk auf die Erziehung des Eingeborenen zum Menschen und zwar zum Kulturmenschen, indem sie ihn allerlei nützliche Handwerke lehren und ihn erst später und ganz allmählich in die christliche Weltauffassung einführen. Sie wenden daher, meist unter Verzicht auf die Erwachsenen, die Aufmerksamkeit vornehmlich der leichter lenkbaren Jugend zu und wirken von vornherein auf ihre Zöglinge ein. Die Deutsch-protestantische Mission hat sich dieser Erziehungsweise ebenfalls mit sichtlichem Vorteil bedient. Die englisch-protestantischen Sendboten dagegen beschäftigen sich in erster Linie mit den Erwachsenen, da sie den Schwerpunkt ihres Wirkens auf das Verkündigen des Wortes legen und meinen, dass die Erziehung zur Arbeit aus dem Bekehrungswerke von selbst folgen werde. Praktisches Christentum aber, wie es die katholische Mission mit grossem Erfolg ausübt und wie es die deutsch-protestantischen Missionen in Afrika nicht minder segensreich verwirklicht haben, empfiehlt dem Wilden das Christentum unstreitig am besten, da die Anleitung zur Arbeit schon aus Nützlichkeitsgründen stärker wirkt als die Predigt von Dingen, die der einfache Naturmensch nicht versteht oder nicht verstehen kann. Welche verhängnisvollen Folgen eine solche verkehrte Erziehungsart nach sich zieht, das zeigen zur Genüge die traurigen Erfahrungen, die man namentlich mit den sogenannten Christen der englischen Missionen gemacht und in eben so irriger als ungerechter Weise auch auf die deutsch-protestantischen Missionen übertragen hat. Wenn von allen Seiten die Bagamoyo-Mission der Schwarzen Väter mit Worten rühmlichster, wohlverdienter Anerkennung gefeiert wird, so ist nicht zu vergessen, dass sie schon seit

50 Jahren ungestört in Ostafrika thätig ist und mit beträchtlichen Mitteln arbeitet. Nicht minder grossartig, nur viel weniger beachtet sind die Leistungen der Barmer und Bremer Mission, die ebenfalls seit mehreren Jahrzehnten in Südwestafrika und Togo arbeiten.

Mag man indes an der Art und Weise des Vorgehens der Mission noch so viel aussetzen und für ihre entsagungsvolle Wirksamkeit oft nur ein überlegenes Lächeln übrig haben, das Verdienst bleibt ihr, dass sie den Wilden an höhere Sitten und Bedürfnisse gewöhnt, ihn arbeiten lehrt und kaufkräftig macht. Dadurch erleichtert sie ihm die Fremdherrschaft und söhnt ihn mit den Weissen aus. Die deutschen Missionare sind zwar keine politischen Agenten wie die englischen Sendboten, die unter dem Deckmantel der Bekehrung unmittelbar politische Propaganda treiben, sondern haben es rundweg abgelehnt, ihr Werk, das nicht von dieser Welt ist, als dienende Magd oder als Vorspann der Politik herabzuwürdigen. Dennoch ebnen sie in stiller, verborgener Pionierarbeit der politischen Herrschaft den Weg und knüpfen zahlreiche Fäden zwischen den Eingeborenen und ihren weissen Herren. Da die Missionare nicht wie Händler und Pflanzer als flüchtige Gäste kommen und gehen, sondern jahrelang an einem Orte oder in einer eng begrenzten Gegend verweilen, so lernen sie Land und Leute gründlich kennen, und hinter ihren Errungenschaften steht selbst die Arbeit des tüchtigsten Reisenden zurück. Ohne die Wirksamkeit der Rheinischen Mission wäre Deutsch-Südwestafrika ein sehr zweifelhafter Besitz. In ähnlicher Weise haben die Schwarzen Väter, ein von Haus aus französischer Orden, dem aber viele Deutsche und Elsässer angehören, die Verbreitung des Deutschtums in Ostafrika gefördert.

Hat es die Mission einmal in Europa mit Gegnern zu thun, so muss sie von ihrem Arbeitsfelde einen noch gefährlicheren Feind fernhalten. Es ist der Islam, der schon Jahrhunderte früher als das Christentum in Afrika Fuss gefasst hat und dessen Glaubensboten neuerdings auch in Neuguinea erschienen sind. Nicht gering darf man die Fortschritte veranschlagen, die er gemacht hat und noch immer macht. Denn seine Lehre kommt in ihrer Einfachheit dem Verständnis und den Anschauungen des Negers sehr entgegen und tastet althergebrachte Einrichtungen, die das Christentum mit aller Macht bekämpft, nicht an z. B. die Sklaverei, die Vielweiberei und die untergeordnete Stellung der Frau. Da drängt sich schon von selbst die Frage auf, ob Christentum oder Islam in unseren Schutzgebieten die Losung sein soll, weil beide Religionen nicht nebeneinander bestehen können und sich ihrem

innersten Wesen nach — die eine predigt den Frieden, die andere den Krieg — gegenseitig ausschliessen. Manche Reisende z. B. Binger und Passarge treten für den Islam ein, der auch in den mohamedanischen Kolonien Frankreichs und Hollands eher begünstigt als gehindert wird. Unleugbar beeinflusst er die wirtschaftliche und politische Entwickelung des Negers nicht unerheblich und tritt in Afrika in mancher Beziehung als Kulturförderer auf, indem er die Eingeborenen an gewisse Reinlichkeits- und Speisegesetze gewöhnt, sie die Nacktheit verachten lässt und durch die Einführung des Korans und der arabischen Schrift ihr geistiges Fassungsvermögen erweitert. Andrerseits darf man sich jedoch über die schwerwiegenden Nachteile nicht hinwegtäuschen, die jenen Vorteilen gegenüberstehen und sie mehr als aufwiegen. Die vom Islam geduldete Sklaverei hat die Greuel des Sklavenhandels und Sklavenraubes zur Voraussetzung, und statt der kleinen Negerreiche, die infolge ihrer Zersplitterung schwach und ungefährlich sind, droht die festgefügte, organisierte Macht der grossen mohamedanischen Staatenverbände. Die breiteren Schichten des Volkes s nd allerdings nicht fanatisch. Ihr mohamedanischer Glaube beschränkt sich auf einige Äusserlichkeiten, unter deren oberflächlicher Tünche die alten heidnischen Gebräuche des Fetischdienstes nach wie vor fortleben. Um so eifrigere Anhänger des Propheten sind jedoch die Häuptlinge und die Vornehmen, und die Geschichte des Sudan hat es wiederholt erlebt, dass ein religiöser Fanatiker die Menge in den heiligen Glaubenskrieg mit fortriss. Wo also der Halbmond herrscht, dort ist, wie es die Holländer schon zu ihrem Schaden erfahren haben, der Eingeborene für wahren Fortschritt und wirkliche Civilisation verloren, dort ist für christliche Gesittung und Thätigkeit keine Stätte mehr. Denn es hält viel schwieriger, einen Mohamedaner als einen Heiden zu bekehren. So ist der Fetisch unser natürlicher Verbündeter, der Islam unser natürlicher Feind, und es handelt sich in Afrika an letzter Stelle weniger um einen Völkerkampf zwischen Weissen und Schwarzen, sondern um die Entscheidung, ob der dunkle Erdteil dem Christentum oder dem slam zufallen soll. Jedenfalls ist es vom praktischen und moralischen Standpunkte aus gleich wichtig und notwendig, durch Vorbild, Schule und Mission in unserm Sinne auf die Eingeborenen einzuwirken. Dieses Unterfangen ist keineswegs leicht. Aber mit Geduld, Geduld und nochmals Geduld wird es gelingen, die Bewohner unserer Kolonien zu treuen Unterthanen unseres Kaisers und zu brauchbaren Menschen zu erziehen.

Thatsächlich sind wir schon ein gutes Stück vorwärts gekommen, und die anfänglich so drohende Arbeiterfrage hat viel von ihren Schrecken verloren. Abgesehen von Südwestafrika, das europäische Ansiedler aufzunehmen vermag, war sie am leichtesten in Togo zu lösen, dessen Eingeborene von jeher tüchtige Ackerbauer waren und sich dem europäischen Einfluss sofort zugänglich zeigten. Auch in Kamerun kommen die Binnenbewohner, namentlich die Yaunde und die durch Zintgraff gewonnenen Bali, scharenweise zur Arbeit an die Küste. Ebenso haben sich die unruhigen, kriegerischen Bakwiri in friedliche Arbeiter verwandelt, und die faulen Küstenneger, die nach der Vernichtung des Zwischenhandels ihren mühelos betriebenen Haupterwerbszweig einbüssten, bequemen sich wohl oder übel ebenfalls zur anstrengenderen Plantagenarbeit, so dass man die eingeführten Kruneger immer mehr entbehren kann.[1]) In Ostafrika sind die Wanjamwesi von Haus aus ein tüchtiges Ackerbau- und Trägervolk, und in gleicher Weise verdingen sich die Wassukuma und die Küstenbewohner in immer mehr wachsender Zahl auf die Plantagen. Nicht minder ist die zunehmende Ausdehnung der Kokospflanzungen ein Sporn für die behäbigen Marshall-Insulaner geworden, ja es ist sogar geglückt, unter den tiefstehenden Papuas Kaiser Wilhelmslands einige Küstenstämme, insbesondere die Jabims am Finschhafen, zu annehmbaren Arbeitern heranzubilden. Als tüchtige Kräfte bekannt und geschätzt sind endlich die Eingeborenen des Bismarck-Archipels und der Salomoneninsel Buka. In dem zu diesem Zwecke auf Herbertshöhe angelegten Arbeiterdepot sind 1891 gegen 1700, im Jahresdurchschnitt über 1000 Insulaner angeworben worden. Das Arbeitergeschäft, das wegen seiner willkürlichen, gewaltthätigen Handhabung früher zu den ärgsten Misständen in der Südsee gehörte und einen ununterbrochenen Kriegszustand heraufbeschwor, ist durch die Errichtung einer Centrale und durch andere Bestimmungen wesentlich erleichtert. Die Arbeiterwerbung geschieht unter der Aufsicht des Kaiserlichen Kommissars, und die Wegführung der Eingeborenen nach fremden Pflanzungen ist verboten. Wer nicht arbeiten will, wird nicht dazu gezwungen, wer sich bereit erklärt, kann auf eine gute Behandlung rechnen, und die wohlthätigen Folgen sind nicht ausgeblieben.

---

[1]) Ausgenommen sind vielleicht die Dualla, die im Dienste der europäischen Faktoreien oder als selbständige Händler immer noch genug am Handel verdienen, wenn sie auch nicht mehr so hohe Einnahmen haben wie zur Blütezeit ihrer Handelsmonopole.

Aber trotz aller Arbeitswilligkeit sind die Eingeborenen immer noch unzuverlässig und wenig ausdauernd, und mit der Ausdauer fehlt ihnen zugleich Übung, Geschick und Fertigkeit im Plantagenbetrieb. Obendrein reichen sie weder durch ihre Leistungsfähigkeit noch durch ihre Zahl zur Deckung des Bedarfs aus, und um nicht von ihrem guten Willen abhängig zu sein, sind fremde Arbeiter — in Westafrika die Wei- und Kruneger,[1]) in Ostafrika und in der Südsee chinesische und japanische Kulis — eingeführt worden, die bei der Nutzbarmachung unserer Kolonien noch eine wichtige Rolle spielen. Sie sind wegen ihrer Billigkeit und Bedürfnislosigkeit neben den Eingeborenen die einzig brauchbaren Arbeiter unter dem verderblichen Tropenklima und überall dort verwendbar, wo unsere Arbeiter massenhaft hinsterben würden. 1892 waren in Kaiser Wilhelmsland 895 Eingeborene und 950 Kulis thätig, 1894 stieg die Zahl der ersteren auf 1000, die der letzteren auf 1750, und in Deutsch-Ostafrika waren ebenfalls Tausende chinesischer und malayischer Arbeiter beschäftigt. Von allem Anfang an kostete es jedoch viele Mühe, Kulis in genügender Menge zu erhalten, weil die englischen und holländischen Behörden ihrer Anwerbung die erdenklichsten Schwierigkeiten in den Weg legten aus Besorgnis, dass die deutschen Unternehmungen mit ihren eigenen in Wettbewerb treten könnten. Wenn man daher auch die Kulis nicht entbehren kann, so sieht man doch neuerdings immer mehr von ihrer Einfuhr ab und versucht es mit den Eingeborenen. Die Plantage Stephansort, die grösste Kaiser Wilhelmslandes, vermag ihre farbigen Arbeitskräfte im wesentlichen schon aus dem Lande selbst zu entnehmen, fast alle Pflanzungen Kameruns sind mit Einheimischen besetzt, und in Ostafrika, wo zur Zeit gegen 5000 Neger im Wirtschaftsbetrieb thätig sind, verschwinden die asiatischen Arbeiter derart, dass während der letzten Jahre überhaupt keine Kulis mehr eingeführt wurden. Damit erledigen sich die Befürchtungen derer, die in den Kulis einen Nebenbuhler des deutschen Arbeiters und in ihrem massenhaften Zuzug eine Chinesengefahr für unsere Kolonien erblickten.

Von volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten aus ist es auch viel

---

[1]) Die Kru arbeiten im allgemeinen nur auf oder an der See, die Wei dagegen verstehen als Binnenstamm von Seearbeit wenig und lieben auch das Meer nicht, so dass sie hauptsächlich für das Innere in Betracht kommen. Schon einen Tagemarsch landeinwärts ist kein Kru mehr zu bemerken. Da man aber meist nur die Küste kennen lernt, so werden die mehr ins Auge fallenden Kru viel häufiger erwähnt als die ebenso fleissigen Wei (H. Gruner).

nutzbringender, wenn die Bewohner der deutschen Schutzgebiete selbe zugreifen, weil dann der ausbezahlte Lohn im Lande bleibt und die Bevölkerung in den Stand setzt, sich europäische Erzeugnisse anzuschaffen und ihr Leben bequemer zu gestalten. Mit diesem Schritte würde sie sofort aus ihrer Bedürfnislosigkeit heraustreten und zu einem Abnehmer unserer Industrie werden. Jetzt sind unsere schwarzen Unterthanen noch viel zu anspruchslos, um belebend auf die deutsche Gewerbethätigkeit einzuwirken. Allein die fortgesetzte Berührung mit den Fremden wird sie auf eine immer höhere Kulturstufe heben, und da die wirtschaftliche Ausnutzung der Kolonien tausenderlei Dinge und Geräte erfordert, die aus dem Mutterlande bezogen werden müssen, so erweitern sich die Schutzgebiete zu Absatzmärkten für unsere Industrie. Umgekehrt versorgen sie uns in steigendem Masse mit Kolonialwaren und Rohmaterial; und wie derjenige Handel am meisten lohnt, der auf dem Austausch der fertigen Fabrikate gegen Rohstoffe beruht, so kann er nirgends so gewinnbringend betrieben werden als mit eigenen Tropenbesitzungen. Allerdings werden wir nie daran denken können, unsern ganzen Bedarf aus unsern Schutzgebieten zu decken und alle unsere Gewerbeerzeugnisse dort abzusetzen; aber auf jeden Fall haben wir uns Zukunftsgebiete gesichert, die uns nicht mehr wie früher von dem guten Willen der andern Kolonialstaaten abhängig machen.

Die Bedeutung unseres überseeischen Besitzes liegt somit vielmehr in der Zukunft als in der Gegenwart, und die deutschen Kolonien dürfen nicht bemessen werden nach dem, was sie heute liefern und heute kosten, sondern nach dem, was sie einmal liefern und einbringen werden. Der Gegenwart fallen zunächst die Opfer für ihre Erschliessung und Entwickelung zu, die Zukunft kann ihren Wert sicherer wägen, und gerade in handelspolitischer Beziehung werden unsere Schutzgebiete einst von besonderer Wichtigkeit sein. Denn einmal sind alle Zweige unserer mächtig entwickelten Industrie mehr oder minder abhängig von den Rohstoffzufuhren aus dem Auslande. Andererseits ist die Verbrauchsfähigkeit Deutschlands auf die Dauer nicht imstande, die immer mehr anwachsende Masse der erzeugten Fabrikate aufzunehmen und innerhalb der eigenen Grenzen unterzubringen[1]), und die Notwendigkeit, sie

[1]) Der Wert der deutschen Ein- und Ausfuhr ist in den letzten 24 Jahren um 2248 Millionen Mark gewachsen, denn er betrug 1872 5956 Millionen Mark, 1896 dagegen 8204 Millionen Mark.

in steigender Menge auszuführen, wird von Jahr zu Jahr stärker, da die heimische Industrie zu ihrer eigenen Erhaltung und zu der des Reiches ununterbrochener und zunehmender Beschäftigung bedarf. Über kurz oder lang wird aber der deutsche Exporthandel, wenn nicht unberechenbare Ereignisse eintreten, an der Grenze seiner Absatzmöglichkeit angelangt sein, weil in den andern Staaten dieselbe Erscheinung wiederkehrt. Die Verschärfung des wirtschaftlichen Wettbewerbes, die aus der gewerblichen Übererzeugung entspringt, bringt es mit sich, dass jede Handelsmacht fremden Waren die Thore zu sperren und den Gegner zu verdrängen beginnt, um der eigenen Gewerbethätigkeit Raum zu schaffen. Die Unterbindung der Ausfuhr würde aber eine ausgedehnte Arbeitslosigkeit und damit schwere sociale und wirtschaftliche Katastrophen zur Folge haben. Daher das Bestreben aller Staaten, sich auf der für ihre Interessen allmählich enger werdenden Welt Gebiete zu sichern, die sie wirtschaftlich und politisch beherrschen und ihrem Handel auch dann noch offen halten können, wenn sich alle Macht in der Hand weniger grosser Weltreiche befinden sollte. Die wirtschaftliche Selbständigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika ist nur noch eine Frage der Zeit. Schon haben sie durch ein Zollschutzsystem, das seinen schärfsten Ausdruck in der Mc'Kinley-Bill gefunden hat, die fremde Einfuhr erheblich beeinträchtigt, und nach dem Grundsatze der Monroe-Doktrin „Amerika den Amerikanern" arbeiten sie offenkundig auf einen Zusammenschluss sämtlicher amerikanischer Staaten zu einem panamerikanischen Staatenbunde hin mit dem Endziel, den europäischen Handel gänzlich vom amerikanischen Markte fern zu halten und die amerikanischen Kolonien Europas an sich zu bringen. England hegt den Wunsch, die einzelnen Glieder seines Kolonialreiches, des grössten der Welt, zu einem gewaltigen Zollbund, einem Greater Britain, zu einen. Russland verfolgt für seinen asiatischen Besitz ein ähnliches Ziel, und Frankreich hat dieselben Bestrebungen, indem es sich energisch nach aussen absperrt. Japan, der rücksichtsloseste und gefährlichste Konkurrent Europas, der im Grunde genommen dem Abendlande abhold ist und seine unleugbaren Fortschritte nur benutzt, um seine europäischen Lehrmeister zu schädigen, suchte im Bunde mit China ebenfalls einen grossen ostasiatischen Zollverein zu gründen, um die fremde Industrie lahm zu legen. Wenn diese Staaten und Staatenbünde durch die ungeheure Übermacht ihres Besitzes und ihr politisches und wirtschaftliches Übergewicht den Löwenanteil des Welthandels an sich reissen, so bleibt für die andern nicht mehr viel Spielraum übrig. Die Furcht vor dem Emporkommen des neuen

ostasiatischen Nebenbuhlers Japan hat denn auch die politischen Massnahmen der europäischen Mächte mit veranlasst, die seit dem nicht um Koreas willen, sondern aus rein handelspolitischen Gründen geführten chinesisch-japanischen Kriege begannen und heute noch lange nicht beendet scheinen. China ist ja das Zukunftsgebiet für den Welthandel, und das 20. Jahrhundert wird allem Anschein nach den Kampf um China bringen. Die Ausbeutung seiner gewaltigen Kohlen- und Erzlager, die zweckmässige Verwendung seiner unermesslichen Arbeitskraft und die Herstellung moderner Verkehrsmittel eröffnen ein weites Feld für Europas Unternehmungsgeist, Industrie und Kapital. Jede Handelsmacht sucht sich dort möglichst viele Vorteile zu wahren, und bei den ungeheuren Interessen, die auch für uns in Ostasien auf dem Spiele stehen, war es höchste Zeit, dass wir uns, um unsern Handel zu erweitern oder ihm mindestens seine jetzige Ausdehnung zu gewährleisten, in China eine Stellung schufen, wie sie andere Staaten dort schon längst inne haben. Welcher Entwickelung der chinesische Handel fähig ist, geht daraus hervor, dass die europäische Einfuhr nach China 1889 374 Millionen, 1896 aber 700 Millionen Mark betrug und dass sich die europäische Ausfuhr aus China in demselben Zeitraume von 330 ebenfalls auf 700 Millionen Mark erhöhte.

Eine feste Stellung in Ostasien und in der Welt überhaupt kann aber nur errungen und gefestigt werden durch eine Seemacht, und die Sicherung und Erhaltung der Seegeltung und des freien Seeverkehrs, die mit der Erweiterung des Raumes Hand in Hand geht, setzt den Willen voraus, Opfer zu bringen, da es mit der Begeisterung allein nicht gethan ist. Verschwindend klein sind aber die Summen, die wir unsern Kolonien bisher zugewendet haben. Niemand wollte gern sein Geld zu ihrem Nutzen hingeben, weil nicht gleich ein hoher Gewinn zu erwarten war und weil der Wert des neuen Besitzes noch nicht feststand. Niemand trug jedoch Bedenken, seine Ersparnisse in griechischen, portugiesischen, argentinischen und anderen ähnlichen Papieren anzulegen und zu — verlieren. Nicht minder hemmend wirkte das geringe Verständnis und Interesse für koloniale Dinge, die in der fremden und erst recht natürlich in der deutschen Presse häufig einer hämischen Kritik unterworfen wurden und ein eigentümliches Licht auf die deutsche „Schutzherrschaft" warfen. Im Reichstag wurden wichtige sachliche Fragen vielfach übergangen, und die Debatte beschäftigte sich mit Vorliebe mit einzelnen an sich verdammenswerten Vorkommnissen und Skandalfällen, so dass nur ein Zerrbild unserer Kolonien zu Tage

gefördert wurde. Dazu kam, dass unvermeidliche Misserfolge die Stimmung herabdrückten, dass Befürchtungen aller Art, insbesondere vor politischen Verwickelungen, sich weiter Kreise bemächtigt hatten und dass bei den anfänglich obwaltenden zweifelhaften Verhältnissen Vertrauen und Zuversicht fehlten, die doch zur Erreichung von Erfolgen unbedingt notwendig sind.

Neuerdings ist in Deutschland ein bemerkenswerter Umschwung zum Bessern eingetreten, namentlich seit es der Regierung gelungen ist, für die verantwortungsvollsten Stellen in der Kolonialverwaltung tüchtige Männer zu gewinnen. Der unverkennbare wirtschaftliche Fortschritt hat ferner das heimische Kapital den Schutzgebieten gegenüber zugänglicher gemacht und berechtigt auch weiterhin zu den besten Hoffnungen. Alle in der Gründung begriffenen Pflanzungen sind schnell zu stande gekommen und meist überzeichnet worden, und neue Unternehmungen erstehen in grosser Zahl. So hat sich das Vertrauen auf die gedeihliche Zukunft unseres Überseebesitzes merklich gehoben, und immer mehr bricht sich die Erkenntnis Bahn, dass ein schwunghafter Kolonialhandel für das Mutterland eine Quelle des Reichtums ist, indem er die Industrie belebt, mittelbar die Landwirtschaft fördert, Geld ins Land bringt, das Verständnis für überseeische Dinge vertieft und den Gesichtskreis des Volkes erweitert. Freuen wir uns, dass die schwierige Anfangs- und Entwickelungszeit vorüber ist, vergessen wir aber auch nicht, dass nicht minder schwere Aufgaben andrer Art noch zu lösen sind. Denn wir dürfen nicht bloss einseitig nach Landerwerb streben und extensive Kolonialpolitik treiben, sondern wir müssen zugleich der intensiven Kolonialpolitik d. h. der wirtschaftlichen Entfaltung und zweckmässigen Ausnutzung des Erworbenen gerecht werden. Hat das deutsche Volk die Kolonialfrage erst als eine Lebensfrage erkannt, so wird es dem Werke, das in Mühe und Not, in Kämpfen und Sorgen geschaffen ward, schon selbst zu glücklichem Gedeihen forthelfen. Und wenn unsere Schutzgebiete einmal durch Lieferung der unentbehrlichen Kolonialwaren uns Millionen Mark erhalten, wenn sie Tausenden unserer Landsleute, die in der alten Heimat schwer zu ringen haben, lohnenden Verdienst bieten, dann dürfte statt der Angriffe auf die Kolonialpolitik wohl die Überzeugung Platz greifen, dass die Versuche, unseren Nachkommen einen Teil der Welt zu sichern, nicht vergebens waren. Heute ist der Deutsche nicht mehr wie früher ein Fremder ausserhalb seiner Heimat, und wie der weltbeherrschende Römer mit Stolz von sich sagen konnte: „Civis Romanus sum (Ich bin ein Römer)“

oder der Engländer selbstbewusst ausruft: „The world is rapidly becoming English (Die Welt wird in raschem Fluge englisch)“[1]), so sollten wir dem entgegenhalten, dass wir Deutsche sind. Doch es ist nicht Zeit, in die Ferne zu schweifen, die kolonialen Aufgaben liegen greifbar und nüchtern vor uns und verlangen ernste, ehrliche Arbeit. Pflicht eines jeden Deutschen ist es, mitzuwirken und mitzuhelfen, dass das grössere Deutschland jenseits des Meeres wachse, blühe und gedeihe und dass das grössere Deutschland fest und dauernd an unser Vaterland gekettet werde.

[1]) In welchem Masse das geschehen ist, geht daraus hervor, dass um die Mitte des 16. Jahrhunderts höchstens 3 Millionen Menschen englisch, fünfmal so viele deutsch sprachen. Noch gegen Mitte des 18. Jahrhunderts gab es nur 9 Millionen englisch und 20 Millionen deutsch Redender. Heute stehen 110—120 Millionen englisch Redender 60—70 Millionen Deutschen gegenüber.

Litteratur-Zusammenstellung.

Bei der überreichen Fülle und Weitschichtigkeit der Litteratur über die deutsche Kolonialpolitik und die deutschen Schutzgebiete kann es sich im Folgenden nur um die Angabe der unentbehrlichen Quellenwerke und einer Reihe sach- und zeitgemässer Bücher, Broschüren, Flugschriften und Aufsätze handeln. Eine ausführliche und ziemlich vollständige Litteraturzusammenstellung, die man bei eingehenderem Studium nicht entbehren kann, giebt Brose (s. d.). Einige neuere Fachzeitschriften z. B. der Tropenpflanzer und die Zeitschrift für tropische Landwirtschaft, die Zeitschrift für afrikanische und ozeanische Sprachen mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Kolonien und sämtliche Missionszeitschriften sind nicht benutzt. Den besten litterarischen Anhalt über die Thätigkeit der Missionare in den Kolonien gewähren Brose und das Deutsche Kolonialblatt. Ganz abgesehen ist endlich von der namentlichen Aufzählung aller derjenigen Abhandlungen, die in den unter Absatz I (Zeitschriften und Allgemeines) genannten kolonialen, geographischen und politischen Zeitschriften enthalten sind.

I. Zeitschriften und Allgemeines.

Alldeutsche Blätter. Organ des Alldeutschen Verbandes. Berlin.

Annalen der Hydrographie und Maritimen Meteorologie. Berlin.

Augsburger (Münchener) Allgemeine Zeitung. Wissenschaftliche Beilage.

Aus allen Weltteilen. Berlin.

Ausland, Das. Überschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde. Stuttgart.

Deutsche Geographische Blätter. Bremen.

Deutscher Kolonialkalender. Berlin.

Deutsches Kolonialblatt. Amtsblatt für die Schutzgebiete des Deutschen Reiches. Berlin.

Deutsche Kolonialzeitung. Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin.

Die deutsche Kolonialpolitik, Aktenstücke. Fortgesetzt als: Jahrbuch der deutschen Kolonialpolitik. Leipzig 1885—1890.

Export. Organ des Centralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland. Berlin.

Die Gegenwart. Wochenschrift für Litteratur, Kunst und öffentliches Leben. Berlin.

Geographisches Jahrbuch. Gotha.

Globus. Illustrierte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde. Braunschweig.

Grenzboten, Die. Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst. Leipzig.

Jahrbuch der deutschen Kolonialpolitik. Leipzig.

Kettlers Afrikanische Nachrichten. Weimar.

Koloniales Jahrbuch. Beiträge und Mitteilungen aus dem Gebiete der Kolonialwissenschaft und Kolonialpraxis. Berlin.

Kolonialpolitische Korrespondenz. Düsseldorf. Seit 1887 vereinigt mit der Deutschen Kolonialzeitung.

Meteorologische Zeitschrift. Wien.
Mitteilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland. Berlin.
Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den deutschen Schutzgebieten. Berlin.
Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft für Thüringen. Jena.
Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft. Wien.
Nachrichten über Kaiser Wilhelmsland und den Bismarck-Archipel. Berlin.
Österreichische Monatsschrift für den Orient. Wien.
Petermanns Mitteilungen aus J. Perthes Geographischer Anstalt. Gotha.
Zeitschrift und Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin.

L'Afrique explorée et civilisée. Génève.
Bulletin und Compte rendue des Séances de la Société de Géographie de Paris.
Bulletin de la Société Royale Belge de Géographie. Bruxelles.
Le Mouvement Géographique. Bruxelles.
Revue coloniale internationale. Amsterdam.
Revue française de l'Étranger et des Colonies et Exploration. Paris.
Revue maritime et coloniale. Paris.
Le Tour du Monde. Paris.
Proceedings of the Royal Geographical Society. London. Fortgesetzt seit 1893 als The Geographical Journal.
The Scottish Geographical Magazine, Edinburgh.

Brose, M., Die deutsche Koloniallitteratur von 1884—1895. Berlin 1897.
Nachtrag für 1896 im Kolonialen Jahrbuch für 1897 unter dem Titel: Repertorium der deutschen Koloniallitteratur S. 280—306.
Hasse, E., Übersicht über die kolonialpolitische Litteratur der Jahre 1879—82.
Conrads Jahrb. f. Nationalokonomie und Statistik. N. F. IV (1882), S. 306—325.

Baumgarten, J., Deutsch-Afrika und seine Nachbarn im Schwarzen Erdteil. Berlin 1887.
Deutschland und seine Kolonien im Jahre 1896. Berlin 1897.
Fitzner, R., Deutsches Kolonialhandbuch. Berlin 1896.
Frenzel, C. und G. Wende, Deutschlands Kolonien. Hannover 1889.
Hessler, C., die deutschen Kolonien. 4. Auflage. Leipzig 1897.
— — Kurze Landeskunde der deutschen Kolonien. 2. Auflage. Leipzig 1895.
Jung, K. E., Deutsche Kolonien. Ein Beitrag zur besseren Kenntnis des Lebens und Wirkens unserer Landsleute in allen Erdteilen. Leipzig 1884.
Kirchhoff, A., Die Schutzgebiete des Deutschen Reiches zum Gebrauch beim Schulunterricht. Halle a. S. 1893.
Oberländer, R., Deutsch-Afrika. Land und Leute, Handel und Wandel in diesen Kolonien. Leipzig 1885.
Partsch, J., Die Schutzgebiete des Deutschen Reiches. Text zu R. Kieperts deutschem Kolonialatlas. Berlin 1896.
— — Die Schutzgebiete des Deutschen Reiches. Für Schüler höherer Lehranstalten. Berlin 1893.
Roskoschny, H., Europas Kolonien. Westafrika vom Senegal zum Kamerun. Leipzig 1885.
Schanz, J., Neu-Deutschland. Kreuznach 1889.
Schmidt, R., Deutschlands Kolonien. 2 Bde. Berlin 1895/96.
Tromnau, A., Deutschlands Kolonien. Gotha 1889.
Volz, B., Unsere Kolonien, Land und Leute. Leipzig 1891.

Kiepert, R., Deutscher Kolonialatlas für den amtlichen Gebrauch in den Schutzgebieten. Berlin.

Kleiner Deutscher Kolonialatlas. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Langhans, P., Deutscher Kolonialatlas. Gotha.

II. Geschichte.

Armand, P., Le partage de l'Afrique. Bull. Soc. Géogr. Marseille 1890, S. 377.

B. E. K., Die Marine des Grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und die erste deutsche Expedition nach Westafrika. Leipzig 1895.

Banning, E., Le partage politique de l'Afrique d'après les transactions internationales les plus recentes. Bruxelles 1888.

Deutsch von A. Pfungst: Die politische Teilung Afrikas nach den neuesten internationalen Vereinbarungen. Berlin 1890.

Bär, M., Die deutsche Flotte von 1848—1852. Leipzig 1898.

Bartholomaeus, Deutsche Einwanderung in Polen im Mittelalter. Preuss. Jahrb. 86 (1896), S. 462.

Beelitz, Die deutschen Kolonisationen an der Westküste Afrikas nach ihren Vorgängen und ihrer Bedeutung. Köln 1885.

Beheim-Schwarzbach, M., Die Ansiedler Friedrichs des Grossen — ein Wink für die Gegenwart. Preuss. Jahrb. 57 (1886), S. 574—583.

— — Die maritime und koloniale Thätigkeit Friedrich Wilhelms des Grossen Kurfürsten. Zeitschr. f. Allg. Gesch. II (1885).

Behr, H. v., Kriegsbilder aus dem Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika. Leipzig 1891.

Bittrolf, Der Krieg in Deutsch-Südwestafrika. Karlsruhe 1895.

Bley, F., Die Versumpfung unserer Kolonialpolitik. Zukunft XVI (1896), S. 467.

Blum, H., Fürst Bismarck und seine Zeit. Bd. VI. München 1895.

Blümcke, K., Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika und seine Niederwerfung im nördlichen Teil. 2. Auflage. Berlin 1890.

Boshart, A., Die Zustände im deutschen Schutzgebiete von Ostafrika, deren Ursache und Wirkungen. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. u. Statistik XII (1890), S. 390—400, 445—452.

Brandenburg-Preussen auf der Westküste von Afrika, 1681—1721. Verfasst vom Grossen Generalstabe. Berlin 1885.

Breitenbach, W., Kurze Darstellung der neuen deutschen Kolonialgeschichte. Heft 39 der deutschen Zeit- und Streitfragen. Hamburg 1888.

Brüggen, E. v. d., Der Kanzler und die Kolonisation. Preuss. Jahrb. 55 (1885), S. 171.

— — Der Deutsche Kolonialverein. Preuss. Jahrb. 51 (1883), S. 64.

Burgsdorff, v., Hendrik Witbooi. Militär-Wochenblatt 1895, S. 1173—1177.

Busse, L., Die Begründung der deutschen Machtstellung in Afrika. Preuss. Jahrb. 58 (1886), S. 253—282.

Caprivi Africanus. Zukunft II (1893), S. 433—439.

Charpentier, Entwickelungsgeschichte der Kolonialpolitik des Deutschen Reiches. Berlin 1886.

Demay, Ch., Histoire de la colonisation allemande. Paris 1890.

Engelnstädt, N. v., Ein geschichtlicher Rückblick auf die deutsche Kolonisation in Afrika und Melanesien. Gotha 1892.

Fabri, F., Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik. Gotha 1889.

— — Der deutsch-englische Vertrag. Köln 1890.

Falke, Sächsische Bergleute auf St. Domingo. Archiv f. Sächs. Geschichte. Leipzig 1869, S. 406.

Gaudefroy-Demombynes, M., Zanzibar, le traité Anglo-Allemand et l'Est Africain. Revue de Géogr. XXVII (1890), S. 297—304.

Göbel, K., Eine vergessene deutsche Kolonie in Venezuela. Deutsche Revue 17 III (1892), S. 241.

Häbler, K., Welser und Ehinger in Venezuela. Ztschr. des Histor. Vereins f. Schwaben u. Neuburg XXI (1894), S. 66—86.

Hantzsch, V., Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts. Leipziger Studien auf dem Gebiete der Geschichte I (1895).

Hertslet, The Map of Africa by Treaty. 2 Bde. London 1894.

Hessel, K., Deutsche Kolonisation in Ostafrika. Aus Briefen und Tagebüchern des zu Kilwa umgekommenen Beamten H. Hessel. Bonn 1889.

Heyck, Brandenburgisch-deutsche Kolonialpläne. Ztschr. f. d. Geschichte d. Oberrheins. N. F. II (1887), S. 129—200.

Heydebreck, v., Aus den Kämpfen gegen Hendrik Witbooi und ihre Nutzanwendung für europäische Kriegführung. Militär-Wochenblatt 1897, S. 507, 536, 559, 585.

Hofmeister, Die maritimen und kolonialen Bestrebungen des Grossen Kurfürsten 1640 bis 1688. Emden 1886.

Israël, S., Bramiah und Dubreeka. Das neueste deutsche Gebiet an der westafrikanischen Küste. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. u. Statistik. VIII (1886), S. 410—415, 445—454.

Jühlke, K., Die Erwerbung des Kilimandscharo-Gebietes. Sonderabdruck aus der Kölnischen Zeitung.

Kaerger, K., Caprivi als Kolonialpolitiker. Zukunft IX (1894), S. 308—318.

— — Manchesterliche Kolonialpolitik. Zukunft XI (1895), S. 605—612.

Kärnbach, L., Die bisherige Erforschung von Kaiser Wilhelmsland und der Nutzen der Anlage einer Forschungsstation. Berlin 1893.

Keltie, J. Scott, The partition of Africa. 2. Auflage. London 1895.

Kirchhoff, A., Die Bedeutnng deutscher Kolonisation in Vergangenheit und Gegenwart. Deutsche Revue 12 II (1887), S. 56.

Koschitzky, M. v., Deutsche Kolonialgeschichte. 2 Bde. Leipzig 1887.

Lage, die, in Ostafrika unmittelbar vor und nach dem deutsch-englischen Vertrage. Dresden 1890.

Lawson-Kingon, W., The Germans in Damaraland. Capetown 1889.

Leist, H., Der Fall Leist. Zukunft XVI (1896), S. 259—271.

Leutnants und Assessoren in Ostafrika. Zukunft III (1893), S. 276.

Lindeman, M., Deutsche Kolonialbestrebungen. Deutsche Geogr. Blätter VI (1883), S. 223—234.

Märcker, Kriegführung in Ostafrika. Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1894, S. 149—177.

Miessler, A., Zur Erwerbung Deutsch-Ostafrikas. Dtsche Rdsch. f. Geogr. u. Statistik XIV (1892), S. 396—403, 455—459.

Mollwo, C., Aus einem Kölner Aktenstück über den Besitz der Welser auf den Kanarischen Inseln im 16. Jahrhundert. Ztsch. des Histor. Vereins f. Schwaben u. Neuburg XXIII (1896) S. 248.

Musoni, F., L'Europa in Africa. Udine 1896.

Öttinger, P., Unter kurbrandenburgischer Flagge. Deutsche Kolonialerfahrungen vor 200 Jahren. Berlin 1886.

Porta, W. de, Die Anfänge der preussischen Marine und Kolonialpolitik. Im neuen Reich 1880, II, S. 696—709.

Reichard, K., Die Welser in Venezuela. Im neuen Reich 1875 II, S. 41—55.

Rethwisch, J., Die Deutschen im Auslande. Beiträge zur Kolonial- und Auswanderungspolitik. Berlin 1889.

Richelmann, G., Meine Erlebnisse in der Wissmanntruppe. Magdeburg 1892.

Ring, V., Asiatische Handlungskompagnien Friedrichs des Grossen. Berlin 1890.

v. **Schele**, Über die Organisation der Kaiserlichen Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika und die kriegerischen Operationen daselbst während der Jahre 1893/94. Beihefte zum Militär-Wochenblatt 1896, S. 441—479.

Schmidt, R., Geschichte des Araberaufstandes in Ostafrika. Seine Entstehung, seine Niederwerfung und seine Folgen. Frankfurt a. O. 1892.

Schröder-Poggelow, Unsere Afrikapolitik in den letzten zwei Jahren. Berlin 1890.

Schück, R.,*) Brandenburg-Preussens Kolonialpolitik unter dem Grossen Kurfürsten und seinen Nachfolgern 1647—1721. 2 Bde. Leipzig 1889.

Schulze, E. O., Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe. Preisschrift der Jablonowskyschen Gesellschaft zu Leipzig 1896.

Schumacher, H. A. und H., Die Unternehmungen der Augsburger Welser in Venezuela. Hamburgische Festschrift zur Erinnerung an die Entdeckung Amerikas. Bd. II. Hamburg 1892.

Schwerin, F. v., Zur innern Kolonisation in Pommern. Preuss. Jahrb. 86 (1896), S. 283.

Sieveking, H., Hamburger Kolonisationspläne 1840/42. Preuss. Jahrb. 86 (1896), S. 149.

Simonsfeld, H., Die Deutschen als Kolonisatoren in der Geschichte. Hamburg 1885.

Sohnrey, H., Eine Wanderfahrt durch die deutschen Ansiedelungsgebiete in Posen und Westpreussen. Berlin 1897.

Stuhr, P. F., Die Geschichte der See- und Kolonialmacht des Grossen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg. Berlin 1839.

Topf, H., Deutsche Statthalter und Conquistadoren in Venezuela. Sammlung gemeinv. wissensch. Vorträge. N. F. H. 163. Hamburg 1893.

Totzke, A., Deutschlands Kolonien und seine Kolonialpolitik. Minden i. W. 1885.

Treitschke, H. v., Die ersten Versuche deutscher Kolonialpolitik. Preuss Jahrb. 54 (1884), S. 555—566.

Vohsen, E., Zum deutsch-englischen Vertrag. Berlin 1890.

Wagner, J., Deutsch-Ostafrika. Geschichte der Gesellschaft für deutsche Kolonisation und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft. 2. Aufl. Berlin 1888.

Weissenborn, W., Sechs Jahre deutscher Kolonialpolitik. Berlin 1890.

Wiegand, H., Deutsche Kolonisation in Südamerika. Verhdlgn. 11. Deutsch Geogr.-Tag. Bremen 1896, S. 150—165.

Winton, Fr. de, England and Germany in East Africa. Nineteenth Century 1889.

Zimmermann, A., Geschichte der preussisch-deutschen Handelspolitik, aktenmässig dargestellt. Oldenburg 1892.

— — Kolonialgeschichtliche Studien. Oldenburg 1895.

Zintgraff, E., Meine Beschwerden gegen das Kaiserl. Gouvernement in Kamerun. Hamburg 1893.

III. Landes- und Volkskunde.

Andersson, Ch. J., Lake Ngami; or explorations and discoveries in the wilds of South Western Africa. London 1856. Deutsch: Reisen in Südwestafrika bis zum See Ngami. 2 Bde. Leipzig 1857/58.

*) Ist das wichtigste einschlägige Quellenwerk über den Gegenstand und verzeichnet auch vollständig die Litteratur, von der im Folgenden nur einige leichter zugängliche Arbeiten angeführt sind.

Barth, H., Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. 5 Bde. Gotha 1857/58.

Barthel, K., Völkerbewegungen auf der Südhälfte des afrikanischen Kontinents. Mtlgn. Verein f. Erdk. Leipzig 1893.

Bässler, A., Südseebilder. Berlin 1895.

Baudouin, Die Bewohner von Neu-Mecklenburg. Mitteil. Geogr. Ges. Lübeck 1889. S. 55. Bull. Soc. Géogr. Commerc. Havre 1887.

Baumann, O., In Deutsch-Ostafrika während des Aufstandes. Wien 1890.

— — Usambara nnd seine Nachbargebiete. Berlin 1891.

— — Die kartographischen Ergebnisse der Massai-Expedition des Deutschen Antisklaverei-Comités. Geogr. Mtlgn. Ergänzungsheft 111 (1894).

— — Durch Massailand zur Nilquelle. Reisen und Forschungen der Massai-Expedition des Deutschen Antisklaverei-Komités in den Jahren 1891—1893. Berlin 1894.

— — Die Insel Mafia. Wissenschaftl. Veröffentl. d. V. f. Erdk. zu Leipzig III (1896). Die Insel Sansibar. Ebd. III (1897).

Baumgarten, J., Ostafrika, der Sudan und das Seengebiet. Gotha 1890.

Baur et Le Roy, A travers le Zanguébar, voyage dans l'Oudoé, l'Onzigoua, l'Oukwéré, l'Oukami et l'Ousagara. Tours 1886.

Becker, J., La vie en Afrique. Bruxelles 1887.

Beucke, Über die Regenzeiten in Ostafrika. Jena 1890.

— Beiträge zur Kenntnis des Klimas von Deutsch-Ostafrika. Schulprogramm, Breklum 1892.

Binder, J., Das Evheland mit dem deutschen Togogebiet in Westafrika. Stuttgart 1893.

Binger, Du Niger au Golfe de Guinée par le pays de Kong et le Mossi (1887—89). 2 Bde. Paris 1891.

Böhm, R., Von Sansibar zum Tanganyika. Briefe aus Ostafrika. Nach dem Tode des Reisenden mit einer biographischen Skizze herausgegeben von H. Schalow. Leipzig 1887.

Bonaparte, Prince R., Le fleuve Augusta. Paris 1887.

— — Le Golfe Huon. Paris 1888.

Boshart, A., Zehn Jahre afrikanischen Lebens. Leipzig 1898.

Brandt, M. v., Kiautschou. Deutsche Rundschau 1898, S. 282—286.

Brinker, Aus dem Hererolande, Erinnerungen an Kriegswirren und Missionarische Friedensarbeit. Barmer Missionshaus 1896.

Brunache, P., Le centre de l'Afrique. Autour du Tchad. Paris 1894.

Buchner, M., Kamerun. Leipzig 1887.

Bülow, F. v., Reiseskizzen und Tagebuchblätter aus Deutsch-Ostafrika. Berlin 1888.

— F. J. v., Deutsch-Südwestafrika. Drei Jahre im Lande Hendrik Witboois. Berlin 1896.

— H. v., Der deutsche Besitz in Schantung. Leipzig 1898.

Burdo, A., Am Niger und Benuë. Sechs Monate im Hinterlande von Kamerun. Deutsch von P. Heichen. Leipzig 1886.

Bürgi, E., Durch deutsches und englisches Evheland. Eine Missionsreise. Bremen 1890.

Burton, R. F., The Lake Regions of Central-Africa. London 1860.

— — Zanzibar. 2 Bde. London 1872.

— — Abeokuta and the Cameroons Mountains. 2 Bde. London. 1863.

Büttner, C. G., Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Smlg. von Vorträgen. XII, H. 7—9. Heidelberg 1884.

— — Lieder nnd Geschichten der Suaheli. Berlin 1894.

Cameron, V. L., Across Africa. 2 Bde. 4. Aufl. London 1877. Deutsch: Quer durch Afrika. Leipzig 1877.

Chalmers, J. und W. W. Gill, Neuguinea. Reisen und Missionsthätigkeit während der Jahre 1877—1885. Deutsche Ausgabe 1886.

Cölln, D. v., Bilder aus Ostafrika. Berlin 1891.

Dahl, Über den Bismarck-Archipel. Vhdlgn. Dtsch. Zool. Ges. 1897, S. 204—210.

Decken's, Baron C. C. v. d., Reisen in Ostafrika. Bearbeitet von O. Kersten. 3 Bde. Heidelberg 1869/79.

Dove, K., Das Klima des aussertropischen Südafrika mit Berücksichtigung der geographischen und wirtschaftlichen Beziehungen. Göttingen 1888.

— — Deutsch-Südwestafrika. Ergebnisse einer wissenschaftlichen Reise im südlichen Damaralande. Petermanns Geogr. Mtlgn. Ergänzungsheft 120 (1896).

— — Südwest-Afrika. Kriegs- und Friedensbilder aus der ersten deutschen Kolonie. Berlin 1896.

Drummond, H., Inner-Afrika. Deutsche Ausgabe. Gotha 1890.

Dybowski, J., La route du Tchad. Du Loangi au Chari. Paris 1893.

Ellis, A. B., The Ewe-Speaking Peoples of the Slave Coast of West Africa. London 1890.

Engler, A., Beiträge zur Flora von Afrika. Englers Botanische Jahrbücher. Leipzig, seit 1891.

— — Über die Hochgebirgsflora des tropischen Afrika. Berlin 1892.

— — Über die Gliederung der Vegetation von Usambara und der angrenzenden Gebiete. Abhandl. Kgl. Preuss. Akad. d. Wiss. Berlin 1894.

Engler, A., Schumann, Warburg, Gilg u. s. w., Die Pflanzenwelt Ostafrikas und der Nachbargebiete. Deutsch-Ostafrika Bd. V. Berlin 1895.

— — Über die Flora der deutschen Schutzländer in Westafrika. Gartenflora 1885.

Esser, M., An der Westküste Afrikas. Wirtschaftliche und Jagdstreifzüge. Köln 1898.

Fabri, F., Angra Pequena und Südwestafrika. Elberfeld 1884.

Finsch, O., Samoafahrten. Reisen in Kaiser Wilhelmsland und Englisch-Neuguinea in den Jahren 1884 und 1885 an Bord des deutschen Dampfers „Samoa". Leipzig 1888.

Fischer, G. A., Bericht über die im Auftrage der Geographischen Gesellschaft in Hamburg unternommene Reise in das Massailand. Mtlgn Geogr. Ges. Hamburg 1884/85, S. 36—99, 189—279.

— — Das Massailand (Deutsch-Ostafrika). Hamburg 1885.

Flegel, E. R., Städtebilder aus Westafrika. Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 1880, S. 300—327.

— — Westafrikanische Scenerien. Ebd. 1883, S. 392—400.

— K., Vom Niger-Benuë. Briefe aus Afrika von Eduard Flegel. Leipzig 1890.

Förster, Brix, Deutsch-Ostafrika. Geographie und Geschichte der Kolonie. Leipzig 1890.

— — Das Seengebiet von Deutsch-Ostafrika. Unsere Zeit 1891, S. 36—58.

François, H. v., Nama und Damara. Südwestafrika. Magdeburg 1896.

Franzius, G., Ein Ausflug nach Kiautschou. Vhdlgn. Abt. Berlin-Charlottenburg d. Dtsch. Kol.- Ges. II (1897/98).

— — Kiautschou. Deutschlands Erwerbung in Ostasien. Berlin 1898.

Futterer, K., Beiträge zur Kenntnis des Jura in Ostafrika. Ztschr. d. Deutschen Geol. Ges. 46 (1893).

Galton, F., Narrative of an Explorer of Tropical South Africa being an account of a visit to Damaraland in 1851. Neue Ausgabe. London 1889. Deutsch: Bericht eines Forschers im tropischen Südafrika. Leipzig 1854.

Ganzenmüller, K., Useguha und Usaramo, Ukhutu, Usagara und Ugogo. Mtlgn. Verein f. Erdkunde. Halle 1886, S. 94.

Giraud, V., Les lacs de l'Afrique équatoriale. Voyage d'exploration exécuté de 1883 à 1885. Paris 1889.

Glauning, Uhehe. Vhdlg. Abt. Berlin-Charlottenburg d. Dtsch. Kol.-Ges. II (1897/98).

Goetzen, Graf G. A. v., Durch Afrika von Ost nach West. Berlin 1895.

Guppy, H. B., The Solomon Islands, their geology, general features and suitability for colonization. London 1887.

— — The Solomon Islands and their natives. London 1887.

Gürich, G., Goldlagerstätten in Deutsch-Südwestafrika. Ztschr. Deutsch. Geol. Gesellsch. 1889, S. 569—573.

— — Geologisch-mineralogische Beobachtungen aus Südwestafrika. Neues Jahrb. f. Min. u. Geol. 1890, S. 103.

— — Deutsch-Südwestafrika. Reisebilder und Skizzen aus den Jahren 1888 und 1889. Hamburg 1891.

Hagen, A., Les Indigènes des Iles Salomon. L'Anthropologie IV (1893), S. 1—10, 192—216.

— — Voyage aux Iles Salomon. C. R. Ass. Franç. Avancement 21 II (1893), S. 820—834.

Hager, C., Kaiser Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel. Leipzig 1886.

— — Die Marschall-Inseln in Erd- und Völkerkunde, Handel und Mission. Leipzig 1886.

Hartzer, F., Cinq ans parmi les Sauvages de la Nouvelle-Bretagne et de la Nouvelle-Guinée. Issoudun 1888.

Henrici, E., Das deutsche Togogebiet und meine Afrikareise. Leipzig 1888.

Hermann, J. B., Deutschland in der Südsee. Leipzig 1885.

Hernsheim, F., Südsee-Erinnerungen. Berlin 1883.

Hesse-Wartegg, E. v., Schantung und Deutsch-China. Leipzig 1898.

— — Die Marshall-Inseln. Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 1887, S. 297—308.

Hessler, C., Deutsch-Kiautschou. Kurze Beschreibung von Land und Leuten. Leipzig 1898.

Hindorf, Zwei Jahre in den deutschen Besitzungen von Neuguinea. Jahresber. Geogr. Ges. Greifswald V (1893), S. 114—123.

Höhnel, L. v., Ost-Äquatorialafrika zwischen Pangani und dem neu entdeckten Rudolfsee. Geogr. Mtlgn. Ergänzungsheft No. 99 (1890).

— — Zum Rudolfsee und Stephaniesee. Die Forschungsreise des Grafen Samuel Teleki in Ost-Äquatorialafrika. Wien 1891.

— —, A. Rosiwal, F. Toula und E. Suess, Beiträge zur geologischen Kenntnis des östlichen Afrika. Denkschr. K. k. Akad. d. Wiss. Math.-nat. Kl. Wien 58 (1891), S. 447—584.

Holzapfel, P., Bodenbau und Bewässerung des deutschen Ostafrika. Halle 1890.

Hore, E. C., Tanganyika. Eleven years in Central Africa. London 1892.

Hübler, M., Zur Klimatographie von Kamerun. Münchener Geogr. Studien 1896. Vergl. Geogr. Ztschr. II (1896), S. 704—706; III (1897), S. 168—169.

Jäger, H., Kamerun und Sudan. Berlin 1892.

Janke, Das deutsche Neuguinea-Schutzgebiet. 20. Jahresbericht V. f. Erdk. Metz 1898, S. 38—53.

Johnston, H. H., The Kilimanjaro Expedition. London 1886. Deutsch von W. v. Freeden: Der Kilima-Ndjaro. Forschungsreise im östlichen Äquatorial-Afrika. Leipzig 1886.

Junker, W., Reisen in Afrika 1875—1886. 3 Bde. Olmütz 1889/91.

Kallenberg, F., Auf dem Kriegspfade gegen die Massai. München 1892.
Kingsley, Mary H., Travels in West-Africa, Congo Français, Corisco and Cameroons. London 1897.
Kirchhoff, A., Was bedeutet uns Angra Pequena? Unsere Zeit 1884, S. 145.
Kling, Meine Reisen im Togolande. Jahresber. Württemb. V. f. Handelsgeographie 1891, S. 89—113.
Kollmann, P., Der Nordwesten unserer ostafrikanischen Kolonie. Eine Beschreibung von Land und Leuten am Victoria Nyansa nebst Aufzeichnung einiger daselbst gesprochener Dialekte. Berlin 1898.
Krapf, J. L., Reisen in Ostafrika, ausgeführt in den Jahren 1837—1855. Kornthal 1858.
Krenzler, E., Ein Jahr in Ostafrika. Ulm 1888.
Krüger, C., Dr. E. Henrici, die Togogesellschaft und das deutsche Togogebiet. Berlin 1889.
Langhans, P, Die Bevölkerungsverhältnisse im deutschen Kamerungebiete. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. und Statistik IX (1887), S. 145—151.
Le Monnier, F. v., Angra Pequena. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. u. Statistik VI (1884), S. 529—532.
Lent, C., Tagebuchberichte der Kilimandjaro-Station. Berlin 1894.
Le Roy, A, Au Kilima-Ndjaro. Paris 1893.
Leutwein, Deutsch-Südwestafrika. Vhdlgn. d. Deutschen Kol.-Ges. Abt. Berlin-Charlottenburg III (1898/99).
Liebert, Neunzig Tage im Zelt. Meine Reise nach Uhehe. Berlin 1898.
Löblich, Kamerun und sein Hinterland. 16. Jahresber. Verein f. Erdkunde. Metz 1894, S. 97—112.
Ludloff, R. F., Nach Deutsch-Namaland (Südwestafrika). Berlin 1891.
Mager, H., Les Iles Salomon. Revue de Géographie 1888.
Märcker, G., Die Küste des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes. Kettlers Afrik. Nachrichten 1 (1892), S. 43, 64, 81.
Maistre, C., A travers l'Afrique centrale. Du Congo au Niger. Paris 1895.
Meinecke, G., Aus dem Lande der Suaheli. Reisebriefe und Zuckeruntersuchungen am Pangani. Vegetationsbilder von O. Warburg. Berlin 1895.
Merensky, A., Deutsche Arbeit am Nyassa. Berlin 1894.
Meyer, A. B., Neuer Beitrag zur Kenntnis der Vogelfauna von Kaiser Wilhelmsland. Abh. u. Berichte K. Zool. u. Antrop.-Ethnogr. Museums. Dresden 1892/93.
— H., Zum Schneedom des Kilima Ndscharo. Berlin 1888.
— — Ostafrikan. Gletscherfahrten. Forschungsreisen im Kilimandscharo-Gebiet. Leipzig 1890.
— — Die grossen Bruchspalten und Vulkane in Äquatorial-Afrika. Deutsche Geogr. Blätter XVI (1893), S. 105—127.
Missionaires, Les, de S. Em. le Cardinal Lavigerie. Près du Tanganika. Anvers 1892.
Michaelis, Was ist Kiautschou wert? Berlin 1898.
Moebius, K., A. Reichenow, G. Tornier, P. Matschie u. a., Die Säugetiere Deutsch-Ostafrikas. Deutsch-Ostafrika Bd. III und IV. Berlin 1896.
Morgen, C., Durch Kamerun von Süd nach Nord. Leipzig 1892.
Munz, G., Das Mangrovegebiet in Kamerun. Fernschau, Aarau VI (1894), S. 60—76.
Olpp, J., Angra Pequena und Grossnamaland. Elberfeld 1884.
— — Erlebnisse im Hinterlande von Angra Pequena. 2. Auflage. Leipzig 1886.
Oppel, A., Zur Landeskunde von Neuguinea. Deutsche Geogr. Blätter XV (1892) S. 297—312; XVI (1893), S. 20—66.

Ortmann, A., Die Korallriffe von Dar es Salaam und Umgegend. Zoolog. Jahrbücher VI (1892), S. 631—670.

Parkinson, R., Im Bismarck-Archipel. Erlebnisse und Beobachtungen auf der Insel Neu-Pommern. Leipzig 1886.

— — Beiträge zur Kenntnis des deutschen Schutzgebietes in der Südsee. Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 1889, S. 201—283.

Paesler, T., Von Mombasa nach dem Kilimandscharo. Reisetagebuch. Leipzig 1894.

Passarge, S., Adamaua. Bericht über die Expedition des Deutschen Kamerun-Comités in den Jahren 1893—94. Berlin 1895.

Penny, Ten years in Melanesia. London 1887.

Peters, K., Die Deutsch-ostafrikanische Kolonie in ihrer Entstehungsgeschichte und wirtschaftlichen Eigenart. 2. Auflage. Berlin 1889.

— — Das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet. München 1895.

Pfeil, Graf J., Der Bismarck-Archipel im deutschen Schutzgebiet in der Südsee. C. R. Congrès Internat. Géogr. Berne V (1892), S. 409—419.

— — Bilder aus dem Schutzgebiet in der Südsee. Westermanns Monatshefte 72 (1892), S. 525—547.

Plehn, F., Die Kamerunküste. Studien zur Klimatologie, Physiologie und Pathologie in den Tropen. Berlin 1898.

— R., Beiträge zur Volkskunde des Togogebietes. Halle 1898.

Powell, W., Unter den Kannibalen von Neubritannien. Deutsche Ausgabe. Leipzig 1884.

Ratzel, F., Völkerkunde. 2. Auflage. Leipzig 1895.

Rehbock, Th., Reisebilder aus Deutsch-Südwestafrika. Vhdlgn. Abt. Berlin-Charlottenburg d. Deutschen Kolonial-Gesellschaft II (1897/98).

Reichard, P., Zur Frage der Austrocknung Afrikas. Geogr. Ztschr. I (1895), S. 425—435.

— — Deutsch-Ostafrika. Das Land und seine Bewohner, seine politische und wirtschaftliche Entwickelung. Neue Ausgabe. Leipzig 1898.

Reichenow, A., Die deutsche Kolonie Kamerun. Landesbeschaffenheit, Pflanzen- und Tierleben. Berlin 1884.

Richard, Th., Deutsch-Ostafrika. Von Katanga nach Makapalile. Herrnhut 1892.

Richthofen, F. v., Der Friede von Schimonoseki in seinen geographischen Beziehungen. Geogr. Ztschr. I (1895), S. 19—39.

— — Schantung und seine Eingangspforte Kiautschou. Berlin 1898.

— — Kiautschou. Seine Weltstellung und voraussichtliche Bedeutung. Preuss. Jahrb. 1897. Vergl. Geogr. Ztschr. IV (1898), S. 103—107.

— — Die Bedeutung von Kiautschou. Gegenwart 1898, S. 244. — Vergl. Ztschr. f. prakt. Geologie 1898.

— — China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. Berlin. Bd. II, (1882), S. 173--266.

Riebe, O., Drei Jahre unter deutscher Flagge im Hinterland von Kamerun. Geschildert nach Tagebuchblättern des Karl Hörhold. Berlin 1897.

Rogozinski, E. de, Huit années d'exploration dans l'ouest de l'Afrique Équatoriale. Bull. Soc. Khédiv. de Géogr. Le Caire 1893, S. 717.

Rohlfs, G., Angra Pequena, die erste deutsche Kolonie in Afrika. Leipzig 1884.

Römer, C., Kamerun. Land, Leute und Mission. 6. Auflage. Basel 1893.

Seidel, A., Dar-es-Salaam, die Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas. Ein Kulturbild. Berlin 1898.

Schenck, A., Über Angra Pequena. Verhdlgn. d. Naturhist. Vereins d. Preuss. Rheinlande 1886, S. 130—141.

— — Gebirgsbau und Bodengestaltung von Deutsch-Südwestafrika. Vhdlgn. 10. Deutsch. Geogr.-Tages. Stuttgart 1893, S. 155.

— — Die Afrikaforschung und ihr gegenwärtiger Stand. I. Die deutschen Kolonien. Geogr. Ztschr. IV (1898), S. 336—349, 388—397, 574—588, 643—653

Schinz, H., Beiträge zur Kenntnis der Flora von Südwestafrika und der angrenzenden Gebiete. Verhdlgn. d. Botanischen Vereins d. Provinz Brandenburg 1887/90.

— — Die deutsche Interessensphäre in Südwestafrika. Fernschau, Aarau IV (1892), S. 132—173.

— — Deutsch-Südwestafrika. Oldenburg und Leipzig 1891.

— — Die Pflanzenwelt Deutsch-Südwestafrikas. Bull. Herbier Boissier 1894, 1896, 1897.

Schmidt, K. W., Meine Reise in Usaramo und den deutschen Schutzgebieten Central-Ostafrikas. Berlin 1886.

— — Zanzibar. Ein ostafrikanisches Kulturbild. Leipzig 1888.

Scholl, C., Nach Kamerun! Aus den hinterlassenen Papieren meines in Kamerun verstorbenen Sohnes. Leipzig 1886.

Schreiber, A., Fünf Monate in Südafrika. Barmen 1894.

Schumacher, R., Kiautschou und die Ostasiatische Frage. Erfahrungen und Erlebnisse aus China und der japanischen Gefechtsfront. Berlin 1898.

Schumann, K. und M. Hollrung, Die Flora von Kaiser Wilhelmsland. Beiheft zu den Nachrichten über Kaiser Wilhelmsland 1889.

Schwarz, B., Kamerun. Reise in die Hinterlande der Kolonie. Leipzig 1888.

— — Im deutschen Goldlande. Reisebilder aus dem südwestafrikanischen Schutzgebiet. Berlin 1889.

— — Das deutsche Kalifornien. Eine Schilderung des Südwestafrikanischen Schutzgebietes. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. u. Statistik XII (1890), S. 241—246, 302—307.

Schweinitz, H. v., Deutsch-Ostafrika in Krieg und Frieden. Berlin 1894.

Schwerin, H. H. v., Sydvest Afrikas Kust. Lund 1895.

Schynse, P., Mit Stanley und Emin Pascha durch Deutsch-Ostafrika. Herausgegeben von K. Hespers. Köln 1890.

— — Letzte Reisen. Briefe und Tagebuchblätter. Herausgegeben von K. Hespers. Köln 1893.

Segelhandbuch für die Küste von Deutsch-Ostafrika und die Insel Zanzibar. Herausgegeben vom Reichsmarineamt. Berlin 1895.

Smythie, A journey to Lake Nyassa and visit to the Magwangwara and the source of the Rovuma. Zanzibar 1887.

Speke, J. H., Journal of the discovery of the source of the Nile. London 1863. Deutsch: Die Entdeckung der Nilquellen. 2 Bde. Leipzig 1890.

Spring, Selbsterlebtes in Ostafrika. Dresden 1896.

Stanley, H. M., How J found Livingstone. London 1872. Deutsch: Wie ich Livingstone fand. 2 Bde. 2. Auflage. Leipzig 1885.

— — Through the Dark Continent. 2 Bde. London 1878. Deutsch: Durch den dunkeln Weltteil. 2 Bde. 2. Auflage. Leipzig 1885.

— — In Darkest Africa or the Quest, Rescue and Retreat of Emin. 2 Bde. London 1890. Deutsch: Im dunkelsten Afrika. Aufsuchung, Rettung und Rückzug Emin Paschas. 2 Bde. Leipzig 1890.

Staudinger, P., Im Herzen der Haussaländer. Berlin 1889.

Steinhäuser, R., Die Flutwelle und die Hilfsexpedition von Finschhafen nach der Südwestküste von Neupommern. Westermanns Monatshefte 71 (1892), S. 265—275.

Stromer v. Reichenbach, E., Die Geologie der deutschen Schutzgebiete in Afrika. München und Leipzig 1896. Vergl. Geogr. Ztschr. III (1897), S. 585—588.

Stuhlmann, F., Bericht über eine Reise durch Usegua und Unguu. Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 1889, S. 143—175.

— — Mit Emin Pascha ins Herz von Afrika. Berlin 1894.

Sturtz, J. und J. Wangemann, Land und Leute in Deutsch-Ostafrika. Erinnerungen aus der ersten Zeit des Aufstandes und der Blockade. 83 Originalaufnahmen mit Text. 2. Auflage. Berlin 1897.

Thomas, J. W., Von Nias nach Kaiser Wilhelmsland und über Australien zurück nach Deutschland. Gütersloh 1892.

Thomson, J., To the Central African Lakes and back. 2 Bde. Londen 1881. Deutsch: Expedition nach den Seen von Centralafrika. Jena 1882.

— — Through Massai Land. London 1885. Deutsch: Durch Massailand. Leipzig 1885.

Valdau, G., Eine Reise in das Gebiet nördlich vom Kamerungebirge. Deutsche Geogr. Blätter IX (1886), S. 30—48, 120—141.

Vierkandt, A., Die Volksdichte im westlichen Central-Afrika. Wissensch. Veröffentl. V. f. Erdkunde. Leipzig II (1895), S. 63—172.

Volkens, G., Der Kilimandjaro. Berlin 1897.

Wagner, J., Unsere Kolonien in Westafrika. Berlin 1884.

Wailly, G. de, A travers l'Afrique Allemande. La Nouvelle Revue 68 (1886), S. 363—370; 74 (1892), S. 375—383.

Wegner, E. W., Aus Deutsch-Afrika. Tagebuchbriefe eines jungen Deutschen aus Angra Pequena 1882—84. Leipzig 1885.

Weiss, K., Meine Reise nach dem Kilimandjarogebiet. Berlin 1886.

Weisser, J., Der Bismarck-Archipel und das Kaiser Wilhelmsland. Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 1887, S. 269—296.

Werther, C. W., Zum Victoria Nyansa. Eine Antisklaverei-Expedition und Forschungsreise. 2. Auflage. Berlin 1896.

— — Die mittleren Hochländer des nördlichen Deutsch-Ostafrika. Wissenschaftliche Ergebnisse der Jrangi-Expedition, unter Mitwirkung mehrerer Gelehrter herausgegeben. Berlin 1898.

Wolfrum, W., Briefe und Tagebuchblätter aus Ostafrika. München 1893.

Worthmann, L., Die deutschen Kolonien in Westafrika. Schulprogramm Schweidnitz 1887.

Zintgraff, E., Nord-Kamerun. Berlin 1895.

Zöller, H., Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste. I. Das Togoland und die Sklavenküste. II. Forschungsreisen in der deutsch. Kolonie Kamerun. Stuttgart 1885/86.

— — Togo und Kamerun. 10. Jahresbericht V. f. Erdk. Metz 1888, S. 114—129.

— — Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges. Stuttgart 1891.

— — Meine Expedition in das Innere von Deutsch-Neuguinea. Jahresber. Geogr. Ges. München XIII (1891), S. 1—19.

IV. Wirtschaftliches.

a) Kolonialpolitik und Auswanderung.

Arendt, O., Ziele deutscher Kolonialpolitik. Berlin 1886.

Bastian, A., Europäische Kolonien in Afrika und Deutschlands Interessen sonst und jetzt. Berlin 1884.

Bastian, A., Einige Blätter zur Kolonialfrage. Berlin 1884.
— — Die Kolonie der Tagesdebatte und koloniale Vereinigungen. Berlin 1884.
Batsch, Kolonialpolitik und ihre Mittel. Deutsche Rundschau 71 (1893), S. 362—374.
Baumgarten, J., Die deutschen Kolonien und die nationalen Interessen. Köln 1887.
v. Bernuth, Die Provinz Rio Grande do Sul und die deutschen Kolonien daselbst. 16. Jahresbericht V. f. Erdk. Metz 1894, S. 170—193.
Bläser, C. F., Deutschlands Interesse an der Erwerbung und Kolonisation der nordafrikanischen Küsten Tunis und Tripolis in seiner grossen Bedeutung zumal hinsichtlich der handelspolitischen und gewerblichen Beziehungen. Berlin 1882.
Bötzow, Unsere überseeische Auswanderung und die Deutschen im Auslande. Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 1887, S. 199—213.
Brandt, M. v., Unsere Kolonien. Deutsche Geogr. Blätter XVII (1894), S. 197—208.
— — Drei Jahre ostasiatischer Politik. Stuttgart 1897.
— — Kolonien und Flottenfrage. Berlin 1897.
— O., Die Kolonialpolitik Deutschlands und der Anfang der Weltmachtsstellung. Das 20. Jahrhundert 1893, S. 112, 441.
Braun, K., Die Kolonisationsbestrebungen der modernen europäischen Völker und Staaten. Volkswirtschaftliche Streitfragen VIII (1886).
Busley, C., Der Kampf um den ostasiatischen Handel. Vhdlgn. Abt. Berlin-Charlottenburg d. Deutschen Kolonialgesellschaft I (1896/97).
Christensen, J. L., Gegen unsere Kolonialpolitik. Zürich 1885.
Deckert, E., Die Kolonialreiche und Kolonisationsobjekte der Gegenwart. Leipzig 1885.
Dehn, P., Kommende Weltwirtschaftspolitik. Berlin 1898.
Dürkheim-Montmartin, Graf E. v., Deutschlands Machtstellung zur See. Berlin 1895.
Engler, G., Koloniales. Eine umfassende Darstellung der Kolonialverhältnisse des Deutschen Reiches und der übrigen europäischen Staaten. Hamburg 1889.
Fabri, F., Bedarf Deutschland der Kolonien? Gotha 1879.
— T., Kolonien als Bedürfnis unserer nationalen Entwickelung. Heidelberg 1884.
Frey, W., Gebt uns Kolonien! Ein sozialer Mahnruf aus der deutschen Jugend. Chemnitz 1881.
Friese, E., Braucht Deutschland eine Kolonialarmee? Dresden 1887.
Geffcken, F. H., Bevölkerungspolitik, Auswanderung, Kolonisation. Schönbergs Handbuch der politischen Ökonomie, Tübingen 1886.
— — Deutsche Kolonialpolitik. Deutsche Rundschau 41 (1884), S. 120.
Goetsch, P., Reichsgesetz über das Auswanderungswesen. Berlin 1898.
Gottschalk, E., Das neue Auswanderungsgesetz. Eine Beleuchtung desselben. Hamburg 1892.
Grünewald, N., Wie kann Deutschland Kolonialbesitz erwerben? Praktischer Vorschlag zur Lösung der Kolonialfrage. Mainz 1879.
Hahn, O., Wanderung, Auswanderung, Kolonien. Jahresber. Württemb. Verein f. Handelsgeogr. V (1888), S. 1.
Halle, E. v., Die Bedeutung des Seeverkehrs für Deutschland. Schmollers Jahrbuch N. F. XXII (1898).
Hasse, E., Kolonien und Kolonialpolitik. Handwörterbuch der Staatswissenschaften IV (1893), S. 702—779.
Heyder, F. G., Beiträge zur Frage der Auswanderung und Kolonisation. Heidelberg 1894.
Höfken, Deutsche Auswanderung und Kolonisation mit Hinblick auf Ungarn. Wien 1850.

Holtzendorff, A. v., Die koloniale Frage und ihre Lösung durch das Reich. Berlin 1889.

Hübbe-Schleiden, Überseeische Politik, eine kulturwissenschaftliche Studie mit Zahlenbildern. Hamburg 1881/83.

— — Deutsche Kolonisation. Eine Replik. Hamburg 1881.

Kapp, F., Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika. 2 Bde. Leipzig 1868.

Klössel, M. H., Das deutsche Auswanderungsgesetz nebst den dazu gehörigen Ausführungsvorschriften und Verordnungen. Leipzig 1898.

Knortz, K., Wie kann das Deutschtum im Ausland erhalten werden? Bamberg 1894.

Kronecker, F., Deutsche Kolonien in Australien. Vhdlgn. Abt. Berlin-Charlottenburg d. Deutschen Kolonialgesellschaft I (1896/97).

Lange, H., Zur Kolonisationsfrage in Deutschland. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. u. Statistik II (1880), S. 197—202, 261—266.

Leroy-Beaulieu, P., De la colonisation chez les peuples modernes. 4. Auflage. Paris 1891.

Liesenberg, W., Wohin auswandern? oder Neudeutschland über dem Meere. Ein Beitrag zur Auswanderungs- und Kolonisationsfrage. Berlin 1881.

Livonius, O., Kolonialfragen. Berlin 1885.

Loehnis, Die europäischen Kolonien. Beiträge zur Kritik der deutschen Kolonialprojekte. Bonn 1881.

Moldenhauer, F. H., Erörterungen über Kolonial- und Auswanderungswesen. Jahresber. V. f. Geogr. und Statistik zu Frankfurt a. M. 1878.

Neubaur, P., Das grössere Deutschland und die Wahrung seiner Interessen. Berlin 1896.

Pallmann, R., Der deutsche Exporthandel der Neuzeit und die nordamerikanische Konkurrenz. Hamburg 1881.

Pelz, E., Katechismus der Auswanderung. 6. Auflage. Leipzig 1881.

Peters, K., Deutsch-National. Kolonialpolitische Aufsätze. Berlin 1887.

— — Weitherzige Kolonialpolitik. Berlin 1898.

— — Deutschland in China. Zukunft VI (1898), S. 296—299.

Philippovich, E. v., Der Entwurf eines Reichsauswanderungsgesetzes. Archiv für sociale Gesetzgebung und Statistik V (1893).

Philippson, F. C., Über Kolonisation. Volkswirtschaftliche Zeitfragen. Heft 12 u. 13 (1880).

Rathgen, K., Die Kündigung des englischen Handelsvertrages und ihre Gefahr für Deutschlands Zukunft. Schmollers Jahrbuch N. F. XXI (1897).

— — Über den Plan eines britischen Reichszollvereins. Preuss. Jahrb. 86 (1896), S. 481.

Ratzel, F., Wider die Reichsnörgler. Ein Wort zur Kolonialfrage aus Wählerkreisen. München 1884.

Rein, J. J., Zur Kolonial- und Auswanderungsfrage. Im neuen Reich 1881, S. 581—589.

Robert, F., Zur Auswanderungsfrage. Wien 1879.

Roscher, W. und Jannasch, R., Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. 3. Auflage. Leipzig 1885.

Schäfer, D., Deutschland zur See. Eine historisch-politische Betrachtung. Jena 1897.

Scherzer, K. v., Die deutsche Arbeit in fremden Erdteilen. Leipzig 1880.

Schippel, Das moderne Elend und die moderne Übervölkerung. Ein Wort gegen Kolonien. Leipzig 1883.

Schön, M., Die deutsche Auswanderung und Kolonisation. Minden i. W. 1888.

Schröter, A., Die deutsche Auswanderung. Hamburg 1881.

v. Schulze-Gävernitz, Handelspolitik und Flotte. Die Nation XV (1898).
Seeinteressen, Die, des deutschen Reiches. Berlin 1898.
Semler, H., Die wahre Bedeutung und die wirklichen Ursachen der nordamerikanischen Konkurrenz in der landwirtschaftlichen Produktion. Wismar 1881.
Stegemann, R., Deutschlands koloniale Politik. Berlin 1884.
Stoecklin, J., Les colonies et l'émigration allemandes. Paris 1888.
Vindex, Deutschland und die Weltpolitik. Preuss. Jahrb. 84 (1896), S. 151, 325, 489.
Wagner, H., Über Gründung deutscher Kolonien. Heidelberg 1881.
Wappaeus, J. E., Deutsche Auswanderung und Kolonisation. Leipzig 1846.
Weber, E. v., Die Erweiterung des deutschen Wirtschaftsgebietes und die Grundlegung zu überseeischen deutschen Staaten. Leipzig 1879.
Weber, W., Die Zukunft der Deutschen in Südamerika. Eine deutsch-amerikanische Auffassung. Preuss. Jahrb. 88 (1897) S. 480—499.
Werner, B. v., Die deutsche Kolonialfrage. Leipzig 1895.
Wülffing, Der Erwerb von Ackerbau- und Handelskolonien durch das deutsche Reich. Köln 1881.
Zweck, A., In welche Länder ist der deutsche Auswandererstrom zu lenken, um ihn dem Reiche zu erhalten? Schulprogramm, Memel 1895.

b) Klima und wirtschaftliche Ausnutzung.

Beneke, M., Die Ausbildung der Kolonialbeamten. Berlin 1894.
Bernhard, Der Eisenbahnbau in Deutsch-Ostafrika mit besonderer Berücksichtigung des Baues der Linie Tanga-Muhesa. Berlin 1898.
Bibo, H., Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit. Berlin 1887.
Bley, F., Deutsche Pionierarbeit in Ostafrika. Berlin 1891.
Bohner, H., Die Hauptaufgaben einer westafrikanischen Kolonialregierung. Basel 1889.
Bokemeyer, H., Die Zähmung des afrikanischen Elefanten. Berlin 1892.
Bolau, H., Der Elefant in Krieg nnd Frieden und seine Verwendung in unseren afrikanischen Kolonien. Hamburg 1887.
Bronsart von Schellendorff, Strausse, Zebras und Elefanten. Die Bedeutung eingeborener Tiere für die wirtschaftliche Entwickelung Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1898.
Congrès colonial international de Paris 1889. Paris 1890.
Däubler, K., Die französische und niederländische Tropenhygiene. Berlin 1896.
— — Die Grundzüge der Tropenhygiene. München 1895.
— — Akklimatisation und Physiologie der Tropenbewohner. Geogr. Ztschr. II (1896), S. 25—34.
— — Die Tropenpathologie. Ebd. II (1896), S. 617—625.
Denkschriften betreffend die wirtschaftliche Entwickelung der deutschen Schutzgebiete. Beilagen zum deutschen Kolonialblatt 1894, 1896, 1897, 1898.
Desplaces, S., Afrique et Africains. Paris 1891.
Dieter, K., Deutsche Siedelung in unsern tropischen Schutzgebieten. Leipzig 1896.
Dilthey, R., Der wirtschaftliche Wert von Deutsch-Ostafrika. Düsseldorf 1889.
Engler, G., Wie machen wir unsere Schutzgebiete am besten nutzbar? Hamburg 1890.
Fisch, R., Tropische Krankheiten. Basel 1891.
Fischer, G. A., Mehr Licht im dunkeln Weltteil. Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibargebietes. Hamburg 1885.

Förster, Bernhard, Deutsche Kolonien in dem obern La Plata-Gebiete mit besonderer Berücksichtigung von Paraguay. Naumburg a. S. 1886.

Giesebrecht, F., „Kolonialgreuel". Kulturhistorische Studie. Neue Deutsche Rundschau VI (1895), S. 143.

— — Die Behandlung der Eingeborenen in den deutschen Kolonien. Berlin 1897.

Grimm, Der wirtschaftliche Wert von Deutsch-Ostafrika. Berlin 1886.

Hahn, E., Zur wirtschaftlichen Stellung des Negers. v. Richthofen-Festschrift 1893, S. 371—383.

Hammerstein, v. A., Der tropische Landbau. Anleitung zur Plantagenwirtschaft u. s. w. mit besonderer Rücksicht auf die deutschen Kolonien. Berlin 1886.

— — Die Zukunft der Kolonien nach eigener Forschung. Deutsche Revue 11 III (1886), S. 229, 350.

Hartert, E., Vom Niger-Benuëgebiet und seinen Handelsverhältnissen. Deutsche Geogr. Blätter IX (1889), S. 320—331.

Hassell, U. v., Deutschlands Kolonien. Ein Rückblick und Ausblick. Zeitfragen d. christl. Volkslebens. Stuttgart 1897.

Heims, P. G., Das Leben in den Tropen. Ein Wort zur Kolonialfrage. Kiel 1888.

Herold, B., Die Behandlung der afrikanischen Neger. Köln 1894.

— — Handels- und Verkehrsverhältnisse des Schutzgebietes Togo. Jahresbericht V. f. Erdkunde Metz (1898).

Hindorf, R., Der landwirtschaftliche Wert und die Besiedelungsfähigkeit Deutsch-Südwestafrikas. Berlin 1895.

Hübbe-Schleiden, Kulturfähigkeit der Neger. Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 1880, S. 72—123.

Jäger, H., Die Verwendbarkeit des afrikanischen Elefanten. Magdeburg 1892.

(Jannasch), Die Ziele der handelsgeographischen Vereine in Deutschland und der Erfolg ihrer bisherigen Thätigkeit. Oberhausen 1882.

Johnston, The Commercial Prospect of Tropical Africa. Journ. Manchester Geogr. Soc. I (1885), S. 179.

Kaerger, K., Tangaland und die Kolonisation Deutsch-Ostafrikas. Berlin 1892.

— — Die künstliche Bewässerung in den wärmeren Erdstrichen und ihre Anwendbarkeit auf Deutsch-Ostafrika. Berlin 1893.

— — Deutsche, Buren und Engländer in Südafrika. Preuss. Jahrb. 77 (1897), S. 401.

Kirchhoff, A., Koloniale Aufgaben des Deutschen Reiches. Blätter f. litterar. Unterhaltung 1889 Nr. 31.

— — Die Südseeinseln und der deutsche Südseehandel. Smlg. von Vorträgen. III, H. 9. Heidelberg 1880.

Koch, R., Ärztliche Beobachtungen in den Tropen. Vhdlgn. Abt. Berlin-Charlottenburg d. deutschen Kolonial-Gesellschaft. II (1897/98).

Kohlstock, P., Ärztlicher Ratgeber für Ostafrika und tropische Malariagegenden. Berlin 1891.

— — Das Sanitätswesen in unsern Kolonien. Vhdlgn. Gesellsch. deutscher Naturf. u. Ärzte. Frankfurt a. M. 1896 II, S. 570.

Kolonisation, Deutsche, in Ostafrika. Gotha 1891.

Kraus, J., Kolonisation des Togogebietes. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage. München 1894.

Kulturwert, Der, der afrikanischen Tropen. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. u. Statistik X (1888), S. 307—314. 357—365.

Lanessan, J. L. de, Principes de Colonisation. Paris 1897.
Langhans, P., Die Handelsgebiete und Handelsgürtel im deutschen Kamerungebiete. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. u. Statistik XI (1889), S. 49—54.
Leipoldt, G., Die Leiden des Europäers im afrikanischen Tropenklima und die Mittel zu deren Abwehr. Dresden 1887.
Maercker, G., Unsere Schutztruppe in Ostafrika. Berlin 1893.
Martin, F., Über die Aussichten der kolonialen Bestrebungen Deutschlands. München 1894.
Meinecke, G., Deutsche Kultivation in Ostafrika und der Kaffeebau. Berlin 1892.
Merensky, A., Wie erzieht man am besten den Neger zur Plantagenarbeit? Berlin 1886.
— — Was lehren uns die Erfahrungen, welche andere Völker bei Kolonisationsversuchen in Afrika gemacht haben? Berlin 1890.
— — Bemerkungen über Natur und Behandlung des afrikanischen Malariafiebers. Berlin 1893.
Meyer, H., Die Entwickelung unserer Kolonien. Leipzig 1893.
Murray, J., How to live in tropical Africa? A guide to tropical hygiene. London 1895.
Neubaur, P., Die wirtschaftliche Entwickelung der deutschen Kolonialgebiete. Beiheft zur Marinerundschau 1897.
Neubert, R., Denkschrift über die systematische Erschliessung der deutschen Schutzgebiete mittelst befestigter Militärbahnen und über die Anlage von Wasserreservoiren in Deutsch-Südwestafrika. Zwickau 1893.
Nolte, K. W. T., Strausse und Straussenzucht in Südafrika. Journal für Ornithologie 43 (1895).
Pallmann, R., Der deutsche Exporthandel der Neuzeit und die nordamerikanische Konkurrenz. Hamburg 1881.
Pechuel-Lösche, E., Die Bewirtschaftung tropischer Gebiete. Strassburg 1885.
Peters, K., Die Besiedelung unserer Kolonien. Zukunft VI (1898), S. 191—194.
Pfeil, Graf J., Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ostafrika. Berlin 1888.
Philebert, La conquête pacifique de l'Intérieur Africain, Nègres, Musulmans, Chrétiens. Paris 1889.
Reichard, P., Das afrikanische Elfenbein und sein Handel. Deutsche Geogr. Blätter XII (1889), S. 132—168.
Report on the German colonies in Africa and the South Pacific. Foreign Office. London seit 1894.
Report of the Sixth International Geographical Congress. London 1896.
(Vorträge von Graf Pfeil, Silva White, J. Kirk und L. Dècle über die Besiedelungsfähigkeit und den Wert Afrikas.)
Richelmann, G., Die Nutzbarmachung Deutsch-Ostafrikas. Magdeburg 1894.
Sadebeck, E., Die wichtigeren Nutzpflanzen und deren Erzeugnisse aus den deutschen Kolonien. Hamburg 1897.
— R., Die tropischen Nutzpflanzen Ostafrikas, ihre Anzucht und ihr Plantagenbetrieb. Hamburg 1891.
Schellong, O., Die Klimatologie der Tropen. Berlin 1892.
— — Akklimatisation und Tropenhygiene. Th. Weyl's Handbuch der Hygiene. Jena 1894.
Scherzer, K. v., Die deutsche Arbeit in fremden Erdteilen. Leipzig 1880.
Schön, Über Tropenhygiene. Vhdlgn. Abt. Berlin-Charlottenburg d. Deutschen Kolonialgesellschaft I (1896/97).
Schwabe, Die Verkehrsverhältnisse des deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebietes. Zeitung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen 1897.

Schweinfurth, R., Europas Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika. Tagebl. d. 59. Versmlg. deutsch. Naturf. u. Ärzte. Berlin 1886, S. 250.

Semler, H., Die tropische Agrikultur. 3 Bde. 2. Auflage. Wismar 1897/98.

Sewin, H., Wie kann dem deutschen Gewerbe durch Gründung überseeischer Kolonien geholfen werden? Konstanz 1884.

Sonnewald, A., Südafrikanische Tierseuchen mit besonderer Berücksichtigung der Rinderpest in ihrer geographischen Bedeutung. Deutsche Geogr. Blätter XIX (1896), S. 206—215.

Soyaux, H., Deutsche Arbeit in Afrika. Leipzig 1888.

Soyka, J., Kolonisation und Klima. Nord und Süd XXXIII (1885), S. 235, 363.

Steudel, E., Die perniciöse Malaria in Deutsch-Ostafrika. Berlin 1894.

Strantz, V. v., Deutschlands wirtschaftliche Position in der Südsee. Dtsche. Rdsch. f. Geogr. und Statistik X (1888), S. 18—26, 118—127.

Strauss, C., Die Aussichten für Erwerbsgesellschaften in Deutsch-Ostafrika. Kettlers Afrikan. Nachrichten 1 (1892), S. 2, 27, 40, 49, 69, 85.

Stuhlmann, F., Die wirtschaftliche Entwickelung Deutsch-Ostafrikas. Vhdlgn. Abt. Berlin-Charlottenburg d. Deutschen Kolonialgesellschaft II(1897/98).

Toeppen, K., Handel und Handelsverbindungen in Ostafrika. Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 1887, S. 222—235.

Uhl, G., Die deutschen Schutzgebiete in ihrer wirtschaftlichen Entwickelung bis zum Jahre 1893. Leipzig 1894.

Virchow, Über Akklimatisation. Verh. Ges. f. Anthropologie, Ethnographie u. Urgeschichte Berlin XVII (1885), S. 202, 256.

Vohsen, E., Ein Kolonialprogramm für Ostafrika. Berlin 1891.

Volkens, G., Der Kilimandjaro in seiner Bedeutung für den Gartenbau. Berlin 1896.

Vollmer, E., Was ist Lüderitzland wert? Mtlgn. d. Nachtigal-Gesellsch. 1894. Nr. 2, 3.

Wagner, H., Die Verkehrs- und Handelsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika. 2. Auflage. Frankfurt a. O. 1897.

Warburg, O., Die aus den deutschen Kolonien exportierten Produkte. Beilage zum Deutschen Kolonialblatt 1896.

Warneck, G., Welche Pflichten legen uns unsere Kolonien auf? Zeitfragen d. christl. Volkslebens XI (1885).

Weber, E. v., Die Erweiterung des deutschen Wirtschaftsgebietes und die Grundlegung zu überseeischen deutschen Staaten. Leipzig 1879.

Weiss, K., Die Verkehrswege Ostafrikas. Berlin 1890.

Westendarp, W., Das Gebiet der Elefanten und der Elfenbeinreichtum Indiens und Afrikas. Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg. 1880, S. 201—213.

— — Der Elfenbeinreichtum Afrikas. Vhdlgn. 5. deutsch. Geogr.-Tag Hamburg 1885.

Wiskow, A., Bautechnische Aufgaben in unseren Kolonien. Centralblatt d. Bauverwaltung XVI (1896), S. 153, 157, 169.

Wissmann, H. v., Afrika. Schilderungen und Ratschläge zur Vorbereitung für den Aufenthalt und Dienst in den deutschen Schutzgebieten. Berlin 1895.

Wohltmann, F., Handbuch der tropischen Agrikultur für die deutschen Kolonien in Afrika. Leipzig 1892.

— — Der Plantagenbau in Kamerun und seine Zukunft. Berlin 1896.

Wolf, L., Über afrikanisches Küsten- und Inlandklima. Deutsche Geogr. Blätter X (1887), S. 211—227.

Wolff, W., Die Verwertung unserer äquatorialen Kolonien in Westafrika. Berlin 1889

Wörmann, A., Kulturbestrebungen in Westafrika. Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 1880, S. 58—71.

Wort, Ein, für die Zeit. Wie machen wir unsere Gebiete am besten nutzbar? Hamburg 1890.

Zahn, F. M., Der westafrikanische Branntweinhandel. Gütersloh 1886.

c) Mission, Sklaverei, Rechtsverhältnisse.

Actes de la Conférence de Bruxelles 1889—90 et la traite des esclaves en Afrique. 3 Teile. Bruxelles 1890.

Adam, R., Völkerrechtliche Okkupation und deutsches Kolonialstaatsrecht. Archiv für öffentliches Recht 1891.

Asmussen, P., Sklavenleben in West- und Ostafrika. Deutsche Geogr. Blätter XV (1892), S. 250—256.

Binger, Esclavage, Islamisme et Christianisme. Paris 1891.

Bornhak, C., Die Anfänge des deutschen Kolonialstaatsrechts. Archiv. f. öffentl. Recht 1886.

Brandt, A., Unsere Kolonien und das Christentum. Graudenz 1890.

Bruck, F. F., Fort mit den Zuchthäusern! Die Schutzgebiete des Deutschen Reichs mit Beziehung auf die Deportation. Breslau 1894.

— — Neu-Deutschland und seine Pioniere. Breslau 1896.

— — Die gesetzliche Einführung der Deportation im deutschen Reich. Breslau 1897.

Büttner, C. G., Kolonialpolitik und Christentum, betrachtet mit Hinblick auf die deutschen Unternehmungen in Westafrika. Smlg. von Vorträgen. XIII, H. 8. Heidelberg 1885.

Czerny, F., Geschichte und Geographie des Sklavenhandels in Afrika. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. u. Statistik II (1880), S. 8—13, 62—69.

Documents relatifs à la repression de la traite des esclaves. Bruxelles 1897.

Freund, F., Über Strafkolonisation und Einrichtung überseeischer Strafkolonien. Preuss. Jahrb. 81 (1893).

Friedrichs, K., Die Rechtsverhältnisse der Eingeborenen in den deutschen Schutzgebieten. Unsere Zeit 1891, S. 47.

Humanus, Der Sklavenhandel in Afrika und seine Greuel. München 1888.

Kade, Mission und Kolonisation. Aschaffenburg 1892.

Kinsky, Graf C., Vademecum für diplomatische Arbeit auf dem afrikanischen Kontinent. 2. Auflage. Wien 1897.

Kohler, J., Über das Negerrecht namentlich in Kamerun. Zeitschr. f. vergleichende Rechtswissenschaft 1895.

Kolisch, Die Kolonialgesetzgebung des deutschen Reichs mit dem Gesetze über die Konsulargerichtsbarkeit. Hannover 1896.

Krenzler, E., Sklaverei und Sklavenhandel in Ostafrika. Jahresber. Württemb. Verein f. Handelsgeographie 1888, S. 69.

Lavigerie, Kardinal, L'Esclavage africain. Paris 1888.

Lehmann, K., Kolonialgesellschaftsrecht in Vergangenheit und Gegenwart. Berlin 1896.

Lentner, F., Das internationale Kolonialrecht im 19. Jahrhundert. Wien 1886.

Le Roy, P. A., Mehr Licht in die Zustände des dunkeln Weltteils. Die Sklaverei und ihre Bekämpfung. Münster i. W. 1890.

Merensky, A., Mohammedanismus und Christentum im Kampfe um die Negerländer Afrikas. Berlin 1893.

Missionen, Die evangelischen, in den deutschen Kolonien und Schutzgebieten. Berlin 1896.
Münzenberger, E. F. A., Afrika und der Mohammedanismus. Frankfurt a. M. 1889.
P., Die europäische Bewegung gegen den Sklavenhandel. Dtsch. Rdsch. f. Geogr. u. Statistik XI (1889), S. 490—492.
Pann, A., Das Recht der deutschen Schutzherrlichkeit. Wien 1887.
Paul, C., Die Mission in unsern Kolonien: 1. Togo und Kamerun. Leipzig 1898.
Pechuel-Lösche, Besitz, Recht, Hörigkeit unter Afrikanern. Deutsche Rundschau 59 (1889), S. 281.
Plath, Chr., Deutsche Kolonialmission. Berlin 1887.
Post, A. H., Afrikanische Jurisprudenz. 2 Teile. Oldenburg 1887.
Pruen, S. Fr., The Arab and the African. London 1891.
Richter, J., Mission und Kolonialpolitik. Berlin 1896.
— — Evangelische Mission im Nyassa-Lande. 2. Auflage. Berlin 1898.
Riebow, Die deutsche Kolonialgesetzgebung. Berlin 1893.
Rösel, G., Der Feldzug gegen die Sklaverei in Afrika. Trier 1889.
Sachau, E., Muhammedanisches Recht nach Schafitischer Lehre. Lehrbücher d. Seminars f. oriental. Sprachen zu Berlin XVII (1897).
Schneider, Die Sklavenfrage in Ostafrika. Stuttgart 1888.
Stanley, H. M., Slavery and the slave trade in Afrika. New York 1893.
Steiner, P., Reiseeindrücke vom Missionsfelde in Kamerun. Basel 1891.
Stengel, K. v., Die deutschen Schutzgebiete, ihre rechtliche Stellung, Verfassung und Verwaltung. München 1895.
Stevenson, J., The Arabs in Central Africa. Journ. Manchester Geogr. Soc. IV (1888), S. 72.
Traite, La, des esclaves en Afrique. Renseignements et documents recueillis pour la Conférence de Bruxelles. Bruxelles 1890.
Tschackert, Vorteile und Gefahren, welche der Mission aus der Kolonialpolitik erwachsen. Leipzig 1886.
Underhill, E. B., Die Bahnbrecher christlicher Kultur in Kamerun (Alfred Saker). Frei nach dem Englischen übersetzt von J. G. Lehmann. Hamburg 1885.
Warneck, G., Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage. Gütersloh 1889.
Weissbrodt, G., Internationales Kolonialrecht. Nord und Süd 37 (1886), S. 271.
Zimmermann, A., Die deutsche Kolonialgesetzgebung. Berlin 1898.

Sach- und Namensverzeichnis.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Die neuen

DEUTSCHEN ERWERBUNGEN

in der Südsee:

Die

Karolinen, Marianen und Samoa-Inseln

von

Dr. Kurt Hassert

Professor der Geographie an der Handels-Hochschule zu Köln.

Nachtrag zu DEUTSCHLANDS KOLONIEN.

1903.

Verlag von Dr. Seele & Co.

Leipzig.

Druck von C. Grumbach in Leipzig.

Vorwort.

Da mir aus verschiedenen Gründen, insbesondere wegen eines zweimaligen Wechsels des Wohnortes und wegen anderweiter litterarischer Arbeiten, die Bearbeitung einer zweiten Auflage meines Buches „Deutschlands Kolonien" (Leipzig 1899) bisher nicht möglich gewesen ist, so habe ich mich, einem langgehegten Wunsche der Verlagsbuchhandlung Rechnung tragend, entschlossen, wenigstens die neuesten deutschen Besitzungen im Stillen Ozean, die in jenem Buche noch nicht enthalten waren, in einer zusammenfassenden Übersicht zu schildern. Die Einteilung und Behandlung des Stoffes erfolgte nach denselben Grundsätzen wie bei „Deutschlands Kolonien". Karten und Abbildungen dagegen sind dem Nachtrag nicht beigegeben worden.

Köln, im November 1902.

K. Hassert.

Inhalt.

1. Die neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee.

Das überseeische Deutschland hat seine hauptsächlichsten Grundlagen in Afrika, in Ostasien und in der Südsee. Von diesen drei Kolonial- und Interessengebieten hat die Südsee lange Zeit hindurch die Aufmerksamkeit am wenigsten auf sich gezogen, obgleich gerade die Verteidigung des deutschen Südseehandels schon in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts unsere spät begonnene Kolonialpolitik einleitete. In neuester Zeit hat aber ein völliger Umschwung Platz gegriffen, und die Veränderungen, die so überraschend schnell und mit so ungeahnter Tragweite in der allgemeinen Weltlage eintraten, haben auch dem Stillen Ozean und damit der Stellung Deutschlands daselbst eine ganz andere Bedeutung verliehen. Denn die Herrschaft über den Stillen Ozean ist die Frage des 20. Jahrhunderts.

Noch vor wenigen Jahrzehnten war der Pacifik ein stilles Meer im wahrsten Sinne des Wortes. Handel und Verkehr schmiegten sich ängstlich an die Küsten und Inseln der ungeheuren, schwer erreichbaren und wenig belebten Wasserwüste mit ihrem gering entwickelten wirtschaftlichen Leben, um so mehr als die eingeborenen Südseevölker, die schiffahrtskundigen Malayen und Polynesier nicht ausgenommen, nur eine beschränkte Seetüchtigkeit entfalteten. Auch den Europäern galt bis zu Cooks berühmten Weltumsegelungen die Fahrt über den Pacifischen Ozean als ein Wagnis, so dass zwischen Asien und Amerika sehr geringe Beziehungen bestanden und der Pacifik eher ein völkertrennendes als ein völkerverbindendes Weltmeer war. Die Politik beschäftigte sich ebenfalls bloss vereinzelt mit jenen entlegenen Gegenden, die im Welthandel erst eine Rolle zu spielen begannen, als sich die Kopra in Europa bezahlt machte und als man die kräftigen Bewohner gewisser Inselgruppen als Pflanzungsarbeiter schätzen lernte. Spät und zögernd stellten sich dort Kaufmann und Missionar ein, und noch ein volles Jahrhundert sollte verstreichen, ehe das prophetische Wort unseres Georg Forster in Erfüllung ging, dass die Inselwelt der Südsee dereinst eine Königin der gesamten südlichen Welt werden würde.

Dieser Fall ist eingetreten mit den wirtschaftlichen und politischen

Folgen des Japanisch-Chinesischen Krieges und des Boxeraufstandes. Erst ein kommendes Geschlecht kann voll und ganz die weittragende Bedeutung jener Ereignisse erkennen, welche die ganze mongolische Welt wie aus tiefem Schlummer erweckt und sie aus vereinsamter Ferne in den Mittelpunkt des Weltverkehrs, Welthandels und der Weltpolitik gerückt haben. Das ungeheure Chinesische Reich, das in Jahrtausende langer strenger Absperrung sich selbst genügte, ist europäischen Einflüssen zugänglich gemacht worden, und als jüngste Grossmacht ist Japan selbstbewusst auf dem Plan erschienen, ein moderner Kulturstaat, der in kluger Weise abendländische Kultur und europäisches Wissen nicht bloss nachäfft, sondern sich ihnen mit Wahrung seiner nationalen Besonderheiten zweckmässig anpasst.

Infolge jener Umwälzungen ist aber auch die Südsee erwacht und in die Weltgeschichte eingetreten; und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so beginnt dort eine neue Zeit, etwa derjenigen vergleichbar, die durch die Auffindung des Seeweges nach Ostindien und die Entdeckung Amerikas am Ende des 15. Jahrhunderts angebahnt wurde. Fast scheint es, als ob nach der mehr oder minder gewaltsamen Erschliessung Chinas, die von allen Seiten her einen mächtigen Verkehrsstrom anzieht, der Pacifik den Atlantischen Ozean, der bisher der eigentliche Schauplatz des Weltverkehrs war, allmählich ablösen wird, genau so wie im Entdeckungszeitalter der Atlantische Ozean das Mittelmeer überflügelte.

Ein scharf beobachtender, weitblickender Staatsmann, der diesen grossartigen, Europas Vormachtsstellung schwer bedrohenden Umwandelungsprozess vor sich gehen, der einen neuen weltgeschichtlichen Schauplatz und neue Wirtschaftsgebiete entstehen sieht, muss rechtzeitig Vorkehrungen treffen, um den Thatsachen Rechnung zu tragen und seinem Volk den notwendigen Platz an der Sonne zu sichern. Das hat unsere Politik gethan. Zu einer Zeit, wo alle Grossmächte darnach trachten, sich im Pacifik festzusetzen und den zukunftsvollen Südseehandel in ihre Hand zu bringen, hat auch die Reichsregierung nicht versäumt, den deutschen Interessen im Stillen Ozean eine feste Stellung zu schaffen. Die Einreihung der Karolinen, Marianen und Samoa-Inseln in unsern Südseebesitz, der bisher mit der Marshall-Gruppe und dem Schutzgebiet der Neu Guinea-Kompagnie ohne rechten Zusammenhang war, hat ein einheitliches, in sich geschlossenes Kolonialland entstehen lassen. Im Süden sind Kaiser Wilhelmsland und der Bismarck-Archipel, die nicht nur räumlich, sondern auch wirtschaftlich die erste Stelle einnehmen, die wesentlichsten Stützpunkte und der Kern unseres Südseereiches.

Im Westen breiten sich die Karolinen mit ihren sicheren Häfen aus, im Norden bildet Kiautschou die Eingangspforte für ein gewaltiges Handelsgebiet, und im Osten erscheint Samoa wie ein Wegweiser zum Mittelamerikanischen Weltmeerkanal. Seine Vollendung wird das Verkehrsleben der Südsee, aber freilich auch den Einfluss der Vereinigten Staaten entschieden fördern, die deshalb das lebhafteste Interesse am Bau und Besitz des Panama-Kanals haben.

Die Politik der Vereinigten Staaten ist von dem Bedürfnis getragen, im Westen, im Bereich des Stillen Ozeans, denjenigen Einfluss zu gewinnen, den ihnen im Osten, im Gebiet des Atlantischen Ozeans, die europäischen Staaten beeinträchtigen. Obendrein führt durch den Pacifik der Weg von der wirtschaftlichen Weltmacht der Zukunft, Amerika, zum wichtigsten Absatzgebiet der Zukunft, Ostasien: ein Weg, der in seinen Hauptrichtungen durch die amerikanischen Etappenpunkte Hawaii, Tutuila, Guam und die Philippinen bereits vorgezeichnet ist.

Ein zweiter durchaus nicht verächtlicher Mitbewerber im Kampf um den Stillen Ozean ist Russland, das durch sein kraftvolles, zielbewusstes Vorgehen seinen pacifischen Küstenbesitz aus eisumstarrten, schwer zugänglichen Gebieten in südlichere Gegenden vorgeschoben hat, die ihm die Herrschaft über Ostasien sichern. Namentlich seit der Fertigstellung der sibirischen Eisenbahn und der Besetzung der Mandschurei treten die Russen dort immer mehr als gebietende Herren auf.

Die dritte und älteste pacifische Grossmacht, die, allen anderen Staaten voraneilend, zuerst auf dem Australischen Festland Fuss fasste und dann einen nicht unerheblichen Teil der Pacifischen Inselflur an sich brachte, ist England bezw. der neue Britisch-Australische Staatenbund. Als jüngster Nebenbuhler und als Bundesgenosse Englands ist endlich Japan zu nennen, das schon durch seine Lage auf die wirtschaftliche und politische Mitherrschaft über die Südsee hingewiesen wird.

So stehen sich heute im und am Pacifik zwei gewichtige Elemente kampfbereit einander gegenüber, hier die alteingesessene gelbe Rasse, vertreten durch Japan und China, dort die neu angekommene weisse Rasse, vertreten durch Engländer, Franzosen, Russen, Amerikaner und Deutsche[1]). Der Stille Ozean ist über Nacht zum Tummelplatz der verschiedenartigsten, sich durchkreuzenden Interessen geworden, und im Mittel- und Schnittpunkt dieser Gegensätze steht vermöge seiner geographischen Lage der deutsche Südseeanteil. —

[1]) Der elend verwaltete spanische Südseebesitz ist nach dem Zusammenbruch des spanischen Kolonialreichs in deutsche und amerikanische Hände übergegangen.

Das deutsch-englische Abkommen vom Jahre 1885 hatte uns einen Raum als Interessengebiet zugesprochen, in welchem auf der einen Seite die eng zusammengehörigen Gebiete Kaiser Wilhelmslandes und des Bismarck-Archipels, auf der andern die wirtschaftlich ein Ganzes bildenden Karolinen und Marshall-Inseln lagen. Die Besitznahme der Karolinen stiess aber auf unerwartete Schwierigkeiten.

Nachdem nämlich der Portugiese Diego da Roche, die Spanier Saavedra, Salazar und eine Reihe anderer spanischer Seefahrer im Entdeckungszeitalter einige Eilande der Karolinen aufgefunden hatten, nahmen die Spanier von der Inselflur Besitz. Doch wurden die Entdeckungen nicht weiter verfolgt, weil lockende Schätze auf den einsamen Inseln nicht zu finden waren und der Seeverkehr zwischen Mexiko und den Philippinen nördlichere Wege aufsuchte. Erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nach der endgültigen Besetzung der 1521 von Magellan entdeckten Marianen, trat Spanien in nähere Beziehungen zu den Karolinen, und zwar erfolgte diese Annäherung durch die Mission, indem spanische Jesuiten die Eingeborenen gewaltsam zum Christentum bekehren wollten. Aber ihr Vorhaben scheiterte nach einer Reihe misslungener Versuche; und als 1733 wiederum mehrere Missionare — darunter Pater Cantova, ein vortrefflicher Mann, der damals die vollständigsten Nachrichten über den Archipel sammelte — ermordet wurden, ohne dass man ihren Tod gerächt hätte, geschah seitens Spaniens nichts mehr, um die Karolinen zu kolonisieren oder Hoheitsrechte auf ihnen auszuüben.[1])

[1]) Auch die weitere Erforschung des Archipels geriet infolgedessen völlig ins Stocken. Erst 1783 entdeckte der englische Kapitän Wilson gelegentlich eines Schiffbruches die Palau-Inseln, und der Amerikaner Mortlock fand die nach ihm benannte Gruppe. Doch wirkten diese und die späteren Entdeckungen eher verwirrend als klärend, weil man die zahllosen Inselchen astronomisch und kartographisch nicht mit Sicherheit festzulegen vermochte, weshalb sie wiederholt entdeckt und sehr verschieden benannt wurden. Gründlichere Untersuchungen verdankt man dem russischen Kapitän Otto v. Kotzebue, an dessen Weltumsegelung auch der Dichter und Naturforscher Adalbert v. Chamisso teilnahm, und dem Franzosen Duperrey. Am glänzendsten waren jedoch die Leistungen des russischen Kapitäns Lütke und seines deutschen Begleiters v. Kittlitz, die 1827/28 auf der Korvette „Senjavin" die gesamte Inselflur durchkreuzten und die noch heute unentbehrliche Grundlage für deren geographische Kenntnis schufen. Die wissenschaftliche Spezialerforschung der Palaus wurde in erster Linie von dem deutschen Zoologen Karl Semper, die der Karolinen durch Dumont d'Urville und die Vermessungen des englischen Kriegsschiffes „Larne", ferner durch den Kaufmann Hernsheim und den amerikanischen Missionar Dr. Gulick durchgeführt. In jüngster Zeit haben sich zwei Forscher besondere Verdienste um die Karolinen erworben: der Reisende Kubary, der 15 Jahre hindurch vornehmlich als Sammler für das um die

Erst seit 1852 begannen protestantische Sendboten der amerikanischen Hawaii-Mission zu Boston (American Board of Commissioners for Foreign Mission) auf Ponape und Kusaie eine im allgemeinen erfolgreiche Wirksamkeit, worauf die Spanier 1875 bei einem diplomatischen Streit mit Deutschland und England ihre Besitzansprüche auf die Karolinen wiederum geltend machten. Gelegentlich der Ausklärierung einiger deutscher und britischer Handelsschiffe nahm nämlich der spanische Konsul in Hongkong plötzlich die Oberherrschaft und das Zollerhebungsrecht Spaniens für den Archipel in Anspruch, trotzdem sich weder ein spanischer Beamter noch Soldat, folglich auch keine spanische Regierungsgewalt dort befand. Obwohl beide Mächte Verwahrung einlegten und die spanischen Besitzansprüche nicht anerkannten, hielt es Spanien nicht der Mühe für wert, die ihm überreichten Noten zu beantworten. Somit sahen Deutschland und England die Inselgruppe als herrenlos an, zumal seitens Spaniens nichts geschah, was man als ein Zeichen thatsächlicher Besitzergreifung hätte deuten können. 1882 unternahm sogar ein britisches Kriegsschiff eine Strafexpedition nach den Palau-Inseln, ohne dass Spanien Einwendungen erhoben hätte. Erst zwei Jahre später teilte ein spanisches Kriegsschiff an die Häuptlinge mehrerer Karolinen-Inseln spanische Flaggen aus.

Deutschland hatte bisher keine erheblichen Interessen an der Inselflur gehabt, die erst mit dem raschen Ausbreiten des deutschen Südseehandels erhöhte Bedeutung gewann, so dass sich das Reich 1885 auf Grund des Abkommens mit England zu deren Besitznahme entschloss. Denn einmal waren die Karolinen wirtschaftlich grösstenteils, mit 80 % der Handelsbewegung, bereits in deutschen Händen, und dann trat der dort ansässige Händler O'Keefe gegen Konkurrenten wie gegen die Eingeborenen so rücksichtslos auf, dass ein Einschreiten dringend geboten schien.

Inzwischen hatte aber in Spanien eine gereizte Stimmung gegen Deutschland Platz gegriffen, die durch von aussen hereingetragene Ursachen genährt und verschärft wurde. Als nun die deutsche Regierung der spanischen in freundschaftlichster Weise mitteilte, dass sie die Besetzung der Karolinen beabsichtige und ihren Kriegsschiffen die entsprechenden Weisungen gegeben habe, beschloss der später von den Anarchisten ermordete Minister Canovas de Castillo, diesem Vorhaben

---

Südseeforschung hochverdiente Hamburger Handelshaus Godeffroy thätig war, und der englische Missionar Christian, der 9 Jahre lang auf der Inselflur weilte.

zuvorzukommen und dadurch seine aus mancherlei Gründen wankend gewordene Stellung wieder zu festigen. Er protestierte unter Hinweis auf ältere spanische Rechte gegen Deutschlands Vorgehen und beauftragte den Gouverneur der Philippinen, die Inselgruppe sofort zu annektieren. Zu sehr gelegener Zeit fand sich auch ein Schriftstück vor, nach welchem spanische Kriegsschiffe schon vor fünf Monaten von den Karolinen Besitz genommen hätten.

Um seinen Forderungen grösseren Nachdruck zu verleihen, reizte der Minister die öffentliche Meinung auf. Eine heftige Pressfehde gegen Deutschland setzte ein, und in Madrid erfolgte eine grosse deutschfeindliche Demonstration, an der über 30000 Menschen teilnahmen. Einige Zeitungen verlangten sogar, der deutsche Gesandte solle seine Pässe erhalten und König Alfons XII. seine deutschen Orden zurückgeben, und einer der Hauptschreier, der General Salamanca, schickte das ihm verliehene Grosskreuz des Roten Adlerordens mit einem Begleitschreiben zurück, in dem es u. a. hiess: „Die von dem deutschen Geschwader auf den Karolinen verübte That, welche die rudimentärsten Gefühle der Freundschaft und des Völkerrechtes verletzt, entzieht besagter Dekoration den einzigen Grund, der mir gestattete, sie ohne Schädigung meiner Ehre anzulegen. Deshalb gebe ich sie zurück, indem ich mir vornehme, die Lücke, die dadurch auf meiner Brust entsteht, durch eine andere, im Kampf gegen Deutschland erworbene Auszeichnung auszufüllen.“ Als General v. Loë, an den Brief und Orden zur Weitergabe abgesandt waren, Aufklärung forderte, lenkte der Prahler ein, wurde aber trotzdem als Patriot gepriesen und mit Albums und Ehrensäbeln beschenkt. Da er ungeachtet verschiedener Bemühungen seinen Orden nicht los werden konnte, erbarmte sich schliesslich die Preussische Regierung seiner und teilte ihm mit, dass er auf seinen Wunsch aus der Liste der Träger des Roten Adlerordens gestrichen sei.

Inzwischen zog die Bewegung immer weitere Kreise und erreichte ihren Höhepunkt, als die Nachricht einlief, dass das deutsche Kanonenboot „Iltis“ im Angesicht zweier spanischer Kriegsschiffe auf der Insel Yap die deutsche Flagge gehisst habe. Wohl hatten die wenige Tage vorher angekommenen Spanier bereits Baumaterial und einige Haustiere ausgeladen, doch war die eigentliche Besitzergreifung noch nicht vollzogen, und nunmehr kamen ihnen die Deutschen zuvor. Diese Thatsache wirkte in Madrid wie ein Donnerschlag. Wütende Volksmassen warfen die Fenster der deutschen Gesandtschaft ein, rissen Wappen und Fahnenstock herab und verbrannten sie unter den Rufen: Nieder mit

Deutschland! Krieg mit Deutschland! Dann brachte die Menge vor der französischen Gesandtschaft eine Ovation aus und konnte erst später durch Militär langsam zurückgedrängt werden.

In Deutschland hatte man die ganze Angelegenheit sehr ruhig und zurückhaltend aufgefasst. Nachdem Fürst Bismarck für die der deutschen Gesandtschaft zugefügte Beleidigung Genugthuung erhalten hatte, erklärte er sich bereit, die Streitfrage einem Schiedsgericht zu unterbreiten, und nach längeren Verhandlungen wurde Papst Leo XIII. als Vermittler gewählt. Nach eingehender Prüfung kam er zu folgender, von beiden Mächten angenommenen Entscheidung: Auf Grund der in neuester Zeit vollzogenen Akte und aus älteren Ansprüchen ist Spanien die Oberhoheit über die Karolinen zuzuerkennen.[1]) Doch verpflichtet es sich, dort baldmöglichst eine geordnete und zum Schutz der Europäer ausreichende Verwaltung einzurichten. Deutschland bekommt volle Freiheit des Handels, der Schiffahrt, der Gründung von Plantagen u. s. w. in derselben Weise wie spanische Unterthanen und erhält das Recht zur Anlage einer Schiffs- und Kohlenstation. Doch machte es auf Wunsch Spaniens von dieser letzten Vergünstigung nach der Erwerbung der Marshall-Inseln keinen Gebrauch.

So klang der leidige Zwischenfall friedlich aus, und es war ein Zusammenstoss vermieden, der die Handelsbeziehungen beider Länder, insbesondere unsere sehr beträchtliche Einfuhr nach Spanien, ohne Zweifel schwer geschädigt haben würde. Um einen solchen Preis und im Hinblick auf die gewährten Zugeständnisse kam der Verzicht auf die kleine Inselgruppe mit ihrem geringfügigen Handelsumsatz kaum in Betracht. In den spanischen Theatern konnte man in jener Zeit öfters eine Posse hören, in der sich die Kinder Hispania und Germania um die Puppe Carolina zankten, bis Papa kam und den weisen Spruch fällte, die Puppe gehöre der Hispania, Germania aber dürfe mit ihr spielen. —

---

[1]) Wenn der Papst in seinem schiedsrichterlichen Gutachten auf die Handlungen hinwies, die Spanien zu verschiedenen Zeiten zum Wohle der Karolinier vorgenommen haben soll, und wenn er den wohlthätigen, auf die Eingeborenen unverkennbaren Einfluss rühmt, so kann sich das wohl nur auf die verunglückten Missionsversuche beziehen. Will man indes religiösen Unternehmungen überhaupt politische Rechtsansprüche beilegen, so hätte sie die amerikanische Mission am meisten verdient. Wie die Spanier im übrigen zum Wohl der Eingeborenen sorgten, das beweisen die von ihnen fast ganz ausgerotteten Marianen-Insulaner. Auch den Karoliniern würde es nach den Erfahrungen der letzten Jahre kaum anders ergangen sein.

Auch nach dem Schiedsspruch kümmerte man sich in Spanien zunächst wenig um den so lange vernachlässigten und darum in seiner politischen Zugehörigkeit zweifelhaft gewordenen Besitz, der erst dann etwas an Wert gewann, als er für eine andere Macht begehrenswert erschien. Im Juli 1886 landete endlich ein spanisches Kriegsschiff auf Ponape Beamte, Soldaten und Sträflinge. Allein mit dem nunmehr erfolgten wirklichen Einzug der spanischen Herrschaft war der Friede vorüber, ohne dass die Inselflur dem Mutterlande erheblich näher gerückt worden wäre. Im Gegenteil, man sah sich sehr bald in die Notwendigkeit versetzt, in der unruhigen Kolonie, deren Behauptung viele Menschenleben kostete, zwei starke Militärstationen zu errichten, während der Handel ganz und gar von Fremden, vorwaltend von deutschen Firmen betrieben wurde. Im folgenden Jahr wurde an der Nordküste von Ponape die Niederlassung Santiago angelegt und von spanischen Kapuzinern eine Missionsstation gegründet, die, wie zu erwarten, sehr bald mit den protestantischen Sendboten der bereits dort ansässigen Bostoner Mission in Streit geriet. Der spanische Gouverneur liess die amerikanische Missionsanstalt mit Beschlag belegen und deren Leiter, als er Verwahrung einlegte, als Gefangenen nach den Philippinen bringen unter der Beschuldigung, er habe die Eingeborenen zum Aufruhr verleitet. So ging trotz zugesicherter Religionsfreiheit das 35 jährige Bekehrungswerk der Bostoner Mission auf Ponape wieder zu Grunde. Die von Haus aus friedfertigen Insulaner wurden ebenfalls in so herausfordernder Weise behandelt, dass sie nach kaum drei Monaten verzweiflungsvoll zu den Waffen griffen und sich in offener Empörung gegen ihre Bedrücker auflehnten. Nachdem sie eine spanische Truppenabteilung aus dem Hinterhalt überfallen und aufgerieben hatten, erstürmten sie die Festung Santiago, wobei der Gouverneur und 20 Soldaten niedergemetzelt wurden. Die amerikanischen Missionare, in denen die Eingeborenen ihre natürlichen Freunde sahen, blieben unbelästigt, und der Aufstand brach auch gerade am 4. Juli, dem amerikanischen Nationalfest, aus, was damals auf Ponape viel zu denken gab.

Das erwartete Strafgericht trat nicht ein, weil der neue Gouverneur trotz der ihm zugewiesenen Truppenmacht von 600 Mann mit Unterstützung der sprachkundigen amerikanischen Missionare, deren Oberhaupt wieder freigelassen wurde, den Zwist friedlich beilegte. Doch bald begann die Gärung von neuem. Denn die Kolonie sollte in echt spanischer Weise fiskalisch ausgenutzt werden, zu welchem Zwecke man drückende Steuern, harte Frondienste verschiedener Art und ein an Sklaverei gren-

zendes Arbeitssystem einzuführen suchte. Im Jahr 1890 brach ein zweiter grosser Aufstand aus, und in mehreren Zusammenstössen fochten die trägen, feigen Insulaner mit solchem Mute, dass über 160 Soldaten das Leben verloren. Natürlich waren auf seiten der schlecht bewaffneten Eingeborenen, deren Widerstand von den namhaft verstärkten Spaniern blutig niedergeschlagen wurde, die Verluste weit grösser. Immerhin erforderte die feindselige Stimmung der Unterworfenen die ständige Anwesenheit einer über 800 Mann zählenden Besatzung, und da der noch dazu mit einem kostspieligen Beamtenapparat verwaltete Besitz nur Unkosten verursachte, ohne etwas einzubringen, so war man schliesslich froh, als sich eine Gelegenheit fand, um sich der einst so stürmisch begehrten Kolonie mit Vorteil entäussern zu können.

Der verhängnisvolle Ausgang des spanisch-amerikanischen Krieges hatte Spanien um die letzten bedeutenderen Reste seines einst so gewaltigen Kolonialreiches gebracht. Ausser einigen wenig wertvollen Besitzungen blieben ihm in Asien bloss noch die Karolinen und die kleineren Inseln der Marianen, da die grösste Insel der letzteren Gruppe, Guam, und die Philippinen von den siegreichen Vereinigten Staaten behalten wurden. Mit geschickter und schneller Benutzung der politischen Verhältnisse entschloss sich nun die Reichsregierung, die in Deutschland immer populär gebliebenen Karolinen auf friedlichem Wege zu erwerben, und entsandte noch während des Krieges ein Kriegsschiff zu einer längeren Erkundungsfahrt in die dortigen Gewässer. Anfangs erhoben sich nicht geringe Schwierigkeiten. Doch konnte das Auswärtige Amt nach dreivierteljährigen Verhandlungen endlich mit Befriedigung wahrnehmen, dass die Vereinigten Staaten ein anerkennenswertes Entgegenkommen zeigten, während die Spanier, die einen Kaufpreis von 40 Millionen Pesetas verlangt hatten, von ihren Forderungen erheblich nachliessen. Nachdem dafür gesorgt war, dass der Widerspruch anderer Mächte kein Hindernis bereitete, kam am 30. Juni 1899 der Vertrag mit Spanien zu stande, durch den eine Inselgruppe endgültig deutsches Eigentum wurde, von der im Jahre 1885 niemand ahnen konnte, dass sie die Spanier 14 Jahre später freiwillig an ihren alten Gegner abtreten würden. Deutschland erhielt gegen eine Geldentschädigung von 25 Millionen Pesetas (16750000 Mark), die der Reichstag in einem Nachtragsetat genehmigte, die Karolinen und Marianen mit Ausnahme Guams samt allen Hoheitsrechten. Andererseits gewährte es spanischen Handels- und Wirtschaftsunternehmungen und spanischen religiösen Ordensgesellschaften dieselben Vergünstigungen wie den eigenen

Unterthanen. Endlich sicherte sich Spanien das Recht, auf den Inselgruppen drei Kohlenstationen für seine Kriegs- und Handelsmarine anzulegen und sie auch in Kriegszeiten behalten zu dürfen.

So hatte unsere Diplomatie einen erfreulichen Erfolg errungen. In Spanien rief der Vertrag keine besondere Misstimmung oder Überraschung hervor, da man im Weiterbesitz jener Archipele keine wirtschaftlichen Vorteile mehr sah. War doch unmittelbar vor Beginn des spanisch-amerikanischen Krieges und wiederum aus religiösen Gründen ein neuer Aufstand ausgebrochen, der zu einer empfindlichen Niederlage der Spanier und zur Belagerung von Santiago führte! Seit der Abtretung ist aber sofort Ruhe und Ordnung auf der Inselgruppe eingekehrt, obwohl die deutsche Verwaltung mit den einfachsten Mitteln arbeitet und auf die Anwesenheit einer starken Militärmacht von vornherein verzichtet. Die neuen Erwerbungen unterstehen dem kaiserlichen Gouvernement in Herbertshöhe. Doch ist wegen der grossen Entfernung des Hauptverwaltungssitzes den Beamten möglichste Selbständigkeit gelassen und die weitzerstreute Inselflur, wie schon in spanischer Zeit, in drei durch die geographischen Verhältnisse bedingte Verwaltungsbezirke eingeteilt worden. Die Marianen und die westlichen Karolinen sind Bezirkshauptleuten unterstellt und werden von Saipan und Yap aus verwaltet. Der dritte und wichtigste Bezirk umfasst die östlichen Karolinen und hat einen Vizegouverneur für das ganze Schutzgebiet mit dem Sitz in Ponape.

Im gleichen Jahre erfolgte im Stillen Ozean noch eine zweite Erwerbung, die in Deutschland ebenfalls mit lebhafter Genugthuung begrüsst wurde: Der Gewinn der Samoa-Inseln, die so lange ein Schmerzenskind unserer Kolonialpolitik gewesen waren.

Wegen seiner zentralen Lage inmitten der Inselwolken des Pacifik und wegen der Fruchtbarkeit seines Bodens war der Archipel seit dem Ausgang der 50er Jahre der Mittelpunkt für die grossartigste kaufmännische Unternehmung innerhalb des Südseegebietes, das Hamburger Handelshaus César Godeffroy, geworden. Der deutsche Handel war auf Samoa der älteste und bedentendste, der deutsche Plantagenbesitz der ausgedehnteste und am besten entwickelte; auch der Kopfzahl nach standen dort die Deutschen an erster Stelle. Leider hatte das Reich den rechten Augenblick zur Besetzung Samoas versäumt und sich mit einem Handels- und Freundschaftsvertrag begnügt, der ihm eine für die kohlenarme Südsee nicht unwichtige Kohlenstation, den Hafen Saluafata, und die volle Gleichberechtigung mit England und Amerika sicherte, die wiederholt die Inselgruppe an sich zu bringen versucht hatten.

Da boten die Zahlungsschwierigkeiten der durch schwere Verluste infolge des Sinkens der Koprapreise erschütterten Firma Godeffroy eine willkommene Gelegenheit, Samoa unter deutschen Schutz zu stellen und damit der Gefahr vorzubeugen, dass der umfangreiche Landbesitz jenes Hauses und im Anschluss daran die politische Besitzergreifung des Archipels an England übergehen würde. Um diesen vernichtenden Schlag von der allgemein anerkannten und bewunderten deutschen Kulturarbeit abzuwenden, brachte der Reichskanzler Fürst Bismarck 1880 die sogenannte Samoavorlage im Reichstag ein. Allein der freisinnige Abgeordnete Bamberger setzte die Ablehnung derselben durch; und wenn auch der bedrohte Besitz von der deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee übernommen wurde, so begann doch seitdem für die deutschen Interessen auf Samoa und für die Inselflur selbst eine lange Leidensgeschichte. Denn die Nebenbuhlerschaft der drei an Samoa interessierten Mächte Deutschland, England und Amerika nahm nicht bloss ihren Fortgang, sondern spitzte sich noch zu, indem die Briten und Amerikaner in immer schärferen Wettbewerb mit dem deutschen Einfluss traten, dessen rasches Anwachsen sie schon lange missgünstig verfolgten. Eine erwünschte Handhabe hierfür waren die von jeher unter den Eingeborenen herrschenden Zwistigkeiten, die aber erst dann für den europäischen Handels- und Pflanzungsbetrieb verhängnisvoll wurden, als sie das politische Ränkespiel sich dienstbar gemacht hatte. Fortan war der Friede von den Inseln geflohen. Unaufhörliche Kriegswirren zerrütteten bis in die neueste Zeit den Wohlstand der Ansiedler und der Insulaner und untergruben das gute Einvernehmen, das zwischen ihnen bisher bestanden hatte.

Statt eines allgemein anerkannten Oberkönigs gab es auf Samoa drei grosse Parteien, deren Oberhäupter den Titel Malietoa, Tamasese und Mataafa führten und sich gegenseitig erbittert befehdeten, weil keiner sich dem andern unterordnen wollte. Der von den drei Mächten als Vertragskönig proklamierte Malietoa Laupepa wurde vollständig von England und Neuseeland gewonnen und wiederholt veranlasst, die britische Regierung um Einverleibung Samoas zu bitten. Obwohl dieses Vorhaben stets an dem nachdrücklichen Widerspruch Deutschlands scheiterte, fühlte sich der König infolge der ununterbrochenen Aufhetzungen so mächtig, dass sein feindseliges anmassendes Auftreten ein bewaffnetes Einschreiten des Generalkonsuls Dr. Stuebel, unseres jetzigen Kolonialdirektors, veranlasste. Nunmehr stellten sich die Engländer und Amerikaner offen auf Malietoas Seite und erkannten ihn damit in aller Form

als Gegner der Deutschen an, deren Bundesgenosse Tamasese, der alte Widersacher Malietoas, war. 1887 glaubten die Engländer ihren Schützling dem Ziele nahe zu sehen und spornten ihn zu energischem Vorgehen an. Als er indes Gewaltthätigkeiten gegen die deutschen Pflanzungen begann und die geforderte Genugthuung verweigerte, wurde er zum Erstaunen und Missbehagen seiner Protektoren von den Deutschen gefangen genommen und in die Verbannung geschickt.

Leider wurden dadurch die Zustände nicht besser, indem dem deutscherseits anerkannten und von der grossen Mehrheit der samoanischen Häuptlinge gewählten Tamasese ein Gegenkönig in dem von den beiden anderen Mächten begünstigten Mataafa erwuchs, der einen regelrechten Krieg gegen Tamasese begann und den deutschen Plantagenbetrieb ebenfalls empfindlich schädigte. Um Leben und Eigentum der Unterthanen zu schützen und Mataafa gewaltsam zu entwaffnen, wurde auf Veranlassung des deutschen Konsuls Dr. Knappe eine Truppenabteilung gelandet, die aber in einen Hinterhalt geriet und trotz anerkennenswerter Tapferkeit gegen die von dem Amerikaner Klein, einem heruntergekommenen Zeitungsreporter, geführte Übermacht 1888 bei Vailele eine verlustreiche Niederlage erlitt. Sie vereitelte nicht nur die geplante Entwaffnung der Gegenpartei, sondern kostete auch zwei Offizieren und 15 Mann das Leben, während ein Offizier und 38 Mann verwundet wurden. Dreien der Getöteten war von den Samoanern der Kopf abgeschnitten, einem der Hals durchgeschnitten worden. England und Amerika waren natürlich über Deutschlands Vorgehen empört und setzten die Abberufung des Konsuls Knappe durch, der in schwieriger Lage durchaus richtig gehandelt hatte und später wegen seiner Verdienste in allen Ehren rehabilitiert wurde. Um das Unglück voll zu machen, brach im März 1889 ein furchtbarer Orkan aus, der die deutschen Kriegsschiffe „Adler“ und „Eber“ und zwei amerikanische Kriegsschiffe an den Korallenriffen des Hafens von Apia zerschellte. 93 deutsche und 117 amerikanische Seeleute fanden dabei den Tod in den Wellen. Ausserdem gingen sämtliche auf der Reede befindlichen Handelsschiffe unter oder strandeten. Uneingeschränktes Lob verdiente bei dieser schrecklichen Katastrophe das Verhalten der Samoaner, die, alle Feindschaft vergessend, sich todesmutig an dem Rettungswerk beteiligten und als tollkühne Schwimmer furchtlos ihr Leben einsetzten, um ohne Unterschied Freund und Feind dem gierigen Ozean zu entreissen.

Um den Wirren endlich Einhalt zu thun, traten die Bevollmächtigten der drei Schutzstaaten in Berlin zur Samoakonferenz zusammen, die ein

grosses freiwilliges Opfer Deutschlands bedeutete, weil England und die Vereinigten Staaten nach langen Verhandlungen das erreichten, was sie bis dahin nicht zu fordern gewagt hatten, nämlich die Anerkennung der Gleichberechtigung auf Samoa. Die für unabhängig und neutral erklärte Inselgruppe stand nun thatsächlich unter der Oberaufsicht der drei Mächte, und ein vom König von Schweden ernannter Oberrichter übte die Verwaltung aus. Ferner setzten England und Amerika die Rückberufung ihres Günstlings Malietoa und seine Ernennung zum ersten und einzigen allgemein anerkannten Oberkönig durch. Dadurch kamen die Deutschen in die wenig angenehme Lage, ihren einstigen Gegner gegen die befreundete und eben noch von ihnen unterstützte Tamasesepartei zu schützen. Der einzige greifbare Vorteil, den sie erlangten, war das Verbot weiterer Landabtretungen von den Samoanern und die Einsetzung einer Kommission zur Prüfung der Besitzanrechte der fremden Ansiedler. Die Arbeiten dieser Kommission waren erst 1894 beendet und lieferten überraschende Ergebnisse. Von den deutschen Ansprüchen wurden rund 35000 ha oder 56 % des gesamten Landbesitzes als berechtigt, d. h. als durch gültige Kaufverträge erworben, anerkannt. Von den amerikanischen Forderungen dagegen wurden bloss 8000 ha oder 7 %, von den englischen gar nur 4000 ha oder 3 % bestätigt, obwohl die Briten für ihre Ansprüche etwa 12500 ha mehr geltend gemacht hatten, als überhaupt Land vorhanden war. In solcher Weise hatten die Engländer ihre vermeintlichen Interessen übertrieben, während sie in Wahrheit zusammen mit denen der Amerikaner erst den dritten Teil des deutschen Besitzes ausmachten.

Wie vorauszusehen, war auch das Aushilfsmittel der Samoakonferenz bei der gegenseitigen Eifersucht der drei Mächte wirkungslos und liess einen ganzen Rattenkönig neuer Misshelligkeiten entstehen. Die Verhältnisse blieben eben so unhaltbar und beschämend wie früher, und die Ordnung konnte nur mühsam durch die ständige Anwesenheit der fremden Kriegsschiffe aufrecht erhalten werden. Denn der Malietoa Laupepa war bloss durch den Willen der Vertragsmächte, keineswegs aber nach dem Willen der Samoaner Oberkönig geworden, und da der Oberrichter keine Macht besass, so dauerte der Bürgerkrieg fort und artete immer mehr aus. Als der Gegenkönig Mataafa gefangen genommen und verbannt wurde, gingen die Wogen der Erregung so hoch, dass man ihn wieder zurückrufen musste; und wie beliebt und einflussreich er war, geht daraus hervor, dass er 1898 nach Laupepas Tode mit erdrückender Mehrheit von allen samoanischen Parteien, sogar von seinen früheren

Feinden, zum Oberkönig gewählt ward. Damit wäre ganz Samoa endlich wieder einmal geeint und der langjährige Zwist beigelegt gewesen. Da jedoch Mataafa Katholik und vor allem ein kluger patriotischer Kopf war, der die englisch-amerikanischen Absichten wohl durchschaute, so bestritt der Oberrichter Chambers unter dem Einfluss der ihm eng befreundeten englischen Mission sehr bald die Rechtsgültigkeit der Wahl und fand trotz dieser offenbaren Vertragsverletzung bei England und den Vereinigten Staaten Zustimmung. Sie stellten einen von einer ganz geringen samoanischen Minderheit gewählten Gegenkönig auf, während Deutschland im Einklang mit den Bestimmungen der Samoa-Akte den alten Gegner willig bestätigte und neutral blieb. Statt also den Frieden zu erhalten, wofür er eingesetzt war, führte Chambers das Wiederaufflackern des Bürgerkrieges geradezu herbei, und der Gang der Ereignisse liess keinen Zweifel darüber, dass das Vorgehen des Oberrichters vornehmlich gegen die Deutschen gerichtet war, die in der Folge als Schwächere eine Reihe bitterer Demütigungen hinnehmen mussten.

Als die Gegenpartei zu Beginn des Jahres 1899 von Mataafa bei Apia völlig geschlagen wurde und die gereizte Stimmung zwischen den Vertragsmächten in beunruhigender Weise wuchs, eröffneten die britischen und amerikanischen Kriegsschiffe, angeblich um Mataafas Anhänger zu vertreiben, ein Bombardement auf die hauptsächlich von deutschen Händlern und Pflanzern bewohnte Stadt. Diese rücksichtslose Bedrohung deutschen Lebens und Eigentums, die obendrein eine schwere Verletzung früherer Abmachungen bedeutete, erfolgte in passiver Anwesenheit eines unserer Kriegsschiffe, wobei auch ein Granatsplitter im deutschen Konsulat einschlug. Noch mehrere Wochen lang beschossen die englischen Schiffe die nur von Frauen und Kindern bewohnten Küstendörfer, worauf die Verbündeten nach Eintreffen von Verstärkungen ein Landungskorps aussetzten. Es geriet jedoch, wie früher die Deutschen, in einen Hinterhalt und wurde von den erbitterten Leuten Mataafas bei Fangalii empfindlich geschlagen. Sieben Engländer und Amerikaner, dazu 38 Samoaner ihres Anhangs fielen, und die ungeschulten, schlecht bewaffneten Gegner erbeuteten überdies zwei Schnellfeuergeschütze, die man in eiliger Flucht zurücklassen musste. Nunmehr suchte man, wie kurz zuvor den deutschen Polizeichef von Apia, Fritz Marquardt, als Anstifter und Zuträger der Eingeborenen den Kapitän Hufnagel verantwortlich zu machen. Beide wurden von den Engländern verhaftet, mussten aber auf entschiedenen Protest wieder ausgeliefert werden und

blieben an Bord des deutschen Kriegsschiffes, bis sie, was sehr bald geschah, ihre Unschuld klar erwiesen hatten.

Zur Untersuchung der beklagenswerten Zwischenfälle wurde eine gemischte Kommission eingesetzt. Es gelang ihr, die erregten Gemüter zu beruhigen und eine teilweise Entwaffnung durchzusetzen, bei der über 5000 Gewehre zur Ablieferung kamen. Um ferneren Streitigkeiten vorzubeugen, wurde das samoanische Königtum ganz abgeschafft, und die Regierung sollte ausschliesslich durch die so unheilvolle europäisch-amerikanische Dreiherrschaft weitergeführt werden. Immerhin war ein zeitweiliges Einvernehmen zwischen den Vertragsmächten erzielt, und die Samoa-Angelegenheit begann allmählich in den Hintergrund zu treten. In Amerika gewann eine einsichtigere Beurteilung der Dinge die Oberhand, und England wurde in den südafrikanischen Krieg verwickelt, der das öffentliche Interesse ganz in Anspruch nahm.

Da erfolgte zu allgemeiner freudiger Überraschung die unerwartete Kunde von der Aufteilung der Samoagruppe unter Deutschland und die Vereinigten Staaten, und zwar gerade zu einer Zeit, als die Hoffnung, dass wir nach zwanzigjährigem Wettbewerb den Sieg erringen würden, ihren tiefsten Stand erreicht hatte. Nicht zum wenigsten scheint das Abkommen eine Wirkung des Burenkrieges gewesen zu sein, der England durch fortgesetzte Niederlagen zunächst in eine sehr missliche Lage brachte. Auch die Reise des Zaren Nikolaus nach Deutschland mag für das Einlenken Englands, das sich ohne zwingende Gründe wohl kaum nachgiebig gezeigt hätte, mitbestimmend gewesen sein. Denn wenige Stunden vor der Ankunft des Zaren in Potsdam kamen die so lange hingeschleppten Verhandlungen plötzlich zum Abschluss.

Der Vertrag vom 14. November 1899, der unter Vorbehalt der rasch erlangten Zustimmung der Vereinigten Staaten zu stande kam, sicherte endlich eine dauernde Auseinandersetzung zwischen den drei Mächten. Er hob die Samoa-Akte auf und bestimmte, dass die Entschädigungsforderungen für alle bei den letzten Wirren erlittenen Verluste durch ein Schiedsgericht geprüft werden sollten. Vor allem aber wies er die Hauptinseln Upolu und Sawaii samt allen westlich des 171. Längengrades gelegenen Eilanden an Deutschland, während die Vereinigten Staaten Tutuila und die Manuagruppe erhielten. Denn die pacifischen Interessen Amerikas waren allmählich derart gestiegen, dass es Tutuila als Stützpunkt nicht preisgeben konnte. Dort besass es schon lange die Kohlenstation Pago-Pago, über welche die zukunftsvollen Schiffahrtslinien zwischen Nordamerika und Australien führen.

Englands Interessen dagegen waren so gering und die ihm zugebilligten Entschädigungen so ansehnlich, dass es ihm ein leichtes war, sich aller Rechte auf Samoa zu entäussern. Denn Deutschland entsagte zu gunsten Grossbritanniens seinen nicht unerheblichen Ansprüchen auf die Tonga-Inseln und verzichtete auf seine bis 1902 währenden exterritorialen Rechte in Sansibar. Waren diese Rechte auch mehr formeller Art, so ist doch mit ihrer Preisgabe der letzte Faden zerschnitten, der die Insel noch mit Deutschland verknüpfte, und wir stehen vor der unabänderlichen Thatsache, dass unmittelbar vor unserer ostafrikanischen Kolonie eine britische Insel liegt, die unser Küstenland beherrscht und stark entwertet. Ferner erhielt England die beiden deutschen Salomoneninseln Choiseul und Ysabel nebst den zugehörigen kleineren Eilanden, allerdings mit dem ausdrücklichen, für das Wirtschaftsleben der Südsee wichtigen Vorbehalt der ungehinderten Anwerbung von Plantagenarbeitern. Da wir die Salomonen wegen ihrer im allgemeinen europäerfeindlichen melanesischen Bevölkerung wirtschaftlich noch gar nicht ausgenutzt und die als Arbeiterlieferanten wertvollen Inseln Bougainville und Buka behalten haben, so will dieser Verlust nicht zu viel besagen. Schmerzlicher ist die für uns ungünstige Aufteilung des bisher neutralen Salagagebietes zwischen Deutsch-Togo und der englischen Goldküstenkolonie in Westafrika, wo wir bei der Neubegrenzung unseres Schutzgebietes den kürzeren gezogen haben.

Alles in allem kann man sich dem Empfinden nicht verschliessen, dass die unsererseits für Samoa gewährten Gegenleistungen recht beträchtlich waren und dass die schlauen Engländer, wie bei allen kolonialpolitischen Verhandlungen mit Deutschland, auch diesmal die meisten Vorteile zu erringen verstanden. Andererseits darf man jedoch nicht vergessen, dass unsere Diplomatie mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, weil sie nicht in der Lage war, durch maritime Machtmittel einen Druck ausüben und ihren Forderungen Nachdruck verleihen zu können. Deshalb fand, und mit Recht, das Samoa-Abkommen in Deutschland eine günstige Aufnahme. Hatte es doch den ewigen Bürgerkriegen auf der Inselflur ein Ziel gesetzt und, wenngleich erst spät, das 1880 in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit verschuldete Versäumnis wieder gut gemacht, das uns zwei Jahrzehnte hindurch so schwere Opfer an Geld und Menschenleben kostete und eine ganze Reihe bitterer Erfahrungen und tief schmerzlicher Demütigungen auferlegte. Seiner Zeit hätten wir ganz Samoa für 300000 Mk. haben können. Weil das aber dem Reichstag zu teuer war, so haben wir allein bloss für die Stationierung

unserer Kriegsschiffe vor Samoa von 1879 bis 1899 über 25 Millionen Mark ausgegeben. So war es eine Ehrenpflicht, einen Besitz zu behaupten, der uns durch deutsches Blut und deutsche Arbeit kostbar geworden war und dessen Preisgabe die überwiegende Mehrheit des Volkes sicherlich als eine nationale Demütigung empfunden haben würde. Dass wir nicht ganz Samoa bekamen, darf uns die Freude an dem Erworbenen nicht beeinträchtigen. Freilich ist es nicht angenehm, hier und auf den Marianen die Vereinigten Staaten als unbequemen Nachbar inmitten unseres Kolonialgebietes zu haben. Doch haben wir erreicht, was unter den obwaltenden Verhältnissen zu erreichen möglich war.

Dr. Solf, der bisherige Präsident der Municipal-Verwaltung in Apia, ein genauer Kenner von Land und Leuten, wurde zum ersten Gouverneur von Deutsch-Samoa ernannt, und am 1. März 1900 fand in dem alten samoanischen Königssitz Mulinuu bei Apia unter festlicher Beteiligung der Fremden und Eingeborenen die Flaggenhissung statt. Seitdem sind aus unserer jüngsten Kolonie nur erfreuliche Nachrichten über die fortschreitende Beruhigung und Besserung der Dinge in die Heimat gedrungen, so dass Samoa immer mehr die Perle der Südsee zu werden verspricht, als welche man die Inselflur schon so lange gepriesen hat.

---

2. Die Marianen.

Die Marianen und Karolinen liegen östlich von den Philippinen und gehören nebst den deutschen Marshall-Inseln und dem britischen Gilbert-Archipel geographisch zu Mikronesien, das seinem Namen Kleininselland mit vollem Recht entspricht. Denn allen seinen Inseln ist die Kleinheit ihres Umfanges und das entschiedene Vorherrschen niedriger, kaum mannshoher Koralleneilande gemeinsam, die meist als sogenannte Atolle oder Ringinseln mit ihrem schmalen, weissleuchtenden Korallenkalkband eine ruhige Lagune umsäumen. Trotz der weiten Ausdehnung über ein Gebiet, das in Europa vom Kanal bis zum Don und vom Kap Skagen bis Rom reichen würde, hat die gesamte mikronesische Inselflur mit 3545 km^2 Fläche noch nicht einmal die Grösse des Grossherzogtums Sachsen-Weimar.

Aus jener ungeheuren Wasserwüste und aus der Unzahl flacher Riffe und Koralleninseln ragen nur wenige höhere Inseln vulkanischen Ursprungs empor. Die meisten und grössten finden sich in der Gruppe der Marianen, der nördlichsten Inselreihe Mikronesiens, die 1521 vom Weltumsegler Magellan entdeckt wurde. Wegen des diebischen Charakters ihrer Bewohner taufte er sie Ladronen oder Diebesinseln. Daneben wurden sie nach der dreieckigen Form der Segel, die an lateinische Segel erinnerten, Islas de las Velas Latinas, die Inseln der Lateinischen Segel, genannt. Später erhielten sie nach der Witwe des spanischen Königs Philipp IV., Maria Anna, den heute allgemein gebräuchlichen Namen Marianen.

Die Nord-Süd verlaufende Inselflur erstreckt sich in Gestalt eines leicht gekrümmten, nach West offenen Bogens über eine fast 1000 km lange Strecke von 12—21° N., die, nach Deutschland verlegt, den Raum von der deutsch-dänischen Grenze bis zum Bodensee einnehmen würde. Durch einen unterseeischen Rücken hängen die Marianen mit den von Japan aus südwärts laufenden Bonin-Inseln zusammen, während sie von den Karolinen ein gewaltig tiefes Meeresbecken scheidet, das bei der Insel Guam bis zu 8800 m herabgeht und nach der Tongatiefe die zweitgrösste, bis heute gelotete Meerestiefe ist. Die zugehörigen 17 Inseln und

Inselchen haben insgesamt 1140 km² Flächeninhalt und gewinnen nach Süden immer mehr an Umfang, um mit Guam ihr grösstes Areal (514 km²) und ihre dichteste Bewohnerzahl (9000 Seelen) zu erreichen. Da Guam amerikanischer Besitz ist, so bleiben für den deutschen Anteil der Marianen nur noch 626 km², d. h. kaum soviel wie Zweidrittel der Insel Rügen, mit 1938 Einwohnern (1253 Chamorro, 650 Karolinier, 35 Fremde) übrig. Doch hat sich unter deutscher Verwaltung die Volkszahl durch einen Geburtenüberschuss von 50 Seelen und eine aus Guam erfolgte Zuwanderung von 144 Köpfen 1900/01 auf 2132 Köpfe gehoben, die sich hauptsächlich auf den drei ständig besiedelten Inseln Saipan, Rota und Tinian zusammendrängen.

Die bergige Inselgruppe ist durchaus vulkanischen Charakters und scheint gleich dem Bismarck-Archipel an eine Bruchspalte gebunden zu sein, längs deren die vulkanischen Auswurfsmassen emporquollen. Während aber die nördlichen Eilande rein vulkanisch sind und neben vielen erloschenen auch noch thätige Feuerberge besitzen, ist bei den südlichen Inseln, von Saipan bis Guam, der basaltische Kern bis zu den höchsten Gipfeln mit einem Panzer von gehobenem Korallenkalk umgeben, der nach Süden zu immer mehr überhand nimmt und schliesslich das vulkanische Gestein überwiegt. Schon aus der Ferne ist der Unterschied der geologischen Zusammensetzung in der Umrissgestaltung der Inseln erkennbar. Hier steigt der Korallenkalk in scharf abgesetzten Terrassen an; dort erheben sich die regelmässigen Formen der Vulkankegel, die meist unbewohnt und, weil in den lockeren Aufschüttungsmassen die Feuchtigkeit rasch einsickert, trocken und wasserarm sind und nur ein spärliches Pflanzenkleid tragen. Auch die Ausdehnung der die Inseln umkränzenden Korallenriffe, auf denen kleine Riffinselchen im Entstehen begriffen sind, nimmt von Nord nach Süd zu, weil das Meer äquatorwärts wärmer wird und weil die südlichen Inseln älter als die nördlichen zu sein scheinen, so dass die riffbildenden Korallen bei ersteren früher mit ihrer Thätigkeit beginnen konnten als bei letzteren. Manche der kleineren Eilande bestehen überhaupt bloss aus einem einzigen, von Regenrinnen oder Barrancos tief durchfurchten und am Fusse von den Meereswellen angenagten Vulkandom. Nicht wenige solcher stattlichen Kraterberge mögen auf diese Weise von der Erosion ohne Mitwirkung vulkanischer Katastrophen abgetragen und wieder vom Meer verschlungen worden sein. Alle Inseln sind hafenarm und werden von einer starken Brandung umtost, die das Landen erschwert und rings um die kleinen, steil ansteigenden Vulkaneilande so heftig

auftritt, dass die meisten derselben bloss während der ruhigsten Jahreszeit zugänglich sind. Erdbeben und heisse Quellen sind auf den Marianen nicht selten und erinnern im Verein mit den ständig rauchenden Vulkanschloten an die im Innern schlummernde vulkanische Kraft, die auf den ruhigeren Karolinen längst erloschen ist.

Das nördlichste Eiland des Archipels ist die einsame Vogelinsel, auch Urracas oder Farallon de Pajaros genannt. Sie wird von einem mächtigen, in lebhaftester Arbeit begriffenen Vulkan eingenommen, der zwischen den Trümmern der älteren Insel aufgestiegen ist und in Zwischenräumen dichte Aschenmassen und Steine unter donnerndem Getöse auswirft. Sein auf ausgebrannten Lavafelsen ruhender Aschenkegel trägt weder Baum noch Strauch. Nur Millionen von Seevögeln benutzen die am Fuss des Kraters sich ständig erneuernde heisse Asche zum Ausbrüten ihrer Eier oder tummeln sich in dem unaufhörlich empordringenden gelbbraunen Rauch.

Der kleine Vulkanrest Maug, der fälschlich ebenfalls Urracas genannt wird, aber mit dem vorigen nicht zu verwechseln ist, stellt das Überbleibsel eines einst gewaltigen Kraters dar und besteht aus drei Inselchen, die einen tiefen, geräumigen Hafen mit breiten, anscheinend auch für grössere Schiffe zugänglichen Einfahrten umschliessen. Hier wie auf Farallon de Pajaros haben zahllose Seevögel eine lockere Guanoschicht aufgehäuft. Doch entbehrt Maug auch nicht reichlicherer Vegetation, die hauptsächlich aus Savannengras und Buschholz zusammengesetzt ist.

Das Eiland Assongsong, spanisch Asuncion, ist wiederum ein regelmässig gestalteter, von tiefen Schluchten zerrissener Vulkan, der schwache Rauchsäulen ausstösst und mit 950 m (nach anderen nur 640 m) Meereshöhe als höchste Erhebung der Marianen gilt. Die weltabgeschiedene Insel hat Überfluss an Kokospalmen dank der Anwesenheit zahlreicher Kokoskrabben, die dadurch zur Verbreitung jener nützlichen Palme beitragen, dass sie die Kokosnüsse verschleppen, um sie für späteren Gebrauch zu verstecken. Nicht selten finden sie jedoch die Vorratskammern nicht wieder, so dass die Nüsse keimen und bald hier, bald dort ein Palmenhain emporwächst.

Agrigan ist ein 750 m hoher erloschener Vulkan, der mit steilen Wänden und Schluchten eine 34,2 km² umfassende Grundfläche bedeckt. Er trägt ebenfalls nicht unbedeutende Kokoswaldungen, die, von 37 Arbeitern ausgebeutet, jährlich gegen 100 Tonnen Kopra liefern und seitens der deutschen Verwaltung durch Aussaat von Kokosnüssen noch ver-

mehrt worden sind. Sonst macht Steppengras den vorwaltenden Vegetationstypus aus, der indes vielerorts von höherem Baumwuchs unterbrochen wird.

Die Doppelinsel Pagan, mit 97,2 km² die grösste der rein vulkanischen Marianen, setzt sich aus zwei durch eine flache Ebene verbundenen Feuerbergen mit 300 m hohen Gipfeln zusammen, die zum Zeichen ihrer Thätigkeit stets von einer Rauchwolke verhüllt werden und breite, erst jüngst erstarrte Lavaströme in die erloschenen Krater einer dritten, älteren, fast bis zum Meeresspiegel versunkenen Vulkangruppe entsenden. Die Ausnutzung der Insel wird insofern erleichtert, als ihre hohe, steile Felsküste, die bloss an wenigen Punkten eine Bootlandung gestattet, einen guten sicheren Hafen besitzt, der allerdings wegen der von den Meeresströmungen angespülten Schlamm- und Sandmassen öfterer Ausbaggerung bedarf. Ferner sind heisse Quellen und genügendes Trinkwasser vorhanden, und unter der stellenweise üppigen Pflanzenhülle spielt längs des Strandes die Kokospalme eine solche Rolle, dass die von 137 Arbeitern gewonnene Kopra auf jährlich 200 Tonnen geschätzt wird.

Alamagan ist nichts anderes als ein einziger mächtiger Krater von 800 m Meereshöhe, der scheinbar erloschen ist und in dessen schroffe Böschungen der Regen tiefe Schluchten gewühlt hat, während der breite Fuss des Berges von der Brandung unterwaschen und zum Einsturz gebracht wird. Auf der kleinen Insel werden von 18 Arbeitern jährlich 50 Tonnen Kopra gewonnen. Denn die deutsche Regierung hat Pagan, Agrigan und Alamagan für 8000 Mark an eine aus zwei Chamorros und einem Japaner bestehende Gesellschaft verpachtet und den Unternehmern gleichzeitig die Verpflichtung auferlegt, in jedem Jahr eine bestimmte Fläche neu mit Kokospalmen zu bepflanzen. Leider richten die Ratten grossen Schaden unter den jungen Beständen an.

Das nun folgende Guguan besteht aus drei Kratern, von denen der südlichste nur noch zur Hälfte erhalten ist, da seine Südwand und mit ihr ein Teil der früher grösseren Insel der Erosion zum Opfer gefallen ist. Als Bezirksamtmann Fritz Guguan betrat, waren sehr viele Pandanussträucher, aber keine Kokospalmen sichtbar, mit deren Anpflanzung unverzüglich begonnen wurde.

Umgekehrt trägt der fruchtbare Humusboden der Insel Sarigan, deren 600 m hoher Krater erloschen ist, viele Kokospalmen und dichten Baum- und Buschwuchs, der einer Unzahl brütender Vögel zum Aufenthaltsort dient.

Anatahan wird ähnlich wie Pagan von zwei ausgebrannten, durch eine Ebene verbundenen Vulkanen erfüllt, deren tief durchschluchtete Steilhänge bis 800 m ansteigen und mit hohem Steppengras überzogen sind. In der Nachbarschaft des Meeres gedeihen stattliche Kasuarinen und Kokospalmen, und zum Zweck der Kopragewinnung, die jährlich etwa 60 Tonnen und 1000 Mark Pacht einbringt, sind 11 Arbeiter auf der Insel ansässig. Die ergiebige Verwitterungskrume soll sich auch zum Anbau von Mais und Zuckerrohr eignen; doch herrscht leider die Rattenplage gerade hier in sehr bedenklichem Masse.

Die letzte der rein vulkanischen Inseln ist das an Seevögeln und an Guano überreiche Farallon de Medinilla. Kokospalmen wurden auf dem Eiland nicht beobachtet, weshalb Bezirksamtmann Fritz bei seiner dreistündigen Anwesenheit 100 Kokosnüsse und verschiedene Gräser aussäen liess.

Unter den grösseren Inseln der Südhälfte, die durch die Vergesellschaftung von Basalt und Korallenkalk ausgezeichnet sind, ist als wichtigste und umfangreichste (185,2 km²) unter den deutschen Marianen Saipan erwähnenswert. Es besteht im allgemeinen aus niedrigem Hügelland, das nach dem Innern zu bergig ansteigt und nur am Nordende von einem 500 m hohen tafelbergartigen Vulkan überragt wird. Die Küste umsäumt ein tiefgründiger, der Kokospalme sehr zusagender Sandboden; doch macht der jährliche Kopraertrag wegen der Faulheit der Eingeborenen erst 200 Tonnen aus. Landeinwärts folgt rötlicher Lehmgrund und an den teilweise aus gehobenem Korallenkalk aufgebauten Bergen ein dunkler, tiefgründiger Humusboden. Ausgedehnte Grassavannen mit starrem, hochwüchsigem Gras, die als Viehweide dienen und einst das Kulturland der rührigen Urbewohner, der Chamorro, waren, bestimmen den landschaftlichen Charakter der Insel; doch fehlt auch dichter, wertvoller Wald nicht, der namentlich die höheren Erhebungen des nördlichen Teils bevorzugt. Verwilderte Rinder, Schweine und Hühner sind in Menge vorhanden und könnten bei sachgemäss betriebener Viehzucht in lohnender Weise nutzbar gemacht werden. Auf der Insel giebt es bloss zwei grössere Siedelungen, Garapan mit 1032 und Tanapag mit 205 Einwohnern. In ersterem Orte, der, zwischen Palmen versteckt, sich um eine ehemalige spanische Kaserne gruppiert, befindet sich das kaiserliche Bezirksamt und die Postagentur. Tanapag erfreut sich eines geräumigen, von Untiefen freien Hafens, der durch ein Riff und ein vorgelagertes Inselchen geschützt wird und trotz der schmalen, durch Klippen bedrohten Einfahrt wohl der beste Ankerplatz der gesamten Inselflur ist.

Ein einmündender Fluss versorgt ihn jederzeit mit ausreichendem Trinkwasser.

Eine 6 km breite Meerenge trennt Saipan von der ebenfalls flachen und hügeligen Nachbarinsel Tinian (130,2 km²). Die bloss von 70 Menschen bewohnte Insel bildet eine nach West geneigte Kalkscholle, deren harter Korallenfels entweder bloss liegt oder von einer tiefen Schicht roten Thones verborgen wird. Nur im Süden erreicht die Platte beträchtlichere Höhen, bis zu 200 m, und trägt nur dort stattlichere Waldungen. Sonst verschlingen sich übermannshohes Gestrüpp, windenartige Schlingpflanzen und ein seidelbastähnliches Schmarotzergewächs zu einer dichten Decke, unter der ein keineswegs üppiges Gras gedeiht. Diese weitaus vorherrschende Savannenvegetation, die das Überwiegen der Viehzucht bedingt, stirbt in besonders trockenen Monaten vollständig ab, um sich zur Regenzeit wieder einzustellen. Trotz reichlicher Niederschläge ist fliessendes Wasser auf der Insel nicht anzutreffen, doch schützen drei Lagunen und mehrere Brunnen, die gutes Trinkwasser liefern, vor Mangel. Die 30—50 m hohe Steilküste, um die eine starke Brandung steht, besitzt bloss am Südende der Insel einen bequemen und gefahrlosen Landeplatz. Leider bietet er nur kleineren Fahrzeugen Aufnahme, während grössere Schiffe in einiger Entfernung vom Lande Anker werfen müssen.

Rota (114,2 km²), die südlichste Insel der deutschen Marianen, wird von einem Korallenriff umkränzt und ist infolge der hohen Brandung, die sich an dem durchlassarmen Riffkranz bricht, noch schwerer zugänglich als Tinian. Den Strand zieren Kokoshaine, die jährlich 45 Tonnen Kopra einbringen. Sonst besteht die Insel, deren 491 Bewohner sich in einer einzigen Ortschaft zusammendrängen, im wesentlichen aus einem 300 m hohen Berg, der nach drei Seiten in scharf abgesetzten Terrassen abstürzt und sich nur nordwärts langsamer zum Meere abdacht. Er ist fast ganz aus gehobenem Korallenkalk aufgebaut, der den vulkanischen Kern der Insel umgiebt und wegen seiner Klüftigkeit — an der Südwestseite befinden sich zwei geräumige Höhlen — den reichlich fallenden Regen rasch aufschluckt. Dagegen sammeln sich die Niederschläge im Bereich des schwer durchlässigen Vulkangesteins und seiner thonigen Verwitterungshülle zu ständig Wasser führenden Flüssen an.

Die Hauptinsel des Archipels ist Guam oder Guahan, dessen riffumkränzte Steilküsten ein von mässig hohen Gebirgszügen oder Einzelbergen erfülltes Innere umschliessen. Die 50 km lange und bis 15 km

breite Insel setzt sich im Norden aus wasserarmem Korallenkalk, im Süden aus Basalt zusammen und trägt trotz unglaublicher Verwüstungen immer noch prächtige Wälder, wenngleich die Steppenformation überwiegt. An guten, meist bloss für kleinere Schiffe benutzbaren Häfen ist kein Überfluss. Der wichtigste und beste Ankerplatz, zugleich der Hauptort der Insel und Sitz der amerikanischen Verwaltung, ist Agaña mit der berühmten Caldera von Guam.

Das Klima der Marianen ist echt tropisch, doch keineswegs ungesund und frei von ansteckenden Krankheiten. Nur die Frambösia genannte Hautkrankheit, die vielfach irrtümlich für Syphilis, Lupus oder Lepra gehalten wurde, scheint ziemlich häufig vorzukommen. Die Regenzeit fällt in die Monate Mai bis Oktober, ist aber ziemlich verwischt, weil die reichlichen Niederschläge über das ganze Jahr verteilt sind. Trotzdem sind wegen des durchlässigen Kalkbodens und wegen des lockeren vulkanischen Aufschüttungsmaterials die Wasserverhältnisse im allgemeinen nicht günstig und lassen Dauerflüsse bloss auf Saipan und Rota entstehen, obwohl wirklicher Wassermangel kaum beobachtet wird. Namentlich der schwere rote Thon, der als gemeinsames Verwitterungsprodukt des Korallenkalkes und des vulkanischen Gesteins die Thäler erfüllt oder sich auf den Terrassen ablagert, hält dort, wo er in grösserer Mächtigkeit auftritt, die Feuchtigkeit lange fest.

Dank dem fruchtbaren Humusboden und dem feuchtwarmen Klima war die Vegetation von Haus aus üppig. Doch ist der Hochwald, der vornehmlich die grösseren Inseln bis zu den kegelförmigen Gipfeln überkleidete und stellenweise noch undurchdringliche Dickichte bildet, im Laufe der Zeit stark gelichtet worden, so dass heute der Steppencharakter entschieden überwiegt und das landschaftliche Bild bestimmt. Eine Aufforstung scheint daher nicht bloss dringend geboten, sondern auch erfolgversprechend zu sein, weil das hohe Savannengras die Feuchtigkeit zurückhält, zur Humusbildung beiträgt und dadurch den Boden für späteren Baumwuchs vorbereitet. Um die Wiederbewaldung zu fördern, hat Bezirksamtmann Fritz entsprechende Massregeln getroffen und auf der Inselflur bereits über 15000 Kokosnüsse aussäen lassen.

Das Pflanzenkleid der Marianen ist verschieden reich und schliesst sich hauptsächlich an die Vegetation der Philippinen an. Die Jahrhunderte lange politische Verbindung beider Inselgruppen hat die Einführung einer Reihe philippinischer Nahrungs-, Genuss- und Nutzpflanzen wie Mais, Sago, Tabak, Indigo, Baumwolle, Kaffee und Kakao

zur Folge gehabt. Die Baumwolle überzieht auf Tinian ganze Berglehnen, und die Apfelsine kommt überall verwildert vor, wie überhaupt die meisten der neu eingebürgerten Kulturen unter der spanischen Herrschaft verwilderten und vom Savannengras überwuchert wurden. Zuckerrohr und Reis fanden die Europäer bei ihrer Ankunft bereits vor; denn die Chamorro bauten allein von allen Südsee-Insulanern den Reis an. Dazu benutzten sie noch den Pandanus, Süsskartoffeln, Taro, vier Arten von Brotfruchtbäumen und von Palmen hauptsächlich Areka- und Kokospalme, so dass ihre Nahrungsweise derjenigen der Karolinier und der heutigen Marianen-Insulaner entsprach.

Die Tierwelt des Archipels ist wie auf allen pacifischen Inselwolken arm, insbesondere arm an Landsäugetieren und Landvögeln. Sie wird vertreten durch fliegende Hunde, die bei den Eingeborenen als Leckerbissen gelten, ferner durch Ratten, Tauben, Kokoskrabben, Flusskrebse, Schildkröten und eine auf der Indischen Inselflur weit verbreitete Schlange (Typhlops bramina). Die Vogelwelt zählt 56 Arten und stimmt in der Hauptsache mit der Avifauna der Karolinen überein.

Einen eigentümlichen Bestandteil des Tierlebens machen auf den Marianen die Herden verwilderter Haustiere, insbesondere von Hühnern, Schweinen und Rindern, aus, die vor allem die einförmigen Savannen und die Bergwälder von Tinian bevölkern. Sie sind erst von den Spaniern, wohl aus Mexiko, eingeführt worden und haben sich so vermehrt, dass man bei einer Wanderung durch die Insel wie in einem grossen Dorf unaufhörlich von dem Krähen der Hühner begleitet wird. Schweine sind gleichfalls in solcher Menge vorhanden, dass wöchentlich 10 bis 14 derselben in Schlingen gefangen und in Saipan lebend zum festen Preis von 4 Mark für das Stück verkauft werden. Das Gebirge bevölkern wilde Ziegen noch in grossen Rudeln. Die Rinder dagegen haben sich infolge unausgesetzter Verfolgungen so vermindert, dass ihre Jagd schon unter spanischer Herrschaft mehrere Jahre lang eingestellt werden musste und von der deutschen Verwaltung ganz verboten worden ist. Auch die Bestände prächtiger Axishirsche, welche die Spanier von den Philippinen mitbrachten und auf Rota und Tinian aussetzten, sind stark gelichtet, weshalb für sie ebenfalls eine unbestimmte Schonzeit angeordnet wurde. Die von den Spaniern eingeführten und verwilderten Hunde endlich hat man grösstenteils wieder abgeschossen oder sucht neuerdings ihrer Vermehrung durch eine Besteuerung der Hündinnen Einhalt zu thun, weil sie zu einer unerträglichen Landplage wurden und erheblichen Jagdschaden anrichteten.

Die Urbewohner der Marianen, die Chamorro, waren bei der Entdeckung der Inselgruppe sehr zahlreich, und überall stösst man noch inmitten des Waldes oder der Savanne auf die Trümmer von Niederlassungen, die Zeugnis von der einst viel dichteren Besiedelung der Inselreihe ablegen. Erst 1668, also 147 Jahre nach Magellans erstem Besuch, nahmen die Spanier den Archipel in Besitz und errichteten dort eine Jesuitenmission. Damals waren alle Inseln bewohnt, und man schätzte die Gesamtmenge der Eingeborenen auf 40—60000, ja sogar, was aber übertrieben scheint, auf 100—150000 Köpfe, die wie alle Polynesier Hochseefischerei trieben, in lebhaftem Verkehr miteinander standen und eine nicht unbedeutende Kultur besassen. Obgleich ihnen Magellan nicht ohne Grund diebische Eigenschaften nachsagte, traten sie den Europäern freundlich und zutraulich entgegen, versorgten sie im Austausch gegen Stoffe und eiserne Geräte mit Lebensmitteln und zeigten bei aller Unbeständigkeit und allem Leichtsinn grosse Anhänglichkeit. Sehr bald aber trieben die gewaltsamen Bekehrungs- und Knechtungsversuche der Fremden das stolze, tapfere, unbeugsame Volk zu verzweifeltem Widerstand gegen die drückende Zwingherrschaft und gegen den religiösen Fanatismus, der sich in blindem Eifer gegen alles Heidnische und gegen die althergebrachten Sitten kehrte. 30 Jahre hindurch, bis 1699, dauerte der blutige Vernichtungskrieg, in dem viele spanische Soldaten und Missionare das Leben verloren, bis schliesslich die Chamorro unterlagen, nachdem sie fast vollständig aufgerieben waren. Viele, die nicht im offenen Kampfe umkamen oder dem religiösen Vertilgungseifer zum Opfer fielen, gaben sich freiwillig den Tod. Auch die Frauen brachten die neugeborenen Kinder um oder machten sich absichtlich unfruchtbar, weil die heldenmütigen Eingeborenen, die ihre Freiheit über alles liebten, eher aussterben als noch länger ihren Peinigern unterthan sein wollten.

Zur Erleichterung der Regierung und um die Unterworfenen besser unter kirchlicher und militärischer Zucht halten zu können, wurden alle Marianen-Inseln von den Spaniern absichtlich entvölkert und die Überlebenden auf der Hauptinsel Guam zusammengepfercht, wo Krankheiten das ihrige thaten und die Zahl der Chamorro 1710 auf 3678 zusammenschrumpfen liessen, von denen 80 Jahre später nur noch 1639 Seelen übrig waren. Bloss die Entvölkerung von Rota, wo sich der Hauptherd des Widerstandes gegen die Spanier befand, gelang nicht völlig, weil die zahlreichen Höhlen den Bedrängten willkommene, schwer zu entdeckende Zufluchtsstätten darboten. Die erschreckende Bevölkerungs-

abnahme bewog die bestürzten Spanier, die Lücken durch freiwillige oder zwangsweise Einführung von spanischen Sträflingen, Karoliniern und philippinischen Tagalen einigermassen wieder auszufüllen. Infolge dieser künstlichen Volksvermehrung nahm die Bewohnerzahl allmählich wieder zu und war auf 9500 gestiegen, als 1856 eine verheerende Seuche fast die Hälfte derselben wegraffte. 1887 gab es nach amtlichen Angaben wiederum 10276 Insulaner, von denen weitaus die meisten (8655 Köpfe) auf Guam ansässig waren. Doch auch diese grösste Insel des Archipels, die einst 180 stattliche Dörfer gehabt haben soll, birgt gegenwärtig nicht mehr als 10 armselige Ortschaften.

So hat sich die unvernünftige Politik der Spanier bitter gerächt. Denn wenn sich auch die fremden Seefahrer gegen die Südseevölker viele bedauerliche Übergriffe zu schulden kommen liessen, so haben sie sich an ihnen doch noch lange nicht in dem Masse versündigt, wie die Spanier an den unglücklichen Chamorro, denen die Berührung mit den Europäern wie keinem andern pacifischen Volksstamm verderblich geworden ist. Das kleine Häuflein der jetzigen Insulaner ist eine minderwertige Mischrasse aus Chamorro, Tagalen und Spaniern, während die Karolinier sich mit den uransässigen Elementen nur wenig vermischt haben. Bloss auf Rota haben sich aus dem oben genannten Grunde noch reine Nachkommen der alten Chamorro erhalten. Sonst ist deren Schilderung heute nichts anderes als eine Erinnerung an Tote.

Die Chamorro waren unzweifelhaft ein mikronesischer Stamm, etwa in der Mitte zwischen Polynesiern und Tagalen stehend. Gleich den heutigen Mikronesiern waren sie sehr einfach bekleidet und gingen entweder ganz nackt oder trugen nur einen schmalen Faserschurz, während die Vorliebe für reichen Schmuck und für Zierraten verschiedener Art um so ausgeprägter war. Dagegen scheint man die auf den Karolinen gebräuchliche Tätowierung nicht geübt zu haben.

Nach echt polynesischer Sitte gliederten sich die alten Marianen-Insulaner in zwei streng voneinander geschiedene Stände, die Vornehmen und die ihnen in allen Beziehungen untergeordneten Gemeinen. Lediglich die ersteren, die wiederum in die beiden Klassen der eigentlichen Häuptlinge und der mit geringeren Vorrechten ausgestatteten Häuptlingssöhne zerfielen, durften Krieg führen, Seefahrten unternehmen, Bootbau und Handel treiben und waren im Besitz alles Grundeigentums. Die letzteren hatten die Ländereien der Vornehmen zu bebauen und im Kriegsfall den Proviant herbeizuschaffen. Sonst war jeder Verkehr mit der Geburts-Aristokratie aufgehoben, und die Gemeinen durften sich

den Vornehmen weder nähern noch ihre Geräte berühren und hatten ihr Leben verwirkt, wenn sie sich vor ihnen nicht tief verneigten. Auch insofern war die Scheidung zwischen Adel und gewöhnlichem Volk streng durchgeführt, dass Ehen bloss innerhalb der beiden Klassen geschlossen werden durften und dass die Heirat eines Vornehmen mit einem Mädchen niederen Standes den Tod des ersteren nach sich zog.

Wie bei den Karoliniern gab es auch bei den Chamorro einen in zwei Klassen geteilten Priesterstand, dem die Ausübung des im wesentlichen auf eine Ahnenverehrung hinauslaufenden religiösen Kultes oblag. Die Schädel der Verstorbenen wurden aufbewahrt und, weil man ihnen übernatürliche Kräfte zuschrieb, als siegverleihend in die Schlacht mitgenommen. Gegen die Überlegenheit der spanischen Waffen konnten sie freilich nicht helfen. Im übrigen waren Kriege unter den Chamorro, weil die Rachsucht einen Grundzug ihres Charakters bildete, zwar häufig, verliefen aber meist unblutig und endeten nach dem Verlust von 2—3 Toten gewöhnlich mit der Unterwerfung der einen Partei. Die Toten kamen nach der Mythologie der Chamorro und Karolinier entweder ins Paradies oder in die Hölle.

Obwohl das Mutterrecht nicht so ausgeprägt war wie bei den Karoliniern und Marshall-Insulanern, hatten die Frauen einen grossen Einfluss und erfreuten sich guter Behandlung. Der Mann hatte bloss eine gesetzmässige Frau, dazu aber mehrere Nebenfrauen. Ehebruch wurde für beide Teile streng geahndet. Doch galten die Frauen als keusch, während die Mädchen viele Freiheit hatten. Ungezwungener geschlechtlicher Verkehr mit den im Gemeindehaus lebenden Junggesellen war für sie eben so wenig anstössig und entwürdigend wie für die Armengols der Palauer und bildete hier wie dort kein Hindernis für eine spätere Verehelichung. Obendrein gab es noch Gesellschaften, die keinen anderen Zweck als Befriedigung der sinnlichen Gelüste hatten und zur Feier ihrer Orgien, die bis zur Blutschande ausarteten, in einzelnen Dörfern eigene Häuser besassen. Kindermord dagegen, wie er besonders auf Tahiti im Schwange war, wurde ursprünglich nicht ausgeübt und fand erst in den furchtbaren Rassenkämpfen gegen die Spanier als Verzweiflungsmittel Eingang.

Die Werbung geschah durch eine weibliche Verwandte des Mannes. War sie angenommen, so musste der Bräutigam für den Unterhalt der Braut sorgen und ihr bis zur Hochzeit dienen, die erst nach sorgfältiger Prüfung aller Verhältnisse statt hatte und mit grosser Feierlichkeit begangen wurde. Feste waren überhaupt sehr beliebt und wurden bei

jeder Gelegenheit abgehalten. Eine Hauptrolle spielten dabei Tänze und Gesänge, die von Musikinstrumenten begleitet wurden. Auch an poetischem Talent fehlte es den Chamorro nicht.

Diese alte Kultur ist unter der spanischen Herrschaft so vollständig zu grunde gegangen, dass nur noch verwilderte Anpflanzungen und höchst eigentümliche Hausruinen, die man auf Tinian, Rota und Alamagan antrifft, an die glänzendere Vergangenheit erinnern.

Die Chamorro kannten zwei Arten von Häusern. Die einen, die noch jetzt gebaut und vom ärmeren Volk bewohnt werden, waren niedrige Holzhütten, die unmittelbar über dem Erdboden auf 6—8 Palmenstämmen von 3—4 m Höhe errichtet und mit Palmenblättern oder Rohrgeflecht ausgekleidet waren. Daneben bemerkt man im Walde versteckt mächtige Steinsäulen, die, stets in zwei Reihen angeordnet, sich nach oben verjüngen und auf der Spitze ein halbkugeliges Kapitäl tragen, dessen Boden nach oben liegt. Diese Bauten finden, abgesehen von den merkwürdigen Steinfiguren auf der Osterinsel, im Stillen Ozean nirgends wieder ihresgleichen und haben deshalb nicht mit Unrecht Aufsehen erregt. Sie sind wohl nicht, wie man vermutete, alte Königsgräber oder Tempel, sondern stellten das steinerne Gerüst von Häusern dar, die auf den Marianen heute gänzlich ausser Gebrauch sind, während man sie früher oft benutzte. Da nämlich die eben beschriebenen Hütten zur Regenzeit feucht und unbequem waren, so setzten die Vornehmeren unter Beibehaltung der sonst üblichen Hausform ihre Wohnungen auf hohe Pfeiler. Sie bestanden aus einer Mischung von Sand, Kalk und kleinen Steinen oder aus behauenen, durch Mörtel verbundenen Korallenkalkblöcken, weil es für die bloss über sehr primitive Steinwerkzeuge verfügenden Eingeborenen viel leichter war, die überall zerstreuten Kalkstücke zu verwenden, als einen Baum zu fällen. Auf den Säulen ruhte ein starker Fussboden, in dessen Mitte ein Loch den Zugang gestattete, und da die Pfeiler von aussen durch das grosse überhängende Blätterdach, im Innern vom Fussboden verdeckt waren, so konnte es leicht geschehen, dass die sonderbaren Bauten den Spaniern nicht weiter auffielen und erst nach dem Verfall ihrer Hülle zum Vorschein kamen.

Da für die wirtschaftliche Erschliessung der Inselflur und die geistige Hebung der Eingeborenen fast nichts geschah — die von den Spaniern errichteten Schulen sind wieder eingegangen — so ist die unternehmungslustige Bevölkerung, die hohe Kultur mit ausdauerndem Fleiss verband und wegen ihrer regen Handelsbeziehungen erfahrene Bootbauer und seetüchtige Schiffer lieferte, tief gesunken und hat mit ihrer Freiheit

auch Wagemut, Frohsinn, Thatkraft und Selbstvertrauen verloren. Die Nachkommenschaft der alten Chamorro oder richtiger die heutige Mischbevölkerung der Marianen hat die Sprache der Vorfahren zu gunsten des Spanischen verlernt und ist ein gutmütiges, ängstliches und unterwürfiges Völkchen, das der katholischen Religion anhängt — seit 1848 hat die Genossenschaft der spanischen Augustiner-Rekollekten auf Saipan Missionsstationen errichtet —, aber bei aller Frömmigkeit sehr abergläubisch ist und in der gedankenlosen Übung religiöser Gebräuche einen kümmerlichen Ersatz für das alte Heidentum gefunden hat. Auch die Gewerbthätigkeit und die alten Kunstfertigkeiten der Urbewohner sind bei den verarmten, gleichgiltigen und im höchsten Masse trägen Eingeborenen völlig in Vergessenheit geraten. Ackerbau und Viehzucht werden trotz des günstigen Bodens und Klimas in sehr beschränktem Masse betrieben, und die Bodenkultur kann sich trotz des Ersatzes der primitiven Geräte durch eiserne Werkzeuge in keiner Weise mit den sorgsam gepflegten, durch kunstvolle Berieselungssysteme ausgezeichneten Pflanzungen messen, die einst die Inseln in einen einzigen grossen Garten verwandelten und das lebhafte Erstaunen der Reisenden des 17. Jahrhunderts erregten. Die jetzigen Insulaner sind vielmehr zu einem Jägervolk herabgesunken, indem sie der Jagd auf die verwilderten Tiere, welche an die Stelle der verschwundenen Menschen getreten sind, mit einer gewissen Leidenschaft obliegen. Endlich wurde das Verkehrswesen seitens der Spanier so sehr vernachlässigt, dass der seit dem Ausbleiben der Walfischfänger wirtschaftlich fast wertlos gewordene, bloss noch als Verbannungsort dienende Besitz immer mehr verarmte und bis zu seiner Abtretung bloss einmal im Jahre Postverbindung mit den Philippinen besass. Auch zwischen den einzelnen Inseln des vom grossen Verkehr kaum berührten Archipels bestanden nur gelegentlich geringe Verbindungen, seit die Spanier einige Unglücksfälle als willkommenen Vorwand benutzt hatten, um den ihnen unbequemen Verkehr zwischen den verschiedenen Stämmen zu verbieten. Der Beförderungsdienst wurde für amtliche wie private Zwecke von den auf der Inselflur ansässigen Karoliniern ausgeübt, weil die plumpen Einbäume der heutigen Chamorro höchstens zur Küstenfahrt tauglich sind.

So ist es im allgemeinen ein trübes Bild, das uns die Schilderung der Marianen-Insulaner entrollt, und die deutsche Verwaltung hat eine Reihe schwieriger Aufgaben zu lösen. Immerhin beginnen sich unter der neuen Herrschaft, die verständnisvoll und fürsorgend sich ihrer Schutzbefohlenen angenommen hat, bereits die ersten leisen Anklänge an eine

bessere Zukunft bemerkbar zu machen. Es ist gelungen, eine wohldisziplinierte Polizeitruppe aus Eingeborenen zu bilden und täglich 30—60 freiwillig sich meldende Arbeiter mit Aufforstungsarbeiten zu beschäftigen. Ebenso sind einige der nördlichen Marianen an Chamorro verpachtet, die willig allen Verpflichtungen nachkommen und durch das Vorbild fleissiger Arbeit auf ihre Landsleute anfeuernd wirken. Vielleicht glückt es der deutschen Herrschaft, die verödete Inselflur und ihr schwer geprüftes Volk bald wieder besseren Zeiten entgegenzuführen und die letzten Reste der Chamorro vor völligem Untergang zu bewahren.

---

3. Die Karolinen.

Von allen Südsee-Archipelen nimmt derjenige der Karolinen den weitesten Raum ein und macht den grösseren Teil Mikronesiens aus, indem er seine zahllosen Eilande in langer Reihe von West nach Ost gruppiert und von den Philippinen bis zu den Marshall-Inseln reicht. Im ganzen halten die Karolinen die Breitenlage zwischen dem Äquator und 10° N. fest und sind einschliesslich der Palaugruppe über eine Fläche ausgebreitet, die in Europa einen Raum von mehr als der doppelten Länge Deutschlands bedecken und in der Breite von den Deutschen Meeren bis zu den Alpen sich erstrecken würde. Doch sind die Inseln, gegen 710 an der Zahl, als weit zerstreute Häuflein in ungefähr 40 Gruppen gleich einem Mückenschwarm über diesen ungeheuren Meeresraum ausgesäet, da sie trotz der Ausdehnung über 35 Längengrade und 10 Breitengrade nur 1450 km^2 Flächeninhalt besitzen. Die dem Menschen zugängliche Fläche der Inselflur ist somit nicht viel grösser als das Herzogtum Sachsen-Altenburg. Etwa 107 Inseln sind ständig von rund 35000 Eingeborenen bewohnt.[1])

Die Inselflur erhielt ihren Namen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts nach der Gemahlin des spanischen Königs Karl I.

---

[1]) Die wichtigsten Karolinen-Inseln sind Kusaie, Ponape, die Mortlocks, der Inselkern des Ruk-Archipels, Namonuito, Uleai, Uluthi, Yap und die Palaus. Die südlichste Gruppe des Archipels ist das aus fünf flachen, gut bewaldeten Eilanden bestehende, an sich gänzlich unbedeutende und lange Zeit hindurch fast unbekannte Lagunenriff Mapia, das bloss 6 km^2 Land besitzt und dessen rein karolinische Bevölkerung grösstenteils von papuanischen Piraten vernichtet oder weggeführt wurde. Weil das Atoll bereits in den Gewässern von Holländisch-Neuguinea liegt, so machten nach der Abtretung der Karolinen die Holländer Besitzansprüche auf Mapia geltend, mit der Begründung, dass ein holländischer Kaufmann vom Sultan von Tidore, der sich als Herrn des Archipels ausgab, die Erlaubnis zur Anlage einer Faktorei daselbst erhalten habe. Obwohl der deutsch-spanische Vertrag von 1885 die Mapiagruppe ausdrücklich als spanisches Eigentum bezeichnete, ernannte die Niederländische Regierung 1898 einen Posthalter für Mapia. Das Abkommen von 1885 lässt aber an der Zugehörigkeit des Atolls zu den spanischen Karolinen keinen Zweifel, weshalb es mit deren Verkauf 1899 ohne weiteres in deutschen Besitz überging. — Die westlichste Gruppe der Karolinen ist die der Palau-Inseln, den östlichsten Pfeiler stellt die Insel Kusaie dar.

Doch wurde ursprünglich bloss die Insel Yap Carolina genannt, und erst nach und nach ging diese Bezeichnung auf den gesamten Archipel über.

Die räumliche Anordnung der Karolinen und Marianen, sowie die Tiefenverhältnisse der umgebenden Meere machen nach Max Friederichsen ehemals engere Beziehungen und Landzusammenhänge mit einem alten Austral-Asiatischen Erdteil wahrscheinlich. Einmal spricht der in Inseln zerstückelte Gebirgsbogen, der sich von den Sunda-Inseln über Neuguinea bis Neuseeland zieht, für einen hier einst vorhanden gewesenen Kontinent aus archäischen und Schichtgesteinen, während jenseits desselben fast nirgends mehr Sedimentgesteine, sondern bloss noch Korallen- und vulkanische Gesteine jugendlichen Alters anzutreffen sind. Ferner beginnt die eigentliche Tiefsee mit ihren über 5000 m betragenden Abgründen erst nördlich der Karolinen und östlich der Marianen und scheint von beiden Archipelen durch eine schmale Tiefenrinne getrennt zu werden, die den Aussenrand der Inselgruppen umsäumt und in der Guamtiefe bis 8184 m, in der Tongatiefe sogar bis 9427 m abstürzt. Da ähnliche unterseeische Gräben vorzugsweise an den Rändern von Festländern vorkommen, so liegt nach Friederichsen die Vermutung nahe, dass solche Abstürze, denen man heute fern von einem Erdteil begegnet, auf einen einst hier verlaufenden Kontinentalrand hinweisen. Der Einbruch jener alten Festlandsscholle war von vulkanischen Kraftäusserungen begleitet, denen die hochvulkanischen Marianen und die vulkanischen Hochinseln der Karolinen ihre Entstehung verdanken. Dass die Senkung des Untergrundes noch fortdauert, beweist für Anhänger der Darwinschen Theorie über die Bildung der Koralleninseln der zweite Inseltypus der Karolinen, nämlich derjenige der niedrigen Koralleneilande, die in Bodenbau und Pflanzenbedeckung durchaus von den hohen Inseln abweichen.

Weitaus die meisten Karolinen-Inseln — ausgenommen sind nur die wenigen von Korallenriffen umsäumten Hochinseln vulkanischen Charakters — stellen winzigkleine korallinische Flachinseln dar, die als junge Aufschüttungen auf einem in sich geschlossenen, einem verzogenen Kranz ähnelnden Korallenriff ruhen und mit ihm ein bloss auf einem kleinen Teil seiner Fläche bewohnbares Lagunenriff oder Atoll zusammensetzen. Schroff fällt es nach aussen zu den gewaltigen Tiefen des offenen Meeres ab, sanfter neigt es sich nach innen unter den Spiegel der Lagune, deren ruhiges, seichtes Wasser im Gegensatz zum blauen, brandungsgekrönten Ozean meist grün gefärbt ist und sichere Ankergelegenheiten darbietet, wenn auch draussen ein wütender Sturm tobt. Als märchenhaft zauberische

Gebilde erscheinen in den kristallklaren Fluten die buntfarbigen Korallenbauten mit wunderbarer Deutlichkeit, und prächtig schimmernde Fische schiessen in dem phantastisch gestalteten Labyrinth geschäftig hin und her.

Meist führen mehrere genügend breite und tiefe Lücken, die deshalb für die Schiffahrt wertvoll sind, als sogenannte Passagen oder Durchlässe durch das Riff. Bei Ebbe, wo es ganz oder grösstenteils den Meeresspiegel überragt, kann man beobachten, wie die stockartig miteinander verbundenen Korallen namentlich an der Nordostseite der Inseln das Riff weiterbauen, da ihnen die Brandung unter dem Einflusse des Nordostpassates nach dieser Seite hin die meiste Nahrung zutreibt. Deshalb sind alle Atolle der Karolinen- und Marshall-Inseln nach Süd und West schwächlicher, zerrissener und reicher an Durchlässen, nach Nord und Ost dagegen erscheinen sie massiger und geschlossener. Auf der Windseite liegen auch die meisten und höchsten Inselchen, und ihre Vegetation zeigt eine verhältnismässig kräftige Entwickelung, während die entgegengesetzte Seite unfruchtbar ist und ganz oder grösstenteils von der Brandung überwallt wird. Die Zahl und Grösse der dem Riffkranz aufgesetzten Inselchen ist sehr verschieden; doch kann man sie allesamt der Quere nach meist in wenigen Minuten durchwandern.

Kaum zu Manneshöhe, selten mehr als 4 m, überragen die Flacheilande das Mittelwasser mit ihrem aus fest zusammengepressten Trümmern lichtgrauen Korallenkalkes bestehenden Boden, der nach der Mitte der Inseln zu immer mehr von gelblich-weissem Kalksand und bereits gebildeter Humuserde überdeckt wird. Deshalb blieben die Atolle den Seefahrern lange unbekannt. Denn nur bei unmittelbarer Annäherung verraten die weisschäumenden Brandungskämme und die hohen Wipfel der Kokospalmen dem Schiffer die Anwesenheit von Land. Beim Näherkommen erblickt man niedrigeres Baum- und Strauchwerk, bis endlich hinter der Brandung fahle Sandstreifen die durch Passagen getrennten Riffinseln verraten, die wie Perlen an eine Schnur aufgereiht erscheinen und hinter denen das grüne Wasser der Lagune hervorleuchtet. Da diese niedrigen Inseln die Stürme nicht aufzuhalten vermögen, so brausen sie mit voller Wucht über sie wie über einen ununterbrochenen Wasserspiegel hin. Dann binden die Karolinier Weiber und Kinder an Baumstämme und flüchten sich selbst in deren Kronen. Nicht selten wird ihnen aber durch die aufgeregte See der locker gefügte Boden der überschwemmten Insel buchstäblich unter den Füssen

fortgerissen. Sturmwetter vermag auf solche Weise die mannigfachsten Veränderungen hervorzurufen, indem die Fluten das Riff stellenweise inselleer fegen, um anderwärts den Kalkschutt wieder anzuhäufen und insulare Neubildungen zu schaffen.[1])

Während der dichte Urwald der Hochinseln die Feuchtigkeit festhält, fehlt den flachen Koralleneilanden trotz des feuchten Tropenklimas und der fast täglich niedergehenden ergiebigen Regengüsse jede Quelle und jeder Bach. Eingegrabene Löcher und Zisternen füllen sich bei der Durchlässigkeit des Kalksteins und des lockeren Aufschüttungsbodens bald mit Brackwasser, so dass die Eingeborenen das Trinkwasser in Baumlöchern auffangen müssen oder Kokosmilch als hauptsächlichstes Getränk benutzen.

Die Atolle liegen einsam oder gruppenweise dicht beisammen. Ihre Flächenausdehnung ist im allgemeinen wenig verschieden, indem die Länge 4—8 km, die Breite bis 3 km beträgt. Zu den Ringinseln gesellen sich einfache Koralleninselchen ohne Lagune, und diese wie jene sind einander so täuschend ähnlich, dass die Schilderung einer niedrigen Koralleninsel auf alle andern passt.

Man teilt die gesamte Inselflur der Karolinen gewöhnlich in die Palau-Inseln und in die grössere Hauptgruppe der eigentlichen Karolinen, die wiederum in die westlichen und östlichen Karolinen zerfallen und unter sich wie von den Palaus durch breitere, inselfreie Meeresabschnitte geschieden werden.

Die abgesonderten Palau- oder Pelew-Inseln sind die grösste Inselwolke des Archipels. Sie bestehen aus sieben bewohnten und dreimal sovielen menschenleeren Eilanden, die als ein klassischer Boden für das Studium der Korallenbauten gelten müssen, da sich alle drei Rifftypen, Saumriffe, Wallriffe und Atolle, auf engem Raum zusammendrängen. Der inselreiche Hauptarchipel wird mit Ausnahme der nördlichsten und südlichsten Insel von gewaltig ausgedehnten, teilweise mehrfach hintereinanderliegenden Wallriffen zu einem schwer zugänglichen Ganzen zusammengeschlossen. Was indes die Eigenart Palaus ganz besonders ausmacht, ist wie bei den Marianen die Thatsache, dass es sich geologisch in zwei scharf getrennte Teile gliedert und dass hier wie dort vulkanische Eruptivmassen und grobkörniger gehobener Korallenkalk eine innige Verknüpfung miteinander zeigen. Das vulkanische Gestein

[1]) Die Ngatikgruppe wurde 1897 durch eine Flutwelle und eine nochmalige achttägige Überschwemmung im November 1898 schwer heimgesucht. Sämtliche Brotfruchtbäume starben ab, die Hälfte der Kokospalmen ward entwurzelt, und alles Vieh ging verloren.

ist ein tertiärer Trachyt von lichtgrauer Farbe, der öfters von Basalten durchsetzt wird und in Gesellschaft grösserer Tuffmassen auftritt. Die Grenzen zwischen beiden so gegensätzlichen Gesteinsarten, die als gemeinsames Verwitterungsprodukt eine Schicht roten Thones überlagert, sind noch nicht bekannt, ebensowenig ihre gegenseitigen geologischen und tektonischen Beziehungen.[1])

Die Insel Baobeltaob (Babelthaub) ist mit 300 km² Fläche die umfangreichste Insel des insgesamt 446 km² umfassenden Archipels und grösser als alle übrigen Palau-Inseln zusammengenommen. Sie bildet eine überwiegend vulkanische, im Süden jedoch aus Korallenkalk zusammengesetzte Landscholle, die nordsüdlich langgestreckt ist und stark angenagte Küstenränder besitzt. Die Erosion hat überhaupt die Palaus in tiefgehender Weise angegriffen und nicht bloss die mürben Vulkantuffe, sondern auch den festen, widerstandsfähigeren Kalkstein zerstört. Das beweist die Unzahl dicht gescharter Felsklippen, in welche sich die vielfach ein- und ausgebuchtete Küste aufgelöst hat. Sie deuten den früheren Umfang der einzelnen Inseln an, deren kalkige Oberfläche wie im Karst vom Regen narbig ausgefressen und infolgedessen höchst uneben ist. Die Palaus selbst scheinen in ihrer Gesamtheit die Reste einer einst zusammenhängenden Kalkplatte zu sein, die von der Meeresbrandung zertrümmert wurde. Auf Baobeltaob steigen einige Gipfel bis zu 600 m an. Hier allein giebt es reichliche Bewässerung, und ansehnliche Flüsse, darunter als längste Wasserader der Karolinen der aus einem kleinen See kommende Enkassar, haben zahlreiche Schluchten ausgewühlt. Doch sind sie meist nur dem vulkanischen Gestein eigen, da der klüftige Kalk keine Bäche besitzt. Auf Baobeltaob ist auch stark verwitterte Kohle, wahrscheinlich jugendliche Braunkohle, nachgewiesen, die aber minderwertig und als Heizungsmaterial kaum brauchbar zu sein scheint. Die höheren, oft stufenförmig sich erhebenden Binnenflächen sind von eintönigen Grassavannen mit eingestreuten Kasuarinen und sparrigen Pandanusbäumen bedeckt. Auf der fetten Lehm-

---

[1]) Während auf den Marianen und Palaus die tektonischen Kräfte den Korallenkalk zu beträchtlicher Höhe emporgehoben haben (vgl. S. 19), stellt innerhalb der eigentlichen Karolinen das Felsinselchen Fais (Feys) östlich von Yap das einzige Beispiel einer gehobenen Koralleninsel dar. Das den Meeresspiegel um 30 m überragende Eiland birgt ein steilwandiges, wohlbebautes Becken, das mit seiner tellerartigen Gestalt als die ehemalige, jetzt trocken gelegte Lagune des Atolls erscheint. Sonst ist die mit senkrechtem Aussenrand abstürzende Insel hafenlos und wird durch ein rasch fortwachsendes Küstenriff, das sich dem Strand dicht anschmiegt, noch unnahbarer gemacht.

und Humusschicht der tieferen Lagen dagegen hat sich eine üppige Tropenvegetation eingenistet.

Auch die übrigen Eilande des Inselschwarms zeigen die Vergesellschaftung des gehobenen Korallenkalks und des Trachyts und die entsprechenden Erosionswirkungen. Die nächstfolgenden Inseln, die für den Verkehr wichtig sind, weil zu ihnen gute Zufahrten ohne Riffgefahr führen, sind aus Eruptivgestein aufgebaut. Von ihnen ist vor allem Korror durch gute Häfen ausgezeichnet. Von Urukthapel ab nach Süden beginnen plötzlich die aus reinem Korallenkalk zusammengesetzten Eilande, deren unebene, vielfach durchlöcherte Karstfläche bis zu 160 m ansteigt.

Innerhalb der eigentlichen Karolinen giebt es nur wenige vulkanische Hochinseln, die aber — Yap, Ponape, Kusaie und die basaltische Rukgruppe — zusammen mehr als zwei Drittel des Gesamtflächeninhaltes der Inselflur ausmachen. Sie werden entweder von Küstenriffen umsäumt und zwar so eng, dass kein Platz für den Schiffsverkehr bleibt, oder ausgedehnte Wallriffe ziehen sich in weitem Umkreis um den Inselkörper herum und lassen eine Anzahl von Passagen frei, die durch das Aussenriff zu einer Reihe guter Häfen führen. Die thonige Verwitterungshülle des ihnen allen gemeinsamen Basaltgesteins ist der unerschöpfliche Nährboden für eine zum Teil sehr üppige Pflanzendecke. Wasser ist im Gegensatz zu den niedrigen Atollen ebenfalls reichlich vorhanden, so dass die Hochinseln, von munteren Bächen durchrauscht und von majestätischem Urwald überkleidet, von vollendeter landschaftlicher Schönheit sind und mit ihren ausdrucksvollen Bergen einen malerischen Anblick darbieten. Anzeichen neuerer vulkanischer Thätigkeit sind auf ihnen zum Unterschied von den Marianen nicht beobachtet worden. Bloss auf Yap, das nach Semper den Palauern unter dem Namen Ascheninsel bekannt ist, dürften vielleicht noch in geschichtlicher Zeit Ausbrüche stattgefunden haben. Bemerkenswerterweise sind auf dieser Insel auch Erdbeben ziemlich häufig; sonst kehren sie im Archipel äusserst selten wieder.[1]) Die hohen Inseln erfreuen sich reich gegliederter Küsten, denen wiederum vom Hauptkörper abgeschnittene Nebeninselchen vorgelagert sind. Da aber die kleinen Atolle im Verhältnis zu ihrer Fläche eine grössere Küstenentwickelung haben als die Hochinseln, und da die Eingeborenen in ihren Daseinsbedingungen an die Nachbarschaft des Meeres gebunden sind, so haben die niedrigen

[1]) 1900 wurden auf Yap 6, 1901 4 Erdstösse beobachtet.

Koralleneilande — ein Gesetz, das man überall in der Südsee beobachten kann — eine verhältnismässig dichtere Besiedelung als die vulkanischen Hochinseln. Die letzteren sind wegen des die Niederlassung erschwerenden Urwaldes und aus dem eben angegebenen Grunde im Innern fast menschenleer. Doch scheint nach Finsch das bergige Binnengebiet von Kusaie und Ponape einst bewohnt gewesen zu sein, weil dort auf den höchsten Erhebungen Kokospalmen wachsen und weil die Kokospalme fernab vom Meeresstrande nur als Kulturbaum vorkommt.

Das keilförmig gestaltete Yap (Uap) wird durch zahllose Vorsprünge und Buchten besonders reich gegliedert. Namentlich der enge, aber für Seeschiffe zugängliche Kanal der Tomilbai dringt mit seinen Seitenästen so tief ein, dass er die nach Süden spitz zulaufende Insel fast entzwei schneidet und dass nur ein ganz schmaler, neuerdings durchstochener Isthmus die beiden ungleich grossen Landhälften noch zusammenhält. Yap entspricht mit 213 km^2 Fläche dem Bremer Staatsgebiet und besteht zu vier Fünfteln aus grüngrauen Schiefern. Der Basalt, der auf den übrigen Hochinseln eine so wichtige Rolle spielt, tritt hier auffallend zurück und baut bloss die nördlichen Teile auf. Darum ist die Oberfläche Yaps weit einförmiger gestaltet als die der andern vulkanischen Eilande. Die Nordosthälfte steigt rasch zu einem 300 m hohen Plateau an; der grösste Teil der im übrigen bis 400 m hohen Südwesthälfte wird von einer fruchtbaren Niederung eingenommen. Nur diese Niederung und ein schmaler Küstenstreifen, den die von den höheren Erhebungen des Innern herrührenden Abschwemmungsmassen aufgebaut haben, eignet sich zur Bodenkultur und ist das Hauptwohngebiet für die etwa 8000 Seelen zählenden Eingeborenen, die den küstennahen Wald in eine einzige fruchtspendende Parklandschaft umgewandelt haben. Das Innere dagegen ist wegen des allzu rasch ablaufenden Regens, der die Zersetzungskrume mit fortführt, meist baumlos und trägt einen ausgesprochenen Steppencharakter. Da die Tomilbai den besten und zugleich den einzigen für Dampfer zugänglichen Hafenplatz der Insel darstellt, so hat hier in den ehemaligen spanischen Regierungsgebäuden die deutsche Verwaltung für die Palaus und West-Karolinen ihren Sitz aufgeschlagen. Die Schwierigkeiten der Einfahrt sind dadurch wesentlich gemindert worden, dass der deutsche Vize-Gouverneur sofort nach Übernahme der Amtsgeschäfte alle Riffkanten und Untiefen durch Seezeichen kenntlich machen liess.

Die 132 km^2 grosse Rukgruppe (Hogoleu) ist nicht wie Yap und Kusaie eine einheitlich zusammenhängende Landmasse, sondern ab-

weichend davon ein Inselkomplex, der aus 17 bis 300 m hohen Basaltinseln beschränkten Umfanges und 80 korallinischen Aufschüttungsinseln besteht. Letztere sind meist unbewohnt und erfüllen die von Korallenbänken durchsetzte Lagune oder folgen in linearer Aufreihung dem weit ausgespannten Wallriff, das, 75 km lang und bis 60 km breit, mit unregelmässig fünfeckigem Umriss den vulkanischen Inselkern umzieht. Die von der Kultur noch wenig berührten Inseln sind durchweg gut besiedelt und schön bewaldet. Kokos- und Steinnusspalmen, Brotfruchtbäume und Kulturfrüchte gedeihen auf ihnen in Fülle, so dass die Errichtung einer Regierungs-Nebenstation für diesen nicht unwichtigen, volkreichen Archipel in Aussicht genommen ist.

Die grösste und wichtigste aller Karolinen, die freilich mit 347 km^2 Fläche erst den dritten Teil Rügens einnimmt, ist das rundliche Ponape (Bornabi, Bonebe, Puinipet, Hunnepet, auch Senjavina-Insel genannt). Zur Hauptinsel gesellen sich innerhalb des bis 4 km entfernten und mit kleinen Koralleneilanden besetzten Aussenriffs inmitten der bis 60 m tiefen Lagune noch 33 kleine Inselchen, die stattliche Kokoshaine bergen und mit Ausnahme einiger Basaltinseln niedrige Koralleninselchen sind. Ponape ist überwiegend aus Basalt zusammengesetzt, dessen wild zerklüftetes, trümmerbesätes Berggewirr von tiefen Wasserrissen durchzogen wird. Die in sanft gerundeter Kegelform ansteigenden Gipfel sind höher als auf irgend einer andern Koralleninsel und erreichen im Tolokome (892 m) ihre grösste Höhe auf der Inselflur. Längs des Strandes verläuft ein sumpfiger Mangrovegürtel, der reich an gutem, hartem Holz ist. An ihn reiht sich ein schmaler, zum Ackerbau geeigneter Streifen, dem auch die kleinen Dörfer der Eingeborenen angehören. Dahinter folgt ein von Mulden, Thälern und Hochflächen erfülltes Gebiet, das gegenwärtig menschenleer ist, sich aber in den an fruchtbarem Schwemmland reichen Thälern trefflich zum Plantagenbau eignet. Im Innern der Insel erheben sich wilde Basaltgebirge, deren ausgewaschenes, tief zerklüftetes Gestein eine sehr spärliche Pflanzenhülle trägt. Ein dichter Moosteppich überzieht Bäume und Felsen; eine der Arekapalme ähnliche Palme, grosse Farne, Schlinggewächse und ein verkrüppelter Baum mit sehr hartem Holz sind die Hauptvertreter der Gebirgsvegetation. Wenngleich die durch Riffe gefährdete Lagune auf weite Strecken hin nur für flache Boote zugänglich ist, so giebt es andererseits auch eine Reihe besserer Ankerplätze. Am bekanntesten sind der Metalanimhafen und der Hafen von Santiago (Langarhafen), einst spanischer, jetzt deutscher Verwaltungssitz und Hauptmittelpunkt der

katholischen Kapuziner-Mission. In dieser grössten europäischen Niederlassung des Archipels liefen 1901 36 Handelsschiffe mit 6851 Tonnen Rauminhalt ein, wie überhaupt Ponape wegen seiner sicheren, räumlich allerdings beschränkten Häfen und seines Reichtums an Trinkwasser, Nahrungsmitteln und Brennholz schon seit langem der Hauptsammelplatz der Walfischfänger war.

Die letzte und östlichste der vulkanischen Hochinseln ist das wiederum von einem Wallriff umkränzte Kusaie (Ualan). Die 112 km^2 grosse Insel ist viel reizvoller als Ponape. Denn obwohl ihre Basaltberge nicht über 657 m hoch sind, überraschen sie aus der Ferne durch ihre kühnen Felsgestalten mit scharfen Graten, spitzen Hörnern und schroffen, turmartigen Gipfeln, die ausdrucksvoll die tief durchschluchteten, waldigen Gehänge überragen. Auch hier schiebt sich zwischen das vom Regen fast vollständig abgewaschene Gebirge und den sumpfigen Küstensaum der Mangroven ein Streifen schmalen Kulturlandes, auf dessen fettem Lehmboden die Pflanzungen und Hütten der Eingeborenen liegen. Als brauchbarster Ankerplatz gilt der Chabrolhafen mit der Insel Lele, der trotz seiner engen Einfahrt mit seiner schützenden Bergumgebung einen guten Zufluchtsort darbietet.

Das Klima der Karolinen ist erst in den allgemeinsten Zügen bekannt. Die äquatornahe Lage des Archipels, die Kleinheit und geringe Meereshöhe der meisten Inseln und die das ganze Jahr über hohe Meerestemperatur bedingen die den Tropen eigentümliche sehr gleichmässige, hohe Luftwärme und die beträchtliche Luftfeuchtigkeit. Die Wärmeschwankungen sind gering und dürften tagsüber 3—4° C. nicht überschreiten. Auf Yap bewegte sich die Temperatur innerhalb einer siebenmonatlichen Beobachtungszeit zwischen 25 und 31° C., auf Ponape wurden als höchster Wärmegrad 31,7° C., als niedrigster 21° C., als Jahresmittel während eines dreijährigen Zeitraumes 28,3° C. beobachtet. Doch dürfte diese von Gulick herrührende Angabe etwas zu hoch gegriffen und die mittlere Jahreswärme des gesamten Archipels wie diejenige der Marshall-Inseln auf 26—27° C. zu veranschlagen sein. Auch die Wasserwärme ist sehr gleichmässig und geht nicht unter 20° C. herab, da sonst die Korallen nicht gedeihen könnten. Die Luftfeuchtigkeit mildert zwar die Hitze, macht aber die Wärme drückend fühlbar und wirkt erschlaffend, weil die Hautausdünstung in der mit Wasserdampf übersättigten, feuchtwarmen Treibhausluft der Tropen geringer ist und weil es wegen der Gleichmässigkeit des Temperaturganges, der die einzelnen Jahreszeiten kaum voneinander unterscheiden lässt, an der Erfrischung des Körpers

durch Abkühlung fehlt. Zum Glück weht den grösseren Teil des Jahres hindurch, namentlich zur Trockenzeit, ein frischer Nordostpassat. Er bringt klare Luft, und ihm verdankt der Archipel vornehmlich seine für ein Tropengebiet überraschend günstigen Gesundheitsverhältnisse, indem er die Malariakeime vertreibt und die schädlichen Ausdünstungen von Sumpf und Urwald wegfegt. Das Klima sämtlicher Inseln scheint den Europäern zuträglich zu sein, und gefürchtete Tropenkrankheiten wie Malaria, Dysenterie und Beriberi sind unbekannt. Nur im Sommer (Juli bis Oktober), wo mit der Verschiebung des Passatgürtels nach Norden die Karolinen und Marianen in den Bereich wechselnder Winde (meist aus Südwest) und häufiger Windstillen eintreten, ist das Klima für Europäer wie für Eingeborene eine unangenehme Plage. In glühender Mittagshitze kann dann der dunkelfarbige Schlamm zwischen den Mangroven fast kochendheiss werden, während ein darauffolgender Platzregen um so erquickender wirkt. Die Eingeborenen wollen von ihm allerdings nichts wissen. Gegen unmittelbare Berührung mit dem kühlen Regen tauchen sie den Körper bis zum Hals in das laue Meer, und auch bei ihren Feldern errichten sie Schutzhütten gegen plötzlich hereinbrechende Niederschläge.

Die Zeit der veränderlichen Winde ist zugleich die Regenzeit. Die Niederschläge fallen hauptsächlich in der zweiten Hälfte des Jahres (Juni bis Oktober) und sind sehr stark.[1]) Wenn aber auch der feuchteren, niederschlagsreicheren Jahreshälfte eine vom Dezember bis Mai dauernde trockenere Zeit deutlich gegenübertritt und längere Trockenperioden unter Umständen nicht ausgeschlossen sind, so ist doch im allgemeinen kein Monat ohne Regen. Lange anhaltende Landregen sind allerdings eine Ausnahme. Die Regengüsse haben vielmehr einen böigen Charakter, indem schnell herbeieilende Wolken unter starken Windstössen sich plötzlich entladen, worauf wieder heiterster Sonnenschein folgt.

Gegen den Anfang des wieder einsetzenden Nordostpassates, seltener gegen seinen Ausgang stellen sich mit besonderer Vorliebe die für diesen

[1]) Beobachtungsstation	Jahr	jährl. Regenhöhe in mm	regenreichster Monat	dessen Regenhöhe in mm	Jährliche Regentage
Malakal (Palau)	1901/2	3634,0	Juli	756,4	209
Lamotrek (West-Karolinen)	1900/01	2852,8	Dezember	432,4	171
Yap	1900	2782,2	Oktober	538,0	213
Yap	1901	3513,7	Oktober	640,0	257

Auf Ponape scheint die jährliche Regenmenge mit mehr als 4000 mm Regenhöhe am grössten zu sein.

Teil der Südsee so verheerend wirkenden Taifune ein. Mit jenen furchtbaren Südweststürmen, die unter Umständen ganze Wälder entwurzeln, die Stämme abdrehen und die Früchte abreissen und statt einer grünen Insel ein kahles Korallenriff übrig lassen, ist sehr zu rechnen, wenn man den Nutzwert der auf den Karolinen und Marianen anzulegenden Pflanzungen in Betracht zieht. Zwar setzen die Taifune mitunter fünf Jahre und länger aus. Dann aber kann es geschehen, dass sie in jährlichen oder noch kürzeren Zwischenräumen drei bis viermal hintereinander wehen und so ein schweres Hemmnis für den Plantagenbetrieb bilden.

Gewitter und elektrische Entladungen sind selten und nicht besonders heftig. Auf Lamotrek wurden 1901 18 Gewitter beobachtet.

Da die abgelegenen Inseln infolge ihrer Entstehungsgeschichte nie mit dem Festland zusammenhingen und als junge Bildungen keine ihnen eigentümliche Flora mit endemischen Formen zu entwickeln vermochten, so besteht ihre Pflanzendecke lediglich aus zugewanderten Arten, die sie durch Winde, Strömungen und Vogelflug oder durch Zuthun des Menschen von älteren Landmassen her erhielten. Die Einwanderung erfolgte in Übereinstimmung mit den im Sommer vorherrschenden Südwestwinden und der durch sie bedingten äquatorialen Gegenströmung von West nach Ost und erklärt es, dass die Pflanzenwelt der Karolinen einen überwiegend indomalayischen Charakter zeigt und sich besonders eng an die Flora der Philippinen anschliesst. Dabei wird sie nach Westen, nach dem Ursprungsgebiet der eingewanderten Gewächse hin immer reicher und erhält in zunehmendem Masse ein asiatisches Gepräge. Auf den westlichen Inseln z. B. ist die echt indomalayische Gattung der Sagopalme zu Hause, die den östlichen Karolinen völlig fehlt. Eine solche, ausnahmslos aus eingewanderten oder eingeführten Arten zusammengesetzte Flora muss naturnotwendig ärmlich und eintönig sein, und die durch Forsters überschwengliche Schilderungen hervorgerufene Anschauung, dass die Südseeinseln ein irdisches Paradies seien, ist immer mehr als stark übertrieben oder als irrig erkannt worden. Gleichwohl können die Karolinen gegenüber den landfernen Koralleninseln des östlichen Pacifik immer noch als reich gelten, und ihre wenigen Arten, hauptsächlich Kokospalmen und Brotfruchtbäume, sind so formenschön und malerisch in immer neuem Wechsel gruppiert, dass man fast überall einem üppigen Pflanzenschmuck begegnet.

Kaum ist auf einem Korallenriff ein Inselchen aufgeschüttet, so überzieht es sich mit Vegetation. Besonders einige strauchartige Gewächse, deren rascher Aufwuchs die schleunige Bildung von Dammerde

fördert, leiten die Pflanzenansiedelung ein, die menschlicher Niederlassung die Wege ebnet, allen voran eine Scaevola mit grossen, hellen, saftigen Blättern. In dem durch sie und eine Reihe überall gleichartig wiederkehrender Gewächse vorbereiteten Boden erheben sich schon nach wenigen Jahren Sträucher und Bäume zum beginnenden Wald, der nach der offenen See zu regelmässig von den schlanken Stämmen der gesellig wachsenden Kokospalme umsäumt wird, so dass das landschaftliche Bild der Koralleninseln, vom Meer aus gesehen, fast stets das gleiche ist. Die Kokospalme ist bekanntlich der eigentliche Charakterbaum des Stillen Ozeans und macht neben Strauchwerk nicht selten den einzigen Baumwuchs der Atolle aus, weil die Kokosnuss durch den Schutz ihrer doppelten Schale vorzugsweise zu langem Umherschwimmen im Salzwasser eingerichtet ist.

Viel abwechselungsvoller und interessanter als die Flora der niedrigen Koralleneilande ist diejenige der vulkanischen Inseln, die sich, überall deutlich erkennbar, in die drei Formationen der Mangrove, des Kulturlandes und des bergigen Binnenlandes gliedert. Auch hier sind es freilich immer nur wenige hundert Arten von Gewächsen, aus denen sich in stets neuen Gruppierungen die reichere Pflanzenwelt der Hochinseln zusammenfügt.

Wo ein vorgelagertes Riff die Brandung abhält, nistet sich auf dem bei Ebbe meerfrei werdenden Strand der Mangrovewald ein, der düster und unschön ist und dessen Stille bloss vom Girren der Tauben unterbrochen wird. Er besteht hauptsächlich aus der mehr buschartigen Rhizophora und der baumartigen, durch eine dichte Blattfülle ausgezeichneten Sonneratia. Die Stämme ruhen auf hohen Stelzwurzeln, die sich zur Flutzeit unter Wasser befinden, zur Ebbezeit aber freistehen. Zu ihnen gesellen sich eigentümliche Atmungswurzeln, die, senkrecht emporstrebend, auch bei Hochwasser den Meeresspiegel überragen und den unterirdischen Teilen unmittelbar aus der Luft Sauerstoff zuführen. Von den Bäumen hängen ebenfalls lange Luftwurzeln herab, und endlich entsenden die von Schlinggewächsen übersponnenen Äste selbst lange Zweige nach unten, die gleich den Luftwurzeln im Schlamm Fuss fassen und neue Triebe zum Wachstum bringen. So bildet die Mangroveformation ein schwer durchdringbares Gewirr, das zahllose Insekten birgt und zwischen seinen dicht gedrängten Waldinseln ein Netz natürlicher Kanäle für den Bootverkehr freilässt.

Stellenweise wird der Mangrovegürtel, der die Küsten aller Hochinseln umgiebt und wertvolles Nutzholz liefert, durch eine Sandstrand-

flora ersetzt. Ihr hervorragendster Bestandteil ist die Kokospalme, während unter den kleineren Gewächsen die am Boden hinkriechende und fast allen Tropenküsten der alten Welt gemeinsame Ipomoea pes caprae einen dichten Teppich erzeugt. Auch eine prächtige weisse Lilie und einige niedrige, lianendurchflochtene Bäume sind am Sandstrand heimisch, darunter eine schöne Borraginee, deren grüner Wall zuweilen jeden Durchblick hindert, und der Hibiscus tiliaceus, ein Baum aus der Familie der Malvaceen, der sich etwa zwei Monate hindurch vom Morgen bis zum Mittag mit schwefelgelben Blüten bedeckt, die allmählich dunkler werden und gegen $^1/_2 3$ Uhr abfallen. Sonst bietet der Strand nichts bemerkenswertes.

Hinter dem Mangrovesaum oder dem Küstenbusch folgt auf dem trockener werdenden Boden die angebaute und bewohnte Kulturlandschaft der Küste. Sie erscheint als ein vielgestaltiges, inniges Gemisch von Natur und Kunst, indem die Eingeborenen den Wald stark gelichtet und die offenen Stellen mit den verschiedensten Kulturgewächsen bepflanzt haben, so dass das Ganze im Verein mit nutzlosen Bäumen, Sträuchern und Kräutern den Eindruck eines verwilderten Parkes macht, der wiederum durch die Kokospalme sein Gepräge erhält.

An den schmalen Kulturstreifen schliesst sich der fast undurchdringliche Urwald an. Als echter, von Schmarotzerpflanzen erfüllter tropischer Regenwald überkleidet er das Gebirge und zeigt unter der Einwirkung der reichlichen Niederschläge wie des fruchtbaren vulkanischen Verwitterungsbodens eine strotzende Entwickelung, die sich allerdings mit der unendlichen Pflanzenfülle des amerikanischen oder indischen Tropenwaldes in keiner Weise messen kann. Statt der seltener werdenden Kokospalme stellen sich zierliche Arekapalmen und breitschirmige Baumfarne ein, die unter allen Pflanzen die meisten Vertreter auf der Inselflur haben und durch ihr Vorherrschen den Charakter des karolinischen Urwaldes nicht zum wenigsten bedingen. Zu ihnen kommen die Sagopalme (auf den westlichen Inseln) und einige in der Südsee sonst bloss noch auf der Fidschigruppe wiederkehrende Koniferenarten. Ebenso sind mehrere zur Verarbeitung geeignete Nutzhölzer vorhanden, vor allem die Stein- oder Elfenbeinnuss, die für die Knopfindustrie wertvoll ist. Im Dickicht gedeiht ferner die Banianenfeige mit ihrem riesigen, auf Luftwurzeln ruhenden Blätterdach, dazu ein majestätischer Muskatnussbaum namens Nun, die Barringtonia mit zierlichen, lebhaft gelbgrünen Blätterbüscheln und prächtigen weissen Blüten mit langen, roten Staubfäden und endlich der Lo, eine Hibiscusart mit wagerecht wachsendem

Stamm und rechtwinklig ausstrahlenden langen Zweigen. Den unteren Rand des palmenüberragten Bergwaldes schmückt die Rhexia, ein auch auf Hawaii häufiges Gesträuch mit dicht stehenden, kleinen, grellroten Blüten. Eine verhängnisvolle Zierde des Urwaldes sind zahllose Lianen und andere schlingende, windende oder würgende Schmarotzerpflanzen, die Baum mit Baum durch ein engmaschiges Netzwerk fest verknüpfen. Das Tierleben des feuchten dunklen Waldes ist spärlich. Nur zuweilen huscht eine flinke Eidechse über das Gestein, und zwischen den Stämmen flattert geisterhaft leise der fliegende Hund. Singvögel lassen sich selten hören; um so häufiger ertönt der Lockruf der als Jagdbeute geschätzten Fruchttaube.

Im innersten Bergland zieht sich der Wald nur vereinzelt bis zu den Gipfeln hinauf. Sonst macht er einer eintönigen Savanne mit oft mannshohem Gras und gelegentlich eingestreuten lichten Beständen von Schraubenbäumen (Pandanus) und Kasuarinen Platz, weil das rasch ablaufende Wasser den lockeren Humusboden beständig abspült. Namentlich das Innere Yaps, etwa drei Viertel der ganzen Insel, wird ganz von solchen steppenartigen Grasflächen eingenommen.

An den Nährgewächsen des Pacifischen Gebietes herrscht auf den Karolinen kein Mangel. Wohlschmeckende Früchte liefern mehrere zuckerhaltige Pandang- oder Pandanusarten mit schmalen, schilfartigen Blättern und runden, goldgelben Fruchtknollen. Die genügsamen Bäume ruhen auf Luftwurzeln wie auf Stelzen, nehmen mit dem schlechtesten Boden vorlieb, und ihre dicht fallenden, dunkelgrünen Blätter, die auch zur Bedachung der Häuser sowie zur Matten- und Segelverfertigung dienen, tragen wesentlich zur Erhöhung und Verbesserung der Humusschicht bei. Merkwürdigerweise verlieren die ausgesaugten Früchte ihre Keimkraft nicht, so dass man an Stellen, wo sie häufig verzehrt wurden, dichte Gruppen junger Pandangs aufschiessen sieht. Der vielästige Brotfruchtbaum, der ebenfalls in mehreren Arten angetroffen wird und mit der Fülle seiner handförmigen Blätter unserer Eiche ähnelt, ist aus seiner südostasiatischen Heimat vielleicht erst durch den Menschen hierher gebracht worden. Drei Viertel des Jahres spendet er seine kopfgrossen, fleischigen, mehlhaltigen Früchte in solcher Menge, dass 10 Bäume zur Ernährung einer Familie ausreichen. Das Zuckerrohr wird feldmässig angebaut, weil sein süsses Mark eine Lieblingskost der Eingeborenen bildet. Ähnlich verhält es sich mit der in vielen Spielarten vorkommenden Banane und den Caladium-Arten. Von letzteren pflanzt man hauptsächlich den Taro (Caladium esculentum) an,

der, leicht kenntlich an seinen dunkelgrünen, auf mannshohen Stielen sitzenden Pfeilblättern, zusammen mit der an hohen Stangen sich emporrankenden Yamswurzel und dem Maniok eine Art Mehl liefert und den gänzlich unbekannten Getreidebau überflüssig macht. Eine nicht unwichtige Kulturpflanze ist auch eine Aracee namens Lack mit 4 m langen Riesenblättern. Zu nennen sind endlich Mangos, Orangen, Melonenbäume (Papaya) und die auch in ausserordentlich grosser Zahl verwildert vorkommende Ananas, dazu eine Reihe von Zierpflanzen, weil die Eingeborenen Blumen sehr lieben und die Wege mit schön blühenden Hecken einfassen. Auf Yap und Palau war schon vor Ankunft der Europäer der Tabaksbau bekannt.

An Tieren ist das umgebende Meer überreich. Bei Niederwasser entfaltet sich innerhalb des Riffs und im Mangrovegürtel ein reges Tierleben, das dem Vergnügen und noch mehr in gegenseitigem Vernichtungskrieg dem Kampf ums Dasein nachgeht. Die See selbst wimmelt von zahllosen, häufig wunderbar bunt gefärbten und eigentümlich gestalteten Fischen aller Grössen und Klassen, darunter grossen Haien und Rochen, deren Fang nichts weniger als leicht und ungefährlich ist. Seeigel und Seesterne haften am Meeresgrund, und träge ruhen in ihrer Gesellschaft bis meterlange Seegurken oder Trepangs, eine Holothurienart, die eine kostbare Ware für den chinesischen Markt darstellt. Da aber viele Trepangfelder stark erschöpft oder fast abgefischt sind, so ist ein Verbot weiteren Fanges erlassen worden. Die Zahl der Seeschnecken und Muscheln ist Legion. Unter ihnen ist für die Insulaner neben der Perlmuschel besonders die Riesenmuschel von Belang, aus deren Schalen mancherlei Geräte verfertigt werden. Einige giftige Seeschlangen sind vorhanden. Schildkröten dagegen sind selten, weshalb ihr Fleisch meist nur den Häuptlingen zusteht. Bloss noch ganz vereinzelt erscheint infolge der unausgesetzten Verfolgungen der Dugong, ein Seesäugetier, aus dessen Atlaswirbel die Palauer das hochgeschätzte Kliltarmband gewinnen.

Um so ärmer an Arten und zwar weit ärmer als die Flora ist die Landfauna des räumlich beschränkten Inselgebietes. Sie weist mit ihren Hauptvertretern ebenfalls auf indo-malayischen Ursprung hin. Die erst zur Tertiär- und Quartärzeit entstandenen landfernen Inseln entbehren wildlebender Säugetiere gänzlich und haben ihre vierfüssigen Bewohner erst durch die an treibende Pflanzenmassen sich anklammernden Fledermäuse oder als blinde Passagiere wie die durch den Schiffsverkehr eingeführten Ratten und Mäuse oder wie die Haustiere absichtlich von

den fremden Seefahrern erhalten. Die sehr dreisten Ratten sind zu unangenehmen Hausmitbewohnern geworden und schädigen oft die Kokospflanzungen, indem sie an den leicht geneigten Stämmen emporklettern und die Früchte herabholen. Deshalb bringt man, wie Kittlitz von Kusaie berichtet, in der Mitte des Stammes ein Gitter an, um die ungebetenen Gäste fern zu halten. Am charakteristischsten ist der in mehreren Arten weit über die Südsee verbreitete Fliegende Hund (Pteropus), der als Leckerbissen gilt, aber unter den Brotfruchtbäumen ebenfalls grossen Schaden anrichtet. Diese im Fluge bis zu 1 m spannende schwarzbraune Fledermaus, neben der noch ein anderes Fledertier (Emballonura) beobachtet wird, fliegt zur kühleren Tageszeit geräuschlos herum. In den heissesten Stunden dagegen krallt sie sich, den Kopf nach unten, an Baumäste fest, wo man die Tiere im Schatten zu Dutzenden wie Schinken in der Räucherkammer hängen sehen kann. Eine unschöne kleine Hundeart, die gleich dem Papuahund nicht bellen, sondern bloss heulen kann, wird um des Fleisches willen, daneben auch als Schosshund für die Damen auf Ponape gezüchtet und mit Brotteig förmlich genudelt wie bei uns die Gänse. Bei Festen werden Hunderte dieser Hunde gebraten und verspeist. Schweine besass man ursprünglich nicht; sie fanden erst spät als Haustiere und Festspeise Eingang und waren bei Lütkes und Kittlitzs Anwesenheit auf Kusaie so selten, dass sie den Reisenden als etwas ganz besonderes vorgeführt wurden, die darauf zur Vermehrung der Aufzucht ein Mutterschwein zurückliessen. Auf der Insel hat sich auch das von der Amerikanischen Mission eingebürgerte Rind gut akklimatisiert, während es auf Palau verwilderte. Damit ist der gesamte spärliche Bestand an Säugetieren erschöpft.

Zahlreicher sind wegen ihrer grösseren Bewegungsfähigkeit die Landvögel, die mit 80 der indo-malayischen Vogelwelt angehörigen Arten, darunter nicht weniger als 56 auf Palau, die artenreichste Wirbeltierklasse des Inselgebietes sind, jedoch nur wenige eigentümliche Formen aufweisen. So findet sich bloss auf Ponape ein Scharrhuhn und eine Eulenart, ausschliesslich auf Palau ein Grossfusshuhn, nur auf Ruk und Ponape eine Erdtaube. Den westlichen Karolinen ist ein schwarzer Glanzstaar, den centralen Karolinen ein unserer Drossel ähnelnder Singvogel (Calamoherpe syrinx) eigen. Über den ganzen Archipel dagegen ist eine grosse, wohlschmeckende Fruchttaube und unser Huhn verbreitet, das wohl nicht erst als verwilderter, sondern von Haus aus als wilder, echter Waldvogel die Inselflur bewohnt und nur im Dickicht

lebt. Die Eingeborenen erfuhren erst durch die Europäer, dass Hühnerfleisch essbar sei, nachdem sie dem Vogel vorher lediglich um seiner Federn willen nachgestellt hatten. Ferner giebt es malayische Schwalben, welche die bekannten essbaren Vogelnester liefern, und als Strandvögel Würger, Fliegenfänger, Eisvögel und prächtig gefärbte Honigsauger. Unser Kuckuck und eine neuseeländische Art sind bei ihren Wanderzügen auf den Palaus nachgewiesen, wie überhaupt viele nordische Zugvögel, die Kittlitz auf Kamtschatka gesehen hatte, trotz der ungeheuren trennenden Meeresfläche bis zu den Karolinen fliegen, um dort den Winter zu verbringen.

Eine Froschart und drei Landschlangen giebt es bloss auf Palau, bis wohin sich zuweilen auch das indische Leistenkrokodil verirrt. Häufig sind Eidechsen, unter denen ein über 1 m lang werdender Leguan und auf Yap eine grosse Warneidechse bemerkenswert sind. Gleich den meisten Südseeinseln sind die Karolinen sehr spärlich mit Insekten ausgestattet, selbst die in den Tropen so mannigfache Käferwelt tritt ganz zurück. Dasselbe gilt von den Schmetterlingen. Bloss Zikaden lassen ihr Gezirp ertönen, die Hausfliege ist häufig, und Moskitos peinigen zur Regenzeit. Am lästigsten fallen einige Ameisenarten, die alles Essbare angreifen und selbst das härteste Holz rasch zerstören. Öfters trifft man im Busch auch Krebse. Es sind Beutelkrebse (Birgus ladro) und Einsiedlerkrebse (Pagurus), die ihren weichen Hinterleib in ein leeres Schneckenhaus wie in einen schützenden Panzer bergen und mit ihm bis in die höchsten Baumwipfel klimmen.

Der Archipel wird gleich den benachbarten Marshall-Inseln von Mikronesiern bewohnt, d. h., da es eine besondere mikronesische Rasse nicht giebt, von einer etwas ins Papuanische überspielenden, nur gering veränderten Abart der aus den Malayen hervorgegangenen Polynesier. Dass neben Zuzügen aus Westen auch solche aus Osten erfolgten, dafür spricht die auf Nukuor ansässige samoanische Kolonie und die Thatsache, dass neun Zehntel der angetriebenen Gegenstände aus Osten stammen. Volkens hält sogar eine Einwanderung aus Amerika nicht für unmöglich, weil zwischen den Malayen und den Eingeborenen Yaps auffallende körperliche Unterschiede bestehen und weil die eigentümliche Sprache der Palauer mit ihren Auslauten unwillkürlich an die Indianersprachen Mittelamerikas erinnert. In der neuen Heimat gingen die Polynesier gewisse Kreuzungen mit Papuastämmen ein und erfuhren noch von anderer Seite her Beimischungen. Darum findet man auf der Inselflur als das Ergebnis von Schiffbrüchen, freiwilligen und unfreiwilligen Wanderungen den

malayischen, melanesischen, polynesischen und japanischen Typus oder Angehörige der schwarzen, braunen und gelben Rasse in wechselnden Zusammenstellungen nebeneinander. Dazu gesellen sich auf Ponape, Ruk und einigen Eilanden der mittleren Karolinen Niederlassungen räuberischer Orang Laut, eines Stammes, dessen bekannteste Vertreter die Seeräuber des Sulu-Archipels und die kopfjagenden Dajaken sind. Auch unter den Palauern und den Mischbewohnern der Rukgruppe scheinen nicht unerhebliche Mischungen mit Melanesiern stattgefunden zu haben. Doch sind die 200 Bewohner des kleinen Nukuor-Atolls reine Polynesier und zwar Samoaner. Überhaupt waltet das malayisch-polynesische Element so entschieden vor, dass sich trotz der Aufnahme fremden Blutes eine Mischrasse im eigentlichen Sinne, wie Christian annehmen möchte, nicht herausgebildet hat. Im einzelnen weichen natürlich, je nach dem Masse der Vermischung, die Bewohner der verschiedenen Inselgruppen in Sprache, Körperbau, Sitte und Brauch nicht unerheblich voneinander ab, so dass eine allgemein gültige ethnographische Schilderung für das ganze Inselgebiet trotz weit verbreiteter Übereinstimmungen nicht möglich ist.

Die grosse polynesische Spracheinheit fehlt, und man trifft statt ihrer die papuanische Sprachenvielheit. Denn die Palauer reden ihre eigene Sprache, und auf den Karolinen zählt man ohne Mundarten mindestens 6—8 verschiedene Sprachen, unter denen sich als überall verstandene Handelssprache, gleichsam als lingua franca der Karolinen, der Dialekt der handelseifrigen Mortlock-Insulaner allgemeine Geltung verschafft hat.

Wie alle Mikronesier sind die Karolinier von der Natur körperlich ausserordentlich begünstigt. Sie sind von mittlerem, wohlgestaltetem Wuchs, ebenmässig, kräftig und gelenkig, jedoch nicht herkulisch gebaut. Die Hautfarbe ist braun mit verschiedenen helleren und dunkleren Schattierungen, wird indes durch Einreiben mit Curcumawurzel und Kokosöl beeinträchtigt, die der Haut eine gelbe Tönung geben. Das wohlgeformte, unserem Geschmack allerdings nicht als schön zusagende Gesicht wird durch hervortretende Backenknochen, die platte, breite Nase und die aufgeworfenen Lippen verunziert und hat einen etwas groben, nicht besonders durchgeistigten Ausdruck. Die Frauen stehen an Körpergrösse auffallend hinter den Männern zurück. In der Jugend nicht unschön, altern sie früh und werden dann sehr hässlich. Die lebhaften Augen und das Haar sind bei beiden Geschlechtern stets dunkel. Das schwarze, in einen Knoten zusammengefasste und mit

einem dreizackigen, weitzinkigen Kamm verzierte Haar ist meist schlicht oder schwach gelockt. Mehrfach zeigt es auch eine an Papuaart erinnernde Kräuselung, und ebenso bildet der keineswegs seltene, wenngleich spärliche oder durch Auszupfen ganz beseitigte Bartwuchs des Mannes einen papuanischen Zug. Besonders Palau und Ruk sind reich an dunkelfarbigen Leuten mit ausgeprägtem Papuatypus, stark gekrümmter jüdischer Nase, dichtem Bart und üppigem Kraushaar. Doch dürfte das wollartig gekräuselte Haar vieler Eingeborener nicht zum wenigsten auch von der intimen Berührung der weiblichen Bevölkerung mit der schwarzen Mannschaft der zahlreichen Walfischfänger herrühren, die jährlich die Inseln aufsuchen und wochenlang dort verweilen, um sich mit Nahrung zu versorgen oder Ausbesserungen vorzunehmen.

Die Charaktereigenschaften der Karolinier haben eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren. Die Eingeborenen machen im allgemeinen den Eindruck einer stolzen, sympathischen Bevölkerung, die durch Güte und Gerechtigkeit leicht zu lenken sein wird, während sie die spanische Gewaltherrschaft zu tapferem Widerstand aufreizte. Im Gegensatz zu den fremdenfeindlichen Papuas, deren verschlossenes, grausames, heimtückisches und dabei feiges Wesen die Verwaltung und wirtschaftliche Erschliessung der Melanesischen Inselflur aufs äusserste erschwert, kamen die Karolinier wie alle Polynesier den Fremden freundlich und verständnisvoll entgegen. Vom schlimmsten Papualaster, der Menschenfresserei, scheinen sie frei geblieben zu sein, und ältere Reisende sind des Lobes voll über die Sanftmut, Friedfertigkeit, Gutmütigkeit und Zutraulichkeit des bescheidenen, gastfreien Volkes. Leider hat der Verkehr mit den oft recht minderwertigen europäisch-amerikanischen Elementen und die schlechte Behandlung seitens der Spanier den Charakter der Eingeborenen höchst ungünstig beeinflusst, und das schlechte Vorbild der Weissen[1]) trägt vielmehr als die melanesische Rassenmischung die Schuld daran, dass man die einst über Gebühr gepriesenen Insulaner später als die miserabelsten aller Kreaturen bezeichnet hat, die unaufrichtig, geizig, lügnerisch, diebisch, unfreundlich und in schlau berechnender Gewinnsucht nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht seien. Das ganze Denken und Handeln der Eingeborenen, vor deren seeräuberischen Gelüsten man wiederholt warnte, gehe darauf hinaus, möglichst viel zu nehmen und möglichst wenig zu geben. Sicherlich ist diese Betonung der schlech-

[1]) In den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts wurden sämtliche Männer der Ngatikgruppe von Walfischfängern und Eingeborenen aus Ponape ermordet, um die dort aufgespeicherten Schildpattschätze zu erbeuten.

ten Eigenschaften übertrieben, und unter der geordneten deutschen Verwaltung sind bereits mannigfache Wandlungen zum Bessern eingetreten. Namentlich die Yaper haben sich als höchst willig und bildungsfähig erwiesen, und für die ziemlich hohe Entwickelung der geistigen Fähigkeiten spricht unter anderm die Thatsache, dass die 30 Yapleute, die sich in die Polizeitruppe einreihen liessen, schon nach dreimonatlicher Ausbildung es im Exerzieren und Schiessen mit jedem deutschen Soldaten aufnehmen konnten. Der Versuch, Palau-Insulaner zum Polizeidienst zu verwenden, hat ebenfalls ein unerwartet gutes Ergebnis gehabt.

Sittenschatz und soziales Leben zeigen gleichfalls mancherlei Berührungen papuanischer und polynesischer Eigentümlichkeiten.

Polynesisch, aber in starkem Verfall begriffen ist die schroffe, zum Teil sehr verwickelte Ständegliederung und patriarchalische Verfassung, die einer geordneten Verwaltung eine willkommene Handhabe bietet. Man unterscheidet zwei grosse Klassen, die der Häuptlinge und Adeligen und diejenige der Untergebenen oder Gemeinen. Dazu kommen auf Yap noch Unfreie oder Sklaven, die fast den vierten Teil der Inselbewohner ausmachen und in besonderen Dörfern wohnen. Die Gemeinen besitzen in der Regel kein Grundeigentum. Sie müssen die Vornehmen mit Nahrungsmitteln versorgen, ihre Felder bebauen und andere Arbeiten verrichten und dürfen weder Haarkamm, noch Muschel- oder Schildpattschmuck tragen, so dass die Rangunterschiede schon äusserlich erkennbar werden. Der Freie darf eine Sklavin, ein Sklave aber nie eine Freie heiraten. Doch sind wegen des stark ausgeprägten Kastengeistes Verbindungen zwischen den beiden Ständen äusserst selten und finden meist bloss innerhalb der einzelnen Klassen statt. Die Kinder von Sklaven sind wieder Sklaven.

Die Häuptlinge sind denselben Gesetzen unterworfen wie das gewöhnliche Volk. Ihre Macht beruht vor allem auf ihrem persönlichen Einfluss, und ihr Vorbild entscheidet, ob ihre Untergebenen gut oder schlecht sind. Es giebt 12 Rangklassen von Häuptlingen mit verschiedenen Würden, die alle mit grosser Unterwürfigkeit behandelt werden. Dem König darf man sich nur in gebückter Haltung nähern und leise mit ihm sprechen. Die Etiquette verlangt sogar, dass dem Handkorb des Königs die gleiche Verehrung wie ihm selbst gezollt wird. Der König geht aus der Zahl der grösseren Häuptlinge hervor und hat eine Art Minister oder Nebenregenten zur Seite, während die Bezirke von den Bezirkshäuptlingen, die Ortschaften von den Dorfhäuptlingen

verwaltet werden. Sie alle muss der König bei wichtigen Angelegenheiten um Rat fragen.

Zum Adel gehören auch die Priester, die wiederum in zwei Klassen zerfallen. Die Hauptrolle spielen die Oberpriester, weil sie in ihrer Person die Eigenschaften eines Arztes, Regenmachers, Zauberers, Wahrsagers und Traumdeuters vereinigen. Sie verstehen sich auf die Kenntnis giftiger und heilsamer Kräuter, und ihnen liegt die Ausübung des religiösen Kultes, die Leitung der Feste und die Beseitigung von Hungersnöten, Dürren und anderen Notständen ob. Neben den Priestern vermitteln auch die Häuptlinge den Verkehr mit den gefürchteten Geistern, um so mehr als sie selbst die meiste Anwartschaft haben, nach ihrem Tode als Geister verehrt oder gefürchtet zu werden.

Echt polynesisch ist ferner die Sitte der Kawabereitung und der Tabuverbote, die sich vornehmlich auf die Fischerei und die zeitweise Benutzung der Baumfrüchte beziehen, so dass dem religiösen Brauch ein praktischer Beweggrund, die Schonung der Nahrungsmittel, zu grunde liegt. Echt papuanisch ist dagegen die politische Zersplitterung und Kleinstaaterei, die selbst der uralte Schiffsverkehr zwischen den Inseln nicht zu beseitigen vermochte. Auf der central gelegenen Rukgruppe hat der besonders lebhafte Warenaustausch Vertreter sämtlicher Stämme der mittleren Karolinen zusammengeführt, die sich aber gegenseitig fremd d. h. feindlich gegenüberstehen und, in zahlreiche kleine Gemeinschaften aufgelöst, entweder in offenem Krieg oder in unsicherem Frieden miteinander leben. In den übrigen Teilen des Archipels giebt es ebenfalls Kleinstaaten in grosser Menge, zwischen denen Reibungen und Zusammenstösse leicht und häufig sind. Fast jede Insel oder jedes Dorf ist für sich ein politisches Gebilde, von denen auf den grösseren Inseln so viele vorhanden sind, dass Yap in 58, nach anderen sogar in 80 unabhängige Bezirke mit eben sovielen Häuptlingen zerfällt, von denen jedoch einige im Bundesverhältnis miteinander stehn. Palau gliedert sich in 18 selbständige Inselreiche, deren Macht wechselte, bis Korror mit Hilfe schiffbrüchiger Engländer, die Feuerwaffen und Mannschaften stellten, sich im 18. Jahrhundert mehrere Nachbarstaaten unterwarf und seine Oberhoheit nach und nach über ganz Palau ausdehnte. Eigentümlich sind jenem Archipel noch die Klubs, die Kaldebekel oder Klöbbergölls, in die sich das regierte Volk teilt. Jeder Klub besitzt einen dem Häuptling verantwortlichen Führer und ein eigenes Klubhaus oder Baj, das den Mitgliedern als Schlafraum dient. Die Mitglieder dieser Klubs, in welche schon die Knaben eintreten müssen, haben bei schwerer Strafe

gemeinsame öffentliche Arbeiten zu verrichten und erlangen gleich den ähnlich organisierten Bruderschaften auf Ponape unter Umständen einen solchen politischen Einfluss, dass sie auf eigene Faust Krieg führen und dass selbst mächtige Häuptlinge vor ihnen nicht sicher sind. Auf Palau haben auch die Frauen ihre eigene unabhängige Regierung und ihre Damenklubs mit besonderer Gerichtsbarkeit und einer Königin, der mehrere Häuptlingsfrauen zur Seite stehen. Die weibliche Regierung ist ebenfalls eine Macht, mit der die Häuptlinge rechnen müssen. Sie überwacht die Ordnung unter den Frauen und hält Gericht über weibliche Angelegenheiten, ohne dass die Männer sich einmischen dürfen. Um die gesellschaftlichen Einrichtungen Palaus noch schwieriger zu machen, übt endlich auch die Priesterschaft eine theokratische Nebenregierung aus.

Die Strafen bestehen ausschliesslich in Geld, das im Leben der Karolinier eine Hauptrolle spielt. Mit Geld ist alles zu machen, mit ihm kann selbst die Todesstrafe abgewendet und ein Mord gesühnt werden. Auf Palau ist ein eigentümliches Geld aus Glas, Jaspis, Porzellan, Emaille und künstlichen Perlen im Gebrauch, das genau wie unser Geld von Hand zu Hand geht und sich in drei Hauptgruppen mit 15 verschiedenen Wertsorten gliedert. Doch kennen die meisten Palauer nur den geringsten Teil derselben, da die teueren Stücke im Werte bis zu 15000 Mark sich bloss in wenigen Exemplaren in der Hand der Reichen und der Häuptlinge befinden und meist ausser Umlauf sind. Die Herkunft dieses Geldes ist dunkel, und die Palauer schreiben ihm göttlichen Ursprung zu. Da man aber nirgends in Polynesien seine Herstellung versteht, so muss es unzweifelhaft eingeführt sein und stammt wahrscheinlich irgendwoher aus Asien. Diesem Umstande verdankt es seine Wertschätzung. Die Bestrebungen fremder Händler, das einheimische Geld durch moderne Münze zu verdrängen, sind ebenso gescheitert wie die Versuche, es nachzumachen. Denn die Eingeborenen wissen die echten Stücke von den unechten leicht zu unterscheiden, indem sie dieselben beim Abschluss eines Geschäfts genau besehen, belecken, beriechen, abwischen, an der Nase reiben oder gegen das Licht halten, um sich von ihrer Beschaffenheit zu überzeugen.

Auch auf Yap ist seit alters Geld als Zahlungsmittel bekannt. Zum Unterschied von dem handlichen Palaugeld besitzt es aber eine höchst eigentümliche, schwerfällige Gestalt. Es besteht nämlich aus runden Steinen von der Form und Grösse eines Schweizerkäses bis zu Mühlsteingrösse, und zwar aus Aragonit, einem rhombisch kristallisierten, fein-

körnigen Kalk, der auf Yap selbst nicht vorkommt, sondern aus seiner immerhin weit entfernten Heimat, den Palau-Inseln, unter Schwierigkeiten aller Art herbeigeschafft werden muss. Nachdem der Häuptling seine Einwilligung gegeben hat, fährt eine Anzahl junger Leute unter Benutzung des Nordostpassates nach Palau, holt von dem dortigen Häuptling gegen Erlegung von Geschenken die Erlaubnis zur Ausbeutung des Steinbruchs ein und beginnt dann mit der Arbeit, die wegen der einfachen Instrumente, mit denen sie vorgenommen wird, ausserordentlich mühsam ist und mehrere Monate in Anspruch nimmt, worauf man mit dem im Sommer einsetzenden Südwestmonsun wieder nach Hause zurückkehrt. Da aber die Boote für derartige Lasten nicht eingerichtet sind, so müssen Flösse, die von den Canoes gezogen werden, den Transport vermitteln, was bei kompassloser Steuerung und stark bewegter See wiederum höchst mühselig und keineswegs ungefährlich ist. Gar mancher hat den sauer gewonnenen Schatz und in dem Bestreben, die kostbare Last zu retten, das eigene Leben verloren. Das Brechen, Behauen und die Verschiffung des Steingeldes verlangen also viele Arbeitskräfte, Unkosten und Beschwerden, und in dieser Unsumme von Arbeitsleistung oder richtiger Arbeitsverschwendung ist der hohe Wert des Steingeldes begründet, der es mit sich bringt, dass die grösseren Stücke, die behufs leichterer Fortschaffung in der Mitte ein Loch zum Durchstecken eines Stabes haben, meist Eigentum der gesamten Gemeinde sind. Sie werden mehr zum Ansehen und Prahlen als zum praktischen Gebrauch vor den Gemeindehäusern und längs der Wege aufgestellt, so dass auf Yap das Geld im wahrsten Sinn des Wortes auf der Strasse liegt. Mit einem schön behauenen grossen Stein erkauft man im Kriege Bundesgenossenschaft oder zahlt Busse, so dass das deutsche Bezirksamt durch die eingegangenen Strafgelder im buchstäblichen Sinn steinreich geworden ist. Als Scheidemünze dienen kleinere Stücke desselben Gesteins oder auf Schnüre aufgereihte Perlmutterschalen. Mit einem Stückchen Steingeld von Tellergrösse und Armesdicke deckt eine Familie den monatlichen Bedarf an Lebensmitteln. Da aber heute europäische Schiffe den Transport des Steingeldes besorgen und grosse Mengen desselben nach Yap bringen, so ist infolge der erleichterten Zufuhr der Kurswert des Geldes erheblich gesunken. Immerhin mag es noch lange dauern, bis die Yaper ihm gänzlich entsagt und sich an weniger unhandliche Umlaufsmittel gewöhnt haben werden.

Wo die Mission ihren Einfluss noch nicht geltend gemacht hat, herrscht Vielweiberei, die insofern von praktischer Bedeutung ist, als

die Frauen und deren Hilfskräfte, die Kinder, durch ihre Arbeit den Wohlstand des Hauses vermehren. Doch haben nur die Wohlhabenden mehrere Frauen, die sich überall einer angesehenen Stellung und guten Behandlung erfreuen. Der Mann zieht meist zum Stamme seiner Frau und kehrt nach deren Tode gewöhnlich mit Zurücklassung der Kinder in sein Dorf zurück. Nach dem im gesamten Pacifik gebräuchlichen Mutterrecht richten sich Vaterlandszugehörigkeit und Nachkommenschaft nach dem Stand der Mutter. Dem König folgt in der Regierung nicht der eigene Sohn, sondern der Sohn seiner Schwester. Dieses Erbrecht, das wahrhaft chaotische Verhältnisse entstehen lässt, verliert indes immer mehr an Bedeutung.

Die eheliche Treue der Ehefrauen wird überall gerühmt, während der geschlechtliche Verkehr der Unverheirateten wie allerorts in der Südsee sehr frei ist. In Mikronesien ist nämlich die papuanische Sitte verbreitet, dass die ledigen Jünglinge im Gemeinde- oder Klubhaus schlafen. Dort finden sich aus auswärtigen Ortschaften heiratsfähige Mädchen, die Armengols oder Armunguls der Palauer, ein, mit denen sich bald ein zwangloser Verkehr entspinnt. Hat ein Mädchen mit 10 bis 12 Jahren noch keinen Mann bekommen, so geht es als Armengol in einen fremden Bezirk und lebt dort mit allen Männern des Bajs oder als Geliebte eines derselben so lange, bis es die eheliche Frau eines Eingeborenen geworden ist. Oder es kehrt reich beschenkt und ohne an seinem Ruf Schaden gelitten zu haben, nach Hause zurück, wo es wegen der mitgebrachten Ersparnisse als Ehefrau ebenfalls sehr gesucht ist. Da auf Palau auch die verheirateten Männer in den Klubhäusern schlafen und mit den Armengols in wilder Ehe leben, so ist dort ein eigentliches Familienleben kaum vorhanden, um so mehr, als die Frau noch für den Unterhalt der Armengols zu sorgen hat. Ist sie ihrem Mann böse oder hat sie sonst einen Grund zur Unzufriedenheit, so siedelt sie ebenfalls für kürzere oder längere Zeit ins Baj über. Aus diesem Brauch hat sich eine eigenartige Keimform der Prostitution entwickelt, die zugleich eine Lockerung der ehelichen Verhältnisse bedeutet. Kein Wunder, dass die Ehen, die eben so leicht geschlossen wie gelöst werden können, zu drei Viertel kinderlos bleiben. Die meisten Palauer entstammen dem freien Umgang mit jenen fahrenden Mädchen. Adoption von Kindern ist ebenfalls allgemein üblich und hat eine verwickelte Kette von Verwandtschaften im Gefolge.

Die heimatliche Natur gab den Karoliniern trotz vieler kleiner Sonderzüge eine wesentlich gleiche Lebensrichtung. Die andauernd

hohe Temperatur machte die Kleidung fast entbehrlich, so dass sie viel unvollständiger als bei den Polynesiern ist. Papuanisches Nacktgehen soll früher unter den Männern in Palau allgemein üblich gewesen sein und ist dort auch heute noch nicht überall abgekommen. Innerhalb ihres Wirkungsbereiches hat die christliche Mission eine unschöne Kleidung eingeführt, leider nicht selten auf Kosten der Gesundheit, weil die Eingeborenen die Kleider, auch wenn sie durchnässt sind, stets auf dem Leib behalten und sich dadurch naturnotwendig Rheumatismus, Erkältung und andere Krankheiten zuziehen müssen. Sonst begnügt man sich mit einer schmalen Schambinde, mit feinen Matten oder einem einfachen Lendenschurz aus bunt gefärbten Blättern und Bananenfasern, den man auch unter der europäischen Kleidung trägt. Sehr beliebt ist ferner ein kurzer Rock aus Kokosblattstreifen, und um vornehm und elegant gekleidet zu sein, muss man mindestens sechs solcher Röckchen anziehen. Zuweilen bedeckt man den nackten Oberkörper mit einem ponchoartigen Überwurf und trägt beim Fischfang einen breiten, spitzen Hut aus Pandanusblättern. Da Hosen- und Rocktaschen fehlen, so hat man beim Ausgehen stets ein aus Palmblattstreifen geflochtenes Körbchen in der Hand, in dem Tabak, Feuerzeug, ein Holzkeil zum Spalten der Kokosnüsse und andere unentbehrliche Kleinigkeiten des täglichen Gebrauches enthalten sind. Auch eine flach gepresste, wie ein längliches Brett aussehende Blattscheide der Betelpalme wird von den Männern beim Ausgehen stets mitgenommen, um sich unterwegs darauf setzen zu können. Auf einigen Inseln wird als merkwürdige Zuthat zur Kleidung ein Gürtel benutzt, der aus mehreren Hunderten fein geschliffener Muschelscheibchen oder aus 15—20 nebeneinander laufenden Schnüren aus kleinen, runden Kokosscheibchen besteht, deren Zahl bei einem zwanzigschnürigen Gürtel auf 12000 und mehr solcher Blättchen geschätzt wird. Dieses mühsam anzufertigende Schmuckstück ist daher der geschätzteste Teil der Tracht.

Der Schmuck, bei dem die verschiedensten Kleinigkeiten, namentlich Muscheln, Schildpatt, Federn, Kokosschalen und Blumen zur Verwendung kommen, ist überhaupt sehr beliebt und reichhaltig wie wohl nirgends wieder in der Südsee. Ein Mikronesier, der bei Festlichkeiten seine sämtlichen Zierraten an sich trägt und am ganzen Leib mit Schnüren und Ketten bedeckt ist, macht einen überladenen Eindruck. Beide Geschlechter lieben Armringe, Halsbänder und Ketten und durchbohren die Ohrläppchen, um sie mit allerlei Gegenständen, Pflöcken, Blättern, wohlriechenden Blumen, Perlen, Tabakspfeifen und Rauchgerät zu

schmücken. Oft werden dadurch die Öffnungen so erweitert, dass die Läppchen bloss noch als dünne Hautstränge erscheinen, deren Inhalt in unförmlichen Klumpen auf den Schultern liegt. Die früher beliebte polynesische Sitte der Tätowierung, die hauptsächlich Oberarm und Oberschenkel mit zierlichen dunkelblauen Streifenmustern bedeckt — das Gesicht bleibt frei —, kommt wegen des grossen Schmerzes, mit dem sie verbunden ist, und unter dem Einfluss der Mission mehr und mehr in Abnahme. Sklaven dürfen sich nicht tätowieren. Im übrigen steigt die Tätowierung mit dem Rang. Nicht allein aus Eitelkeit, sondern auch wegen der wohlthätigen Wirkung auf das Wohlbefinden des nackten Insulaners und um das in den Tropen weit verbreitete lästige Hautjucken zu mildern, wird die Haut gern mit dem Pulver der Gelbwurz (Curcuma) eingerieben. Bei der vielfach herrschenden Unreinlichkeit sind Hautkrankheiten nichts ungewöhnliches. Besonders häufig ist ein die äussere Erscheinung beeinträchtigender, aber nicht als Leiden empfundener schuppiger Ausschlag. Viel schlimmer ist die stellenweise nicht seltene Lepra.

Grundverschieden von den Karoliniern erweisen sich die Palauer beim Tragen von Leibesschmuck. Bei den Frauen beschränkt er sich auf eine dünne Schnur aufgereihten Steingeldes, und der einzige Männerschmuck ist der Klilt, ein aus dem Atlaswirbel des Dugong verfertigtes manschettenartiges Armband, ähnlich dem aus bearbeiteten Exemplaren der Kegelschnecke bestehenden Jatau der Yaper. Der Klilt ist kein Zeichen der Würde, auch kein Orden, dessen Tragen lediglich den Häuptlingen zusteht, sondern nichts anderes als ein sehr teures Armband, dessen Wert in seiner Seltenheit und darin beruht, dass die Häuptlinge das Vorkaufsrecht für jeden gefangenen Dugong haben. Der Preis jenes Seesäugetiers steigt bis 1500 Mark, wozu die Verfertigungskosten für das Armband kommen, so dass bloss reiche Leute sich den viel begehrten Schmuck anschaffen können. Da man die Wirbelöffnung nur wenig erweitert, so ist das Überstreifen des Klilt höchst mühsam und verursacht oft schwere Beschädigungen der Hand, weshalb der sonderbare, mit vielem Geld gekaufte und mit grossem Schmerz angelegte Schmuck bloss unter ganz besonderen Umständen abgenommen wird.

Am buntesten schmückt man sich zu den Tänzen, denen man leidenschaftlich ergeben ist und meist bis in den frühen Morgen hinein obliegt. Zuweilen sind sie unentbehrliche Bestandteile des Gottesdienstes oder finden zur Erntezeit auf Anordnung der Häuptlinge statt, um die Geister und Gottheiten friedlich zu stimmen. Sie sind entweder obscöne

Bewegungen auf der Stelle oder elegant ausgeführte Reigen mit kunstvollen, schwierigen Verschlingungen, die öfters monatelanger Einübung bedürfen. Eifersüchtig wacht jeder Erfinder eines neuen Tanzes darüber, dass ihm ein Nebenbuhler nichts nachmacht. Auf den Marshall-Inseln hat sogar ein Häuptling einen andern wegen Tanzfigurendiebstahls oder, wie wir sagen würden, wegen Verletzung des Musterschutzgesetzes verklagt. Die Tänze werden von Gesängen begleitet, und es giebt einen besonderen Dichter- und Sängerberuf, der in hohem Ansehen steht und auf grossen Festen die neugedichteten Lieder prüft. Doch sind ausser auf Ponape Musikinstrumente unbekannt; nur die zum Kriegsruf dienende Muscheltrompete findet Verwendung.

Hauptbeschäftigung sind Ackerbau und Fischfang. Die Flechtindustrie und die im gesamten Südseegebiet bloss auf den Karolinen heimische Handweberei liegen in der Hand der Frauen. Die Weberei ist am vollkommensten auf Kusaie entwickelt, während sie auf Yap nicht mehr geübt wird und auf Palau gänzlich unbekannt geblieben ist. Sie wird mittelst eines primitiven Webstuhls betrieben, der, ein Unikum in Polynesien, dem Webstuhl von Santa Cruz, einem Unikum in Melanesien, sehr nahe steht. Auch das Anfertigen von Matten, Körben und Gürteln, die auf verschiedene Weise gelb, rot, blau und schwarz gefärbt werden, sowie die Zubereitung der Speisen und die Führung des Haushaltes ist Sache der Frauen. Von ihnen wurde endlich noch und zwar ohne Drehscheibe die den Polynesiern völlig fremde, in Neuguinea dagegen wohlbekannte Töpferei betrieben, eine Kunstfertigkeit, die seit Einführung eiserner Geschirre so gut wie ganz aufgehört hat.

Die Lieblingsbeschäftigung der Männer ist der Handel. Die Karolinier, insbesondere die Bewohner der centralen Gruppen, sind wohl das rührigste Handels- und Kaufmannsvolk des Stillen Ozeans, und schon vor Ankunft der Europäer bestand ein lebhafter Verkehr von Insel zu Insel. Er führte 1788 zur Entdeckung des seitdem regelmässig und ohne Kompass von grossen Gesellschaften benutzten Seeweges nach den Marianen und zur Entstehung der blühenden karolinischen Kolonie auf Saipan. Untereinander tauschten die Karolinier die Erzeugnisse ihres Ackerbaues und Gewerbfleisses, vornehmlich die nur auf wenigen Inseln angebaute, aber von allen dringend verlangte Gelbwurz aus oder kauften die Waren gegenseitig in aller Form um Geld, während von den Europäern Waffen, Geräte und geistige Getränke eingehandelt wurden.

Dass ein so handelslustiges Volk tüchtige Bootbauer und erfahrene Schiffer besitzen muss, ist selbstverständlich. Die Boote sind

7—20 m lange ausgehöhlte Einbäume mit spitzem Kiel oder bestehen aus mehreren Stücken, die durch Taue und Schnüre zusammengehalten oder gleichsam zusammengenäht werden. Vorderes und hinteres Ende sind gleich spitz gebaut und werden auch abwechselnd gleichartig benutzt. Ein seitlich angebrachter Ausleger oder Schwimmbalken macht die langen, schmalen Fahrzeuge erst zur Schiffahrt brauchbar, indem er sie aufrecht hält und bei bewegter See vor Kentern schützt. In der Mitte der Fahrzeuge, zwischen Boot und Ausleger, befindet sich eine Plattform, die durch ein Dach oder eine Hütte geschützt werden kann und zur Aufnahme von Personen und Gepäck dient. Die oft mit zierlichen Schnitzereien versehenen Boote führen ein dreieckiges Mattensegel an beweglichem Mast und leisten, wie die grosse Zahl freiwilliger und unfreiwilliger Hochseefahrten beweist, trotz ihrer Gebrechlichkeit Erstaunliches. Erst 1901 haben vom Sturm verschlagene Karolinier einen Weg von mehr als 2000 Seemeilen zurückgelegt. Die einzige Sorge der Schiffer besteht darin, jederzeit genügend Trinkwasser und Nahrung zu haben. Für kurze Fahrten bedient man sich ausschliesslich der Ruderboote.

Natürlich ist den Karoliniern eine genaue Kenntnis des Himmels und der wichtigsten Gestirne eigen. Sie verstehen geschickt die Dünung zu benutzen und ihre Erfahrungen in eigentümlichen Stäbchenkarten, den Medos der Marshall-Insulaner, niederzulegen. In jedem Boot befinden sich stets zwei Navigateure, die nach den Sternen zu steuern verstehen. Von früher Kindheit an wird nämlich eine Anzahl Knaben in dieser Art der Orientierung unterwiesen, und erst wenn ihre unter sachkundiger Leitung ausgeführten Probefahrten befriedigend ausgefallen sind, wird ihnen die Führung ausgedehnterer Hochseefahrten anvertraut, welche Europäer ohne nautische Hilfsmittel kaum wagen würden. Die geographischen Kenntnisse sind infolge dessen sehr bemerkenswert, und mehrere weitgereiste Karolinier zeichneten Lütke recht brauchbare Karten der Karolinen und Marianen.

Der Hausbau, der namentlich auf Palau eine durch besondere Baumeister geübte Kunst darstellt, die sich vom Vater auf den Sohn forterbt, ist ebenfalls hoch entwickelt und gehört mit dem Bootbau und der Weberei zu den Glanzleistungen der Eingeborenen. Die Wohnhäuser sind trotz grosser Verschiedenheiten im Einzelnen meist rechteckige Hütten von 10—12 m Länge und 5—6 m Breite, die sorgfältig gebaut und oft geschmackvoll verziert werden. Das hohe Giebeldach der luftigen Hütten ruht auf niedrigen Holzpfeilern und geflochtenen Mattenwänden, deren Thür- und Fensteröffnungen mit Matten aus Rohrgeflecht verschliessbar

sind, während die einzelnen Hausteile, die sich fachweise herausnehmen lassen, nicht durch Zapfen, sondern durch Kokosfaserschnüre fest verbunden werden. Die Behausungen der Wohlhabenderen sind schon fast vollständig aus Brettern oder sogar ganz aus Stein erbaut. Das solide, wasserdichte Dach aus Palmblatt- oder Pandangblättern wird von den Stürmen öfters abgedeckt. Der Giebel, der hoch und spitzwinklig ist, um die heftigen Regengüsse rasch abfliessen zu lassen, wird gern noch mit einem besonderen Schutzdach unterhalb des weit vorstehenden Hauptdaches versehen. Oft ist das gesamte Haus nichts anderes als ein einziges, steiles Giebeldach. Der mit Matten belegte Bretter- oder Steinboden ruht wie das ganze Haus auf einem 5—6 Fuss hohen steinernen Unterbau aus Korallenkalk- oder Basaltblöcken. Das saubere Innere besteht meist bloss aus einem Raum und ist sehr einfach eingerichtet. Als Feuerherd dient eine flache, mit Steinen ausgelegte Vertiefung, und der geringe Hausrat beschränkt sich auf Körbe, Matten und einiges Küchengerät. Die in Mikronesien noch mehr als bei den Papuas in den Vordergrund tretenden Gemeinde- oder Klubhäuser sind weitläufiger und gewöhnlich länglich-sechseckig gebaut; sie werden auf Kosten der gesamten Gemeinde errichtet. Die Häuser sind zu zerstreuten Dörfern vereinigt, die inmitten der Pflanzungen und Fruchtbäume stets in unmittelbarer Nachbarschaft der Küste liegen und von gepflasterten, heckenumsäumten Wegen durchzogen werden.

Zu den Waffen und Geräten benutzte man wegen des gänzlichen Mangels an Eisen hauptsächlich Holz, Fasern, Knochen, Fischzähne, Schildpatt und Muschelschalen. Als Waffen dienten mit Widerhaken versehene Lanzen und Wurfspeere in mehreren Formen, Schleudern aus Kokosfaser und wuchtige Keulen aus eisenhartem Holz. Bogen und Pfeil sind den Mikronesiern unbekannt. Doch haben europäische Feuergewehre — unter spanischer Herrschaft blühte ein ausgedehnter, jetzt streng überwachter Waffenschmuggel — die alten Waffen fast völlig verdrängt, so dass sie, weil keine neuen mehr verfertigt werden, bereits zu den wertvollsten Gegenständen der ethnographischen Museen gehören. Ebenso sind die primitiven Beile, die aus geschliffenem Basalt oder aus der Riesenmuschel hergestellt und durch zähen Kokosfaserbast fest mit dem Axtstiel verbunden waren, längst durch eiserne Beile und Messer ersetzt worden. Zur wenig mühsamen Bodenbearbeitung genügte ein Holzspaten oder ein zugespitzter Grabstock.

Die Karolinier führen eine einfache Lebensweise und sind im wesentlichen Vegetarianer, da die früher (vgl. S. 45) erwähnten Nähr-

früchte ihre Hauptnahrung ausmachen. Zu dieser Grundlage des täglichen Lebens liefert die Landfauna Tauben, Hühner und einige andere Vogelarten; auf Ponape gelten Hunde, wo Schweine eingeführt sind, diese als Festspeise. Vor allem aber liefert das Meer die notwendige Fleischnahrung und Zukost in Gestalt von Muscheln, Krebsen und Fischen, die man in eigens ausgebrochenen Gruben täglich auf dem Riff fängt, wenn das Meer zur Ebbezeit zurückweicht. Noch häufiger benutzt man zum Fischfang Reusen, Netze und Speere oder bedient sich als eines besonders wirksamen Fischgiftes der Liane Derris elliptica, deren zerstossene und ausgestreute Wurzeln schon nach einer Stunde die Fische töten oder betäuben. Ein wochenlang andauerndes Freudenfest bildet für die leichtlebigen, vergnügungssüchtigen Insulaner der Fang der fliegenden Fische. Ganze Flottillen ziehen nachts aufs Meer, um die Tiere durch Fackelschein anzulocken und sie zu Tausenden zu erhaschen. Die Nahrung wird nach polynesischer Art nicht auf offenem Feuer, sondern, in Blätter eingewickelt, zwischen heissen Steinen zubereitet. Doch bedient man sich zum Kochen immer mehr der von den Europäern eingeführten eisernen Öfen, während die Verwendung von Salz und Gewürzen nach wie vor unbekannt ist. Wasser und Kokosmilch sind die gewöhnlichen Getränke. Auf Kusaie und Ponape trinkt man auch Kawa, deren Wurzeln jedoch nicht gekaut, sondern in reinlicherer Weise zerstossen und mit Wasser vermischt werden. Der Tabak ist erst von den Europäern eingebürgert worden, wird aber jetzt allgemein benutzt. Auf Palau und den westlichen Karolinen ist auch die Sitte des Betelkauens heimisch.

Das 19. Jahrhundert fügte die Karolinen allmählich ins Getriebe des Welthandels ein. Die Trepangfischerei gab den ersten Anstoss, worauf Walfischfänger, Händler und Missionare den Eingeborenen europäische Gesittung brachten. Das war vielfach ein Danaergeschenk, weil desertierte Matrosen und andere fragwürdige Elemente die ersten Kulturträger waren. Sie verbreiteten Unzucht und Trunksucht und schädigten die Insulaner an Körper und Geist. Doch hatten auf der andern Seite auch die abnormen ehelichen Verhältnisse, die zum Teil künstlich verursachte Unfruchtbarkeit der Frauen, übermässige geschlechtliche Ausschweifungen, Sittenlosigkeit und nicht zuletzt die infolge der Kleinstaaterei fast unaufhörlichen Stammesfehden einen erschreckenden Rückgang der Volkszahl hervorgerufen. So häufig aber die oft aus Trunkenheit oder aus andern sehr geringfügigen Ursachen entstandenen Zusammenstösse waren, so unblutig verliefen sie ursprünglich, da sie nach Verlust

weniger Toter schnell wieder zum Frieden führten. Die Unterlegenen wurden nicht weit verfolgt, die Pflanzungen der Besiegten bloss in geringem Mass verwüstet. Die Gefangenen schonte man; nur in sehr seltenen Fällen wurden sie dem Kriegsgott des Stammes geopfert. Auf Ponape wurde der Krieg feierlich angezeigt und Tag und Schlachtfeld bestimmt. Auf Palau ging man einem offenen Zusammenstoss möglichst aus dem Wege und suchte nach feiger melanesischer Art den Gegner hinterlistig zu überfallen oder irgend ein wehrloses Mitglied eines andern Stammes zu erschlagen, um den abgeschnittenen Kopf als Siegestrophäe heimzubringen und ihn gegen Geld in den befreundeten Gemeinden zur Schau zu stellen. Viel furchtbarer als diese Kriege, die allerdings auf Ruk zu rücksichtsloser Zerstörung der Ortschaften und Pflanzungen ausarteten, haben die von den Europäern mitgebrachten Krankheiten gehaust und die zu wiederholten verlustreichen Aufständen führenden Drangsalierungen der Spanier gewirkt. 1854 rafften die Blattern, die durch das gewissenlose Aussetzen eines an dieser bösartigen Seuche erkrankten Matrosen eines amerikanischen Schiffes auf Ponape eingeschleppt wurden, 2000 Menschen weg, nachdem die unglückliche Insel schon 1843 durch Dysenterie, 1845 durch Influenza schwer heimgesucht worden war. Noch in jüngster Zeit, bei Übernahme der deutschen Verwaltung, herrschte eine starke Keuchhusten-Epidemie, die weder Kinder noch Erwachsene verschonte und eine grosse Kindersterblichkeit verursachte. Auch das sympathische, bildungsfähige Völkchen der Yaper wird durch Schwindsucht, Gonorrhoe, Syphilis und andere in schwerer Form auftretende Krankheiten, die zweifellos eine Folge der früheren Berührung mit den rohen Abenteuerern aus aller Herren Länder sind, in erschreckendem Masse gelichtet. Doch bemerkt Robert Koch, dass das, was man häufig für Syphilis hält, nichts anderes sei als die in der Südsee weit verbreitete Frambösia.

Wenn indes die Zahl der Kusaie-Insulaner binnen 25 Jahren (1855/80) trotz des Christentums von 1100 auf 400, die der Palauer in 100 Jahren von 40000 auf 4000 zurückgegangen ist[1]), ohne dass verheerende Seuchen die Schuld trugen, so ist es vor allem der Missmut über den ver-

[1]) Nach einer wohl übertriebenen Annahme zählte Palau um die Mitte des 18. Jahrhunderts 40—50000 Einwohner. Semper schätzte sie bei seiner Anwesenheit auf 10000, während Kubary für den gleichen Zeitraum (1862) bloss noch 5000 annimmt. 1884 veranschlagte man die Menge der Palauer auf 4000, 1902 wurden 3823 gefunden. Überall findet man auf Baobeltaob verlassene Hausruinen und verwilderte Pflanzungen als Zeugen einer einst dichteren Bevölkerung.

sagenden Erfolg im Wettbewerb mit den Weissen, das Erlahmen der Kraft und die geistige Versumpfung, die diesen Naturkindern am Leben zehren und ihre alten Sitten, Tracht, Lebens- und Anschauungsweise und ihre Schaffensfreude verkümmern. So schreitet rascher noch als der Rassentod das Absterben der ursprünglichen Eigenart und alten Kultur über die Inseln als eine Wirkung der europäischen Zivilisation, die oft mit dünkelhafter Überlegenheit und in völliger Unkenntnis der bestehenden Verhältnisse die vielfach recht praktischen, als gut erprobten und einen keineswegs niedrigen Bildungsgrad verratenden Einrichtungen der sogenannten Wilden zerstörte, ohne Besseres an ihre Stelle zu setzen. Die Folge war ein anarchischer Zustand, an dem der Eingeborene als schwächerer Teil allmählich zu Grunde gehen muss. Die alten Künste und Gewerbe, welche die Karolinier als eines der begabtesten Südseevölker erscheinen liessen, schwinden angesichts der vollkommeneren europäischen Waren und eisernen Werkzeuge rasch dahin oder sind bereits in Vergessenheit geraten, weil den fremden Erzeugnissen gegenüber die eigenen Arbeiten, die man mühsam mit primitiven Werkzeugen anfertigen musste, als minderwertig und wenig brauchbar erscheinen. Die einst so hoch entwickelte Schiffahrt geht rasch zurück, die ausgedehnten Seereisen haben aufgehört und erstrecken sich nicht mehr weit über das die Inseln umsäumende Aussenriff hinaus, der Bau der alten Boote, die Herstellung kunstvoller Waffen und Schnitzereien wird immer seltener, seit man diese Gegenstände viel besser und billiger von den Europäern erhalten kann. Zahlreiche Dinge des täglichen Lebens vermag man schon nicht mehr anzufertigen, weil die Einfuhr europäischer Waren und Geräte sie reichlich ersetzt und weil obendrein durch diese Erleichterung des Kampfes ums Dasein die angeborene Faulheit des Insulaners noch vermehrt wird. Wozu soll er sich anstrengen, um nach alter Sitte durch Reiben zweier Hölzer Feuer zu machen, da er jetzt die Zündhölzer um einen geringen Preis kaufen kann? Unter der Gunst des Klimas und eines leichten Lebenserwerbes ist auch der Trieb zur Arbeit leicht geschwunden. Die Befriedigung der Lebensbedürfnisse erfordert geringe Anstrengungen, und alle Wünsche werden beim Tauschhandel gegen Kopra leicht erfüllt. Nur auf den ärmeren Inseln hat das harte Ringen um das tägliche Brot den Gewerbfleiss und den nautischen Wagemut der Insulaner noch aufrecht erhalten. Allerdings haben die eingeführten fremden Erzeugnisse die Daseinsbedingungen und das ursprüngliche Volkstum hier ebenfalls aufs schwerste erschüttert.

Die grossartigste Erinnerung an die glänzendere Vergangenheit und das Gegenstück zu den Ruinenstätten der Marianen sind jene staunenswerten Cyklopenbauten aus riesigen Basaltblöcken, die haushoch und in stadtartiger Anlage in Ponape auf dem Riff von Metalanim, auch Nan Matal oder Nan Tauatsch (Platz der Wasserwege) genannt, und auf dem Inselchen Lele oder Pot Falat im Hafen von Kusaie angetroffen werden. Die Bedeutung dieser von Mangroven und Schlingpflanzen überwucherten, mehr durch ihre gewaltige Grösse als durch sorgfältige Herstellung wirkenden Trümmerreste, die als stumme Zeugen längst entschwundener, von einem einheitlichen Willen beherrschter Thatkraft früherer Geschlechter im Stillen Ozean nicht ihresgleichen haben, ist noch unsicher. Wahrscheinlich waren sie Königsgräber, Unterbauten von Häusern, Wohnstätten und Verteidigungswerke. Da einzelne Blöcke mehr als 4000 kg wiegen, so kann man sich kaum vorstellen, wie sie die Insulaner auf ihren schwachen Fahrzeugen fortzuschleppen vermochten und wie sie bei dem Mangel aller mechanischen Hilfsmittel die einzelnen Quader 5—10 m hoch übereinandertürmten. Man hat deshalb gemeint und diese Vermutung mit allerlei phantastischem Beiwerk ausgestattet, dass die Ruinen von einem ausgestorbenen Kulturvolk oder gar von spanischen Freibeutern errichtet wurden und dass sie ursprünglich auf dem Lande lagen, bis sie eine Strandverschiebung unter Wasser setzte und die ursprünglichen Strassen in Kanäle verwandelte. Da indes steinerne Hausunterbauten, wie man sie in Metalanim und Lele findet, noch heute im Karolinen-Archipel allgemein gebräuchlich sind und da die in mehreren Grabkammern entdeckten Skelettreste und Schmuckgegenstände mit denen der jetzigen Eingeborenen durchaus übereinstimmen, so sind allem Anschein nach deren Vorfahren die Schöpfer jener Bauwerke gewesen, die unter allen Umständen eine erstaunliche Leistung eines in voller Steinzeit lebenden Naturvolkes sind. Die heutigen Insulaner freilich stehen ihnen völlig teilnahmlos gegenüber und wissen bei dem Fehlen jeder Überlieferung nichts über ihre Entstehung zu berichten.

Die Ruinen von Metalanim bedecken eine Fläche von 417 qm und sind auf 50—60 rechteckigen Inselchen angelegt. Zwischen ihnen verläuft ein Netzwerk schmaler Kanäle, die jetzt grösstenteils durch Sand- und Schlammanschwemmungen zugefüllt sind, während ein fester Wellenbrecher längs der tieferen See hinzieht und die schweren Wogen abhält. Das Material zu den gewaltigen Bauten lieferten die benachbarten Steinbrüche, und man kann in einem derselben die behauenen, transportfertigen Steine noch deutlich erkennen, während andere Basaltblöcke,

die unterwegs verloren gingen, bald hier, bald dort im seichten Wasser zerstreut sind.

Die Trümmerstätte von Lele ist weniger sorgsam ausgebaut. Sie besteht ebenfalls aus einem Labyrinth von Steinwällen, die von engen Gässchen durchkreuzt werden und zahlreiche gehöftartige Innenräume umschliessen. Die mauerumsäumten Höfe waren noch zu Lütkes Zeit dicht mit Gärten und palmenüberragten Häusern erfüllt und bergen zum Teil noch heute Kokoshaine, Bananenpflanzungen und andere Kulturanlagen. Metalanim dagegen, das mikronesische Venedig, ist völlig menschenleer.

Endlich giebt es auch auf Palau umfangreiche, mühsam aufgeführte Steindämme, die bis 3 km weit ins Meer laufen, 3 m breit sind und selbst die höchste Flut überragen.

Die Religion der Karolinier ist ebenfalls in zunehmenden Verfall geraten. Sie war ein Ahnendienst, für den es besondere Priester gab, und bestand in der Anbetung der Vorfahren oder Ani, namentlich der verstorbenen Häuptlinge, die nach ihrem Hinscheiden in den Körper von Tieren oder Pflanzen übergehen sollten und unter deren Gestalt verehrt wurden. Eigentliche Götterbilder und Tempel waren nicht bekannt. Da die betreffenden Vögel, Fische, Bäume u. s. w. geschont und gepflegt wurden, so war mit dem Geisterglauben zugleich eine Art Totemismus verbunden. Jede Familie, jedes Dorf, jeder Berg, jeder Waldfleck, jedes Thal und selbst das Riff hatte einen solchen Schutzgott, und alle Krankheiten, Todesfälle, Geburten und sonstige Ereignisse wurden übernatürlichen Wesen guter und böser Art zugeschrieben. Die Toten wurden begraben, verbrannt oder ins Meer geworfen und kamen nach dem Mythus der Ponaper entweder ins untermeerische Paradies oder in die unterirdische Hölle, deren kaltes, finsteres Reich von zwei grimmigen Weibern bewacht wurde.

Seit 1852 hat auf den Karolinen die Mission Fuss gefasst und zwar zuerst die amerikanische Boston-Mission, die anfänglich auf mancherlei Schwierigkeiten stiess, dann aber rasch Anklang fand. Sie besitzt heute zwei Hauptstationen (Kusaie, Ponape), zahlreiche Nebenstationen und 7500 evangelische Bekenner (21 % der Gesamtbevölkerung) und arbeitet mit farbigen Lehrern aus der Südsee, vornehmlich mit Eingeborenen aus Hawaii und aus Ponape selbst, die unter der Aufsicht der weissen Missionare stehen. Zur protestantischen Mission gesellte sich unter spanischer Herrschaft die römisch-katholische Gegenmission der spanischen Kapuziner, die 12 Stationen mit 6 Patres und 8 Laienbrüdern

besetzt und von ihren Hauptsitzen Ponape und Yap aus die westlichen Karolinen ihrem Einfluss dienstbar gemacht hat. Beide Missionen haben mehrere Seminare und Schulen errichtet und die Kunst des Lesens und Schreibens mit ziemlichem Erfolg verbreitet. Namentlich die kulturlich verhältnismässig hochstehende Bevölkerung von Kusaie kann geläufig lesen und schreiben und spricht ein ziemlich gutes Englisch. Interessant und erfreulich ist ferner die Thatsache, dass in den von der Mission bearbeiteten Bezirken die Bevölkerung neuerdings wieder langsam zunimmt. Im übrigen sind die Insulaner über die äusseren Formen des Christentums nicht weit hinausgekommen. Der alteingewurzelte Aberglaube besteht noch fort. Auch hat sich die amerikanische Mission dadurch nicht wenig geschadet, dass sie in übertriebenem Eifer gegen die landesübliche Kleidung und selbst gegen harmlose Gebräuche, wie Einreiben des Körpers mit Gelbwurz, zu Felde zog und dass sie mit übermässiger Strenge die Durchführung der Temperenzgesetze sowie das Verbot des Tabakrauchens und der Vielweiberei zu erzwingen suchte. Misshelligkeiten mit den Kaufleuten blieben wegen der Interessengegensätze zwischen Mission und Handel ebenfalls nicht aus. Denn leicht erklärlicher Weise begünstigten die Händler den Waffen- und Branntweinverkauf, während die Mission ihm ebenso entschieden und nicht ohne Grund entgegentrat.

Die heutige Kopfzahl der Karolinier lässt sich nicht mit Sicherheit angeben. Christians neueste Schätzung ist mit 50000 Köpfen wohl eben so übertrieben, wie Meineckes Annahme von 25000 Seelen hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Wahrscheinlich überschreitet die Volksmenge nicht mehr als 35000 Seelen, von denen 3823 auf Palau, 8—9000 auf Yap, 3165 auf Ponape, 9000 — nach Hahl nur 5000, nach Vahlkampf dagegen 11200 — auf Ruk und bloss noch 400 auf Kusaie entfallen. Eine viel dichtere Besiedelung als die Hochinseln haben, wie überall in der Südsee, wegen ihres grösseren Küstenumfangs die Flachinseln, soweit sie überhaupt bewohnbar sind (vgl. S. 37). Die drei kleinen Mortlock-Atolle z. B. erreichen mit 3300 Seelen auf 13 km² Fläche sogar die Dichteziffer des Königreichs Sachsen.

---

4. Die Samoa-Inseln.

Inmitten der inselerfüllten Wasserwüste des Stillen Ozeans, zwischen 13 und 14° S. und 168—173° W., erhebt sich nördlich der Tongagruppe der Archipel der Samoa-Inseln auf einem OSO—WNW gerichteten Bogen, der mit 500 km Länge der Entfernung zwischen Breslau und Hannover entspricht. Die Inselflur blieb bis ins 18. Jahrhundert hinein unbekannt. Erst 1722 wurde sie von dem holländischen Seefahrer Roggeveen gesehen und 46 Jahre später von dem französischen Weltumsegler Bougainville, dessen Namen noch heute eine der deutschen Salomonen-Inseln trägt, 1768 wiederentdeckt. Weil sein Fahrzeug hier den Kurs mehrerer anderer Schiffe kreuzte, nicht wegen der Seetüchtigkeit der Eingeborenen, nannte er die Inselgruppe die Navigator- oder Schifferinseln: eine Bezeichnung, die heute fast völlig in Vergessenheit geraten ist. Dagegen hat der einheimische Name Samoa, herrührend von dem sagenhaften Gott Moa, der die ersten Einwanderer auf den Archipel gebracht haben soll, oder von dem in der neuseeländischen Volkssage eine Rolle spielenden Riesenvogel Moa — die Samoa-Inseln sind wahrscheinlich von Neuseeland aus bevölkert worden — sich allgemeine Geltung verschafft. Samoa wurde von späteren Reisenden wiederholt besucht. Als aber, höchstwahrscheinlich nicht ohne Verschulden der Fremden, der französische Admiral Lapérouse bei einem Zusammenstoss mit den Eingeborenen 13 Offiziere und Matrosen verlor[1]), gelangten die Samoaner lange Zeit hindurch in den unverdienten Ruf blutgieriger Wilder, so dass erst seit dem Jahre 1830 die eigentliche Erforschung des Archipels einsetzte. Sie wurde eingeleitet durch die Mission, insbesondere durch die Londoner Mission und die Wesleyanisch-Methodistische Missionsgesellschaft, worauf das um die wirtschaftliche und wissenschaftliche Erschliessung der Südsee hochverdiente Handelshaus Godeffroy die Forschungsarbeiten fortsetzte. Auch neuerdings ist die Inselflur Gegenstand eingehender Untersuchungen, vornehmlich auf wirtschaftsgeographischem Gebiet, geworden.

[1]) Ein Denkmal in der seitdem so genannten Massacre-Bai auf Tutuila erinnert auf dem Grabe der gefallenen Franzosen an diesen ersten Kampf zwischen Samoanern und Weissen.

An Flächeninhalt, der mit 2787 km² etwa demjenigen von Mecklenburg-Strelitz entspricht, ist Samoa nach dem Hawaii-Archipel die umfangreichste polynesische Inselgruppe. Auf den deutschen Anteil entfallen 2572 km² mit 32 815 Einwohnern, der Rest gehört den Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Die Inselflur, die wegen der landschaftlichen Schönheiten ihrer wechselvollen Bodenplastik, wegen ihrer Wälderpracht, ihres Wasserreichtums und ihres milden gesunden Klimas einen seltenen Reiz von Lieblichkeit erhält und mit vollem Recht als Perle der Südsee gefeiert worden ist, besteht aus vier grösseren Inseln, deren Fläche von West nach Ost abnimmt. Zwei derselben, Upolu und Sawaii, sind deutscher, die beiden andern, Tutuila und Manua (Tau), amerikanischer Besitz. Zu diesen bergigen Hauptinseln gesellt sich eine Anzahl kleinerer Eilande, die ebenfalls vulkanische Hochinseln sind. Bloss das einsame, flache Inselchen Rosa[1]) ist ein echtes Atoll, das bis auf zwei an Kokospalmen reiche Riffinseln zur Flutzeit ganz unter Wasser gesetzt wird und eine fischreiche Lagune umschliesst. Sonst sind Korallenbauten selten und unbedeutend. Barrièreriffe fehlen ganz, auch Küstenriffe umsäumen die einzelnen Inseln nur in beschränktem Masse und werden auf weite Strecken von breiten Passagen unterbrochen.

Die Samoa-Inseln stellen eine zusammenhängende Reihe von Kratergruppen dar, die in 2—3000 m Meerestiefe auf einem gemeinsamen submarinen Rücken ruhen und als die höchsten Gipfel eines unterseeischen Gebirges erscheinen. Da diese Gipfel bis zu 1646 m, d. h. über Schneekoppenhöhe ansteigen und der unmittelbar benachbarte Ozean bis zu 5000 m Tiefe absinkt, so würde sich nach dessen Verschwinden hier ein malerisches Gebirge erheben, das mit 7000 m Höhe und steilem, zackigem Relief den gewaltigsten Hochgebirgen der Erde gleichkäme.

Die Gesteinsschichten, aus denen der Sockel dieses Gebirges besteht, sind unter einer mächtigen Hülle tertiärer Basalte und Trachyte samt den zugehörigen Tuffen und Laven begraben, die an einer der Längsrichtung der Inselflur folgenden, also OSO—WNW ziehenden Bruchspalte emporquollen und das Grundgerüst bildeten, auf dem nach und nach die zahlreichen Kraterberge als jungvulkanische Bildungen auf-

---

[1]) Das Atoll wurde von Freycinet nach seiner an Bord befindlichen Gemahlin Rosa benannt. Doch hatte, was ihm unbekannt geblieben war, Roggeveen die Insel schon viel früher entdeckt und T'Vuile getauft.

gebaut wurden. Die vulkanische Thätigkeit hielt bis in die jüngste Zeit hinein an und ist allem Anschein nach schrittweise von Ost nach West erloschen. Denn je weiter man in dieser Richtung wandert, um so besser sind die Krater erhalten; nach Osten hin sind sie in immer stärkerem Masse der Verwitterung und Meeresbrandung zum Opfer gefallen. In Manua und Tutuila sind die meisten der ehemaligen Feuerberge kaum noch erkennbar, da sie die Erosion in ein wildes Gewirr von Zacken und Graten aufgelöst hat. Aber noch 1866 fand zwischen den Inseln der östlichsten Gruppe eine unterseeische Vulkaneruption statt, indem östlich von Olosenga ein dichter Aschenregen mehrere hundert Meter hoch aus dem Meere aufstieg, der einige Wochen lang andauerte und viele Fische tötete. Die Ostseite von Upolu ist ebenfalls nichts anderes als ein bis zur Unkenntlichkeit zerstörtes Trümmerwerk alter Krater. In der Mitte der Insel dagegen sind sie als runde, mit Urwald ausgekleidete Kessel noch wohl erkennbar, und der westliche Eckpfeiler Tofua (980 m) ist ein isolierter Vulkankegel von typischer Regelmässigkeit mit einem riesigen Kraterkessel. Auch die Zersetzung des basaltischen Untergrundes nimmt von Ost nach West sichtlich ab. Weite Strecken sind mit wirr übereinandergetürmten weitporigen, scharfrandigen Lavablöcken, wahren Steinfeldern, übersät, die durch Auswitterung der zwischen die Lavaströme eingeschalteten Tuffe und Aschen herausgearbeitet wurden und trotz ihrer steinigen Natur wegen der ergiebigen, fruchtbaren Verwitterungshülle sich trefflich zum Anbau eignen. Vor allem ist Sawaii mit ausgedehnten Blockfeldern dieser Art bedeckt, und die schwarzen Lavaergüsse sind dort stellenweise noch so frisch, dass sich an Stelle des von ihnen zerstörten Waldes eben erst schüchtern ein neues Pflanzenkleid zu bilden beginnt. Die Eingeborenen nennen diese kahlen Lavaflächen merkwürdigerweise O le Mu, d. h. das Glühende oder Verbrannte, so dass ihre Vorfahren den feurigflüssigen Lavastrom noch gesehen haben mögen. Vielleicht fielen die Ausbrüche in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts. Seitdem hielt man die Vulkane Sawaiis für erloschen, und das üppige Pflanzenkleid trug ebenfalls dazu bei, die wahre Natur jener Feuerberge zu verschleiern, als sie Ende Oktober 1902 plötzlich und unerwartet wieder zu arbeiten begannen. Im Innern der Insel bildeten sich mehrere Krater, die Rauch und Flammen ausstiessen, und deren ausgeworfene Aschenmassen die Umgebung 5 cm hoch bedeckten. Doch sind Verluste an Leben und Eigentum nicht zu beklagen gewesen. Beredte Zeugen der immer noch nicht erloschenen unterirdischen Gewalten sind endlich häufige, wenngleich nicht starke

Erdbeben von kurzer Dauer, die meist in ost-westlicher Richtung verlaufen.

Die Entwickelung der Korallenbauten, die stets erst geraume Zeit nach der Beruhigung eines vulkanischen Gebietes Fuss fassen können, ist ein neuer Beweis dafür, dass der Vulkanismus von Ost nach West erloschen ist. Sawaii besitzt als jugendlichstes Vulkangebiet Samoas erst Ansätze zur Korallenbildung, die Riffausstattung der folgenden Inseln wird ostwärts immer reicher, und Rosa endlich ist ein unverkennbares Korallenatoll.

Die Küsten, die für Siedelung und Bewirtschaftung an erster Stelle in Betracht kommen, sind felsig und fallen meist steil und hoch ins Meer, weshalb sie arm an guten Häfen sind: ein Nachteil, der sich besonders auf Sawaii unangenehm fühlbar macht. Selbst kleine Segelschiffe und leichte Ruderboote vermögen nicht immer genügenden Schutz zu finden. Überall dort, wo die Küste nicht schroff und tief ins Meer stürzt, wird sie von Korallenriffen umsäumt, weil die riffbauenden Korallen nur bis zu einer gewissen Meerestiefe lebensfähig sind und deshalb den Steilküsten fehlen. Hier tobt eine starke Brandung und übt einen grossartigen Zerstörungsprozess aus, während sie sich im andern Falle an dem weit vorgeschobenen Aussenriff bricht. Dadurch wird zwar die Flachküste geschützt, aber die Annäherung sehr erschwert, weil die immer weiter wachsenden Korallenstöcke schliesslich den ganzen Raum zwischen Küste und Riffgürtel bis zum Niederwasserstand ausfüllen, so dass der Schiffsverkehr bloss zu gewissen Stunden möglich ist. Spuren säkularer Strandverschiebungen, Hebungen sowohl wie Senkungen, die man hier und dort erkannt zu haben glaubte, scheinen auf Grund genauerer Untersuchungen nicht vorhanden zu sein.

In mehreren Stufen, über die zahlreiche Bäche in malerischen Wasserfällen herabstürzen, steigt das Gebirge rasch an und zeigt trotz der dichten Waldbedeckung schroffe Böschungen und ausdrucksvolle Umrisse. Doch giebt es auch, namentlich auf Upolu, ausgedehnte Ebenen. Sie sind wie der Küstensaum der Sitz eines ausgiebigen Plantagenbaues und einer dichten Bevölkerung im Gegensatz zum menschenleeren Urwald des Innern, weil hier wie auf den Karolinen und auf allen Südseeinseln die Hauptdaseinsbedingungen, Kokospalme und Fischfang, die Eingeborenen an die Küsten weisen.

Die westlichste und grösste Insel, das rhombisch gestaltete Sawaii, besitzt bei 85 km Länge und bis 50 km Breite 1691 km² Flächeninhalt und wird ganz von zwei vulkanischen Bergketten nebst einer Anzahl

vulkanischer Einzelkegel erfüllt, die wild und zerklüftet und wegen ihrer Unzugänglichkeit den Eingeborenen kaum bekannt sind. Als höchste Erhebungen des gesamten Archipels steigen sie bis zu 1646 m an. Die südliche Kraterreihe fällt schroff und unvermittelt zum nahen Meer ab, so dass die steil abbrechende Südküste felsig und hafenarm ist und den Verkehr der Eingeborenen untereinander fast ausschliesslich auf das Meer beschränkt. Die nördliche Gebirgsmasse dagegen erscheint als ein grosser einheitlicher Vulkandom, der allerwärts mit parasitischen Kegeln wie mit Warzen besetzt ist und sich langsamer zur Küste abdacht, so dass hier und an der Ostseite breite Thäler und sanft geneigte Ebenen vorkommen. Leider sind viele von ihnen wasserarm, weil der noch wenig zersetzte lockere, trümmerhafte Lavaboden die reichlich fallenden Niederschläge rasch aufschluckt und sie in unterirdischen Schlackengängen spurlos verschwinden lässt. Sawaii, insbesondere seine jugendliche Westhälfte, gleicht deshalb einem ungeheuren Sieb und ist weniger fruchtbar, minder stark bebaut und dünner besiedelt als Upolu, das, obwohl ungleich kleiner, bezüglich seiner landwirtschaftlichen Benutzbarkeit weitaus den ersten Platz einnimmt. Auch die Hafenverhältnisse Sawaiis sind wegen der vorherrschenden Steilküsten im allgemeinen nicht günstig. Kleinere Fahrzeuge vermögen zwar vielerorts zu landen, für grössere aber bieten nur die Matautu-Bucht und die zukunftsvolle Asau-Bai an der Nordküste einige Sicherheit.

Zwischen Sawaii und Upolu liegen innerhalb einer 11 km breiten Meeresstrasse die kleinen Nachbareilande Apolima und Manono, die zusammen 13 km^2 Fläche einnehmen. Apolima, die „hohle Hand", ist ein erloschener Krater, der mit senkrechten Wänden 144 m hoch aus dem Ozean emporragt und nur an der eingestürzten Ostseite eine schmale, bei Niederwasser und hohem Seegang unpassierbare Einfahrt besitzt. Sie führt in ein tiefes, geschütztes Wasserbecken, in dessen Mitte ein zuckerhutartiger Ausbruchskegel aufsteigt. Das schwer zugängliche Inselchen war für die Samoaner eine uneinnehmbare Felsenfestung im Meer und bildete mit dem niedrigeren, wohlbebauten Manono, der heiligen Stätte zahlreicher samoanischer Häuptlingsgräber, das Herz des Archipels. Die Bewohner beider Inseln galten als die edelsten und vornehmsten Geschlechter des samoanischen Adels und übten über die umliegenden Inseln eine besondere Macht aus, bis sie in den 50er Jahren ihre einflussreiche Stellung verloren. Nationalstolz und Standesbewusstsein sind aber bei ihnen noch so stark entwickelt, dass bisher kein Weisser sich unter ihnen festgesetzt hat.

Die wichtigste und fruchtbarste, am stärksten bebaute und am dichtesten besiedelte unter den grossen Inseln Samoas ist Upolu, der Hauptsitz des Plantagenbaues und der europäischen Kolonisation. Bei 70 km Länge, 5—26 km Breite und 220 km Küstenumfang ist Upolu die zweitgrösste Insel des Archipels und kommt mit 868 km^2 Flächeninhalt etwa der Insel Rügen gleich. Die nach beiden Enden sich verschmälernde Insel wiederholt in mancher Beziehung den Charakter Sawaiis. Den Westen nimmt eine mit Lavablöcken und dicht bewaldeten Lavaströmen erfüllte Ebene ein, die vom mächtigen Kraterring des isolierten Tofua überragt wird und, soweit sie nicht wasserarm ist, wegen ihrer Fruchtbarkeit den wirtschaftlichen Mittelpunkt nicht nur Upolus, sondern der gesamten Inselflur darstellt. An sie schliesst sich ostwärts ein zwar bloss mässig hohes (980 m), aber schroffes, kühn gestaltetes Gebirge, das die reizvolle Insel in der Längsrichtung durchzieht und nach Süden steiler als nach Norden abfällt, so dass auch hier die Südseite als eine schroffe, hohe Felsküste erscheint. Das Gebirge ist aus mehreren Reihen dicht bewaldeter Vulkane zusammengewachsen, deren gewaltige basaltische Lavaergüsse die ganze Insel aufgebaut haben und bei genügend vorgeschrittener Verwitterung den Pflanzen einen ausgezeichneten Nährboden darbieten. Einer dieser erloschenen Vulkankegel, der Lanuto'o, südlich von Apia, birgt in seinem ausgebrannten Krater einen tiefgrünen See von 700 m Durchmesser, dessen wunderbar schöne Waldumgebung sich seit Errichtung einer einfachen Erholungsstation durch das Kaiserliche Gouvernement eines lebhaften Besuches erfreut, während die abergläubischen Samoaner das in stiller, erhabener Bergeinsamkeit versteckte Meerauge ängstlich meiden. Die Vulkanreihe teilt sich von der Mitte der Insel ab nach Westen in zwei Hauptarme, zwischen denen sich ein Hochplateau erstreckt, und lösen sich schliesslich im Osten zu einem regellosen Gewirr von Kegeln, Kämmen und Einsenkungen auf.

Upolu ist überreich bewässert und wird von vielen Gebirgsflüssen durchzogen, die in steilwandigen, tiefen Tobeln dahinrauschen und selbst in den trockenen Monaten nicht versiegen. Zur Regenzeit schwellen sie oft zu undurchschreitbaren Wildbächen an. In malerischen Wasserstürzen, die vom Meer aus wie glänzende Silberfäden erscheinen, müssen sie die unvermittelten Höhenunterschiede überwinden, die stellenweise so beträchtlich sind, dass einer jener Wasserfälle nicht weniger als 235 m Fallhöhe besitzt. Andererseits wieder ist in den westlichen Ebenen der vulkanische Boden so durchlässig und unterhöhlt, dass ganze

Bäche in ihm verschwinden und erst am Meeresufer als starke Quellen neu zum Vorschein kommen.

Das Gestade Upolus ist teils eine riffreie Steilküste, teils eine von passagenreichen Korallenriffen begleitete Flachküste, an die sich ausgedehnte Ebenen anschliessen. Die Küsten sind viel mehr als diejenigen Sawaiis mit brauchbaren, auch für grössere Schiffe benutzbaren Ankerbuchten ausgestattet. Selbst das hafenärmere Südufer hat in dem geschützten Falealili-Hafen, in der Safatu-Bucht und in der Le Fanga-Bai gute Zugänge. Eine weit grössere Auswahl bietet die reicher gegliederte Nordküste. Erwähnenswert ist die tief ins Land eindringende Fangaloa-Bai, die zur Zeit wegen mangelnden Schutzes zwar bedeutungslos ist, aber durch Kunstbauten in einen leidlichen Hafen umgewandelt werden kann. Zu nennen ist ferner die alte deutsche Kohlenstation Saluafata, deren 2 km² einnehmende Wasserfläche leider auf weite Strecken von Riffen durchsetzt ist, die tiefgehenden Fahrzeugen nur einen beschränkten Ankergrund gewähren. Doch ist die malerische Bucht den schweren Südsommerstürmen nicht ausgesetzt und dient zu dieser Zeit den deutschen Stationsschiffen zum Aufenthalt. Denn das 17 km westlicher gelegene Apia ist zwar der Mittelpunkt des samoanischen Handels, hat jedoch leider keine besonders günstige Reede, die, räumlich beengt, nur einer geringen Zahl von Schiffen Aufnahme gewährt und bloss vor dem im Winter wehenden Südostpassat Sicherheit bietet, während sie infolge ihrer nach Norden offenen Lage gegen die im Südsommer häufigen Nordstürme nicht geschützt ist. Obendrein entsendet ein breiter, vielzackiger Riffgürtel, den eine starke Brandung umbraust, gefährliche Ausläufer und Klippen ins Hafenbecken hinein, die teils über, teils unter dem Wasserspiegel liegen, die Einfahrt erschweren und bei plötzlich hereinbrechenden Orkanen schon manchem Schiff den Untergang gebracht haben. Als trauriges Denkmal des furchtbaren Unglücks von 1889 (vergl. S. 12) liegt auf dem Korallenriff noch heute das Wrack des deutschen Kanonenbootes „Adler".

Die weit geöffnete Bucht, die eine Reihe kleiner Bergbäche aufnimmt und im Hintergrunde von waldigen Gebirgsketten umrahmt wird, umsäumen halbkreisförmig die zwischen Gärten versteckten und von schlanken Palmen überragten Häuser der Kolonisten und Eingeborenen. Sie reihen sich zu einer 6 km langen Strasse aneinander, die in ihrer Gesamtheit das schmucke Städtchen Apia, den Sitz des deutschen Gouverneurs, bilden. Die anmutig gelegene Niederlassung, unter deren

1300 Einwohnern sich 375 Fremde und 129 Mischlinge befinden, besteht in der Hauptsache aus sieben Ortschaften. In der Mitte liegt das eigentliche Apia mit Kirchen, Schulen[1]), Niederlagen, Läden, Missions- und Verwaltungsgebäuden, Gasthäusern, Postamt und vielen Trinkstuben. Östlich schliesst sich daran auf breiter Halbinsel das überwiegend englisch-amerikanische Matautu. Westwärts folgen nacheinander Mulivai, Matafele, Savalalo und Songi, wo viele Geschäftsleute, Handwerker und kleine Beamte, zum weitaus grössten Teil Deutsche, sich inmitten schattiger Gärten luftige, villenartige Landsitze erbaut haben. Songi und Savalalo werden fast ganz von den stattlichen Faktoreien, Schuppen, Warenlagern und Wohngebäuden der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee zusammengesetzt. Den Beschluss bildet auf schmaler, weit ins Meer vorspringender Landzunge das Eingeborenendorf Mulinuu, der alte samoanische Königssitz und als solcher der Schauplatz vieler blutiger Kämpfe. Hier haben der Gouverneur und der offiziell anerkannte Oberhäuptling Mataafa ihre Residenz aufgeschlagen.

Die Upolu östlich vorgelagerten Eilande Fanuatapu, Nuutele und Nuulua sind schwer zugängliche Felsklippen, vielleicht Reste eines mächtigen alten Kraters.

Die dritte grosse Insel, Tutuila (134 km^2), die wildeste aller Samoa-Inseln, ist ebenfalls aus der Zusammenhäufung alter Kraterberge entstanden, die längst erloschen und grösstenteils der Abtragung zum Opfer gefallen sind. Ihre Reste scharen sich zu einem dicht bewaldeten Gebirge zusammen, das zwar nur 750 m hoch ist, aber schroff und mauerartig die ganze Insel erfüllt. Zeitweilig öffnen sich zwischen den Felswänden wohlversteckte, geschützte Buchten, die nichts anderes als alte Kraterbecken sind und die vielfach zerschnittene Steilküste in mannigfachster Weise gliedern. Einer dieser Einschnitte, der allseitig von steilen Bergflanken umkränzte Hafen Pango-Pango, dringt von der Südküste aus so tief in den Inselkörper ein, dass er ihn fast in zwei Hälften zerschneidet. Er macht Tutuila strategisch zum Schlüssel ganz Samoas, da er jederzeit leicht anzulaufen ist und da die geräumige, gegen allen Seegang geschützte Wasserfläche nur durch einen

[1]) Besondere Erwähnung verdient die deutsche Schule in Apia (Matafele), die 1888 dank den Bemühungen des Deutschen Schulvereins gegründet und mit dessen Unterstützung, sowie mit einer Beihilfe der Deutschen Regierung und der Deutschen Kolonialgesellschaft erfolgreich weitergeführt worden ist Sie wird in vier Klassen von 70 Kindern, darunter 50 deutschen, besucht und ist mit einem von einer Samoanerin geleiteten Kindergarten verbunden.

schmalen, leicht zu verteidigenden Eingang mit dem offenen Meere in Verbindung steht. Wird man Apia selbst mit erheblichem Kostenaufwand nie zu einem brauchbaren Ankerplatz umgestalten können, so ist Pango-Pango, obwohl nicht frei von Schattenseiten, als Hafen ganz vortrefflich. Die Amerikaner haben das wohl erkannt und arbeiten unablässig daran, die alte Kohlenstation, die sie sich schon 1878 von den Samoanern hatten abtreten lassen, in ein festes Bollwerk zu verwandeln.

Die östlichen Hochinseln des Archipels fasst man unter dem Namen der Manuagruppe zusammen. Die grösste der drei, insgesamt 80 km² einnehmenden Inseln, Manua oder Tau, ist nichts anderes als eine wohlbebaute und wohlbewässerte Vulkankuppe von 800 m Höhe, die jäh und hafenlos ins Meer stürzt und von Korallenriffen umwallt wird. Westlich von ihr liegen, durch schmale Meeresstrassen voneinander getrennt, das doppelgipfelige Ofu und der schroff abfallende alte Vulkan Olosenga (900 m).

Gleich den Karolinen und Marshall-Inseln besitzt Samoa wegen seiner äquatornahen Lage und der entschiedenen Beeinflussung durch die Wassermassen des Stillen Ozeans ein sehr gleichmässiges, heissfeuchtes, tropisches Seeklima, dessen mittlere Jahrestemperatur in Apia 25,8° C beträgt und dessen Schwankungen so gering sind, dass die Monatsmittel sich nur zwischen 26,7 (Dezember) und 24° C (Juli), die absoluten Temperaturunterschiede zwischen 32 und 15° C bewegen. Die Wärme des Meerwassers ist mit 27—30° C noch erheblich beständiger und zeigt tagelang keine merklichen Abweichungen. Infolgedessen herrscht auf der Inselflur ein ewiger Sommer ohne scharfe Trennung der Jahreszeiten. Doch mildern örtliche Winde, tagsüber die Seewinde, nachts eine aus den Bergen kommende Landbrise, die Hitze, so dass selbst die höchsten Wärmegrade nicht als drückend empfunden werden. Nur bei Windstille herrscht eine unangenehme Hitze.

Das Jahr gliedert sich in eine regenreichere und niederschlagsärmere Zeit. Erstere fällt in die Monate Dezember bis April, d. h. in den Südsommer, und ist zugleich die heisseste Zeit des Jahres, die Periode meteorologischer Schwankungen und unbeständigen, unberechenbaren Wetters. Während ihrer Dauer herrschen wechselnde Winde vor, von denen die aus dem westlichen Quadranten kommenden gewöhnlich Niederschläge bringen. Entsprechend dem Charakter aller tropischen Regenzeiten gehen sie ganz plötzlich in Form kurzer böiger Regenschauer mit wolkenbruchartigen Güssen nieder, die, mit heiterem Sonnenschein abwechselnd, unaufhörlich einander jagen. Tage oder gar Wochen hindurch anhaltende Landregen

sind selten. Dann dringt freilich die Feuchtigkeit in alle Räume ein, Rost und Schimmelpilze überziehen jeden Gegenstand, und nichts bleibt trocken. Diese Zeit wirkt erschlaffend, wenngleich nicht ungesund, und auch den sonst durchaus nicht wasserscheuen Eingeborenen ist wie den Karoliniern (vgl. S. 41) der kühle Regen ebenso unangenehm wie die kalte Luft, weil ihr dem ewig gleichen Klima angepasster Körper bei stärkerer Temperaturabnahme nicht mehr recht im stande ist, selbstthätige Erwärmung zu leisten. Ein Regenschirm gehört deshalb für die Samoaner zu den geschätztesten Errungenschaften der Zivilisation.

Viel angenehmer und gesünder ist die regenärmere Zeit, die vom Mai bis zum November dauert, also im Südwinter stattfindet. Sie ist die Zeit des sehr regelmässig wehenden Südostpassates, der klare, kühle Luft und Trockenheit bringt. Doch ist er keineswegs arm an Feuchtigkeit, denn er verursacht starken Taufall und hat häufige Platzregen im Gefolge, die vornehmlich der südlichen Abdachung der Inseln zu gute kommen, weil die mit Wasserdampf gesättigten Wolken vom Gebirge aufgefangen werden. Somit sind die Niederschläge über das ganze Jahr verteilt, wenn auch der Südsommer die Zeit der grössten Regenhäufigkeit ist. Die Regenmenge erreicht in Apia den hohen Jahresbetrag von rund 3500 mm [1]), der das Sechsfache der in Deutschland fallenden Niederschläge ausmacht und sich im Jahresdurchschnitt auf 196,3 Regentage verteilt. Für das bergige Innere wird man, ohne zu hoch zu greifen, wohl das Doppelte dieses Betrages annehmen können. Da die fast ständig die Berggipfel einhüllenden Wolken den Flüssen immer neue Nahrung zuführen, so sind die Inseln überreich an rauschenden Wasseradern, die einen belebenden Zug der samoanischen Landschaft bilden und nicht wenig zur Fruchtbarkeit des Bodens beitragen. Stellenweise verschwindet allerdings das Wasser im porösen Untergrund und läuft in unterirdischen Flussbetten durch verborgene Höhlengänge, um erst am Meeresstrande oder in einiger Entfernung von ihm als starke Quelle wieder zu Tage zu treten. Um diesem Übelstande abzuhelfen, ist daher die Untersuchung der Quell- und Grundwasserverhältnisse eine praktisch und wissenschaftlich gleich wichtige Aufgabe.

Gewitter hat man selten, Wetterleuchten häufiger und zu allen Jahreszeiten beobachtet.

Im Sommer, vornehmlich gegen den Ausgang des Herbstäquinok-

[1]) In manchen Jahren überschreitet die Regenhöhe 4000 mm, in anderen wieder ist sie erheblich geringer (2500 mm).

tiums (Januar bis April mit einem Häufigkeitsmaximum im März), stellen sich verheerende Orkane ein, die meist von wochenlangen, regenreichen Weststürmen eingeleitet werden. Sie fügen nicht bloss der Schiffahrt schweren Schaden zu — die trauervolle Katastrophe, die 1889 den wenig geschützten Hafen von Apia heimsuchte, ist noch unvergessen —, sondern bedrohen auch die Pflanzungen, weil sie die Fruchtbäume umwehen oder ihrer Blätter berauben, und weil die Palmen zur Erholung und Wiederbelaubung geraume Zeit brauchen. Glücklicherweise kehren die furchtbaren Stürme nur in längeren Pausen wieder und suchen das schon mehr ausserhalb ihrer Wanderbahnen gelegene Samoa viel seltener heim als die benachbarten Inselgruppen.

Die Gesundheitsverhältnisse Samoas sind als überaus günstig zu bezeichnen, da gefährliche Seuchen und Tropenkrankheiten kaum bekannt sind (vgl. Karolinen S. 41). Häufiger ist die Elephantiasis, die eine Anschwellung der Gliedmassen nach sich zieht, aber bei einiger Vorsicht leicht zu vermeiden ist. Wahrscheinlich ist sie eine Folge der Bodenausdünstung, da die Samoaner auf ebener Erde schlafen und da die wenigen zum Lager dienenden Matten die starke nächtliche Ausdünstung des Untergrundes nicht abzuhalten vermögen. Das kurz vor oder nach der Regenzeit sich einstellende Samoafieber verläuft meist leicht und gutartig und ist für die Eingeborenen fast gefährlicher als für Fremde. Die Schwindsucht ist unter den Samoanern nicht selten und wird durch das feuchtwarme Klima begünstigt. Hautkrankheiten sind, wie bei allen Südseevölkern, nichts Ungewöhnliches. Im übrigen vereinigt jedoch die paradiesische Inselflur mit den Vorzügen landschaftlicher Schönheiten und beispielloser Fruchtbarkeit den Vorzug eines für Europäer durchaus zuträglichen Klimas, so dass sie — ein seltener Ausnahmefall unter den Tropen — bei entsprechender Lebensweise ständig in Samoa leben und ohne Schädigung ihrer Gesundheit schwere Arbeiten im Freien verrichten können.

Das warme, gleichmässige Klima, der Überfluss an fallendem und strömendem Wasser und die unerschöpfliche Fruchtbarkeit des tiefgründigen Verwitterungsbodens, der bis 3 m mächtig wird, reich an Stickstoff und Phosphorsäure ist und durch die fortschreitende Zersetzung des freiliegenden Gesteins immer neue Nährstoffe erhält, erzeugen eine echt tropische Vegetation von strotzender Üppigkeit. Grossartig und lieblich zugleich, beginnt sie unmittelbar am Meer, überzieht jeden Stein, erfüllt jeden Riss und überkleidet Niederungen wie Berge mit einer dichten grünen Hülle. Die Triebkraft der Pflanzen ist wegen der gün-

stigen Daseinsbedingungen so erstaunlich, dass schon nach wenigen Monaten ganze Bäume entstehen. Ferner zeigen viele Gewächse wegen der klimatisch wenig verschiedenen Zeitabschnitte und der steten Regenzufuhr eine ununterbrochene Entwicklungsperiode, so dass sie in ihrer Blüten- und Fruchtbildung an keine bestimmte Jahreszeit gebunden sind. In dieser Thatsache besteht allerdings die Schwierigkeit, Gewächse, die wie unsere mitteleuropäischen Pflanzen an den Wechsel der Jahreszeiten und damit an eine Ruheperiode gewöhnt sind, in Samoa einzubürgern und mit Erfolg zu kultivieren. Sonst hat indes die Plantagenwirtschaft die zukunftsvollsten Aussichten. Nur auf den trockenen Aschen-, Tuff- und Schlackenlagern und auf den schwer zersetzbaren jugendlichen Lavaströmen fand die pflanzliche Besiedelung keinen günstigen Boden und ist in diesen für Kulturen völlig ungeeigneten Landstrichen so langsam fortgeschritten, dass sich hier erst eine steppenhafte Flora mit anspruchslosen Sträuchern, Kräutern, Farnen und Gräsern eingenistet hat, um mit den eigenen Verwesungsresten für eine höhere Vegetation den Grund zu schaffen.

Dringt man ins Innere der Inseln vor, so hat man zunächst den Küstenbusch zu überwinden, ein fest verflochtenes Strauchgewirr immergrüner Rubiaceen, Myrtaceen und Urticaceen, das von Kokospalmen mit ihren hellgrünen Fiederkronen, von Pandangarten mit meterlangen, bandähnlichen, scharf gezähnten Blättern, von Brotfruchtbäumen, Mangos, Hibiscusarten, stattlichen Barringtonien und riesigen Banianenfeigen, den „Elefanten des Pflanzenreiches", überragt wird. Ein Heer von Schlingpflanzen verwandelt den Küstenbusch in ein undurchdringliches Dickicht. Trotzdem ist er erst eine sekundäre Bildung. Denn die mächtigen Bäume, die ihn beschatten, sind die Reste und Wahrzeichen der ursprünglich vorhanden gewesenen Waldbedeckung.

Weiter landeinwärts folgt das küstennahe Kulturland der Eingeborenen. Kokospalmen und Brotfruchtbäume bestimmen sein landschaftliches Bild; aber auch andere Nahrungsgewächse wie Mangos, Zitronen, Apfelsinen, Bananen, Taro, Yams und Zuckerrohr, gedeihen ohne sonderliche Pflege vortrefflich. Zum Papiermaulbeerbaum (Broussonetia papyrifera), aus dessen Rinde die Samoaner den feinen, weichen Tapastoff bereiten, gesellen sich geschätzte einheimische Obstbäume. Auf den europäischen Pflanzungen werden Kokospalmen, Kakao, Thee, Tabak, Vanille und Zuckerrohr angebaut.

Allmählich wird der Wald dichter und höher und nimmt immer mehr den Charakter des schwer passierbaren, menschenleeren Urwaldes

an, der die schroffen Umrissformen der Inselflur ausgleichend verhüllt. Schlingende, kletternde und windende Schmarotzergewächse, Orchideen, Flechten und über 100 Moosarten, Strauchwerk, niedrigere Bäume und baumartige Farne — die Farne sind hier und auf den Karolinen die hauptsächlichste Pflanzenfamilie und kommen in mehr als 150 Arten vor — verbergen die hohen Stämme der riesigen Bäume, deren meist kleine Blätter wenigstens einen Teil des belebenden Sonnenlichtes auf den feuchten Modergrund gelangen lassen. Stellenweise ist am Boden ein Teppich abgefallener Blüten angehäuft, die den unsichtbaren Baumwipfeln entstammen und meist gelb oder weiss gefärbt sind. Doch verbreiten nur wenige von ihnen einen süssen, weithin wahrnehmbaren Geruch oder zeichnen sich durch schöne Gestalt aus; die überwiegende Mehrzahl ist klein und geruchlos. Natürlich ist der Urwald auch reich an Nutz- und Farbhölzern verschiedenster Art, da mehr als 20 Baumarten festes, widerstandsfähiges Holz für Tischlerei, Drechslerei, Schnitzerei oder für technische Zwecke liefern. Doch ist die Wegschaffung der Stämme mit übergrossen Schwierigkeiten verknüpft, weil vorläufig noch alle Mittel und Wege zur gewinnbringenden Ausbeutung der Waldschätze fehlen.

Endemisch oder der Inselflur eigen ist bloss eine verhältnismässig geringe Anzahl von Pflanzen. Auch zum Australkontinent und zur Melanesischen Inselwelt bestehen sehr geringe Beziehungen. Dagegen hat die Flora Samoas einen ausgesprochen indischen Charakter und zeigt eine unverkennbare Abhängigkeit namentlich von der javanischen Flora. Im allgemeinen stimmt sie mit derjenigen des benachbarten Tonga-Archipels überein und ist weder besonders reichhaltig noch charakteristisch.

Viel ärmer als die Pflanzenwelt ist wie auf allen polynesischen Inseln die Tierwelt Samoas, die ebenfalls mit der tonganischen Fauna übereinstimmt. Ganz spärlich sind die Landsäugetiere vertreten. Neben einem fliegenden Hund von Rattengrösse und zwei Fledermäusen, die zu Tausenden in den vielen Lavahöhlen und Schlackengängen leben, finden sich nur Schweine, Ratten, Mäuse und Hunde, die erst im achtzehnten Jahrhundert von Walfischfängern eingeführt wurden. Insbesondere die Ratten sind zu einer wahren Landplage und die verderblichsten Feinde der Hühnerställe und der einheimischen Vogelwelt geworden. Ausser dem Huhn, das zum Teil verwilderte und sich ins Dickicht zurückzog, ist das Schwein, das L a p é r o u s e bei seinem Besuch bereits vorfand, das einzige Haustier der Samoaner, und da sie kein anderes grösseres Tier

kannten, so wandten sie anfänglich auf jedes derselben die Bezeichnung Schwein an. Auch die Pferde wurden von ihnen Reitschweine genannt. Die Schweine haben sich in der ihnen sehr zusagenden Umgebung trotz eifriger Verfolgung seitens der Eingeborenen in so unglaublicher Weise vermehrt, dass sie ebenfalls verwilderten. Die Samoaner jagen sie mit den in allen Ortschaften reichlich vertretenen, zur Saujagd sehr geeigneten Hunden und fangen sie lebendig ein wobei es nie ohne Kampf und selten ohne Wunden abgeht. Von Australien her sind Pferde, Esel und Rinder eingebürgert worden und lassen sich verhältnissmässig billig züchten. Freilich wird die Viehzucht nie für die Ausfuhr, sondern lediglich für den eigenen Bedarf Samoas in Betracht kommen. Für Schafe ist das Klima zu feucht. Um so vorzüglicher gedeihen die Rinder, so dass von der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft auf Upolu gegen 1600 Stück zu Milch-, Zug- und Schlachtzwecken gehalten werden. Sie haben zugleich die Aufgabe, das in den Kokospflanzungen wuchernde Unkraut wegzufressen.

Die leichter bewegliche Vogelwelt ist mit 52 Arten verhältnismässig reicher und macht im Verein mit der im Überfluss vorhandenen Meeresfauna, die im wesentlichen derjenigen des Karolinenmeeres entspricht, die Hauptmasse der samoanischen Tierwelt aus. An Raubvögeln sind nur zwei Eulenarten beobachtet worden. Viel häufiger sind sperlingsartige Vögel, Honigsauger, ein schwarzgrauer Star mit metallisch glänzendem Gefieder, eine auch auf den Karolinen verbreitete (Tahiti-) Kuckucksart, ferner Würgerarten, drei Papageien, deren Federn den Samoanerinnen als willkommener Schmuck dienen, und neun wegen ihres schmackhaften Fleisches eifrig gejagte Taubenarten, die in grossen Schwärmen die Wälder bevölkern. Am zahlreichsten ist die Ordnung der Wat- und Schwimmvögel vertreten, die auf den Korallenriffen unerschöpfliche Beute finden. Als zoologische Merkwürdigkeiten sind endlich erwähnenswert ein im dichtesten Urwald vereinzelt lebendes Scharrhuhn, Moa genannt, und die im Aussterben begriffene Zahntaube oder Manumea (Didunculus strigirostris), der letzte lebende Vertreter einer längst ausgestorbenen Vogelfamilie und der einzige Verwandte der ausgerotteten Dronte von Mauritius. Die Zahntaube besitzt in Samoa ihre einzige Heimat und wird dort noch heute gefangen.

Von Amphibien giebt es bloss einige ungefährliche Schlangenarten und zwei Eidechsen. Auch die Insektenfauna ist nicht sehr reichhaltig. Schmetterlinge sind viel häufiger als die sehr einförmige und artenarme Ordnung der Käfer. Ameisen, Moskitos und viele Arten der mächtigen

Tropenschwabe sind ebenfalls in unerwünschter Menge vorhanden. Ein fast fingerdicker Regenwurm gilt den Samoanern als hochgeschätzter Leckerbissen, ebenso ein mariner Borstenwurm, der Palolo, der sich jährlich nur einmal im November und zwar bloss in der Morgendämmerung bis zum Sonnenaufgang einstellt, dann aber in ungeheurer Menge gefangen wird.

Die Eingeborenen der Inselflur gehören dem polynesischen Völkerkreis an, der das gesamte Südseegebiet besiedelt hat. Bei diesen ausgedehnten Wanderzügen spielte Samoa, das wahrscheinlich mit am frühesten, und zwar jedenfalls von Neuseeland aus, bevölkert wurde, wegen seiner zentralen Lage eine wichtige Rolle und entsandte nach den verschiedensten Richtungen hin strahlenförmig neue Wanderzüge.

Die Männer sind schöne, wohlgebaute, muskulöse Leute von grosser, kräftiger Gestalt, erstaunlicher Gewandtheit und keineswegs unbedeutender Körperkraft, die sie, wie Europäer und Amerikaner wiederholt erfuhren (vgl. S. 12, 14, 67), im Nahkampf zu gefährlichen Gegnern machen. Die Hautfarbe ist hellbraun bis bronzefarben, das Haar schwarz und meist glatt, der Bartwuchs spärlich. Die Nase ist breit gedrückt, die Lippen sind wulstig, die Gesichtszüge etwas derb, aber ausdrucksvoll und in ihrem Gesamteindruck nicht unangenehm. Die Frauen sind kleiner und gehören unstreitig zu den schönsten Polynesierinnen.

Von Natur sind die Eingeborenen freundlich und gutmütig, heiter und höflich und in übergrosser Gastfreiheit stets bereit, ihren Besitz mit Freunden und Fremden zu teilen. Diebstahl war bei ihnen so gut wie unbekannt und galt als ein schwer schändendes Verbrechen. Noch jetzt haben, abgesehen von Apia, die meisten Samoaner die Achtung vor fremdem Eigentum bewahrt. Geistig erscheinen sie geweckt und begabt. Während ihnen aber die einen hochentwickelte Intelligenz und schnelles Auffassungsvermögen nachrühmen — lesen und schreiben können die meisten, manche auch gut rechnen, und in Bibelkenntnis und biblischer Geschichte leisten sie Erstaunliches —, wird ihre Bildungsfähigkeit von anderen bestritten mit der Begründung, dass die Samoaner nur als Knaben gut lernen, dass aber später alle Mühe vergeblich sei. Ein herrliches Klima und eine freigebige Natur, die ihren Kindern alles, was sie zum Lebensunterhalt brauchen, reichlich und ohne sonderliche Mühe in den Schoss wirft, hat die Samoaner träge und zu stolz zur Arbeit gemacht, die bei ihnen eher als Schande gilt. Die Arbeit als Mittel zum Zweck war ihnen ein völlig fremder Begriff und würde es noch heute sein, wenn nicht durch die Weissen das Streben nach

materiellem Vorteil und nach europäischen Waren in ihnen geweckt worden wäre. Trotzdem entschliessen sich die Eingeborenen höchst ungern zu anhaltender, harter Arbeit in den Pflanzungen, weshalb man mit grossen Kosten auswärtige Arbeiter einführen musste. Essen und Trinken, Spielen, Singen, Tanzen und Erzählen von Fabeln und Geschichten, deren es eine Menge giebt, sind die Lieblingsbeschäftigung des vergnügungssüchtigen Phäakenvölkchens, das sorglos und ohne zu sparen einer heiteren Zukunft entgegenlebt. Eigentliche Musikinstrumente sind unbekannt, wenngleich tönende Instrumente zur Begleitung der Gesänge und Tänze dienen. Das wichtigste von ihnen ist die Holztrommel, die wie bei einigen Negerstämmen Afrikas zur Ausbildung einer die Telegraphie ersetzenden Trommelsprache Anlass gegeben hat und auch an Stelle der Kirchenglocken die Gläubigen zur Andacht ruft. Als Signalhörner im Kriege dienen grosse Muscheln.

Ackerbau wird in geringem Masse betrieben, und da der vielfach steinige Boden die Anwendung von Pflug und Spaten verbietet, so ist das einzige Feldgerät wie auf den Karolinen ein spatenartiger Stock, während der fremde Pflanzer mit Axt, Hacke und Messer den steinerfüllten Untergrund bearbeitet. Um so eifriger liegen die Samoaner der Tauben- und Schweinejagd ob, geradezu leidenschaftlich aber sind sie der Hauptbeschäftigung, dem Fischfang, ergeben. Fischturniere gehören zu den beliebtesten Wettkämpfen, bei denen ganze Dörfer ihre Geschicklichkeit zeigen. Mit der Lebensweise der Fische ist man genau vertraut, und jeder von ihnen wird nach besonderem Verfahren mit Angelhaken, Pfeilen und Speeren, in Netzen oder durch Fischgift gefangen. Als beliebte Betäubungsmittel dienen Pflanzensäfte, da der früher gern verwendete Dynamit wegen häufiger, durch unvorsichtiges Umgehen mit ihm verursachter Unfälle verboten worden ist. Abgesehen von Meerestieren, Tauben und Hühnern — Schweinefleisch wird nur bei Festlichkeiten verzehrt — ist die Nahrung der Eingeborenen vorwiegend vegetabilisch und besteht aus den bereits genannten Pflanzen und Früchten. Das Kochen geschieht nach polynesischer Art ohne Töpfe zwischen heissen Steinen und ist im allgemeinen Sache der Männer; statt des Salzes benutzt man Seewasser. Nationalgetränke sind der als Kokosmilch bekannte kühle Fruchtsaft der Kokosnuss und die Kawa, ein schmutzig-graues, bitter schmeckendes Gebräu. Es wird dadurch gewonnen, dass man die von jungen Mädchen gekauten oder neuerdings in reinlicherer Weise auf einem Reibeisen zerriebenen Wurzeln des Kawapfeffers in einem Gefäss sammelt und mit Wasser übergiesst.

Von ausländischen Nahrungs- und Genussmitteln haben hauptsächlich der von den Insulanern viel und sorgfältig angepflanzte Tabak, ferner Hartbrot und konserviertes Fleisch Eingang gefunden. Dagegen sind Branntwein und berauschende Getränke nicht recht in Aufnahme gekommen und begegnen instinktiver Abneigung. Europäische Werkzeuge und Geräte wie Spiegel, Regenschirm, Petroleumlampe und selbst die Nähmaschine erfreuen sich ebenfalls grosser Beliebtheit. Die Nähmaschine ist ein unentbehrlicher Bestandteil vieler samoanischen Haushaltungen und der Stolz der samoanischen Hausfrauen geworden und wird von ihnen und den Mädchen geschickt gehandhabt.

Weil das Wasser das Lebenselement der Eingeborenen ist und ihnen so viele ihrer Bedürfnisse liefert, so sind sie geschickte Schwimmer, gewandte Schiffer und tüchtige Bootbauer, die ihre zierlichen, mit Auslegern versehenen Fahrzeuge durch Ruderkraft oder unter Benutzung von Mattensegeln schnell vorwärts zu bewegen wissen. Doch werden die alten Boote, darunter die bis zu 300 Mann fassenden Doppelboote, immer mehr durch europäische Fahrzeuge verdrängt; und da auch die früher so lebhaften Hochseefahrten nach andern Inselgruppen fast ganz aus der Mode gekommen sind, so haben die Eingeborenen kaum noch Gelegenheit, ihre reichen nautischen Erfahrungen und ihre genaue Kenntnis des gestirnten Himmels praktisch anzuwenden. Dagegen sind beim Fischfang die Kanoes alter Art den Samoanern noch unentbehrlich.

Da die Eingeborenen durch Lebensweise und Gewohnheit ans Meer gebunden sind, so liegen ihre Wohnstätten ebenfalls in unmittelbarer Nachbarschaft des Strandes. Die ordnungslos zwischen Kokospalmen, Brotfruchtbäumen und Kulturanlagen errichteten Hütten vereinigen sich zu weitläufigen Dörfern, denen niemals ein zu Festlichkeiten oder Beratungszwecken dienender freier Platz fehlt. Hier steht das Haus des Häuptlings und das auf gemeinsame Kosten erbaute Gemeindehaus, in welchem fremde Gäste aufgenommen und bewirtet werden.

Die Hütten selbst sind einfach, aber dauerhaft und zweckmässig angelegt Da das Klima nur Schutz gegen Sturm, Regen und Sonnenschein verlangt, so wird auf die Herstellung des Daches besondere Sorgfalt verwendet, das mit steil geneigtem Giebel nicht selten bis 20 Fuss Höhe erreicht und einen seltsamen, einem umgedrehten Boot ähnelnden Anblick darbietet. Mit getrockneten Palmblättern bedeckt, ruht es auf 12—40 Holzpfeilern, und die Zwischenräume zwischen dem Fachwerk werden von Matten verhüllt, die nach Belieben verschoben oder aufgerollt werden können. Tagsüber bleiben sie offen, um der kühlenden

Seeluft den Durchzug zu gestatten; nachts schliesst man sie, um die Moskitos fern zu halten. Als Lagerstätten dienen Matten, die über einer den ganzen Fussboden 20 cm hoch bedeckenden Schicht glatter Rollkiesel ausgebreitet werden und auch Stühle und Tische ersetzen. Der Innenraum ist sauber gehalten, allerdings sehr einfach eingerichtet. Denn soweit sich nicht europäische Gegenstände eingebürgert haben, beschränkt sich der bescheidene Hausrat auf einige Körbchen, einige Kokosschalen als Trinkgefässe, auf die notwendigen Haus- und Fischereigeräte und auf eine flache Holzschüssel zur Kawabereitung. Eine mit Lehm ausgekleidete schüsselartige Vertiefung ersetzt den Feuerherd. Doch kocht man nicht in den Wohnhäusern, sondern in abseits gelegenen besonderen Hütten.

Dem Klima entsprechend, ist die Kleidung spärlich und beschränkt sich auf eine Hülle von Kattun, der wegen seines billigen Preises die einheimischen, zum Teil recht mühsam und zeitraubend herzustellenden Gewänder rasch verdrängt. Der landesübliche Hüftschurz (Lawalawa) besteht aus den roten Blättern des Ti-Baumes, aus gefärbten Baststreifen des Hibiscusbaumes oder aus dem feinen papierartigen Tapastoff, der aus geklopften und zusammengeklebten Stücken der inneren Rinde des Papiermaulbeerbaumes gewonnen und mittels eines Holzstempels mit einfachen roten, gelben und schwarzen Mustern bedruckt wird. Bei festlichen Gelegenheiten trägt man noch feine, von den Frauen verfertigte Matten, die zuweilen wahre Musterwerke der Flechtkunst sind und deren etwa unseren Orden entsprechende Verleihung seitens der Häuptlinge — jeder wichtige Akt ist mit der Verteilung solcher Häuptlings- oder Regierungsmatten verknüpft — oft einen politischen Anstrich hatte. Die feinsten Matten erben als kostbarer, unveräusserlicher Familienbesitz von Geschlecht zu Geschlecht fort, weil sie Rang und Reichtum der betreffenden Familie gleichsam symbolisch andeuten.

So einfach die Kleidung ist, um so reicher ist der Schmuck. Ohr-, Hals- und Armringe sind sehr beliebt. Um den Hals und im kurz geschnittenen, durch Kalk rötlich gebeizten Haar trägt man Blumen und Blätter. Wie bei allen Polynesiern ist auch trotz der Bemühungen der Mission und trotz der sehr schmerzhaften Operation die Tätowierung allgemein üblich, weil ein nicht tätowierter Jüngling als unmännlich und nicht als echter Samoaner gilt. Die Tätowierung wird von einer besonderen Künstlerkaste vorgenommen und besteht aus geradlinigen Figuren, die an Stelle des Lendenschurzes vom Nabel bis zum Knie aufgetragen werden. Die Feinheit der Ausführung steigt mit dem An-

sehen der Person und der Höhe des dem Künstler gezahlten Preises. Beim weiblichen Geschlecht ist die Tätowierung weniger gebräuchlich und wird durch Parfüme ersetzt, die man in unglaublichen Quantitäten und Qualitäten anzuwenden pflegt. Auf Reinlichkeit hält man grosse Stücke. Bei jeder Gelegenheit, oft mehrmals am Tage, wird ein See- oder Flussbad genommen.

Die Vielweiberei war früher erlaubt; doch hatten gewöhnlich bloss die Vornehmen mehrere Frauen, die gut behandelt wurden. Ebenso kann das Familienleben trotz mancher Absonderlichkeiten als glücklich bezeichnet werden, und die Ehe gilt mit gewissen Einschränkungen als heilig, obwohl ihre Schliessung ebenso leicht ist wie ihre Lösung. Mischehen zwischen Weissen und Voll- oder Halbblut-Samoanerinnen sind keineswegs selten.[1]) Der Ehebruch zog früher strenge Strafen, meist den Tod, nach sich und konnte, wenn hohe Häuptlinge dabei beteiligt waren, sogar zum Kriege führen. Auch wachten die Vornehmen streng über die Keuschheit ihrer Töchter, die stets in Begleitung älterer Frauen ausgehen mussten und vor der Hochzeit genau untersucht wurden. Waren sie nicht mehr Jungfrauen, so wurden sie mit Schimpf und Schande zurückgewiesen. Unter besonders strenger Aufsicht stehen die Dorfjungfrauen oder Taupous, die mit vornehm zurückhaltendem Wesen einen tadellosen Lebenswandel verbinden müssen. Sie werden schon in der Jugend auf ihren zukünftigen Beruf vorbereitet und gehören stets den edelsten Geschlechtern an. Jedes Dorf oder jeder Bezirk besitzt mindestens eines dieser Mädchen, die neben ihren besonderen Pflichten besondere Rechte haben und eine eigenartige sozialpolitische Rolle spielen. Sie nehmen bei feierlichen Anlässen an der Kawabereitung teil, sind bei religiösen Festlichkeiten als Vortänzerinnen thätig, bestimmen mit den Oberhäuptlingen über öffentliche Veranstaltungen und entscheiden über die weiblichen Glieder ihres Machtbereichs. Auch an Kriegszügen sind sie beteiligt, um die Verwundeten zu pflegen und gefallenen Feinden den Kopf abzuschneiden.

---

[1]) Die Samoanerin lebt sich rasch in ihre neue Stellung ein und hat wegen ihrer ausgezeichneten Hausfraueneigenschaften schon viele glückliche Ehen gestiftet. Dann bringt dem Fremden der Eintritt in eine angesehene samoanische Familie insofern Nutzen, als er, wenn er ein Händler oder Pflanzer ist, an den neuen Verwandten einen ausgedehnten Kundenkreis findet und von ihnen die so sehr begehrten Arbeitskräfte erhält. Freilich fordert der sehr verschiedene geistige Standpunkt der Ehegatten und die Notwendigkeit, mit der Verwandtschaft der Frau in gutem Einvernehmen zu leben, auf der anderen Seite auch manche Opfer und hat nicht wenigen bittere Enttäuschung gebracht, weshalb genaue Kenner im allgemeinen vor Mischheiraten warnen.

Wegen der mühelosen Befriedigung des Lebensunterhaltes wurde Kindermord auf Samoa nicht geübt. Dafür war aus Bequemlichkeitsgründen und aus Abneigung gegen allzugrossen Kindersegen die Abtreibung der Frucht um so häufiger.

Unter dem Einflusse der Mission geraten die alten heidnischen Religionsanschauungen mit ihrer zahlreichen Götterwelt und ihrer wohlausgebildeten Mythologie immer mehr in Vergessenheit. Ebenso geht die starre polynesische Kastensonderung in Vornehme und Gemeine, die sich streng an die Schöpfungssage anlehnte — der Adel soll unmittelbar von den Göttern, das gewöhnliche, geringschätzig behandelte Volk dagegen von Würmern abstammen — zusehends der Auflösung entgegen.

Es gab zwei Klassen von Göttern, zwischen denen jedoch keine festen Unterschiede bestanden, nämlich die oberen ursprünglichen oder Nationalgötter, die kaum verehrt wurden und für den religiösen Kult bedeutungslos waren, und die aus den Seelen der verstorbenen Häuptlinge hervorgegangenen Bezirks-, Dorf- und Familiengötter. Jede Ortschaft besass ihren Tempel und ihren heiligen Hain. Eigentliche Götterbilder gab es nicht, weil man gleich den Karoliniern der Ansicht war, dass die Götter irgend ein Tier, eine Pflanze u. s. w., die dann verehrt und geschont wurden, zu zeitweiligem Aufenthalt wählten. Der Gottesdienst bestand in Gebeten und in der Darbringung von Opfern essbarer Tiere und Feldfrüchte. Der Tabuglaube war allgemein, ebenso der Glaube an ein Fortleben nach dem Tode in der Unterwelt (Pulotu). Bezeichnend für die schroffe Ständegliederung der Samoaner, die selbst vor dem Tode nicht Halt machte, ist es, dass die Vornehmen, die feierlichst beerdigt wurden, durch ein grösseres Loch am Westende von Sawaii in ihre besondere Unterwelt eingingen, während die gemeinen Leute, deren Begräbnis ohne sonderliches Zeremoniell erfolgte, durch ein kleines Loch in eine andere Unterwelt kamen.

Heute sind sämtliche Samoaner Christen. Mit Ausnahme von 6600 Katholiken, unter denen die Maristen-Kongregation seit 1845 in 13 Stationen wirkt, und abgesehen von einigen wenigen Mormonen, gehören sie dem evangelischen Bekenntnis an, das durch die Wesleyanische Methodistenmission und die Londoner Missionsgesellschaft vertreten wird. Die letztere fasste als älteste Missionsgesellschaft zuerst im Jahre 1830 auf der Inselflur Fuss, wo sie sich ohne Schwierigkeiten und ohne jedes Blutvergiessen rasch ausbreitete, so dass sie heute auf ganz Samoa über 200 festgefügte Gemeinden mit 23000 Mitgliedern be-

sitzt.[1]) Die aus mehr als 50 Häusern bestehende Missionsanstalt Malua auf Upolu bildet die Hochburg der Londoner Missionsgesellschaft und zugleich das Bollwerk des Engländertums in Deutsch-Samoa. Für das Bekehrungswerk ist sie von hoher Bedeutung geworden, weil sich hier das grosse Seminar befindet, in dem zahlreiche farbige Prediger und ihre eingeborenen Frauen ihre Erziehung erhalten haben. Doch sind die Eingeborenen trotz erstaunlicher Bibelkenntnis, trotz Sonntagsheiligung, fleissigen Kirchenbesuches und eifrigen Betens wahre Christen nicht geworden. Noch viele heidnische Gebräuche und Vorstellungen sind unter dem zäh am Althergebrachten festhaltenden Volk lebendig, und ungeachtet aller Bemühungen ist die Abschaffung der Tätowierung nicht gelungen. Die barbarische Sitte, gefallenen und verwundeten Feinden den Kopf abzuschneiden, ist ebenfalls unverändert geblieben. Sie wird sogar von den bibelkundigen Insulanern mit Stellen aus der Bibel gerechtfertigt.

Die Mission hat aber das Gute gehabt, dass sie die Samoaner, die infolge europäischer Übergriffe lange Zeit hindurch als gewaltthätige Wilde und, was sie höchstwahrscheinlich niemals gewesen sind, als Kannibalen verschrieen waren, mit der Aussenwelt in Verbindung brachte. Zuerst kamen Walfischfänger, um Proviant einzunehmen, ihnen folgte der Kaufmann, und die Leichtigkeit, mit der es möglich war, Grundbesitz zu erwerben, gab seit 1857 Anlass zur Einrichtung ausgedehnter Pflanzungen, die sich gedeihlich entwickelten. Wohl sind die Samoaner ein kriegerisches Volk, bei dem Freude am Kampf und Feigheit im Kampf nebeneinanderstehen und das, leicht empfindlich und grenzenlos rachsüchtig, oft aus geringfügigem Anlass zu den Waffen griff. Aber diese Kriege, die zu Lande wie zu Wasser geführt wurden, waren ursprünglich fast unblutig.[2]) Sie galten mehr als ein allerdings gefährlicher Sport und machten vor den fremden Plantagen Halt. Mit der Zeit nahmen sie jedoch einen

---

[1]) Diesen überraschenden Erfolg verdankt sie in erster Linie ihrem berühmtesten Sendboten John Williams, dem Apostel der Südsee. Schon bei seiner ersten Landung (am 22. August 1830) wie bei späteren Besuchen wurde er von den Samoanern freudig empfangen und geradezu stürmisch um Unterweisung in der neuen Lehre gebeten.

[2]) Nur einmal, im Jahre 1830, spielte sich unmittelbar vor dem Eintreffen der ersten Missionare eine schreckliche Scene samoanischer Grausamkeit ab. Die Eingeborenen von Aana, der westlichen Landschaft Upolus, waren von den Manono-Insulanern nach tapferer Gegenwehr überwältigt worden. Noch am Tage des Hauptgefechts begannen die entmenschten Sieger eine weite Grube auszuheben und sie mit Brennholz vollzufüllen. In das Feuermeer wurden zwei Tage und zwei Nächte lang die gefangenen Alten, Weiber und Kinder, 200—400 an der Zahl, geworfen. Die eben vorbeifahrenden Missionare konnten vom Schiff aus die Flammen der brennenden Dörfer und jenes Riesenscheiterhaufens wahrnehmen.

immer heftigeren Charakter an, weniger infolge der massenhaft eingeführten Gewehre, welche die alten Waffen — starke Speere mit Spitzen aus Rochenstacheln, Keulen und Schleudern — fast ganz verschwinden liessen, als vielmehr wegen der unglückseligen Verquickung auswärtiger und politischer Fragen mit den inneren Angelegenheiten der Samoaner. Meist gaben Rangstreitigkeiten, insbesondere die Königswahlen, zu ernsten Zusammenstössen Anlass, weil die Königswürde nicht erblich war, sondern von den 11 unabhängigen, einander voll Eifersucht gegenüberstehenden Bezirken der Inselflur erbeten werden musste. Obendrein war die Macht der Oberhäuptlinge oder Könige beschränkt, indem die Bezirkshäuptlinge einen gewissen Einfluss besassen, der wieder durch die Dorfhäuptlinge — mehrere Dörfer bilden einen Bezirk — bez. durch die Familienhäuptlinge — mehrere Familien vereinigen sich zu einem Dorf, und die Familie bildet die Grundlage des Staates — beeinträchtigt wurde.

Die unbefriedigenden staatlichen Verhältnisse und die politischen Wirren haben leider die alten Sitten stark erschüttert und es mit sich gebracht, dass die früher geübte ritterliche Kampfesweise, bei der man vorher Ort und Zeit des Zusammenstosses bestimmte und weder nachts, noch an Sonntagen Krieg führte, immer mehr abgekommen ist. Wochenlang lag man sich in befestigten Lagern in achtungsvoller Entfernung unthätig gegenüber oder suchte einander durch heimtückische Überfälle zu schädigen. Die Dörfer wurden verwüstet, die Kokospalmen umgehauen, die Brotfruchtbäume durch Ablösen der Rinde zum Eingehen gebracht und die Felder zerstört, so dass trotz der erstaunlichen Fruchtbarkeit des Bodens sich in den Gegenden, wo viele Krieger versammelt waren, Hungersnöte einstellten, welche die Eingeborenen zu Übergriffen gegen die fremden Pflanzungen trieben. Der deutsche Besitz als der älteste und ausgedehnteste auf der Inselflur hatte am meisten unter diesen Diebereien zu leiden, und die Urbarmachung des Bodens geriet unter der Ungunst der Verhältnisse ins Stocken. Die Plantagen konnten nicht mehr erweitert werden, die angelegten Kapitalien lagen brach, und ungeheure Mengen von Kokosnüssen verdarben, weil es zu ihrer Verarbeitung und Verwertung an Leuten fehlte. So war es höchste Zeit, dass endlich die politische Aufteilung Samoas und im Anschluss hieran eine vom deutschen Gouverneur mit Glück durchgeführte Entwaffnung der Eingeborenen folgte.

Die Gesamtzahl der Samoaner soll früher, was indes unglaubwürdig scheint, gegen 180000, nach Lapérouse sogar 400000 Köpfe betragen haben, schmolz aber durch ständige Kriege so zusammen, dass man sie

1853 nur noch auf 34000 Seelen schätzte. Eine allmählich einsetzende Zunahme wurde wiederholt durch Seuchen unterbrochen, welche die Fremden als ein verhängnisvolles Geschenk nach Samoa brachten. Namentlich Masern, Scharlach und Influenza haben ungewöhnlich viele Opfer gefordert. 1894 traten die von einem europäischen Schiff eingeschleppten Masern zum ersten Mal in Samoa auf und rafften mehrere hundert Insulaner weg, von denen allerdings die Mehrzahl bei vernünftigem Verhalten hätte gerettet werden können.

Eine bald nach der Neuordnung der politischen Verhältnisse durchgeführte Volkszählung ergab 1900 für Deutsch-Samoa eine Gesamtzahl von 32815 Eingeborenen, unter denen 16894 männlichen und 15921 weiblichen Geschlechts waren. Bei einer mittleren Volksdichte von 13 Einwohnern auf 1 km^2 verteilten sie sich über 101 Dörfer, und zwar entfielen auf Upolu 17755 Seelen in 53 Ortschaften, auf Sawaii 14022 in 42 Siedelungen, auf Apolima und Manono 1038 in 6 Niederlassungen. Zu den Samoanern kommen noch gegen 1000 melanesische Pflanzungsarbeiter und 400 Weisse, von denen 180 Deutsche sind. Die meisten stehen im Dienste der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft, die auch die überwiegende Mehrzahl der farbigen Arbeiter beschäftigt. Die amerikanischen Samoa-Inseln enthalten nur 215 km^2 Fläche mit rund 4000 Eingeborenen.

---

5. Kolonialer Nutzwert der neuen deutschen Erwerbungen in der Südsee.

Als die Begeisterung über die Erwerbung der Karolinen und Marianen einer nüchterneren Auffassung Platz gemacht hatte und als man den politischen und wirtschaftlichen Wert des neuen Besitzes kritisch zu prüfen begann, da drängte sich unwillkürlich die Frage auf: Hat Deutschland mit dem Ankauf der lange vernachlässigten und vom grossen Strom des Weltverkehrs abgelegenen Inselgruppen ein gutes Geschäft gemacht? Thatsächlich fehlte es nicht an pessimistischen und ablehnenden Stimmen, die sogar soweit gingen, dass man in den fernen Archipelen bloss nichtsnutzige Inselchen und Spielzeuge der Herren Geographen sah, von deren paar tausend Eingeborenen nichts zu gewinnen sei, weil sie selbst nichts hätten. Man berief sich bei diesem herben Urteil auf Bismarck, der nach dem glücklich beigelegten Streit mit Spanien von der „Lumperei der Karolinen" gesprochen hatte, die einen Krieg nicht wert sei. Das war aber im Jahre 1885 der Fall gewesen, wo Ostasien und der Stille Ozean noch nicht im Brennpunkte der Interessen standen und wo in Deutschland noch niemand an die Festsetzung in Kiautschou dachte, während heute unter den von Grund auf veränderten Verhältnissen die pacifischen Inselgruppen eine ganz andere Stellung gewonnen haben. Für Spanien waren die Karolinen und Marianen, wie der Reichskanzler v. Bülow treffend hervorhob, nach dem endgültigen Zusammenbruch seines einst so stolzen Kolonialreiches nur noch wertlose, unnütze Ausgaben verursachende Trümmer eines eingestürzten Gebäudes. Für uns sind sie die Strebepfeiler eines neuen, zukunftsvollen Baues und ein neues Glied in der Kette unserer Südseegebiete. Zunächst entspricht ihr materieller Wert allerdings nicht der Höhe des aufgewendeten Kaufpreises, und es wird sicherlich noch mancher Opfer und langer, mühsamer Arbeit bedürfen, um das unter spanischer Herrschaft verwahrloste Inselreich nutzbar zu machen.

Bezüglich seiner wirtschaftlichen Wertschätzung können wir unsern mikronesischen Besitz weder jetzt, noch in Zukunft mit den ausgedehnten Kulturflächen Kaiser Wilhelms-Landes und des Bismarck-Archipels vergleichen. Wohl kommen der tiefgründige Anschwemmungsboden und

die fruchtbare vulkanische Verwitterungserde der Hochinseln, die reichliche Bewässerung und das gleichmässige, feuchtwarme Klima der Einbürgerung tropischer Nutzgewächse in jeder Weise entgegen, und die in den Missionsgärten, sowie in dem neuen staatlichen Versuchsgarten auf Saipan unternommenen Versuche kleineren Masstabs haben die besten Ergebnisse geliefert. Namentlich Baumwolle, Kakao, Kaffee, Tabak, Vanille, Zuckerrohr und Manilahanf gedeihen in vorzüglicher Güte, auf Palau haben die Japaner mit der Anpflanzung von Indigo begonnen, und Nährfrüchte wie Reis und Mais werden auf den Marianen mit solchem Erfolg gebaut, dass die deutsche Verwaltung, um die verödeten Reisfelder des Innern ihrer alten Bestimmung wieder dienstbar zu machen, auf die Neubesiedelung des verlassenen und mit der Zeit verwilderten Binnenlandes eine Belohnung ausgesetzt hat. Für Pflanzungsunternehmungen grösseren Umfangs ist aber das verfügbare Land wegen der Kleinheit der vulkanischen Hochinseln, die zum Plantagenbetrieb ausschliesslich geeignet sind, viel zu beschränkt. Dann sind die Absatzgebiete weit entfernt, und endlich wird der beste Boden bereits von den Kulturen der Eingeborenen eingenommen, oder das Land muss, wie auf den Marianen, für die zunehmende Einwanderung eingeborener Kolonisten offen gehalten werden. Tinian soll wegen seines Reichtums an verwilderten Haustieren in erster Linie ein Viehzuchts- und Weideland bleiben. Die Rinderherden sind als Regierungseigentum übernommen, da die Viehzucht wegen der günstigen Lage der Marianen für den zukünftigen Südseeverkehr (vergl. S. 99) einen lohnenden Gewinn verspricht und deshalb durch staatliche Viehwirtschaften auf Rota und Saipan rationeller betrieben wird. Der im Hafenort Tanapag angelegte Viehpark vermag in wenigen Jahren das zur Verproviantierung der Schiffe erforderliche Schlachtvieh zu liefern; Schweine und Hühner können schon jetzt in beliebiger Menge abgegeben werden. Auch Ponape ist zur Viehzucht wohl geeignet: Klauenvieh aller Art gedeiht dort vortrefflich, und Viehkrankheiten sind bisher nicht bekannt geworden.

Obwohl schon 1892 in Ponape eine Dampfsägemühle in Betrieb gesetzt wurde, bleibt die Ausbeute des Urwaldes abzuwarten, weil die Transportkosten wegen des Mangels an geeigneten Verkehrsmitteln ziemlich hoch sind und weil man die vorhandenen Nutzhölzer noch viel zu wenig kennt. Eine Rolle spielt bisher nur die für die Knopffabrikation und für Drechslerarbeiten wichtige Steinnuss, auch vegetabilisches Elfenbein genannt, d. h. das weissliche, anfangs flüssige, dann weiche und zuletzt steinharte Sameneiweiss der Pandanusart Phytelephas macrocarpa.

Die Pflege des auf den Karolinen wild wachsenden Ylang-Ylangbaumes, aus dem auf den Philippinen das bekannte Parfüm gewonnen wird, erscheint ebenfalls lohnend, da die Vorliebe der Mikronesier für wohlriechende Stoffe schon heute eine lebhafte Parfümeinfuhr ins Leben gerufen hat. Zu erwägen wäre endlich der Anbau der auf den Karolinen überaus häufig vorkommenden verwilderten Ananas, die wegen ihrer wohlschmeckenden Früchte und ihrer zu feinen Stoffen wie zu gröberen Seilen, Schnüren und Fäden verwendbaren Fasern in Westindien mit grossem Gewinn kultiviert wird.

Von den Schätzen des Meeres sind für den Welthandel bloss kleine Mengen von Perlmutter, Schildpatt und Trepang erwähnenswert, die keine hohen Erträge abwerfen. Obendrein bedarf der vom chinesischen Markt sehr begehrte Trepang zur Wiedererneuerung der stark abgefischten Fanggründe dringend einer längeren Schonzeit (vergl. S. 46).

So nimmt im Aussenhandel der Karolinen und Marianen nur ein Erzeugnis eine bevorzugte Stellung ein, nämlich die Kopra, die an Menge und Wert alle anderen Ausfuhrgegenstände weit übertrifft.[1])

Die Kokospalme, die Königin der Südsee, wie man diesen wichtigsten Baum des Stillen Ozeans genannt hat, findet nicht bloss seitens der Eingeborenen die vielseitigste Verwendung, sondern bildet auch für die Fremden die Hauptgrundlage des pacifischen Handels. Sie ist es gewesen, die Deutschland zuerst und so fest mit dem Stillen Meer verknüpft hat. Fällt eine Kokosnuss zu Boden oder wird sie vom Meer ans Land getrieben — wegen ihrer eigentümlichen Dreiecksgestalt vermag sie sich leicht über Wasser zu halten, und noch während des Schwimmens befördern Feuchtigkeit und Sonnenwärme den Keimprozess —, so beginnt sie in dem mageren Sand- oder Kalkboden Wurzel zu schlagen. Da der heranwachsende Stamm lediglich von Unkraut, von Ratten und schädlichem Ungeziefer frei zu halten ist, und da der genügsame Baum, der zu seinem Gedeihen nur die Nachbarschaft des Meeres, salzhaltige Seeluft und tropisches Klima braucht, mit dem kümmerlichsten Boden vorlieb nimmt, so verlangt die Anlage und Unterhaltung einer Kokospflanzung weder übermässige Kosten, noch hohe Anlagekapitalien. Trotzdem giebt es schwerlich ein lohnenderes, die aufgewendeten Mühen reichlicher verzinsendes Massengewächs als die Kokospalme. Wenn man bedenkt, dass für eine Tonne Kopra je nach dem Verkaufsort

[1]) 1900/01 bewertete sich die Einfuhr auf 460000, die Ausfuhr auf 263500 Mark. Von letzterer Summe entfielen auf die Kopra nicht weniger als 250000 Mark.

120—260 Mark bezahlt werden und dass 60 volltragende Bäume jährlich 1000 kg Kopra abwerfen, so bringt jede Palme im Jahresdurchschnitt 3—4 Mark und 1 ha Kokosland bei niedrigstem Marktpreis 500 Mark ein, wovon mindestens die Hälfte als Reingewinn gelten kann. Da ferner die Palme vom 8. bis zum 80. Jahre alljährlich 60—100 Nüsse liefert, deren Zahl bis zum 30. Jahre stetig zu- und vom 40. Jahr ab langsam wieder abnimmt, so macht sie durch ihren erstaunlichen Fruchtsegen das kleinste Atoll zu einer vegetabilischen Goldgrube. Allerdings richten ausser den gefrässigen Ratten, den gefährlichsten Feinden aller jungen Kulturen, auch verheerende Orkane, anhaltende Trockenheit und Blattkrankheiten zuweilen beträchtlichen Schaden an. Auf Yap sind in den letzten Jahren stellenweise 45 % der Bestände an der Blattkrankheit eingegangen, so dass die Kopraerträgnisse starken Schwankungen unterliegen. Nichtsdestoweniger bietet die Kokospalme eine der sichersten Einnahmequellen dar, deren Förderung um so notwendiger erscheint, als andere Kulturen aus den bereits angedeuteten Gründen den Plantagenbau nicht lohnen oder auf dem dürftigen Boden der niedrigen Koralleneilande überhaupt ausgeschlossen sind. Die wirtschaftliche Weiterentwickelung der Atolle ist somit lediglich durch die Vermehrung der Kokosbestände möglich.

Früher wurde der ölhaltige Saft der reifen Kokosnüsse von den Eingeborenen mittels primitiver Pressen gewonnen und in Fässern zur Versendung gebracht. Diese Art der Verfrachtung bedeutete aber nicht bloss eine Raumverschwendung, sondern es ging auch viel Öl und vor allem der wertvolle Rückstand verloren, dessen stickstoffreiche Zellmasse den als Kraftfutter für das Vieh geschätzten kleienartigen Palmkuchen liefert. Konsul Weber in Apia, der einstige Leiter der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee, führte daher das heute allgemein gebräuchliche Verfahren ein, nach welchem das reife Fleisch der Kokosnuss getrocknet und zerschnitten wird, um dann als Kopra zu weiterer Verarbeitung nach Europa oder Amerika zu gelangen, wo das ausgepresste Öl zur Herstellung feiner Seifen und Parfüme, bei der Kerzen- und Kokosbutterfabrikation und zu anderen Zwecken vielfache Verwendung findet. So dient die Kopra einer ganzen Reihe von Geschäftszweigen, bei denen in Zukunft eher eine Zunahme als ein Rückgang erwartet werden darf und die es erklären, dass die Kokosnuss von Jahr zu Jahr auf dem Weltmarkt an Bedeutung gewinnt.

Da nun die Kopraerzeugung auf den Karolinen und Marianen, wo sie augenblicklich erst 2500 Tonnen im Jahre einbringt, durch geeignete

Massnahmen erheblich gesteigert werden kann, so hat die Deutsche Regierung zunächst die herrenlosen Palmenwälder in Besitz genommen und sie mit Gewinn an einige Unternehmer verpachtet (vergl. S. 31). Zugleich ist ihnen die Verpflichtung auferlegt worden, jedes Jahr eine bestimmte Fläche neu mit Kokospalmen zu bepflanzen. Die Regierung ist aber auch selbst mit der Anlage von Kokosplantagen ermunternd vorgegangen und hat seit der kurzen Zeit ihres Bestandes bereits über 15 000 Kokospalmen auf den Marianen angepflanzt. Ferner sind die Häuptlinge belehrt und angewiesen worden, die Vermehrung des für Eingeborene und Fremde gleich wichtigen Baumes energisch in die Hand zu nehmen. Die Karolinier kommen diesen Anordnungen bereitwilligst entgegen, da sie den Wert der Kopra immer mehr verstehen und sie als ein willkommenes Mittel zur Erfüllung neuer Wünsche und Bedürfnisse schätzen. Aus diesem Grunde hat eine ganze Anzahl spekulativer Häuptlinge schon ausgedehnte Kokospflanzungen angelegt.

Zu gleichmässiger Arbeit freilich haben sich die Insulaner noch nicht aufgeschwungen. Da aber die Einfuhr fremder Arbeitskräfte erhebliche Schwierigkeiten und Kosten verursacht, so ist hier wie überall in der Südsee die Arbeiterfrage eines der wichtigsten wirtschaftlichen Probleme, und eine der vornehmsten Aufgaben der deutschen Verwaltung besteht darin, die bedürfnislosen Insulaner, denen die Natur freiwillig ihre Gaben spendet, wieder an geregelte Arbeit zu gewöhnen und sie zu zuverlässigen Menschen zu erziehen. Dieses Unterfangen ist schwer, erscheint aber nicht aussichtslos. Denn einmal ist eine Reihe von Karoliniern bereits im Dienst der Jaluit-Gesellschaft auf den Karolinen und dem Marshall-Archipel thätig. Dann ist das intelligente, leider in raschem Rückgang begriffene Völkchen der Yaper mit bestem Erfolg zum Polizeidienst herangezogen worden und hat im Wegebau Verdienstliches geleistet, so dass heute bereits 60 km Strassen, zum Teil kleine Kunstbauten, die Insel durchschneiden. Ein rühmliches Zeugnis ihrer Ausdauer, ihrer Geschicklichkeit und ihres Interesses sind ferner zwei Hafendämme, von denen der eine, 360 m lang, in drei Monaten, der andere, 916 m lang, in sieben Monaten fertiggestellt wurde. Endlich haben die fleissigen Leute den 838 m langen Isthmus, der beide Hälften Yaps verbindet (vergl. S. 38), binnen acht Monaten durchstochen und trotz aller Schwierigkeiten einen für Boote benutzbaren Kanal angelegt, der für die zum Tomilhafen fahrenden Schiffe die bisher drei Tage dauernde, durch hohen Seegang sehr erschwerte und gefährdete Umsegelung der ganzen Insel auf einen Tag abkürzt. Auch den Palauern

ist ein hohes Mass von Pflichtgefühl und gutem Willen eigen. Da aber bei ihnen die Reichen und Mächtigen die Armen ungestraft ausplündern konnten, so bauten letztere nur so viel, als sie zu ihrem Unterhalt brauchten, weshalb die geringe Produktion der Inselflur viel mehr auf soziale Misstände als auf die Unfruchtbarkeit des auf Palau weit verbreiteten Kalkbodens zurückzuführen ist. Das Kaiserliche Gouvernement hat sofort die Verfügung erlassen, dass keine Leistung ohne eine entsprechende Gegenleistung gefordert werden darf.

Auch sonst hat sich die Regierung der Eingeborenen in väterlicher Weise angenommen, um den Hass gegen die Fremden, den die drückende Gewaltherrschaft der Spanier grossgezogen, zu beseitigen und durch verständnisvolles Eingehen auf die Anschauungen und Überlieferungen der Insulaner deren wohlbegründetes Misstrauen gegen das neue Regiment zu zerstreuen. Thatsächlich hat mit dem Einzug der deutschen Herrschaft sofort eine Zeit friedlicher Entwickelung und offenbaren wirtschaftlichen Fortschrittes ihren Anfang genommen. Die Bewohner der Marianen, die sich bei Ankunft der Deutschen in den Busch flüchteten, sind die friedfertigsten Unterthanen geworden, so dass die neu eingerichtete Polizeitruppe trotz ihrer geringen Stärke (40 Mann) für ihren Zweck vollständig ausreicht. Jedes Jahr wandern aus Guam neue Eingeborene in unsern Anteil der Inselflur ein: ein erfreulicher Beweis dafür, dass sie sich unter deutschem Schutz wohler fühlen als unter der strengen amerikanischen Herrschaft. Die Karolinier, die mit den Spaniern in unausgesetzter Fehde lebten und von ihrer 800 Mann starken Besatzung nicht bezwungen werden konnten, bringen dem neuen Herrn ebenfalls Vertrauen und Gehorsam entgegen, obwohl man auch hier von vornherein auf den kostspieligen spanischen Militär- und Beamtenapparat verzichtet hat und sich mit einer bloss 50 Mann zählenden Polizeitruppe aus Eingeborenen begnügt.

Um den Rechtsanschauungen der Insulaner möglichst entgegenzukommen und sie in ihren inneren Angelegenheiten möglichst selbständig zu lassen, sind wie auf dem Bismarck-Archipel die Häuptlinge mit einem Teil der Rechtspflege betraut worden, was bei dem verhältnismässig hohen Kulturzustand der Eingeborenen ohne Schwierigkeiten möglich war und schon erheblichen Nutzen gestiftet hat. Die Bezirksvorsteher und Ortsschulzen, sowie deren Stellvertreter sind für Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, für Einziehung der Steuern, Einrichtung und Pflege der innerhalb ihres Gebietes befindlichen Wege und Kokospflanzungen verantwortlich und versammeln sich allmonatlich einmal im

Bezirksamt, um Bericht zu erstatten und neue Weisungen einzuholen. Im übrigen wird die Gerichtsbarkeit von den Bezirksämtern in Saipan, Yap und Ponape ausgeübt.

Da die spanischerseits betriebene gewaltsame Entvölkerung der Marianen den deutschen Anteil besonders schwer betroffen hat, so muss jeder Menschenzuwachs für die der Arbeitskräfte bedürftigen Inseln dringend erwünscht sein. Deshalb begünstigt man die Einwanderung in jeder Weise und sucht die natürliche Vermehrung dadurch zu heben, dass unter Beibehaltung der von den Spaniern für alle männlichen Eingeborenen von 15—60 Jahren eingeführten Arbeitsverpflichtung die Ledigen 20 Tage, die Verheirateten dagegen nur 12 Tage im Jahre unentgeltlich an öffentlichen, dem Gemeinwohl dienenden Unternehmungen arbeiten müssen. Familienväter von mehr als fünf Kindern bleiben ganz von der Frondienstleistung befreit. Auch wer seine Steuern nicht bezahlen kann — die von den Spaniern erhobenen Abgaben hat man als ein Zwangs- und Erziehungsmittel zur Arbeit ebenfalls bestehen lassen —, muss eine entsprechende Anzahl von Tagen dafür arbeiten.

Als ein weiteres Erziehungsmittel wird die Unterdrückung der Branntwein- und Waffeneinfuhr streng gehandhabt. Obwohl schon die Spanier ein gleiches Verbot erlassen hatten, wurde es auf verschiedene Weise umgangen. Infolgedessen nahmen Trunksucht und Habgier in erschreckendem Masse zu. Der Erlös für die Kopra wurde Wochen lang in schlechtem Rum vergeudet, und schliesslich arbeitete man überhaupt nichts mehr, sondern borgte die Händler planmässig an, ohne jemals an die Wiedererstattung der Schuld zu denken. Weil hierdurch jedes ehrliche Geschäft schwer geschädigt wurde und die aus der überhand nehmenden Trunkenheit entspringenden Streitigkeiten zu förmlichen Stammesfehden ausarteten, so wurde im Interesse der Eingeborenen und des allgemeinen Wohles bestimmt, dass geistige Getränke nur mit besonderer Erlaubnis der örtlichen Verwaltungsbehörden verkauft werden durften. Da man jedoch bald die Erfahrung machte, dass sich die Karolinier nach Unterbindung der Spirituosenzufuhr in übertriebenem Masse dem Genuss eines selbstbereiteten berauschenden Getränks, des Palmweins, zuwandten, so wurde dessen gewerbsmässige Herstellung, die obendrein die Palmen schwer schädigte, ebenfalls streng untersagt. Ebenso ist man dem unter spanischer Herrschaft blühenden Waffenschmuggel, der namentlich von japanischen Händlern betrieben wurde, nachdrücklichst entgegengetreten.

Das in seiner Entwickelung weit zurückgebliebene, durch die un-

ruhigen Zustände der letzten 15 Jahre noch mehr herabgekommene und an natürlichen Hilfsquellen nicht übermässig reiche Inselgebiet der Karolinen ist erst kürzlich in den Weltverkehr einbezogen worden, indem Yap und Ponape durch die Postdampfer des Norddeutschen Lloyd sechswöchige Verbindung mit Sydney und Hongkong erhalten haben. Den örtlichen Verkehr und, so lange der dem Gouverneur bewilligte Regierungsdampfer noch nicht fertiggestellt ist, auch den amtlichen Verkehr innerhalb des Schutzgebietes vermittelt ein Anschlussdampfer der Jaluit-Gesellschaft. Den Marianen dagegen, die schon in spanischer Zeit sehr stiefmütterlich behandelt waren (vergl. S. 30), fehlt noch immer jede regelmässige Verbindung. Sie werden nur in unbestimmten Zwischenräumen meist von japanischen Seglern angelaufen, weil die probeweise versuchte Einbeziehung in die über die Karolinen führende Postdampferlinie sich als verfehlt erwies und wieder aufgehoben wurde. Auch eine telegraphische Verbindung mit dem Neuguinea-Schutzgebiet besteht zur Zeit noch nicht. Doch werden in den drei Bezirksämtern Ponape, Yap und Saipan Postanstalten nebenamtlich verwaltet.

Im Handel mit den Marianen steht Japan an erster Stelle. Der Handel mit den Karolinen dagegen lag schon lange vor ihrer politischen Besitzergreifung zu 80 Prozent in deutschen Händen, und zwar war es das Hamburger Haus Godeffroy, das hier in den sechziger Jahren die erste Station errichtete und auch in diesem Teile der Südsee als erster Pionier des vaterländischen Handels erschien. Die Niederlassungen wurden später von der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee übernommen, der sich das Hamburger Haus Hernsheim u. Co. hinzugesellte. Aus der Vereinigung beider Firmen ging die Hamburger Jaluit-Gesellschaft hervor, die auch den Marshall- und Gilbert-Archipel ausbeutet und somit ganz Mikronesien wirtschaftlich beherrscht. Obwohl sie über 40 Haupt- und Nebenstationen verfügt, denen erst 8 Niederlassungen fremder Firmen gegenüberstehen, so macht sich doch deren Wettbewerb in zunehmendem Masse fühlbar. Auf den westlichen Karolinen beginnt der Einfluss eines amerikanischen Geschäftes mit ausgedehntem Wirkungskreis zu überwiegen, auf den östlichen Karolinen streiten sich Deutsche, Engländer, Amerikaner und die rührigen Japaner um den Vorrang. Das einzige spanische Handelshaus auf dem Archipel ist von untergeordneter Bedeutung.

Sind unsere mikronesischen Kolonien alles in allem weit entfernt, im Welthandel eine Rolle zu spielen, so darf man doch über den wirtschaftlichen auch politische Gesichtspunkte nicht vergessen, und gerade

sie sind für den Ankauf der Karolinen und Marianen nicht zum wenigsten entscheidend gewesen. Man kann manchmal die Überzeugung hören, dass wir beide Archipele bloss deshalb genommen hätten, damit sie keiner andern Macht zufielen. Das mag richtig sein. Oft ist es jedoch politisch klug, etwas zu erwerben, nur damit es kein anderer bekommt, und Deutschland musste ein ganz besonderes Interesse daran haben, dass zu einer Zeit, wo alle grossen Handelsstaaten wegen der zukünftigen Bedeutung der Südsee in jenem viel umworbenen Weltmeer nach Besitztiteln streben, kein Keil zwischen seinen melanesischen und ostasiatischen Besitz geschoben wurde, der die Schaffung eines für den weiten Weg zwischen Kaiser Wilhelmsland und Kiautschou so notwendigen Stützpunktes vereitelt hätte. Nachdem wir einmal im Pacific Fuss gefasst haben, wäre es ein schwerer Fehler gewesen, wegen der Geringfügigkeit des Kaufgegenstandes und der Höhe des Kaufpreises das spanische Anerbieten zurückzuweisen, und wir sind unserer Regierung Dank schuldig, dass sie rechtzeitig einer solchen Möglichkeit vorzubeugen wusste.

So aber hat der Gewinn der Karolinen unsern Südseebesitz abgerundet und auf die ungefähre Grösse des Australkontinents erweitert. Freilich bezeichnet das neuerdings so beliebt gewordene Schlagwort Abrundung mehr einen geometrischen Begriff, und diese Abrundung ist nicht einmal vollständig, weil sich inmitten des deutschen Südseeanteils, auf Guam, der besten, grössten und volkreichsten Marianen-Insel, die Vereinigten Staaten als unbequemer Nachbar festgesetzt haben. Auf der andern Seite ist uns durch die neue Erwerbung eine Seeprovinz zugefallen, die, vor den Thoren Chinas sich ausbreitend, trotz ihrer weiten Entfernung von Asien und vom direkten Wege nach Kiautschou die chinesischen Gewässer überwacht und eine fast ganz unter deutschem Einfluss stehende Brücke von Neuguinea nach Deutsch-China schlägt. Ein weiterer nicht zu unterschätzender Vorteil besteht darin, dass uns die Karolinen und Marianen nicht bloss schlechte, von furchtbaren Taifunen, den Geisseln jener Gewässer, bedrohte und an frischem Trinkwasser arme Atollhäfen eingebracht hat, wie wir sie bisher auf der Marshall-Gruppe besassen, sondern sturmsichere Berghäfen im Schutz der wohlbewässerten, fruchtbaren Hochinseln, die nach sachgemässem Ausbau zu Kohlenstationen[1]), Zufluchtsstätten und Ausfallsthoren für

---

[1]) In der kohlenarmen Südsee erlangen Kohlenstationen eine ganz besondere Bedeutung. Unseren maritimen Stützpunkten werden in absehbarer Zeit die deutschen Bergwerke in Schantung die Kohlen liefern, nachdem kürzlich der erste Kohlenzug aus den Gruben von Weishien in Tsingtau eingetroffen ist.

unsere Kriegs- und Handelsschiffe wie geschaffen sind. Vor allem ist der geräumige Hafen Tanapag auf Saipan einer der besten jenes Gebietes, viel besser als alle Küstenplätze des amerikanischen Guam. Nach Fertigstellung des mittelamerikanischen Weltmeerkanals werden sämtliche Südsee-Inseln als Haltepunkte und Zwischenstationen für Kabel- und Schiffahrtslinien, als Kohlenstationen und aus strategischen Gründen erheblich an Wert gewinnen. Da nun die Marianen dank ihrer Lage im Schnittpunkte der grossen pacifischen Zukunftsstrassen zwischen Japan und Australien, zwischen Ostasien und Mittelamerika, zwischen den Philippinen und San Francisco die günstigsten verkehrsgeographischen Bedingungen aufweisen, und da auch die Marshall-Inseln und Karolinen durch eine vom Nicaragua- oder Panamakanal nach den Philippinen gezogene Linie geschnitten werden, so ist zu erwarten, dass sich die wirtschaftlich wenig wichtigen, politisch- und verkehrsgeographisch aber um so wertvolleren Inselwolken unseres mikronesischen Besitzes trotz des unausbleiblichen Wettbewerbs der Vereinigten Staaten zu einem zukunftsvollen Stück deutscher Erde entwickeln werden.

Gleiches gilt von Samoa, dem wegen seiner zentralen Lage schon jetzt eine hohe Bedeutung zukommt. Denn über die reizvolle Inselgruppe, die überdies den einzigen maritimen Stützpunkt Deutschlands im südlichen Pacifik darstellt und wegen ihrer Fruchtbarkeit die gleichzeitige Verpflegung mehrerer Kriegsschiffe gestattet, führt der kürzeste Weg von Hongkong nach Valparaiso. Ebenso wird sie von den Dampfern und unterseeischen Kabeln berührt, die zwischen den Vereinigten Staaten und Kanada einerseits, Australien und Neuseeland andererseits die Wasserwüste des Stillen Ozeans durchkreuzen. Da somit Samoa für den Weg zwischen Amerika und Australien stets eine Hauptstation sein wird, so erklärt es sich, dass die Vereinigten Staaten mit Zähigkeit an der Behauptung der Insel Tutuila festhielten und dass sie Millionen aufwenden, um den ihnen zugefallenen Hafen Pango-Pango zu einem starken Bollwerk auszubauen. Dorthin haben sie auch ihre früher über Apia gehende Dampferlinie verlegt, so dass ein kleiner Anschlussdampfer die deutsche Post nach und von Apia bringen muss, wo das kaiserliche Postamt für Deutsch-Samoa errichtet worden ist. Zur Schaffung eines Gegengewichts ist unsererseits die Anlage eines Kriegshafens, für den wegen der Mangelhaftigkeit der Reede von Apia die einen guten Unterschlupf gewährende Asau-Bucht auf Sawaii (vergl. S. 71) trotz ihrer Abgelegenheit und trotz des Mangels an fruchtbarem Hinterland am geeignetsten erscheint, ebenso notwendig

wie die Gründung einer deutschen Schiffahrtslinie, die unserer jüngsten Kolonie noch völlig fehlt und sie von englischen und amerikanischen Gesellschaften abhängig macht. Doch ist dankbar anzuerkennen, dass sowohl die amerikanische wie die neuseeländische Dampferlinie sich in wirksamer und glücklicher Weise an der Entwickelung der Inselflur bethätigt haben. Das kleine Samoa vermag noch keine Frachten für grosse Dampfer zu sichern, so dass ohne einen ansehnlichen Reichszuschuss die Einrichtung einer deutschen Schiffahrtslinie nicht möglich wäre.

So sehr jedoch Samoa und die andern Südsee-Archipele den zu erwartenden pacifischen Verkehr zu fördern vermögen, ebensowenig darf man deren zukünftige Bedeutung überschätzen. Denn auch nach der Vollendung des Panama- oder Nicaraguakanals wird der europäische und ein Teil des amerikanischen Schiffsverkehrs mit Ostasien nach wie vor den alten kürzeren Weg durch den Suezkanal oder um Afrika herum beibehalten, so dass der mittelamerikanische Kanal niemals die Wichtigkeit des Suezkanals für den internationalen Verkehr erlangen wird. Dann können sich die pacifischen Inseln wegen ihrer Abgelegenheit und räumlichen Kleinheit nie mit den grossen Erzeugungsgebieten der Erde messen, wenngleich ihre wirtschaftliche Entwickelung noch sehr beträchtlich gesteigert werden kann.

Deutsch-Samoa ist wegen des Mangels an Gold und andern Schätzen lediglich eine landwirtschaftliche Kolonie. Unter den Kulturgewächsen stellt auch hier wieder die Kokospalme den für die Eingeborenen wie für die Fremden nützlichsten Baum dar, dessen Erträgnisse den weitaus überwiegenden Anteil an der Ausfuhr ausmachen. Weil aber die Kopragewinnung nicht unerheblichen Schwankungen unterliegt — 1899 fand eine ungewöhnlich reiche Kopraernte statt, die 7792 Tonnen zum Versand brachte, worauf die Erträge infolge schwerer Stürme und anhaltender Dürren, die den Palmen grossen Schaden zufügten, stark zurückgingen —, so wird dadurch die Ausfuhr und von ihr wieder die Einfuhr sehr entschieden beeinflusst.[1]) Man hat deshalb für eine wesent-

[1]) Den Rückgang der Aus- und Einfuhr zeigt folgende Tabelle (in Millionen Mark):

	1897	1899	1900	1901
Einfuhr	1 384 446	1 954 415	2 105 811	1 571 093
Ausfuhr	1 004 032	1 485 416	1 265 799	1 005 897
Summa	2 388 478	3 439 831	3 371 610	2 576 990

Davon entfielen 1900 auf die Ausfuhr von Kopra 1 257 700 Mark, auf diejenige von Kawawurzeln nur 5000 und von Kakao erst 1900 Mark. An der Einfuhr sind in erster Linie

liche Vermehrung der zur Zeit 120000 Stück zählenden Kokospalmen Sorge getragen, indem die Plantagen vergrössert und die Eingeborenen durch entsprechende Verordnungen angehalten wurden, auf ihren brachliegenden Ländereien jährlich mindestens 50 Kokosnüsse auszusäen, so dass sich in absehbarer Zeit die Kopraerzeugung verdoppeln oder verdreifachen wird. Ferner hat man, um die grossen Schwankungen der lediglich auf Kopra beruhenden Ausfuhr auszugleichen und um die gesamte Handelsbewegung zu steigern, dem Anbau anderer tropischer Nutzpflanzen, die bisher gegenüber der Kokospalme eine ganz untergeordnete Rolle spielten, erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt. Auf Grund der gewonnenen Erfahrungen darf man mit gutem Grunde annehmen dass alle feuchttropischen Kulturen, soweit sie nicht an ganz besondere Lebensbedingungen geknüpft sind, in Samoa trefflich gedeihen und reichliche Erträge versprechen, vorausgesetzt, dass ihr Anbau verständnisvoll und umsichtig betrieben und gegen pflanzliche und tierische Schädlinge ausreichend geschützt wird. Für diese Zwecke wäre ein Versuchsgarten, wie sie bereits in unsern andern Kolonien bestehen, von grossem Nutzen.

Von den in Frage kommenden Nutzgewächsen gedeiht der Tabak ausgezeichnet und wird von den Eingeborenen viel und sorgfältig angebaut. Die Baumwolle entwickelte sich ebenfalls vorzüglich und lieferte 1 Million Pfund Wolle. Doch wurde ihre Kultur 1894 wieder eingestellt, weil sie sich zu wenig lohnte und weil in der Zwischenzeit die neu angepflanzten Kokospalmen tragfähig geworden waren. Die Kaffeepflanzungen sind leider durch den gefährlichen Kaffeeschädling Hemileia vernichtet worden. Um so erfolgreicher sind die Anbauversuche mit Zuckerrohr, Thee, Bananen, Apfelsinen und Ananas ausgefallen, und gleiches kann für alle Gewürzpflanzen, wie Ingwer, Muskatnuss, Gewürznelken, Zimmet, Vanille und Pfeffer, ferner für eine ganze Reihe von Flecht- und Fasergewächsen behauptet werden, von denen zahlreiche Vertreter und Abarten als Bestandteile der einheimischen Flora auf der Inselflur wild wachsen. Auch an farbstoff- und gerbstoffhaltigen Pflanzen,

---

Australien und Neuseeland beteiligt, weil sie wegen ihrer Nachbarschaft die meisten Lebensmittel für die Weissen und die bei den Eingeborenen so beliebt gewordenen Hartbrote und Fleischkonserven (vgl. S. 83) liefern. In weitem Abstand folgt Deutschland, das inzwischen die Vereinigten Staaten überflügelt hat. Die Ausfuhr dagegen liegt infolge des entschiedenen Überwiegens der deutschen Pflanzungen verwaltend in deutschen Händen, wie überhaupt die Inselgruppe schon lange vor ihrer endgültigen Besitzergreifung wirtschaftlich in engsten Beziehungen zu Deutschland stand.

an Harz-, Parfümerie- und heilkräftigen Gewächsen ist Überfluss vorhanden, und die Verarbeitung der in vielen Pflanzen reichlich enthaltenen ätherischen Öle dürfte ebenfalls erfolgversprechend sein. Endlich darf man annehmen, dass auch der Urwald eine Anzahl gut verwendbarer Nutz- und Bauhölzer birgt, an deren Verwertung bei den heutigen mangelhaften Verkehrsmitteln allerdings noch nicht zu denken ist.

Die grösste Zukunft hat indes die Kakaokultur, da Samoa wegen seines fruchtbaren Verwitterungsbodens und seines feuchtwarmen Klimas mit den besten Kakaoländern der Welt wetteifert. Da auch der Kakaoverbrauch stetig zunimmt — in Deutschland ist er in der Zeit von 1870—1900 von 0,05 kg auf 0,28 kg für den Kopf gestiegen, und der Wert der in Deutschland verarbeiteten Kakaobohnen beträgt gegenwärtig 28 Millionen Mark —, so haben nicht bloss die auf Samoa thätigen Pflanzungsgesellschaften den augenblicklich sehr lohnenden Kakaobau in grösserem Umfang aufgenommen, sondern 1902 hat sich ausschliesslich zum Zweck der Kakaokultur die deutsche Samoa-Gesellschaft gebildet.

Die günstigen Aussichten und das immer mehr wachsende Interesse für Samoa locken Ansiedelungslustige, darunter nicht zum wenigsten Deutsche, in zunehmender Zahl auf die Inselflur, die noch Tausende von Hektaren unbenutzten, aber anbauwürdigen Landes umschliesst. Ist doch erst der dreissigste Teil des überhaupt benutzbaren Landes in Arbeit genommen worden. Für unternehmungslustige, tüchtige Kolonisten bietet sich hier noch ein weites Feld erspriesslicher Thätigkeit, aber nur für solche, die über genügende landwirtschaftliche Kenntnisse und über ein kleines Kapital verfügen. Denn gerade die Anfänge der Plantageneinrichtung, die Rodung des Urwaldes und das Reinhalten der jungen Pflänzlinge vom üppig wuchernden Unkraut, sind schwierig, mühsam und kostspielig, und die ersten Erträge sind beim Kaffee und Kakao nicht vor vier bis sechs Jahren, bei der Kokospalme nicht vor dem achten Jahre zu erwarten. Um einer ins Ungemessene gesteigerten Bodenspekulation von vornherein einen Riegel vorzuschieben, wie sie früher in hoher Blüte stand, hat das Gouvernement die weise Bestimmung der Samoa-Akte bestehen lassen, nach welcher die Eingeborenen ihr Land nicht mehr an Fremde veräussern dürfen. Denn wenn ein Samoaner sein Grundeigentum verkauft hatte, so pflegte er den Erlös so schnell als möglich durchzubringen und dann in seiner Unkenntnis über Verträge das Land zurückzuverlangen. Ob freilich dieses Verbot dauernd aufrecht erhalten werden kann, ist eine andere Frage. Denn die Samoaner sind nicht im stande, alles Land zu bearbeiten,

und im Interesse der Kolonie kann man nicht zugeben, dass der grösste Teil des kulturfähigen Bodens brach liegen bleibt.

Das in Kultur genommene Land umfasst heute etwa 7500 ha, von denen über 4000 ha mit den Kokosplantagen der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee bedeckt sind: eine erstaunliche Leistung, wenn man die immer schwieriger werdende Arbeitergewinnung und die schweren Schädigungen bedenkt, denen die Pflanzungen durch die unaufhörlichen Wirren der letzten Jahrzehnte ausgesetzt waren (vgl. S. 88). Die Sicherheit des Lebens und Eigentums, welche die Mission angebahnt hatte, und die Leichtigkeit des Grunderwerbs lockten viele Fremde auf die Inselflur, die später der Mittelpunkt für die weit ausgedehnten Unternehmungen des mit der Begründung des deutschen Südseehandels und der wissenschaftlichen Erforschung des Pacifik untrennbar verbundenen Hamburger Hauses Godeffroy wurde. In der richtigen Voraussicht, dass der Wettbewerb nicht ausbleiben würde und dass die Zukunft des Geschäftsbetriebes nur durch die Entwickelung des Plantagenbaues gesichert werden könnte, erwarb die Firma, eine der grossartigsten und genialsten der Welt, die zeitweilig 32 Schiffe im Stillen Ozean laufen liess, auf Upolu und Sawaii umfangreichen Landbesitz, der nach dem beklagenswerten Zusammenbruch des in der Vereinigung kaufmännischen und wissenschaftlichen Geistes einzig dastehenden Hauses 1880 an die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft für die Südsee überging. Die neue Eigentümerin, deren weit verzweigte Handelsbeziehungen sich auf zehn Inselgruppen und sieben Einzelinseln mit über fünfzig Stationen verteilen, hat Samoa als Mittelpunkt beibehalten und den Pflanzungsbetrieb so gefördert, dass er samt allen seinen technischen, maschinellen und Wohlfahrtseinrichtungen für die gesamte Südsee vorbildlich geworden ist. Der ganze Besitz ist eine Musterwirtschaft. Stundenlang fährt man auf guten Wegen durch die einem wohlgepflegten Park vergleichbaren Kokoshaine, grosse Viehherden halten den Grund von Unterholz und Unkraut frei, und zahlreiche Stationen sind über die drei Hauptpflanzungen Vailele, Vaitele und Mulifanua verteilt.

Leider steht auch hier die brennende Arbeiterfrage einer gedeihlichen Entfaltung der trotz ihrer Kleinheit so reichen und vielversprechenden Inselflur entgegen und verlangt dringend nach einer befriedigenden Lösung. Weil Meer und Boden den Eingeborenen alles das, was sie zu ihrem bescheidenen Lebensunterhalt brauchen, freiwillig und ohne sonderlichen Gegendienst in den Schoss werfen, so sind sie zu anhaltender, anstrengender Thätigkeit zu faul geworden und haben

die segensvolle Notwendigkeit des Arbeitenmüssens niemals kennen gelernt. Allerdings hängen die Samoaner mit Liebe an ihren kleinen Pflanzungen und haben am Handel mit ihren Erzeugnissen reges Interesse. Aber von den Fremden fordern sie selbst für die geringste Gegenleistung die unerhörtesten Preise, und wenn sie sich einmal zur Arbeit entschliessen, so lassen sie dieselbe liegen, wann und wo es ihnen gefällt, unbekümmert um irgendwelche Verträge. Wohl ist es geschickten Ansiedlern gelungen, sich einen Stamm erprobter samoanischer Arbeiter zu sichern. Doch ist deren Zahl noch viel zu klein, und die aufgewendeten Kosten sind viel zu hoch, als dass diese Hilfskräfte für einen Plantagenbau grossen Massstabes in Betracht kommen könnten.

Da man aber mit der Anlage von Pflanzungen nicht so lange warten kann, bis die Eingeborenen willige, zuverlässige Arbeiter geworden sind, und da man auf der anderen Seite der Arbeitskräfte notwendig bedarf, so muss man sich nach anderweitigen Bezugsquellen umsehen. Obenan stehen die Bewohner der Melanesischen Inselflur, deren die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft auf Samoa jährlich 600—1000 beschäftigt. Sie haben sich um so brauchbarer erwiesen und waren um so leichter zu gewinnen, eine je bessere Behandlung sie erfuhren. Die Arbeiter z. B., welche die Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft auf den Salomonen und dem Bismarck-Archipel angeworben hatte, waren bei ihrer Ankunft mager, stumpfsinnig und von Hautkrankheiten entstellt. Als sie nach dreijähriger Dienstzeit zur Entlassung kamen, sahen sie dank zweckmässiger Unterbringung und reichlicher Verpflegung wohlgenährt, kräftig und selbstbewusst aus, und viele schlossen sofort einen neuen Vertrag ab, zumal es ihnen gestattet wurde, ihre Familien zu sich zu nehmen. Leider gestaltet sich die Anwerbung immer schwieriger, weil auch die andern Südsee-Inseln in steigendem Masse auf melanesische Arbeitskräfte angewiesen sind und weil trotz aller Vorsicht viele von ihnen in der Fremde zu grunde gehen oder Krankheiten mit nach Hause bringen, so dass die Entvölkerung Melanesiens sichtlich fortschreitet. Die Küstendörfer der Salomonen und des Bismarck-Archipels vermögen bei der gesteigerten Nachfrage schon nicht mehr genug Arbeiter zu liefern, und die in den Urwäldern des bergigen Innern versteckten Ortschaften sind bei der Anwerbung nicht zu erreichen.

Man hat deshalb daran gedacht, malayische, insbesondere javanische Kulis einzuführen. Da jedoch auf den Sunda-Inseln selbst eine starke Nachfrage herrscht, welche die wirklich brauchbaren Arbeiter im Land hält und nur die schlechten, wenig brauchbaren Elemente an die fremden

Kolonien abgiebt, so bleibt nichts übrig, als die viel angefeindeten Chinesen nach Samoa zu bringen, die leicht und in Menge zu haben sind. Die demoralisierenden Folgen einer chinesischen Einwanderung und die durch sie heraufbeschworene Gefahr der Einschleppung des Aussatzes sind nach dem Urteil erfahrener Kenner bei sorgsamer Überwachung und Untersuchung der Einwandernden keineswegs so schlimm, als sie für gewöhnlich hingestellt werden. Denn neben vielen Untugenden hat der Chinese auch viele gute Eigenschaften, unter denen Anspruchslosigkeit, Arbeitsfreudigkeit und Gewandtheit, die ihn zum Landarbeiter ebenso geschickt macht wie zum Viehzüchter, obenan stehen. Für den Kaufmann könnte der geriebene chinesische Händler allerdings ein nicht ungefährlicher Nebenbuhler werden. Dieser Möglichkeit lässt sich indes auf gesetzlichem Wege entgegentreten, indem die Niederlassung chinesischer Kaufleute und die dauernde Ansiedelung chinesischer Einwanderer überhaupt verboten wird. Der verstorbene Otto Ehlers hat auch den Vorschlag gemacht, japanische Kolonisten, die sich auf Hawaii vorzüglich bewährt haben, nach Samoa zu rufen. Da sie aber wahrscheinlich schwer zu haben sein werden, so liesse sich endlich in Erwägung ziehen, ob man nicht diejenigen farbigen Arbeiter gewinnen könnte, die durch Gesetz aus Queensland ausgewiesen sind und deren Eingabe, dort bleiben zu dürfen, abschlägig beschieden wurde.

Um der Spekulation vorzubeugen, hat das Gouvernement das Werbegeschäft in die Hand genommen und beabsichtigt, zunächst chinesische oder javanische Kulis nach Samoa kommen zu lassen. Die Regierung hat damit aufs neue dargethan, wie sehr sie sich ihrer Pflichten bewusst ist. Ebenso hat sie zur Erleichterung des Plantagenbetriebes schwer zugängliche Gegenden durch Weganlagen erschlossen und zwar ohne besondere Kosten und fremde Hilfe, lediglich mit Unterstützung der Samoaner. Eine weitere Neuerung ist die Gründung eines Gouvernementsrates, der als ein beratender Ausschuss von sieben kaufmännischen und landwirtschaftlichen Mitgliedern aus dem Kreise der Kolonisten dem Gouverneur zur Seite steht und die Aufgabe hat, zur Hebung des Handels und der Landwirtschaft die Regierung von Vorschlägen und Anregungen seitens der weissen Ansiedler zu unterrichten.

Über den Angelegenheiten der fremden Bevölkerung hat man aber auch die Wohlfahrt der Eingeborenen nicht vergessen. Im Gegenteil, die Regierung betrachtete es als eine ihrer ersten und vornehmsten Aufgaben, die durch den ununterbrochenen Kriegszustand erregten und verbitterten Gemüter zu beruhigen und zu versöhnen. Hierbei musste

sie mit diplomatischem Geschick und ohne fühlbaren Druck vorgehen, weil ihr besondere Machtmittel nicht zu Gebote standen. Trotzdem hat der neue Gouverneur Dr. Solf dank seiner Umsicht und Erfahrung und dank der berechtigten Rücksichtnahme auf Sitte und Brauch der Eingeborenen unter geschickter Benutzung und gleichzeitiger Entkräftung der bestehenden Parteiverhältnisse mit gutem Erfolg die friedliche, gedeihliche Entwickelung Deutsch-Samoas in die Wege geleitet. Die Entwaffnung der kriegerischen Samoaner, die kein gewaltsamer Eingriff zur Herausgabe ihrer Feuerwaffen und zum Gehorsam zu zwingen vermochte, hat er 1901 ohne Schwierigkeiten und fast vollständig durchgeführt. Die Eingeborenen lieferten gegen eine nicht allzu reichlich bemessene Geldentschädigung ihr kostbarstes Gut, die Gewehre, freiwillig ab, so dass, wenn der immer noch versuchte Waffenschmuggel unterdrückt werden kann, die ewigen Stammesfehden hoffentlich dauernd ein Ende gefunden haben.

Das zweitwichtigste Vorkommnis, zugleich ein neuer Beweis für die rasche Festigung der deutschen Herrschaft, ist die Abschaffung der samoanischen Königswürde und damit die Beseitigung der blutigen Parteizwistigkeiten gewesen, die vor und nach den Königswahlen zwischen den verschiedenen Nebenbuhlern und ihrem Anhang ausgefochten wurden. Statt der Königswürde ist die neue, vom deutschen Kaiser zu besetzende Stellung eines Alii Sili oder höchsten Herrn geschaffen worden, deren Inhaber als Mittelsperson zwischen dem Gouverneur und den Eingeborenen steht, der aber, da er kaiserlicher Beamter ist und als solcher bezahlt wird, alle Anordnungen nur auf Befehl des Gouverneurs treffen darf. Weil der ehemalige König Mataafa auf dem Archipel den grössten Einfluss besass, so ist er mit der neuen Würde betraut und nach anfänglichem Widerstreben ein williges, thatkräftiges Werkzeug des Gouverneurs geworden. Da man den Samoanern aus Zweckmässigkeits- und Ersparnisrücksichten die Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten ganz und gar überlassen hat, so steht dem Alii Sili ein Häuptlingsrat (Faipule) zur Seite. Um die althergebrachten Einrichtungen möglichst zu schonen, sind auch die 11 traditionellen Zusammengehörigkeitsbezirke der Samoaner beibehalten und Bezirkshäuptlingen (Taitai Jtu) unterstellt worden, von denen wiederum die Ortsvorsteher (Pule Nuu) und deren Polizisten (Leoleo) abhängen. Die Verteilung feiner Matten an die Oberhäuptlinge, die Mataafa als Entgeld für seine Wahl zum Alii Sili veranstaltete und die als ein hochpolitischer, aber sehr gefährlicher Staatsakt früher aus Neid und Feindschaft selten ohne ernstliche Verwickelungen abging

(vgl. S. 84), verlief unter dem neuen Regiment zum ersten Male in friedlicher Weise.

Ein weiterer Triumph der rasch erstarkten deutschen Herrschaft ist die anstandslos und allgemein erfolgte Zahlung der aus früheren Zeiten übernommenen, aber nie auch nur annähernd entrichteten Kopfsteuer, der sich die Samoaner um so williger fügten, weil sie ausschliesslich zur Bestreitung der Gehälter für die eingeborenen Beamten und zum Besten der Steuerzahler verwendet wird. Auch die Volkszählung, die als wichtige Unterlage für die Kopfsteuer diente, konnte ohne sonderliche Hindernisse abgehalten werden. Zu den bereits bestehenden Steuern ist eine Waffensteuer hinzugekommen. Ausserdem sind die Einfuhrzölle wesentlich, auf 10% des Wertes, erhöht, dafür aber alle Ausfuhrzölle abgeschafft worden.

So ist auch auf Samoa die deutsche Verwaltung einfach, billig und gut organisiert und hat in kurzer Zeit mit geringen Mitteln Bedeutendes geleistet, so dass der Ausblick auf die Zukunft unseres jüngsten überseeischen Besitzes, der eigentlich unser ältestes Schutzgebiet hätte sein können und gleichsam die Wiege unserer Kolonialpolitik war, gewiss nicht unerfreulich ist. Selbst bei nüchternster Berechnung kommt man zu dem Ergebnis, dass sich Deutsch-Samoa wie unser ganzes Südseereich langsam, aber sicher entwickelt und dass es sich in absehbarer Zeit selbst erhalten wird. Ist doch seine Handelsbewegung schon jetzt fast ebenso gross wie diejenige Neuguineas, der Karolinen und Marianen zusammengenommen. Möge der reich gesegneten Inselflur nach langen trüben Zeiten auch fernerhin ein fröhliches Aufblühen beschieden sein. Denn Samoa ist, um mit Ehlers zu schliessen, des Schweisses selbst der Edelsten wert.

Litteratur-Zusammenstellung.

Die in folgenden Zeitschriften enthaltenen Aufsätze sind nicht namentlich aufgezählt:

Alldeutsche Blätter. Organ des Alldeutschen Verbandes. Berlin.

Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. Berlin.

Ausland, Das. Stuttgart.

Beiträge zur Kolonialpolitik und Kolonialwirtschaft. Herausgegeben von der Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin.

Deutsches Kolonialblatt. Berlin.

Deutsche Kolonial-Zeitung. Organ der Deutschen Kolonialgesellschaft. Berlin.

Export. Berlin.

Globus. Braunschweig.

Internationales Archiv für Ethnographie. Leiden.

Koloniale Zeitschrift. Herausgegeben von G. Meinecke. Berlin.

Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten. Berlin.

Questions diplomatiques et coloniales. Paris.

Der Tropenpflanzer, Zeitschrift für tropische Landwirtschaft. Organ des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees. Berlin.

Zeitschrift für Ethnologie. Berlin.

I. Allgemeines.

K. Andree, Das Erwachen der Südsee. In: Geographische Wanderungen, Bd. 2 (Dresden 1859), S. 308—349.

A. Annoni, I nuovi acquisti coloniali della Germania. L'Esplor. commerciale Milano 1899, S. 330 fg., 363 fg.

M. Brose, Litteraturverzeichnis über die Karolinen-, Palau- und Marianen-Inseln. Dtsch. Kol.-Ztg. 1899, S. 234—235, 241—242, 259—260 (enthält u. a. die spanische Litteratur über die Karolinen und Marianen).

— —, Die deutsche Koloniallitteratur im Jahre 1899. Beitr. z. Kol.-Politik u. Kol.-Wirtsch., Bd. 2 (1900/01), S. 47—51.

K. Dove, Wirtschaftliche Landeskunde der Deutschen Schutzgebiete, S. 68—77. Hubertis Moderne Kaufmännische Bibliothek. Leipzig 1902.

R. Fitzner, Deutsches Kolonial-Handbuch. 2. Auflage. Berlin 1901. Bd. II, S. 70—86, 107—127; Ergänzungsband I (1902), S. 39—44, 48—50.

J. Joubert, Les nouvelles possessions allemandes en Océanie. Bull. Soc. d'Études col. et marit. Paris 1899, S. 261 fg.

K. E. Jung, Der Weltteil Australien. Bd. 3, S. 231—280; 4, S. 241—258. Leipzig 1883.

J. F. G. Közle, Neuer Wegzeiger für die Deutschen Schutzgebiete in Afrika, der Südsee und Ostasien, S. 79—106. Stuttgart 1900.

G. Meinecke, Die deutschen Kolonien in Wort und Bild, S. 87—95. Leipzig 1899.

C. Meinicke, Die Inseln des Stillen Ozeans. 2 Bde. Leipzig 1888.

W. Sievers, Australien und Ozeanien. 2. Auflage. Leipzig und Wien 1902.

A. Seidel, Deutschlands Kolonien. Koloniales Lesebuch für Schule und Haus, S. 251—284. Berlin 1902.

A. Tromnau, Japan und die deutschen Interessen in der Südsee. Ztschr. f. Schulgeogr. 1900, S. 129—135.

E. Zimmermann, Die Bedeutung der neuen Erwerbungen in der Südsee. Dtsch. Wochenblatt 1899, S. 1077.

II. Karolinen und Marianen.

A. Bastian, Die Religion der Palauer. Berlin 1882.

— —, Die mikronesischen Kolonien aus ethnologischen Gesichtspunkten. Berlin 1900.

M. de Bérard, Note sur les îles Mariannes, Carolines et Palaos. Bull. Soc. Géogr. Comm. Paris 1899, S. 34 fg.

R. v. Bieberstein, Der Wert der Karolinen. Gegenwart 1899, S. 369—370.

F. Blumentritt, Die spanischen Ansprüche auf die Karolinen. Mtlgn. K. k. Geogr. Ges. Wien 1885.

— —, Die Marianen und Karolinen. Daheim 1899, S. 684—687.

A. v. Chamisso, Reise um die Welt in den Jahren 1815/18. Chamissos Werke, 2. Bd. Elberfeld, o. J.

F. W. Christian, The Caroline Islands. Scott. Geogr. Mag. 1899, S. 169 fg.

— —, Exploration in the Caroline Islands. Geogr. Journal 13 (1899), S. 105—136.

— —, The Caroline Islands. London 1899.

A. Daiber, Eine Australien- und Südseefahrt, S. 282—307. Leipzig 1902.

F. Delisle, Les îles Mariannes. Bull. Soc. Géogr. Comm. Paris 10 (1888), S. 68 fg.

L. Eisenreich, Aus der Palaugruppe. Gäa 25 (1889).

O. Finsch, Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Wien 1893.

O. Finsch, Karolinen und Marianen. Virchow u. Holtzendorffs Smlg. gemeinverst. wiss. Vorträge Heft 331/332. Hamburg 1900.

L. Friederichsen, Über die Ruinen von Nanmatal auf der Insel Ponape. Zweiter Jahresb. Geogr Ges. Hamburg 1875, S. 83—96.

M. Friederichsen, Die Karolinen. Sonderabdruck aus den Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 17 (1901).

G. Gerland, Die Mikronesier und nordwestlichen Polynesier. Fortsetzung von Waitz, Anthropologie der Naturvölker V, 2. Abtlg. Leipzig 1870.

U. v. Hassell, Die Karolinen-, Marianen- und Palau-Inseln. Allg. Konservat. Monatsschr. 1899, S. 735 fg.

F. Hernsheim, Südsee-Erinnerungen. Berlin 1885.

Die Karolinen. Archiv für Post u. Telegr. 1899, S. 860 fg.

A. Kirchhoff, Sind die Karolinen ein wertvoller Erwerb? Deutsche Stimmen 1 (1899), S. 229—233.

— —, Streifzüge durch den Karolinen-Archipel. Die Natur 1899, S. 532—536.

— —, Umrisse zu einer Landeskunde der Karolinen. Geogr. Ztschr. 1899, S. 545—562.

F. H. v. Kittlitz, Denkwürdigkeiten einer Reise nach dem russischen Amerika, nach Mikronesien und durch Kamtschatka. 2 Bde. Gotha 1858.

J. Kubary, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis der Karolinischen Inselgruppe und Nachbarschaft. Berlin 1885.

— —, Beitrag zur Kenntnis der Nukuoro- oder Monte Verde-Inseln (Karolinen-Archipel). Mtlgn. Geogr. Ges. Hamburg 16 (1900), S. 71—138.

— —, Ethnographische Beiträge zur Kenntnis des Karolinen-Archipels. 3 Hefte. Leiden 1889—95.

Die anderen Arbeiten Kubarys sind meist enthalten im Journal des Museums Godeffroy.

Die Ladronen (Marianen). Dtsch. Rdsch. f. Geogr. u. Statistik 21 (1899), S. 181 fg.

P. Langhans, Karte der deutschen Verwaltungsbezirke der Karolinen, Palau und Marianen. Mit statistischen Begleitworten. Gotha 1899.

A. Marche, Rapport général sur une mission aux îles Mariannes. N. Arch. Miss. sc. et lit. Paris 1 (1891), S. 241—280.

— —, Notes de voyage sur les îles Mariannes. Bull. Soc. Géogr. Comm. Havre 1898/99, S. 49, 65.

W. H. Maxwell, On the Caroline Archipelago. Proceed R. Geogr. Soc. London 1882, S. 92 fg.

Th. Muir, The Caroline Islands. Scott. Geogr. Mag. 1 (1885).

E. Oppermann, Die Karolinen und Marianen. Ztschr. f. Schulgeogr. 20 (1899), S. 321—325.

M. Prager, Reisen durch die Inselwelt der Südsee. Kiel 1899.

A. Renouard, Les îles Carolines. Bull. Soc. Géogr. Lille 4 (1885), S. 468 fg.

S. Ruge, Geschichte der Entdeckung der Karolinen. Allg. Ztg. München 1885, Nr. 324.

A. Schück, Die astronomischen, nautischen und geographischen Kenntnisse der Bewohner der Karolinen- und Marshall-Inseln. Aus allen Weltteilen 13 (1882), S. 51, 242.

J. Servigny, L'Océanie Allemande. Les Carolines, Mariannes, Palaos. Rev. française de l'Étr. et des Col. 24 (1899), S. 400—408. Mouv. Géogr. Bruxelles 1899, S. 341 fg.

K. Semper, Die Palau-Inseln im Stillen Ozean. Leipzig 1873.

H. Singer, Die Karolinen. Globus 76 (1899), S. 37—52.

A. W. Taylor, Les îles Carolines. Paris 1890.

G. Volkens, Einige Ergebnisse einer Reise nach den Karolinen und Marianen. Vhdlgn. des 13. Deutschen Geogr.-Tages. Berlin 1901, S. 167—179.

— —, Über die Karolineninsel Yap. Vhdlgn. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1901, S. 62—76.

J. Wheeler, Report of the Island of Guam. Washington 1900 (Auszug in: Beitr. z. Kol.-Politik u. Kol.-Wirtsch. 3 [1902/3], S. 6—9).

A. Wichmann, Die Mapia- oder Bunai-Inseln. Geogr. Mtlgn. 1900, S. 66—69.

III. Samoa-Inseln.

A. Bastian, Die Teilung der Erde und die Teilung Samoas. Berlin 1899.

R. Deeken, Manuia Samoa. Reiseskizzen und Beobachtungen. Oldenburg 1902.

O. Ehlers, Samoa, die Perle der Südsee, à jour gefasst. Berlin 1895.

Die Generalakte der Samoa-Konferenz, mit einer Karte der Samoa-Inseln. Berlin 1899.

100 Tage auf den Samoa-Inseln. Deutsche Marinezeitung 1899, S. 326 fg.

A. Krämer, Die wirtschaftliche Lage auf Samoa und in der umgebenden Südsee. Geogr. Ztschr. 1899, S. 489—508.

— —, Die angeblichen Hebungen und Senkungen in Samoa. Geogr. Mtlgn. 1900, S. 8—12.

— —, Die Samoa-Inseln. Entwurf einer Monographie mit besonderer Berücksichtigung Deutsch-Samoas. Bd. 1. Stuttgart 1901.

G. Kurze, Samoa. Das Land, die Leute und die Mission. Berlin 1900.

C. Marquardt, Zur Lösung der Samoafrage. Berlin 1899.

— —, Der Kampf um und auf Samoa. Berlin 1899.

— —, Die Tätowierung beider Geschlechter auf Samoa. Berlin 1899.

F. Reinecke, Die Flora der Samoa-Inseln. Englers Bot. Jahrbücher, Bd. 23, Heft 3 (1896); Bd. 25, Heft 5 (1898).

— —, Samoa. Süsseroths Kolonial-Bibliothek, Bd. 3/4. Berlin 1902.

Samoa. Freimütige Äusserungen über diplomatische und völkische Weltpolitik. Berlin 1899.

M. Schanz, Australien und die Südsee. Berlin 1901, S. 209—259.

R. Schmidt, Deutschlands Kolonien, Bd. 2, S. 413—429. Berlin 1895.

G. Wegener, Samoa, Land und Leute. Ztschr. d. Ges. f. Erdk. Berlin 1902, S. 411—419.

